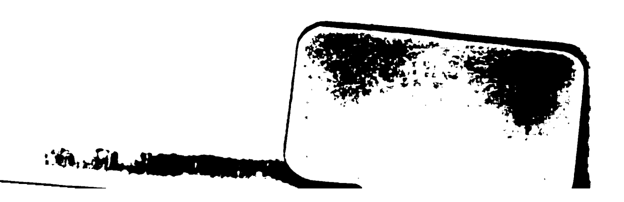



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Ausgewählte
deutsche Dichtungen

für

Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

von

Lic. Dr. Karl L. Leimbach,
Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar.

Erster Band.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.



Kassel, 1882.
Verlag von Theodor Kay,
Königl. Hof=Kunst= und Buchhandlung.



Ernst Moritz Arndt.

1. Des Deutschen Vaterland 1813.*)

[Gedichte. Neue Auswahl. Leipzig, Weidmann 1850. S. 29.]

1. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

2. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

3. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

4. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

5. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

6. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

7. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

8. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo walsch und falsch hat gleichen Klang,
Und deutsch meint Herzensüberschwang —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

9. Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gieb uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

*) Und zwar im Anfange des Jahres 1813 gedichtet.

1. Grundgedanke: Das ganze Deutschland ist das Vaterland des Deutschen; nicht einzelne Teile des bisher so sehr zerstückelten und zerklüfteten Landes, und wenn diese einzelnen Teile noch so schön und reich waren und das Herz des Bewohners an den Boden der Heimat ketteten, sondern das geeinte und gekräftigte Alldeutschland. Denn so groß die Verschiedenheit des Preußen und des Schwaben, des Baiern und Steiermärkers, des Pommern und Westfalen, des Schweizers und Tirolers und Oesterreichers sein mag, so groß die Unterschiede in der Lebensart zwischen dem Rheinländer, der seine Weinberge bebaut, und dem Schleswiger, welcher dem Fischfange obliegt, zwischen dem Marschbewohner (in der Gegend zwischen Lippe und Ems), der von der Viehzucht lebt, und dem Bewohner der Mark in Westfalen, welcher mit Bergbau und Hüttenbetrieb sein Brot erwirbt, zwischen dem Bewohner der unfruchtbaren Dünen am Nord- und Ostseestrande und dem Anwohner des fruchtbaren Donaustromes auch sein mögen und sind: ebenso groß und noch größer ist das, was alle die verschiedenen Deutschen eint: deutsche Sprache, deutsche Frömmigkeit, deutsche Treue, und Liebe, deutsche Wahrheit und Herzlichkeit, deutscher Mut. Und darum muß es das Sehnen aller deutschen Herzen, ihr Ziel und Streben, ja ihr ernstes Gebet sein: ein einiges Deutschland zu haben. Der Sänger erhofft dasselbe von Gottes Gnade, wenn nur alle Deutschen eins sind im Haß gegen das Fremde, Falsche, Feindliche, eins in der treuen Liebe gegen ihr gemeinsames großes Vaterland.*)

2. Zur Würdigung: Das Lied war früher das Lieblingslied der Deutschen; der Eindruck, den es bei seinem Erscheinen machte, war ein durchschlagender, überwältigender. Lange Zeit hat das Lied sich in dieser Gunst erhalten, bis die neuere Zeit aus mehr als einem Grunde von dem Liede sich abwandte. Vielen ward die Nennung des Namens Oestreich in diesem Liede unbequem, anderen schien sie sogar gefährlich oder doch politisch bedenklich; anderen wieder sagte der entschieden christliche Ton, welcher die Schluß- und Hauptstrophen beherrscht, nicht zu; noch andere hatten sich an diesem Liede müde gesungen und waren froh, ein anderes, wie Schneckenburgers: „Es braust ein Ruf ꝛc." oder Hoffmanns: „Deutschland, Deutschland über alles" substituieren zu können. Und jetzt kam auch die Kritik zu der allerdings etwas späten Erkenntnis, daß die Komposition verfehlt sei: „Dieses Lied, das beinahe zur deutschen Marseillaise geworden ist, hat seinen rauschenden Beifall neben seiner Kraftsprache nur der Grundidee zu verdanken, die damals den Nagel auf den Kopf traf, nämlich der Idee der Einheit Deutschlands. Was aber die künstlerische Ausführung derselben betrifft, so ist sie wohl verfehlt, insofern hier eben in der poetischen Geographie, die das Lied enthält, nur zu sehr an die Zerstückelung unseres Vaterlandes erinnert und dadurch

*) Ueber wälsch und Tand siehe das 4. Generalregister!

die Wirkung der Grundidee aufgehoben wird." (Barthel, deutsche Nationallitt. der Neuzeit. 9. Aufl. 1879. S. 151.) Dies Urteil scheint mir zu hart. Die Mannigfaltigkeit der deutschen Volksstämme, ihre Eigentümlichkeiten, ihre besondere Gabe und Art, Entwickelung und Geschichte wollen wir gern und freudig anerkennen und wünschen sie nicht verwischt zu sehen; aber über der Heimat stehe das Vaterland, und dem Partikularisten möchten wir noch heute zurufen: „Nein, nein, nein! das Vaterland muß größer sein!" Andererseits aber dürfen wir auch, um dem alles nivellierenden und uniformierenden Geiste gegenüber auf den Wert der Stammesart und Stammeseigentümlichkeiten hinzuweisen, sagen: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin." Für Arndt lag kein Bedürfnis und Beruf vor, das letztere vor dem ersteren zu betonen; seine Aufgabe war, die Deutschen zusammenzuschmieden zu einem freien und starken Volke, und zwar durch die Hammerschläge seiner Lieder, und das hat er vermocht und somit den Nagel auf den Kopf getroffen. —

Allerdings ist für Arndts vaterländische Poesie charakteristisch, daß sie neben der feurigsten Vaterlandsliebe auch den stärksten Franzosenhaß ausatmet; ja es ist kaum ein Gedicht aus seinem Munde zu denken, in welchem nicht von dem Hintergrunde dieses Hasses gegen alles Wälsche, gegen die Franzosen, sein Preis des Echtdeutschen sich abhebt; aber mit ihm darob rechten wollen darf der nicht, welcher jene Zeit der Schmach Deutschlands und des Übermutes der Franzosen nicht miterlebt, welcher jene Schmach nicht in gleicher Weise, wie er, getragen hat. Schließlich war Arndts Haß doch kein persönlicher, sondern ein in der Liebe zu seinem Volke gewurzelter, ein Haß, welcher der Nation galt, von welcher damals über Deutschland alle Übel ausgegossen wurden: Unglaube und Unzucht, Ohnmacht und Knechtschaft, Servilismus und Lüge.

---

2. Die Leipziger Schlacht 1813

[Gedichte. Neue Auswahl. Leipzig 1850. S. 48.]

1. Wo kommst du her in dem roten Kleid,
Und färbst das Gras auf grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so rot.

2. Sag' an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauret das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig der Stadt.

3. Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der weiten Welt
Und zogen gegen Franzosen aus,
Die Russen, die Schweden, die tapfren Preußen
Und die nach dem glorreichen Oestreich heißen,
Die zogen all' aus.

4. Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eisenhand?
Die Wälschen hat Gott wie die Spreu verstreut,
Die Wälschen hat Gott verweht wie den Sand,
Viel Tausende decken den grünen Rasen,
Die übrig geblieben entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

5. Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Cymbeln hell,
Habe Dank der Mähr von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräuten die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in späten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

6. O Leipzig, freundliche Lindenstadt!
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal;
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Zum Verständnisse: Der Prophet Jesaias fragt im 63. Kap.: „Wer ist der, so von Edom kommt, mit rötlichen Kleidern von Bazra"? — „Warum ist denn dein Gewand so rotfarb, und dein Kleid wie eines Keltertreters"? An diese Worte dachte ohne Zweifel der Dichter, indem er jenes Zwiegespräch zwischen ihm und einem, der den Kampf bei Leipzig mitgestritten hatte, begann. Der Kampf bei Leipzig ist zu bekannt, und es bedarf nicht eines größeren Schlachtberichtes zum Verständnisse dieser Dichtung; bemerkt sei nur, daß der Dichter in den beiden ersten Versen der vier ersten Strophen fragt, der verwundete Krieger in den größeren Hälften jener vier Strophen die Antwort erteilt. Die beiden letzten Strophen enthalten des Dichters Dank für die Nachricht, Freude über den Sieg, Trost über die Verluste, Preis der Stadt Leipzig.*) Erst allmählich erfährt der Dichter und erfahren wir durch ihn, daß eine große Schlacht geschlagen worden sei (Str. 1), daß das Schlachtfeld bei Leipzig zu finden sei (Str. 2), daß da Schweden, Russen, Preußen und Oestreicher**) gegen die Franzosen gefochten haben (Str. 3) und daß die

*) Leipzig = Lindenstadt. Wendische Sorben gründeten Leipzig und nannten das Fischerdörfchen nach lip oder lipa (die Linde) Lipsk; hieraus ist Leipzig geworden.

**) Der Dichter spendet Oestreich wohl mit einer gewissen Absicht besonderes Lob; es erklärt sich dasselbe aus der Freude darüber, daß Oestreich sich der großen Sache des Kampfes wider Napoleon angeschlossen hat, nicht aber aus einer besonderen Vorliebe gerade für diesen Stamm. In dem Liede: Was ist des Deutschen Vaterland? (Str. 5.)

letzteren gänzlich besiegt worden seien (Str. 4). Um so größer ist die Freude am Ende, wo uns die volle, herrliche Wahrheit nicht mehr vorenthalten werden kann. Wie groß mag des Dichters Freude bei der ersten Kunde jenes großen, in der Geschichte nicht erhörten Kampfes, jenes entscheidenden, in der Gegenwart kaum erhofften Sieges gewesen sein! — Und wie schön spricht er in Str. 4 aus, daß wir nicht unserer Kraft den Sieg verdanken, sondern der Kraft des mit uns streitenden Gottes!

---

3. Bundeslied. 1814.

[Gedichte. Neue Auswahl. 1850. S. 55.]

1. Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit hehrem heiligen Gefühl;
Drum soll die volle Brust erklingen
Ein volles, helles Saitenspiel.

2. Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammenglanz erschienen war,
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

3. Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

4. Das Dritte, deutscher Männer Weide,
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n,
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um hohen Tod zu werben
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

5. Das Vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort;
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

6. Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

[...]lobt der Dichter ähnlich, aber auf Hoffnung. Denn noch war Oestreich dem großen Bunde nicht beigetreten, als Arndt sein Lied dichtete.

Unter dem Eindruck der großen, das Herz eines Arndt, des eifrigsten deutschen Patrioten, mächtig bewegenden Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 ist dies Lied gedichtet worden. Und noch jetzt macht dasselbe, zumal von einem „starken deutschen Männerchor", welcher für das Ideale begeistert ist, in der Komposition von Karl Groos gesungen, einen erhebenden Eindruck. Es ist gewissermaßen eine Aufforderung zum Gebet und eine Belehrung über den Inhalt des Gebetes. Und was soll unser Gebet enthalten?

1. Einen Dank gegen Gott, der sich uns aufs neue offenbart hat, dessen Allmacht und Vorsehung uns in der Vernichtung unseres trotzigen Feindes und in der Vereinigung und Kräftigung des Vaterlandes kund wurde. (Der Dichter denkt offenbar an die Gottesoffenbarung in Horebs feurigem Busche Mose gegenüber und vergleicht mit dieser das Heraustreten der Gottesherrlichkeit in dem Flammenglanze Moskaus und so mancher brennenden Städte und Dörfer, welche Zeichen des Waltens Gottes sind, der die Feinde niederwirft und unser lange geschwächtes, geknechtetes Volk wieder zu Ehren bringt.)

2.*) Einen Wunsch für das herrliche Vaterland. Er wünscht seinen Feinden und Verächtern Verderben, Glück aber allen denen, welche für dasselbe sich selbst zu opfern bereit sind; er wünscht endlich dem Vaterlande eine lange, kraftvolle und ehrenreiche Zukunft, in welcher die Nachbarn es um seiner Tugenden (Vorzüge) willen**) bewundern, die eigenen Söhne es deswegen lieben, weil Redlichkeit und Recht wieder im Volke herrschen.

3. Ein Gelübde, das Gut der Freiheit, das neu geschenkte und darum besonders lebhaft begrüßte („am hellsten solls geklungen sein"), zu bewahren. Freiheit soll der Deutschen Seelenspeise, Freiheit ihre höchste Freude und das Gut sein, welches sie an erster Stelle nennen, und für welches sie lebend und sterbend das Größte opfern. Für sie zu sterben soll dem Deutschen Ehre und Lust sein. Denn dieser Tod ist ein hoher zu nennen. (Wir denken an Schenkendorffs:

> Für die Kirchenhallen, für der Väter Gruft
> Für die Liebsten fallen, wenn die Freiheit ruft, —
> Das ist rechtes Glühen frisch und rosenrot,
> Heldenwangen blühen schöner auf im Tod.***)

4. Ein Gelübde, die alte deutsche Treue und den alten deutschen Glauben wieder zu erneuen. In ihrem Bestande ruht der Bestand des Bundes und des Reiches. Treue üben wir gegen die Menschen, im Glauben erfassen wir Gott; treu sind wir, wenn wir unser Wort halten, gläubig, wenn wir uns an Gottes Wort

---

*) Ganz logisch ist es nicht zu sagen: Der erste Dank, der zweite Wunsch; der Dichter meint: das Erste sei Dank! das Zweite sei ein Wunsch!

**) So ist das „durch" wohl zu erklären.

***) Freiheit (Gedichte, hsg. von Dr. A. Hagen, 1871. Stuttgart. S. 29—30.)

festhalten. Das Schlußwort ist ein mächtiger Akkord der Treue und des Glaubens. Beide sind eines Wesens und sonst auch eines Namens (fides = Glaube, Treue); das Wort, durch welches wir unsern Bund gründeten, wollen wir halten und damit uns treu erweisen; das Wort des Heils, welches uns Gott darreicht und keine Macht der Finsternis wegnehmen kann, wollen wir glauben. Ist Gott in unserem Bunde, so kann derselbe durch keine Macht der Erde zerstört oder geschädigt werden.

---

4. Warum rufe ich? (1837.)

[Gedichte. Neue Auswahl. 1850. Leipzig. S. 76.]

1. Und rufst du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht rasten?
Und doch wie bald umrollt der Sand
Des Grabes deinen Leichenkasten;
Die nächste Ladung trägst du schon
Geschrieben hell auf weißer Scheitel,
Gedenk des weisen Salomon,
Gedenk des Spruches: Alles eitel!

2. Ja darum ruf ich Vaterland
Und Freiheit, dieser Ruf muß bleiben,
Wann lange unser Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben;
Wann unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen,
Sei dieses Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgesungen.

3. Ja, darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verschweben,
Muß dies die große Sonne sein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben;
Drum müssen wir an diesem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geisterau
Einst selig können niederschauen.

4. O Vaterland, mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sei alles eitel, alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben —
Du wirst Jahrtausende durchblühn
In deutschen Treuen, deutschen Ehren,
Wir Kurze müssen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

Gedankengang: Warum in aller Welt rufst du nur immer Vaterland und Freiheit? Du hast es ja in deinem Leben sattsam erfahren, wie gefährlich und schädlich dieser Ruf war, und bis jetzt hast du auch keinen Erfolg deines Rufens gesehen; und andererseits: Denkst du nicht an deinen nahen Tod? Du bist 68 Jahre alt — was kann dir an Deutschlands Freiheit noch liegen? (Str. 1.) — Der Dichter antwortet: Eben darum, weil ich nahe an des Grabes Pforte stehe, rufe ich Vaterland und Freiheit. Unser Staub mag längst verweht, unser Name längst verklungen sein, dann soll eben dieser Klang noch von Millionen nachgesungen werden. (Str. 2.) Eben darum singe ich, ein Sterbender, von diesen beiden Gütern, die doch nur eins sind, weil dieses freie

Vaterland die Grundbedingung alles glücklichen Lebens unserer Nachkommen ist, und weil dieses Werk erbaut zu haben eine Freude ist, welche auch in der Ewigkeit uns noch bewegen darf und wird. (Str. 3.) Ja das Vaterland ist ein heiliges*) Gut, wenn wir es recht verstehen, nicht heilig durch und an sich, sondern heilig als Gottes Gabe, und so kann der Dichter in seiner hohen Vaterlandsliebe auf sein Leben, auf seines Namens Nachruhm verzichten und will es gern, wenn er nur sein Vaterland erneut im alten Glauben und zu neuen Ehren vom Orte der Seligen aus schauen kann. Kurz darf unser irdisches Leben sein, die Liebe, welche uns erfüllt (auch die zum Vaterlande), wird nicht aufhören. (Str. 4.)**)

Biographie des Dichters.

Ernst Moritz Arndt wurde am 26. December 1768 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren. Sein Vater war Gutsverwalter daselbst, später Gutspächter zu Dumseritz und seit 1780 in der Nähe von Stralsund. Erst im Jahre 1787 ermöglichten es Freunde der Familie dem über 16 Jahre alten Arndt, daß er das Gymnasium zu Stralsund besuchen konnte. Doch schon nach drei Jahren erreichte der ebenso begabte als fleißige Jüngling das Ziel der Anstalt und, nachdem er eine Zeitlang im elterlichen Hause (jetzt zu Löbnitz) studiert hatte, bezog er die Universität Greifswald 1791 und später (1793) Jena und widmete sich dem Studium der Theologie, Philosophie und Geschichte. Im Jahre 1794 kehrte er ins elterliche Haus zurück und wirkte in der Heimat als Hauslehrer, unterrichtete besonders auch seine jüngeren Geschwister und später im Hause des Dichters Kosegarten auf Rügen. Dort predigte er auch zuweilen „mit Schall und Beifall". Da er sich aber zum Eintritt in ein Pfarramt nicht entschließen konnte, begab er sich auf Reisen, durchwanderte, an Strapazen von frühester Jugend auf gewöhnt, Schweden, Deutschland, Oestreich, Ungarn, die Schweiz und war eben in Italien, als der Krieg dort ausbrach und ihn zwang, über Frankreich nach Hause zurückzukehren. Einen eigentlichen Reiseplan hatte er nicht gehabt; so war der Ertrag der Reise eben nur Menschen- und Länderkenntnis, aber dieser

*) Dies Wort heilig braucht vom deutschen Vaterlande auch Max von Schenkendorf, z. B.: Frühlingsgruß an das Vaterland, Str. 3: Ist auch heilges deutsches Reich. Schenkendorf nennt auch die Frucht des Weinstocks ebenda (Str. 7) heilig und sagt weiter: „Unsres Kaisers heil'ge Pracht" (Str. 6.)

**) Ich habe nicht ohne Grund dieses Gedicht mit zur Besprechung herangezogen, obgleich der Inhalt vielen überschwänglich, manchen auch vom christlichen Standpunkte aus bedenklich erscheinen mag. Arndt war ein aufrichtiger, treuer, im Christenglauben tief eingewurzelter Mann. Und wenn er doch so schrieb, wie wir es oben lesen, dann erklärt sich das daraus, daß er seine Arbeit am und fürs Vaterland eben als seinen Beruf, als seine Lebensaufgabe faßte. Die Vaterlandsliebe war nicht eine seiner Eigenschaften, sondern der Grundzug seines Wesens; sie lag nicht in der Peripherie, sie bildete vielmehr das Centrum seines Seins, Denkens, Handelns.

Ertrag war doch bedeutend genug, so daß er fast unmittelbar nach seiner Rückkehr sich als Privatdocent der Geschichte zu Greifswald habilitieren konnte. Zehn Jahre hat er hier gelehrt; im Jahre 1806 wurde er zum außerordentlichen Professor der Geschichte ernannt. In jener Zeit aber hatte Arndt sein Buch „Geist der Zeit“ veröffentlicht, welches ebenso freimütig Napoleon angriff, als es die Schmach Deutschlands rücksichtslos aufdeckte und rügte. Den Zorn des großen Eroberers sollte Arndt bald fühlen. Nach der Schlacht bei Jena mußte er fliehen. Nachdem er mehrere Jahre in Schweden in der Verbannung gelebt hatte, kehrte er 1810 unter dem angenommenen Namen Sprachmeister Allmann nach Berlin zurück. Das Heimweh hatte ihn zurückgetrieben. Vater und Mutter traf er nicht mehr am Leben. In demselben Jahre nahm er auch seine Stelle in Greifswald wieder ein, da Vorpommern den Schweden ausgehändigt war; aber er floh abermals, als Napoleon seinen großen russischen Feldzug rüstete und zwar diesmal über Breslau, wo er mit den Reorganisatoren Preußens Scharnhorst, Gneisenau, Blücher in Verbindung trat, und dann in Vermummung und unter vielen Abenteuern über Böhmen, Mähren, Galizien nach Rußland. Einige Tage vor dem Heere Napoleons traf er in Smolensk ein. Jetzt lernte er den Minister von Stein kennen, welcher in Rußland viel an der Niederwerfung des gemeinsamen Todfeindes arbeitete. Stein stellte Arndt, welcher sein Gehalt aus russischen Kassen weitererhielt, in seine Dienste, und er blieb fortan bis nach Frankreich hinein Steins Begleiter. Als er mit ihm den deutschen Boden wieder betrat, trug er durch Prosa und besonders durch seine packenden, Mut und Begeisterung ausstrahlenden und weckenden, von echter Volksmäßigkeit, derbem Humor und vor allem energischem Franzosenhasse erfüllten Kriegslieder wesentlich zu jener Erhebung des preußischen Volkes bei, welche der Anfang der Befreiung Deutschlands vom Joche des fremden Zwingherren geworden ist. Nach den Befreiungskriegen finden wir ihn am Rheine zu Köln mit der Herausgabe einer Zeitschrift: Der Wächter beschäftigt; im Jahre 1817 ließ er sich in Bonn nieder und verheiratete sich (seine erste in Greifswald gefundene Gemahlin hatte er sehr bald nach der Verheiratung durch den Tod verloren) mit der jüngsten Schwester des großen Philosophen und Theologen Schleiermacher. Im Jahre 1818 ward er zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Bonn ernannt. Aber schon 1819 verwickelte man ihn in eine Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe, suspendierte ihn vom Amte und setzte ihn auch nicht wieder ein, als er nach längerer Untersuchung wegen der ihm zur Last gelegten Vergehen freigesprochen worden war. Doch blieb er im Genusse seiner Besoldung, während man seine im Beginne der Untersuchung konfiscierten Papiere ihm vorenthielt. Arndt kaufte sich in Bonn an der Koblenzer Straße an und bebaute seinen Weinberg. Eine schwere Zeit durchlebte fortan der wackere Mann. Einer der schwersten Schicksalsschläge war der Tod seines jüngsten Sohnes, seines Lieblings,

welcher im Rheine vor den Augen des Vaters beim Baden ertrank. Arndt flehte knieend am Ufer des Rheines für die Seele des so plötzlich abgerufenen Sohnes. — Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. (1840) brachte für Arndt eine Wendung zum Guten. Er wurde in sein Amt wieder eingesetzt, seine Manuskripte wurden ihm wieder zugestellt. Im Jahre 1841 ward er zum Rektor der Universität erwählt und ernannt. — Das Revolutionsjahr zog ihn wieder in die eigentliche politische Thätigkeit. Er ward Mitglied des deutschen Parlaments. Aber der Geist, welcher dort herrschte, war nicht der seine. Als er gar den großen Schmerz erfahren hatte, daß der König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angetragene konstitutionelle Erbkaiserwürde ablehnte (Arndt gehörte zu den Abgesandten des Parlamentes), da legte er seine politische Würde nieder. Und doch vermochte er seine Hoffnungen auf Deutschlands Einigung nicht fahren zu lassen, wie aus folgendem Gedichte hervorgeht:

Deutsche Klage.

[Gedichte. Neue Auswahl. S. 110.]

O Germanien, keinen Kaiser
Kannst du finden? keinen Stolzen?
Wo sind deine Eichenwälder?
Giebt's nur Ebenholz zu holzen?

Sind mit ihren Wiegenschlössern
Die Geschlechter auch verwittert?
Und wird bang in kleinen Herzen
Um das Kleine nur gezittert?

Sei's! Wir wollen deine Zukunft,
Mein Germanien, anders wägen —
Weh, wer dir zu sprechen wagte
Letzten Fluch und letzten Segen!

Nach einem heiteren Lebensabende hatte er noch das Glück, daß das ganze deutsche Volk seinen 91. Geburtstag mit ihm feierte. Aber gerade diese allzu zahlreichen Liebesbeweise, welche er in den folgenden Tagen durch eigenhändige Dankesbriefe zu erwidern sich für verpflichtet hielt, haben sein Leben ihm verkürzt. Bereits am 29. Januar 1860 starb er, gewissermaßen „in Blumen der Liebe und Verehrung erstickt." Er liegt neben den Seinen auf dem Friedhofe zu Bonn begraben. Auf dem „alten Zolle" steht sein Standbild in Erz unter Kanonen, der Siegesbeute des letzten deutschfranzösischen Krieges. Die wichtigste Inschrift des Denkmales ist ein Wort von Arndt, der Titel einer seiner feurigen Jugendschriften: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze." Arndts Auge schaut auf den Rhein und nach dem schönen Siebengebirge südöstlich von Bonn, einem Juwele des Rheinpanoramas.

Arndt ist unter den Freiheitsdichtern, wenn auch nicht die poetisch begabteste, doch die kräftigste, kernigste, urwüchsigste und schneidendste Erscheinung. Jeder Zoll war an ihm ein Mann. Die Flugschriften, welche er aussandte, und vor allem die Kriegslieder, welche er dichtete, riefen Tausende auf den Weg der Pflicht und stärkten in zahllosen Herzen jener Tage den Glauben an den Sieg der guten Sache. Ja, sie waren Thaten und haben dem Feinde ganze Heere geschlagen. — Auch unter den nicht patrio-

tischen Liedern findet sich manches inhaltlich und formell treffliche Gedicht, und besonders verdienen nicht wenige seiner geistlichen Lieder, die Zeugnisse seines aufrichtigen, erfahrungsreichen Christenglaubens, hervorgehoben zu werden. Leider fehlt dem Manne, der einst so Großes geleistet hat, die Anerkennung unserer heutigen Generation. Man hat mit Ausnahme einiger Schullieder (Was blasen die Trompeten? — Das Lied vom Schill ꝛc.) seine Gedichte vergessen. Seit dem Jahre 1865 ist noch keine Auflage seine Gedichte erschienen. Eine kritische Gesammtausgabe seiner Werke fehlt uns ebenso, wie eine tüchtige Biographie. (Sehr ansprechend ist übrigens Arndts Selbstbiographie unter dem Titel: Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Schriften des Dichters.

I. **Gedichte** 1803. (Rostock und Leipzig.) Neue Aufl. 1811. (Greifswald.)
Der Storch und seine Familie. Tragödie in 5 Aufzügen. (Leipzig 1804.) Neue Aufl. 1816. (Komische Tiertragödie!)
Lieder für Deutsche. O. O. 1813.
Kriegs- und Wehrlieder. Frankfurt 1815. $1/3$ Thlr.
Märchen und Jugenderinnerungen. 2 Bde. Berlin 1818. (Neue Aufl. 1842. $3 2/3$ Thlr.
Gedichte. Frankfurt 1818. 2 Bde. 3 Thlr. — Neue verbesserte, verminderte und doch vermehrte Ausgabe. Leipzig 1840. 2 Thlr. 1843. Neue Auswahl: 1850. $2 1/4$ Thlr. — Berlin 1860 (Ausgabe letzter Hand). $1 1/3$ Thlr. Neue Aufl. 1865.
Geistliche Lieder. Berlin 1855. 12 Sgr.

II. (Geschichtliches ꝛc.)
Reisen durch Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich. 4 Tle. Leipzig 1798. 99. (2. Aufl. 1804). 6 Thlr.
Über die Freiheiten der alten Republiken. Greifswald 1800.
Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803. Anhang 1817. Ebd. (1 Thlr.)
Germanien und Europa. Altona 1803. ($1 2/3$ Thl)
Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. Rostock 1805.
Fragmente über Menschenbildung. 2 Tle. Altona. 1805. 3. Teil 1809. ($3 2/3$ Thlr.)
Reise durch Schweden 1804. 4 Tle. Berlin 1806.
Geist der Zeit. 1. Teil Altona 1807. $1 1/3$ Thlr. 2. 3. Teil Berlin 1813. 7 Thlr. 4. Teil. Berlin 1818. (4. Aufl. 1861. 5. Aufl. Altona. 1863. $1 1/2$ Thlr.)
Glocke der Stunde in drei Zügen. Königsberg 1812. $1/3$ Thlr.
Katechismus für christliche Soldaten. Berlin 1813. 5 Sgr.
Historischer Almanach für 1813. Petersburg, 1814. $1 1/2$ Thlr. — Für 1814. Ebd. $1 1/6$ Thlr.
An die Preußen. Königsberg 1813. (Ein in großem Formate erschienenes Flugblatt.)

Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten. Berlin 1813. 8 Ggr.
Über die Franzosen und über uns. 1813.
Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813. Leipzig 1814. 1/4 Thlr.
Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. 1813 Leipzig. 10 Ggr.
Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa. Leipzig 1813. 17 1/2 Sgr.
Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. Ebd. 1813. 1/2 Thlr.
Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung. Ebd. 1813. 1/3 Thlr.
Phantasie für ein künftiges Deutschland. 1813.
Was bedeutet Landsturm und Landwehr? (o. O.) 1814. 3 Ggr.
Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion. Leipzig 1814. 5 Sgr.
Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland. (O. O.) 1814. 1/3 Thlr.
Über Sitte, Mode und Kleidertracht. Frankfurt a. M. 1814. 8 Ggr.
Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte. 1. Teil. Leipzig 1814. 2 1/2 Thaler.
Über die Feier der Leipziger Schlacht. Frankfurt a. M 1814. 4 Ggr.
Noch ein Wort über die Franzosen und über uns. Leipzig 1814. 4 Ggr.
Entwurf einer deutschen Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1814. 4 Ggr.
Friedrich August, König von Sachsen, und sein Volk. 1814.
Blicke aus der Zeit in die Zeit. Frankfurt a. M. 1814. 1 1/3 Thlr.
Das Wort von 1815 über die Franzosen. Frankfurt a. M. 1815. 10 Ggr.
Über den Bauernstand und seine Stellvertretung im Staate. Berlin 1815. 1/3 Thlr.
Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen. 1815.
Der Wächter. Eine Zeitschrift. 3 Bde. Köln 1815—16. 5. Thlr.
Von dem Wort und dem Kirchenliede. 8⁰ Bonn. Weber. 2/3 Thlr.
Erinnerungen aus Schweden. Berlin 1818. 1 5/6 Thlr.
Nebenstunden. Eine Beschreibung und Geschichte der schottländischen Inseln und der Orkaden. 1. Teil. Leipzig 1826. 2 Thlr.
Christliches und Türkisches. Stuttgart 1828. 1 7/8 Thlr.
Die Frage über die Niederlande und über die Rheinlande. Leipzig 1831. 9 Ggr.
Mehrere Überschriften. Nebst einer Zugabe zum Wendtschen Musenalmanach für 1832. Leipzig 1831. 10 Ggr.
Belgien und was daran hangt. Leipzig 1834. 12 Ggr.
Leben Aßmanns, Pastors zu Hagen in Vorpommern. Berlin 1834. 1 1/6 Thlr.
Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf. Leipzig 1839. 3 Thlr.
Das Turnwesen nebst einem Anhange. Leipzig 1842. 2/5 Thlr.
Versuch in vergleichenden Völkergeschichten. Leipzig 1843. 2. Aufl. 1844. 2 1/4 Thlr.

Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt. 4 Teile. Leipzig 1845. 3 2/3 Thlr. 1855.
Wanderungen aus und um Godesberg. Bonn 1844. 1 2/3 Thlr.
Rhein- und Ahrwanderungen. Bonn 1846. 1 Thlr.
Bilder kriegerischer Spiele und Vorübungen. Bonn 1848. 1/3 Thlr.
Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland, ein Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauersmann. Bonn 1848. 3 Sgr.
Polenlärm und Polenbegeisterung. Berlin 1848. 1/2 Sgr.
Reden und Glossen. Leipzig 1849. (10 Sgr.)
Blütenlese aus Altem und Neuem. Leipzig 1857. 1 1/3 Thlr.
Vom nordischen Hausbau und Hausgeist. Jena 1857. 3 Sgr.

III. (Selbstbiographisches.)
Briefe an Freunde. Altona 1810.
Erinnerungen aus dem äußern Leben. Leipzig 1840. (3. Aufl. 1842.) 2 Thlr.
Notgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagog. und antidemagog. Umtriebe. 2 Thle. Leipzig, 1847. 3 Thlr.
Noch eine kleine Ausgießung in die Sündflut. 1848. Fol. Berlin. 1 Sgr.
Blätter der Erinnerungen, meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt. Leipzig 1849. 1/3 Thlr.
Anklage einer Majestätsbeleidigung des großen dänischen Volkes, aus dem Jahre 1845, begangen von Arndt. Leipzig 1851. 1/3 Thlr.
Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn Stein. Berlin 1858. 1 3/4 Thlr. 3. Abdr. 1870. 15 Sgr.
Briefe an eine Freundin. Hsg. von E. Langenberg. Berlin. Schleiermacher. 1878. 7 M.

Schriften über Arndt.

Habermann, M., in Dullers: Männer des Volks. Heft 2. Frankfurt a. M. 1847.
Hayms preuß. Jahrbücher Bd. V. 1861. Berlin. Separatabdruck. 60 ₰.
Vater Ernst Moritz Arndts Leben, Wirken und Tod. Erinnerungsschrift für das Volk und seine Schulen. Leipzig 1860. 20 ₰.
Labes, E.: Ernst Moritz Arndt. Ein Büchlein für das deutsche Volk. Jena 1860. 1 M.
Delbermann, H. Dankrede auf Vater Arndt. Bonn 1860. 40 ₰.
Wiesmann, Am Grabe Ernst Moritz Arndts. Bonn 1860.
Wolters, A. E. M. Arndt, ein Zeuge für den evang. Glauben. 1860. Elberfeld. 50 ₰.
Reinhardt, P. J., Arndtalbum. Mannheim 1860. 2,80 M.
Rehbein, H. und Keil, R.: E. M. Arndt, ein Buch für das deutsche Volk. I. E. M. Arndt ein deutsches Charakterbild. II. Arndts Gedichte. Lahr 1861. 1,20 M.
Langenberg, E., Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und seine Schriften. Mit einem Stahlstich: Arndts Denkmal in Bonn. Bonn 1865. 1 1/3 Thlr.
D. Schenkel, E. M. Arndt, ein politischer und religiöser deutscher Charakter. 1866. Elberfeld. 2,40 M.

Luise Karoline Brachmann.

5. Kolumbus.

[Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, 3. Aufl. 1853. S. 256.]

1. „Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mär'!“
„„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wut;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut.““

2. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod:
„„Verräter! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Not!

3. Du giebst uns nicht Speise, so gieb uns denn Blut!““
„Blut!“ rief das entzügelte Heer. —
Sanft stellte der Große den Felsenmut
Entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es, und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Stral!

4. Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den mutigen Pfad
Und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wut;
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

5. „„Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!““
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geschick!

6. Die Sonne sank, der Tag entwich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

7. Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,*)
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin

*) Frühere Lesart: „Sein treues Fernrohr in der Hand.“

Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du, meiner Sehnsucht Ziel!

8. Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergehn
Im wüsten Flutengrab!"
So sprach der Held, von Mitleid weich; — —
Da, horch! welch' eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich,
Was bringt dein bebender Schritt?"

9. „„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl!""
„Sei ruhig, mein Lieber, aus himmlischen Höh'n
Entsprang der belebende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn."
„„Leb' wohl denn, mein Feldherr! Leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!""

10. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit:
Ja, werft mich ins schäumende Meer,
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit, —
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

11. Dumpf klirrten die Schwerter ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft:
Der Edle bereitet sich still und frei
Zum Weg in die flutende Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen; — — und: Land!
Land! rief es und donnert' es, Land!

12. Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was mutvoll der Große gedacht! —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht!

1. Die geschichtliche Grundlage. Zur Vergleichung des Gedichtes mit der Geschichte teile ich hier eine meisterhaft geschriebene Darstellung der ersten Reise des Kolumbus mit aus Schwartz, Handbuch für den biographischen Geschichtsunterricht (II, 6. Aufl. S. 170 ff.).

An dem genannten Tage (am 3. August 1492) lichtete Kolumbus, nachdem er Tags vorher in dem nahen Kloster Rabida sich und seine Mannschaft durch frommes Gebet, durch Beichte und Abendmahl zu dem großen Unternehmen vorbereitet hatte, kurz vor Sonnenaufgang die Anker, begleitet von den ängstlichen Blicken zahlloser Zuschauer, von welchen die Küste bedeckt war. Schon am dritten Tage der Fahrt brach ein Steuerruder; aber lächelnd beruhigte Kolumbus seine Gefährten, welchen dieser kleine Unfall als eine böse Vorbedeutung galt, mit den

Worten: „Ein zerbrochenes Steuerruder bedeutet nichts weiter, als daß man es wieder machen muß", und ließ bald nachher auf den canarischen Inseln anlegen, um die Schiffe auszubessern und neue Vorräte einzunehmen. Von hier wurde in westlicher Richtung die Fahrt fortgesetzt (6. Sept.) in die unerforschte, unendliche Wasserwüste. Von Anfang bis zu Ende dieser ersten Entdeckungsreise erfreuten sich die kühnen Segler eines sanften Ostwindes, und pfeilschnell wurden sie fortgetrieben, als sie in den Strich der Passatwinde*) kamen. Tag und Nacht stand der unermüdliche Kolumbus, der sich nur wenige Stunden Schlaf gönnte, auf dem Verdeck, in der Hand Senkblei und Beobachtungsinstrument**); keine Erscheinung entging seinen aufmerksamen Blicken, und mit der gewissenhaftesten Genauigkeit führte er sein (noch jetzt erhaltenes) Tagebuch. Drei Wochen hindurch folgten ihm seine Gefährten, obgleich sich nichts als Himmel und Wasser ihren Blicken zeigte, mit ungeschwächtem Vertrauen, aber allmählich sank ihnen der Mut; sie murrten, erst leise, dann lauter, und der kluge Feldherr mußte, um sie zu beruhigen, seine ganze Ueberredungsgabe aufbieten, namentlich die Zahl der Seemeilen, welche sie von der Heimat trennte (sie betrug am 1. Oktober bereits 700), weit geringer angeben. Endlich hofften die Verzagten, das ersehnte Land bald zu erreichen, da dichtes Meergras den Lauf der Schiffe fast hemmte und gleichzeitig unbekannte Vögel über dieselben herflogen; aber als sie sich durch diese Zeichen getäuscht sahen (die Seevögel fliegen mehrere hundert Meilen weit), versanken sie in noch größere Mutlosigkeit und bestanden immer dringender auf der Heimkehr; ja einige beschlossen sogar heimlich, den Admiral über Bord zu werfen, wenn er noch länger der Erfüllung ihres Wunsches sich widersetzen würde. Kolumbus blieb ruhig und fest, stellte sich, als ob er den Wunsch der Meuterer, welche sein Leben bedrohten, gar nicht merkte, und noch einmal gelang es ihm, durch sanfte, gütige Worte und durch die Zuversicht, welche ihm das unerschütterliche Vertrauen, sein Ziel endlich zu erreichen, einflößte, die Mannschaft zu fernerer Ausdauer zu bewegen.

Am 7. Oktober flogen große Scharen kleiner Vögel nach Südwesten vorüber; dieselbe Richtung schlug auch Kolumbus ein; auf's neue belebte sich die Hoffnung seiner Gefährten — aber als am dritten Tage sich noch immer kein Land zeigte, erreichte ihre Mutlosigkeit den höchsten Grad, und sie erklärten dem Admiral eben so trotzig als entschieden, daß sie unter keinen Umständen weiter gehen würden. Noch einmal suchte Kolumbus den Sturm durch sanfte Worte und ruhige Vorstellungen zu

*) Sie wehen das ganze Jahr hindurch (jedoch nur auf dem Meere) zwischen den Wendekreisen in einerlei Richtung und zwar nördlich vom Aequator aus N.-O., südlich vom Aequator aus S.-O.

**) Ein Fernrohr gab es damals noch nicht. Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts stellte der berühmte Naturforscher Galilei aus Pisa († 1642) nach den am Ende des 16. Jahrhunderts bekannt gewordenen dioptrischen Fernröhren das erste astronomische Fernrohr her.

beschwören; aber als diese erfolglos waren, setzte er den empörten Gemütern die ganze Energie seines Charakters entgegen und sprach: „Diese Schiffe sind von der Regierung ausgerüstet und mir anvertraut worden, damit ich den Weg nach Indien suche, und weder Menschen noch Elemente werden mich dahin bringen, eher umzukehren, als bis ich mit Gottes Hilfe meine Pflicht erfüllt habe!“ So besiegte der felsenfeste Mann noch einmal den Widerstand seiner Umgebung; aber bald würde er dennoch in eine verzweifelte Lage gekommen sein, hätte sich nicht schon am folgenden Tage, kurz vor Sonnenuntergang, die Nähe des Landes durch sichere Spuren (ein Baumast mit roten Beeren und ein künstlich geschnitzter Stock schwammen heran) verraten. Alle blieben wach, in gespannter Erwartung und mit klopfendem Herzen; zwei Stunden vor Mitternacht sah Kolumbus in der Ferne ein Licht schwimmen, und um 2 Uhr Morgens (am 12. Oktober) feuerte die voraussegelnde Pinta (so hieß das Schiff = „Stoß“, „Trieb“) plötzlich einen Kanonenschuß ab, und „Land! Land!“ erscholl es aus ihrem Mastkorbe. Da drang wie aus einem Munde der Jubelruf: „Land! Land! durch die Lüfte; alle waren fast außer sich vor Wonne und Entzücken, und unter Weinen und Schluchzen stürzte einer in die Arme des andern. Als der Freude Übermaß den Gefühlen der Dankbarkeit gegen Gott (vierzig Tage hindurch hatten sie in ununterbrochener Todesangst geschwebt) gewichen war, stimmten sie mit frommer Andacht das Tedeum*) an, und siehe da! bald lag eine schöne, grüne Insel vor ihren Augen, von den Strahlen der eben aufgehenden Sonne vergoldet. Alle sprangen sogleich in die Boote, und mit rauschender Kriegsmusik und fliegenden Fahnen ruderten sie auf dieselbe zu. Aus dem ersten Boote sprang Kolumbus, reich geschmückt und im prangenden Festkleide, in der einen Hand eine Fahne, in der andern das blitzende Schwert, an's Land, — der erste Europäer, dessen Fuß die neue Welt betrat, und nahm die neuentdeckte Insel im Namen der kastilischen Krone feierlich in Besitz. Ihm nach stürzten jubelnd seine Gefährten, küßten die Erde, begrüßten ihren Führer als Admiral und Vicekönig, bedeckten seine Hand mit Küssen, baten ihn mit heißen Reuethränen wegen ihrer Verzagtheit und ihres Mißtrauens um Verzeihung und beteten dann mit Inbrunst vor einem schnell errichteten Kreuze. Stumm vor Erstaunen standen, während dies alles vorging, die Inselbewohner am Gestade und wähnten, die weißen Fremdlinge seien vom Himmel herabgekommen. Sie waren völlig unbekleidet und von kupferroter Hautfarbe, übrigens gutmütig, von sanfter Gemütsart und so scheu, daß sie vor einem europäischen Bullenbeißer scharenweise davonliefen.**)

2. Vergleichung des Gedichtes mit dem Bericht der Geschichte: Die Dichterin hat sich die kritische Lage zum Vorwurf genommen, in welcher

*) Das große Gloria: Herr Gott! dich loben wir.

**) Die Insel Guanahani, die zuerst entdeckte, nannte Kolumbus San Salvador (der heil. Erretter, Heiland).

Kolumbus sich kurz vor der Entdeckung befand. Die letzten 24 Stunden vor der Entdeckung der neuen Welt stellt sie in treffender Weise dar, spitzt die Gefahr für den kühnen Segler zu durch Darstellung einer offenen, schließlich an den Admiral schon Hand anlegenden Meuterei, durch Auslassung aller „Hoffnungssterne", so daß Kolumbus' Tod zuletzt unvermeidlich erscheint, er selbst zum Tod durch Frevlerhand bereit ist, — ein Augenblick später, und der mutige, seiner Zeit weit vorauseilende Mann war nicht mehr, sah die Krönung seiner Rechnungen, Pläne, die Erfüllung seiner Lebensaufgabe nicht mehr; da — schallt es Land! Land! und — Kolumbus ist gerettet, die neue Welt ist gefunden!

3. **Grundgedanke:** An einem Faden hängt oft das Leben des Einzelnen und der Erfolg der wichtigsten Ereignisse; aber dieser Faden ruht nicht in der Menschen, sondern in Gottes Hand. —

4. **Erläuterungen:**

Str. 1. Fernando = Ferdinand. Mär', Märe = Kunde, Nachricht (auch Sage, Heldenlied).

Str. 5. eiserne Bund: fest, unerbittlich, wie das kalte Eisen, wie der Mordstahl.

5. Die **Form** des Gedichtes ist dem Inhalte durchaus angepaßt. Wenn die Menge tobt, so ist auch der Charakter der Verse hastig, vorwärtsstürzend; freudig und lebendig fließen die Verse, wenn der Held des Gedichtes seinen Mut zeigt oder seine Ausdauer belohnt sieht, — aber in Strophe 6 und 7, in welchen die verzweiflungsvolle Lage des Feldherrn gemalt wird, wird auch der Rhythmus bange und langsam. Jenen Charakter erhalten die Verse durch Vermehrung der Senkungen, diesen durch Zurückführung derselben auf das geringste Maß. Dort scheint der jambisch-anapästische Rhythmus vorhanden zu sein; in letzterem Falle aber möchten wir die Verse rein jambische nennen. Das Reimbild ist ababcdcd, also gekreuzte, übrigens durchweg männliche oder stumpfe Reime.

6. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der letzte Tag vor Entdeckung Amerika's, der schwerste und seligste für Kolumbus. — 2. Charakteristik des Kolumbus.

[Litterarisches: Ign. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. 1. 3. Aufl. S. 254.]

Biographie der Dichterin.

Luise Caroline Brachmann ist am 9. Februar 1777 zu Rochlitz an d. Mulde geboren und zwar als die Tochter des dortigen Kreissekretärs Br., welcher später nach Döbeln, Cölleda und im Jahre 1787 nach Weißenfels als Geleitskommissar des thüring. Kreises versetzt wurde. Ihre Mutter war die Tochter eines wackeren Landgeistlichen, eine Frau von tüchtiger Bildung, welcher die Tochter hinsichtlich des Unterrichts, besonders in der französischen Sprache, viel verdankte. Der Dichterin Jugendfreund und ihr Lehrer gewissermaßen in der Dichtkunst war der

bekannte Romantiker Novalis (Graf Hardenberg). Ihre Gaben entwickelten sich überraschend frühe. Schiller nahm im 12. Stück der Horen ein Gedicht von Luise Brachmann auf: Die Gaben der Götter, welches diese in dem dreizehnten Lebensjahre gedichtet hatte.*)

Ihr äußeres Leben bietet nicht viel interessante Momente dar, — um so schwerer waren die inneren Kämpfe. Nur zwei furchtbare Begebenheiten müssen mitgeteilt werden. Im 24. Lebensjahre hat die Dichterin, durch eine ihr zugefügte schwere Beleidigung auf ein langes Krankenlager geworfen, an dem Tage, als sie, kaum genesen, zum ersten Male von dem Vater auf den Korridor im Hofe des Hauses geführt wurde, den Armen ihres Vaters sich entrissen und aus dem zweiten Stockwerke auf den Hof hinabgestürzt. Die Wucht des Falles wurde durch ein vorspringendes Dach gemildert, und die Unglückliche fand den Tod nicht, den sie gesucht hatte. — Im Jahre 1822 und zwar im September war sie bei Professor Schilling in Halle zu Besuch eingetroffen. Das Haus ihres Wirtes verließ sie am Abend des 17. September und kehrte nicht wieder zurück. Ein törichtes Liebesverhältnis mit einem verabschiedeten jungen, übrigens braven Officier, welcher zwanzig Jahre jünger war als sie, brachte ihr eine Fülle äußerlicher Täuschungen und innerer Qualen und trieb die überdies mittellose Dichterin schließlich in Schwermut und Trübsinn und zu dem schrecklichen Entschlusse des Selbstmordes. Am 24. September fand man ihren Leichnam in der Saale. In der Stille ward derselbe beerdigt. Die Grabschrift, welche sie sich selbst gedichtet,**) lautet:

Treu konnt ich hoffen und unnennbar lieben,
Und fest verharrt' ich, wo ich Liebe gab,
Was ist von allem tröstend mir geblieben,
Für Lieb' und Hoffnung — als ein einsam Grab?

Der Beruf der Dichterin war die Lyrik. Ihre Empfindungen sind tief und zart, ihre Phantasie ist blühend, ihre Dichtungen sind wahr und ergreifend; freilich spiegeln sie auch meistens der Dichterin eigenen Gemütszustand und inneren Lebensgang ab, und der Grundton ihres Wesens ist eben ein trauriger, friedloser.

Unser Gedicht ist eine ganz richtig aufgefaßte und dramatisch angelegte, darum auch durchaus wirksame Romanze. Die Fehler desselben, unter denen namentlich die Häufung der Beiwörter gerügt wird, sind die mehr oder weniger jeder Dichterin anklebenden und stehen hier kaum zu den Vorzügen der Dichtung im Verhältnisse.

---

*) Schiller schreibt selbst am 5. Juli 1798 an die Dichterin: „Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unseres versereichen prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahrhaft poetischen Empfindung, wie sie in mehreren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung; und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre „Gaben der Götter" gewährt.

**) Vgl. Gedichte. 1808. S. 142.

Clemens Brentano',

Schriften der Dichterin:

Lyrische Gedichte. Leipzig 1800. Neue Ausg. 1808.
Romantische Blüten. Wien 1817. Romantische Blätter. 1823.
Das Gottesurteil; Rittergedicht in 5 Gesängen. Mit Nachwort von Ad. Müllner. Leipzig 1818.
Novellen und kleine Romane. Ebd. 1819.
Schilderungen aus der Wirklichkeit. Ebd. 1820.
Verirrungen oder die Macht der Verhältnisse. Ebd. 1822.
Novellen. Nürnberg 1822.
Die Ruinen des Waldschlosses. Eine Volkssage und vier Erzälungen. Ebd. 1824.
Auserlesene Dichtungen. Herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet von F. K. J. Schütz. 6 Bde. Leipz. 1824—25.
Auserlesene Erzählungen und Novellen. 4 Bde. Herausgegeb. von Meth. Müller 1825—26. Neue wolfeile Ausg. 1834.

Clemens Brentano.

6. Die Gottesmauer.

[Ignaz Hub, Deutschlands Balladendichter. 3. Aufl. I. S. 272.*]

1. Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Häuslein ausgesetzt.

2. Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

3. „Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!" —
„Mutter," spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!"

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

---

*) In dieser Form findet sich das Gedicht in fast allen Lesebüchern und Anthologien. Die authentische Form der Dichtung aber wird weiter unten mitgeteilt werden.

4. „Enkel, fest ist mein Vertrauen,
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann Er uns die Mauer bauen;
Was Er will, ist wohl bestellt.“ —
Trommeln rundidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütteerlein.

5. Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied!“
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht!!

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

6. Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wol achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

7. „Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still. „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst heraus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

8. „Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!“
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

1. Die Form: 10 Kurzzeilen, von welchen die 1., 3., 5., 7., 9. Zeile einen vollständigen vierfüßigen trochäischen Vers, die graden Zeilen (2. 4. 6. 8. 10.) einen unvollständigen vierfüßigen trochäischen Vers bilden. Dem Reime nach ist das Bild der Strophe: a b a b c d c d e f (vier gekreuzte Reime und zwei reimlose Zeilen, a und c sind klingende, b und d stumpfe Reime; e f sind Waisen, welche jedoch fast nach jeder Strophe sich wiederholen (Refrain), nur leise in einzelnen Wörtern von einander unterschieden.

2. Geschichtliches: Ueber das Ereignis zu Schleswig schreibt der Dichter selbst (Ges. Briefe Brentanos I., S. 184) von Berlin an den Geheimen Rat von Ringseis im Febr. 1816: „Ich schreibe Dir hier ein Lied her, welches ein schönes Beispiel von Gebetserhörung in der neueren Zeit enthält. Das Faktum ist ganz getreu. Die „Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten“ enthielten es neulich, und Oberst Pfuel hat mir das wunderbare, wilde Schneewetter — er war damals bei den Russen — an diesem Tage bestätigt.“

Nach dem Bombardement Kopenhagens durch die Engländer hatten die Dänen sich fest an Frankreich angeschlossen. Als nun zu Anfang des Jahres 1813 die Dänen Unterhandlungen mit England anknüpften, ward von ihnen als Friedenspreis die Abtretung Norwegens an Schweden verlangt. Zwar wurde diese Forderung nachmals sehr ermäßigt, aber Dänemark verbündete sich nun am 10. Juni 1813 förmlich mit Napoleon und erklärte im September und Oktober 1813 an Schweden, Rußland und Preußen den Krieg. Da kam die Schlacht bei Leipzig. Der schwedische Kronprinz wandte sich mit der Nordarmee gegen die Niederelbe, und der grausame Marschall Davoust zog sich mit seinen Franzosen hinter die Wälle Hamburgs zurück, welches er fortan aussog, soviel er konnte. Die Dänen aber ließ er schmählich im Stiche und überließ sie ihrem Schicksale. Diese konnten dem viel stärkeren feindlichen Heere nicht widerstehen, und es wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft. Während derselben konnten die wilden Nomaden der russischen Steppe, welche dem siegreichen Heere angehörten, nicht ganz und gar eingeschränkt werden. So mögen die armen Leute vor Schleswigs Toren Angst vor Plünderung und diese selbst genugsam kennen gelernt haben. Doch endigte dieser Winterfeldzug schon am 14. Januar 1814 mit dem Frieden zu Kiel, in dem Dänemark nun doch ganz Norwegen abtreten mußte und nur eine geringe Entschädigung durch den Besitz von Schwedisch-Vorpommern erhielt. Auch mit England schloß Dänemark an jenem Tage Frieden, verlor Helgoland an England und erhielt auch die 1807 weggeführte Flotte nicht zurück, wohl aber alle im Kriege verlorenen Kolonien. (Vergl. Beckers Weltgesch. Bd. 14.)

Das Gedicht ist im Febr. 1816 verfaßt.*)

3. Erläuterungen:

Str. 1. Drauß (draußen) — an der Pforte = außerhalb des Stadttores.

wilde Horde — wilde Macht. Nicht nur ein Hinweis auf den verwildernden Einfluß des Krieges auf die bestdisciplinierten Truppen (dadurch würde der Ausdruck Horde noch nicht genügend erklärt), sondern besonders auch auf die irregulären Kosackenpulke (vgl. Str. 6), welche dem Heere gewöhnlich vorausschwärmten.

liegt — ein Häuslein ausgesetzt: Weit vor der Stadt, ganz einsam, verlassen, aller Unbill preisgegeben.

Str. 2. Das Mütterlein, die Großmutter im Hause, dessen übrige Bewohner vorausgesetzt, aber nicht uns genauer bezeichnet werden (vgl. Str. 6. Schließt die Laden, liebe Kinder!), steht noch fest in dem alten Glauben der Bibel und der Kirche. Sie ist eine der Stillen im Lande, welche in jener

*) Vgl. Clemens Brentanos ausgewählte Schriften in 2 Bänden, herausgegeb. von J. B. Diel, aus der Gesellschaft Jesu 1873 I., S. 221.

traurigen Zeit einer verkehrten Aufklärung den Glauben an den lebendigen, allmächtigen, Gebete erhörenden, um das Kleinste im Menschenleben sich kümmernden und väterlich für die Seinen sorgenden Gott erhalten hat, trotzdem der Unglaube und Zweifel in das Haus eingedrungen ist und das Herz des zwanzigjährigen Enkels ergriffen hat, welcher es für altmodisch hält, solche väterliche Fürsorge, ja die Macht, in solchem Falle zu helfen, Gott überhaupt zuzutrauen, welcher seinen Unglauben gegen Gott und den daraus entspringenden Mangel an Gottvertrauen und Hoffnung nicht verhehlt, sogar das fromme, kindliche Vertrauen seiner alten Großmutter verspottet, und doch wieder in den Zeiten der Not und Gefahr ratlos, sorgenvoll, ohne festen Halt sich zeigt. Der Enkel, das Kind der Aufklärung, der „neuesten Zeit", hat seinen Glauben aufgegeben, aber etwas Besseres nicht an die Stelle zu setzen gewußt. In solchen schweren Stunden zeigt sich erst, welch' eine Kraft und einen Trost der feste, zweifelsfreie Glaube giebt. Der Zweifler aber gleicht der Meereswoge. (Str. 3.) Das Mütterlein wirft auf den Herrn alle ihre Sorgen und läßt ihn sorgen. Matth. 6, 25. —

Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Es enthält diese Stelle eine Metapher, da der Jüngling mit diesen Worten als ungläubig bezeichnet werden soll, zugleich aber auch eine Anspielung (Allusion), durch welche auf die bekannte Parabel Jesu von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen hingewiesen wird. (Vgl. Matth. 25, 1.) Allein so bekannt jene Parabel ist, so schwer ist die Auslegung der betreffenden Worte, auf welche hier angespielt wird; ob darum dieser Vergleich (in Form der Metapher) hier besonders nahe lag, steht noch in Frage. Nach der gewöhnlichen Auslegung jener Bibelstelle heißt die Lampe nicht bereit haben ohne den heil. Geist (Oel) sein, welches dem Glauben (der brennenden Lampe) stets neue Kräfte zum Leuchten zuführen muß. Diese Kräfte finden sich im Worte Gottes und den Sakramenten (Oelgefäßen). Es erhellt unschwer, daß der Enkel nicht einmal mit den thörichten Jungfrauen parallelisiert werden kann, welche ja den Bräutigam (Christum) erwarten, also auch an ihn glauben und auf ihn hoffen.

Str. 3. Das Lied, „dem schleswig-holsteinischen Gesangbuche wohl angehörig", hat vielleicht Sach. 2, 5 zum Grundgedanken gehabt.*)

---

*) So sagt mancher Ausleger. Zwar findet sich in dem seit 1780 eingeführten Gesangbuche für Schleswig-Holstein kein Lied, welches diesen Gedanken bestimmter ausspräche und namentlich das Wort und Bild: Mauer enthielte, an welches der Enkel seine Spottreden anknüpfen mußte. Wenigstens habe ich trotz eifrigen Suchens keine Stelle finden können, welche hier benutzt sein könnte. Aber möglich ist's auch, daß das Mütterlein nicht nur gesungen, sondern auch gebetet habe, und sie könnte immerhin das Paradiesgärtlein von Joh. Arnd vor sich gehabt haben, etwa das 121. Gebet: In Kriegsnot, in welchem sich folgender Passus findet: „Befiehl deinen Engeln, daß sie um unser liebes Vaterland, Leib, Ehre und Gut sich lagern und eine Wagenburg schlagen. Sei du eine feurige Mauer um uns her, und beschütze uns, daß wir nicht

Str. 4. „Trommeln rundidum rings prasseln". Diese Nachahmung des Schalles wird Onomatopoeie genannt. Sie gehört zu der sprachlichen Tonmalerei, von welcher anderwärts die Rede sein wird. Noch wirkungsvoller ist der folgende Vers:

Rosse wiehern, Wagen rasseln,

in welchem sich außer der onomatopoetischen Wörterwahl auch noch eine doppelte Alliteration findet.

Str. 5. Dies Haus gehn sie vorbei = dichterische Freiheit statt: an diesem Hause.

Str. 6. Kosakenpulke. Die Kosaken (d. h. Räuber*), ursprünglich den Polen unterworfen, organisierten sich u kraine (d. h. „an der Grenze") am untern Dnjepr zum Schutze gegen die räuberischen Tataren als kriegerisches Freikorps, und hießen anfangs Saparoger („sa parogi" = „an den Wasserfällen" des Dnjepr). Ein Hetman stand dieser militärischen Republik vor. Im Jare 1578 zog eine große Anzahl an den Don (Donische Kosaken). Von den Polen bedrückt schlossen sie sich um 1650 an Rußland an, welchem Reiche sie in den folgenden Kriegen bis zu den jüngsten Kämpfen im Kaukasus die wesentlichsten Dienste als leichte Reiterei geleistet haben. Sie sind im Kriege in größeren Heeresabteilungen vereint, welche 500—3000 Mann zählen und Pulke genannt werden. In Friedenszeiten sind sie Grenzwächter. In den Befreiungskriegen haben sie ihren Namen den Feinden furchtbar gemacht, waren freilich auch besonders oft der Schrecken der Wehrlosen, der Frauen und Kinder.

Str. 7. Daß er Gottes Allmacht spüre, d. h. handgreiflich, nicht nur augenscheinlich erkenne.

Str. 8. Es hat dem Feind davor gegraut. Anspielung an das Lied und an Psalmworte. Hier soll es heißen: Die Feinde schreckten

---

durch der Feinde Schwert fallen, beraubet, verheeret, vertrieben, an Leib, Gut und Ehre gehöhnet und geschändet werden. — Diese Vermutung sprach ich in der ersten Auflage aus. Jetzt ist mir's nicht mehr zweifelhaft, welches Lied das Mütterlein gesungen hat. In dem Liede Joh. Heermann's: „Treuer Wächter Israel" lautet der 7. Vers:

Jesu, der du Jesus heißt,
Als ein Jesus Hilfe leist':
Hilf mit deiner starken Hand,
Menschenhilf hat sich gewandt;
Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau',
Und mit Zittern sie anschau';

Nach „und" in der letzten Zeile ist er (der Feind) zu ergänzen. Steht gleich dies Lied nicht in dem neuen schleswig-holsteinschen Gesangbuche, so kann es die Großmutter doch in einem alten, ihr teuer gebliebenen Gesangbuche gefunden und vielleicht schon in der Jugendzeit auswendig gelernt haben. Das „neue Gesangbuch" hat ja auch die Spuren der „neuesten Zeit" an sich. So ist's nicht verwunderlich, daß in demselben dieses alte Lied fehlt. (Vgl. H. Kurtz, Komm. S. 371.)

*) Andere deuten dies Wort als „berittene Krieger", noch andere als „umherschweifende Leute". Die Tataren verstanden das Wort in obiger Bedeutung.

vor der Aufgabe zurück, sich durch eine Schneewand eine Bahn in eine arme, vielleicht leere Hütte zu machen.

4 **Grundgedanke:** Gott kann noch heute Mauern bauen um die, welche sich auf ihn verlassen. (Unser Unglaube ist Schuld, daß wir Gottes Finger so selten erkennen.)

5. **Varianten:**

In den neuesten Ausgaben der Brentanoschen Gedichte (1854 und von Diel 1873) findet sich eine ganz andere Recension des Gedichtes; ich teile dieselbe hierunter mit:

Die Gottesmauer.

(Von Clemens Brentano.)

[Neue Auswahl. 1854, Frankfurt a. M. S. 167. — Diel, Clemens Brentanos ausgew. Schriften I. S. 152.]

Draus bei Schleswig vor der Pforte
Wohnen armer Leute viel;
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zur Nacht. [1])
Russen, Schweden sind verbündet
Brechen her mit wilder Macht.
Draus bei Schleswig, weit vor allen,
Steht ein Häuslein ausgesetzt.

Draus bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Angst und Pein."
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.
Draus bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll' in deine Burg uns ein."
„Mutter, spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus."
„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen,
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen,
Was er will, ist wohl bestellt."
Trommeln rombidom rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein.
„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
Doch dies Haus ziehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied,"
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue"
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord,
„Schließt den Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Vier Kosackenpulke an,
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl[2]) achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein.

Bange Nacht voll Kriegsgetöse,
Wie es wiehert, brüllet, schwirrt,
Kantschuhhiebe, Kolbenstöße,
Weh! des Nachbarn Fenster klirrt.
Hurrah, Stupai, Boschka, Kurwa,
Schnaps und Branntwein, Rum und Rack,
Schreit und flucht und plackt die Turba,
Erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein.

---

[1]) Diel: „Zur Wacht." [2]) Diel: „wohl auch."

„Eine Mauer um uns baue,"
Singt sie fort die ganze Nacht;
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht."
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst hinaus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Lag der Schnee wohl mannshoch draus.
„Eine Mauer um uns baue,"
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen,
Liebe, fromme Mutter komm
Gottes Mauer anzuschauen!"
Rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehn hundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut,
In der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue,"
Sang das fromme Mütterlein.

Ohne Zweifel haben wir hier eine starke Ueberarbeitung und eine wesentliche Verbesserung des Gedichtes vor uns, wie wir annehmen müssen, von der Hand des Dichters. Ich bin nicht in der Lage, diese textkritische Frage zu entscheiden und etwa die Zeit der Ueberarbeitung anzugeben.*)

6. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Erzählung der wunderbaren Gebetserhörung. — 2. Charakteristik der beiden Personen.**) — 3. Vergleichung dieser poetischen Erzählung***) mit dem Gedichte von Rückert: die Gottesmauer.†) — 4. Der Refrain.††) — 5. Die Onomatopöie.†††)

7. **Zur Vergleichung:**

Die Gottesmauer.

(Von Friedrich Rückert.)

[Ges. Gedichte 2. Aufl. Erlangen 1839. 3. Bd. S. 438.]

1. „O Mutter, wie stürmen die Flocken vom Himmel,
Es wird uns in Schnee noch begraben.
Und mehr noch als Flocken im Dorf ein Gewimmel
Von Reutern, die reiten und traben.
Hätten wir nur Brot im Haus,
Macht' ich mir soviel nicht draus,
Im Quartier ein paar Reuter zu haben."

---

*) Einzelnes scheint auch in das Kapitel der Abschreib- und Druckfehler verwiesen werden zu können, entstanden durch das stete Nachdrucken des Textes aus abgeleiteten und trüben Quellen.

**) Vgl. Erläuterungen Str. 2. Der Mutter Sanftmut und Nächstenliebe wolle man nicht übersehen.

***) Die neuesten Ausgaben haben sie den Legenden zugeteilt. Über diese vgl. das dritte Generalregister.

†) Rückerts Gedicht ist lebendiger, kunstvoller, aber durchaus nicht ergreifender; vielmehr wirkt das offenbare Haschen nach Effekt störend auf den unbefangenen Leser, und wir müssen das Gedicht Brentanos unbedingt vorziehen. — Wir müssen dies auch aus anderen Gründen. Brentano erzählt genauer, bestimmter. Ort und Zeit, ja alle Umstände, bis auf die Kosackenpulke und die nach innen gehende Thüre, deutlich angebend. Auch die Charakteristik der Personen, der Großmutter und des Enkels, ist psychologisch getreuer. Nicht ein Knabe, ein Kind zweifelt, spottet, wohl aber ein zwanzigjähriger, sich bereits weise dünkender „aufgeklärter" Jüngling. Rückert läßt auch nicht „die Mutter" um Schutz durch eine Mauer bitten, sondern nur sich am schönen Spruche laben und stärken 2c. Endlich stört der leichte, witzelnde Ton, mit welchem diese ernste, rührende Geschichte von Rückert beendet wird.

††) „Vom Kehrreim des Volksliedes" und „der Kehrreim bei Göthe, Uhland und Rückert." Grube, aesth. Vortr. II., S. 153 ff. und 187 ff. (Zwei interessante Abhandlungen.)

†††) Siehe die Beilagen aus der Poetik. Bd. 4.

2. „„Es nachtet, o Kind, und die Winde, sie wüten,
Geh', schließe die Thür und die Laden,
Gott wird vor dem Sturme der Nacht uns behüten
Und auch vor den Feinden in Gnaden.
Kind, ich bete, bete mit:
Wenn uns Gott der Herr vertritt,
So vermag uns der Feind nicht zu schaden.““

3. „O Mutter, was soll nun das Beten und Bitten?
Es kann vor den Reutern nicht helfen.
Horcht, Mutter, die Reuter, sie kommen geritten,
O hört, wie die Hündelein belfen.
Geht zur Küch' und rüstet ihr,
Wenn sie kommen ins Quartier,
Euch, so gut es will gehn, zu behelfen.“

4. Die Mutter sitzet und geht nicht vom Orte,
Der Keller ist leer und die Kuche;
Sie hält sich am letzten, am einzigen Horte,
Sie betet beim Lämplein im Buche:
Eine Mauer um uns bau',
Daß davor den Feinden grau'.
Sie erlabt sich am tröstlichen Spruche.

5. „O Mutter, den Reutern zu Rosse zu wehren,
Wer wird da die Mauer uns bauen?
Sich lassen die Reuter, wohin sie begehren,
Vor Wällen und Mauern nicht grauen.“
„„Kind, bedenk' als guter Christ:
Gott kein Ding unmöglich ist,
Wenn der Mensch nicht verliert das Vertrauen.““

6. Es betet die Mutter, es lachet der Knabe,
Er horcht an verschlossener Pforte,
Er höret die Reuter, sie reiten im Trabe,
Es rennen die Bauern im Orte.
Thüren krachen dort und hie.
„Jetzt gewiß, jetzt kommen sie
Auch an uns're, der Mutter zum Torte.“

7. Nichts kommt an die Thür' als des Windes Gebrause,
Ein Wehen und Weben und Wogen,
Die Reuter, verteilet von Hause zu Hause,
Vor diesem vorübergezogen.
Stiller wird es dort und hier.
„Alle, scheints, sind im Quartier,
Und wir sind um die Gäste betrogen.“

8. „„Kind, möge dich Gott für den Frevel nicht strafen,
Daß Glaube dein Herz nicht bewohnet.
Mit Reue bitt' ab ihm, und lege dich schlafen;
Er hat mein Vertrauen belohnet.““
„Ei, der Vetter Schultheiß hat
Wohl, wie er schon manchmal that,
Aus besonderer Gunst uns verschonet.“

9. Einschlummert der Knabe mit weniger Ruhe,
Die Mutter mit vollem Vertrauen.
Drauf ist er schon wieder auf in der Fruhe,
Den Abzug der Reuter zu schauen.
Wie er auf das Thürlein zieht,
Sieht er, staunt, und staunt und sieht,
Daß der Himmel doch Mauern kann bauen.

10. Das hat nicht der Vetter, der Schultheiß gerichtet;
Die Diener des Himmels, die Winde,
Sie haben im Stillen die Mauern geschichtet,
Statt Steinen; aus Flocken gelinde.
Eine Mau'r ums Häuslein ganz
Steht gebaut aus schnee'gem Glanz
Zum Beweis dem ungläubigen Kinde.

11. Da muß es der Mutter nun sagen der Knabe,
Er weckt sie vom Schlaf mit der Kunde.
Da hört er die Reuter, sie ziehen im Trabe,
Und möchte sie sehen zur Stunde.
Doch zur Straf' es ihm geschieht,
Daß er nicht die Reuter sieht,
Denn die Mauer sie steht in die Runde.

12. Da macht es die Mutter zur Strafe dem Knaben,
Den Weg durch die Mauer zu brechen.
Da muß er nun schaufeln, da muß er nun graben;
Und als er mit Hauen und Stechen
Durch ist, sind die Reuter fort,
Und die Nachbarn stehn am Ort,
Die sich über das Wunder besprechen.

[Litterarisches: *Kellner, Vorbereitungen S. 107. — *Reuter, Litteraturstunden S. 345. — *H. Kurz, IV S. 371.]

Biographie des Dichters.

Clemens Brentano wurde am 8. September 1778 zu Thal-

Ehrenbreitstein bei Coblenz im großelterlichen Hause geboren*). Sein Vater stammte aus Italien und war Kauf- und Handelsherr, auch später kurtrierischer Rat und Resident der freien Stadt Frankfurt. Clemens' Mutter war die älteste Tochter der Romanschriftstellerin Sophie La Roche. Göthe hat die schöne Maximiliane Euphrosyne, die Mutter Brentanos, in Werthers Leiden als Fräulein B. eingewoben, Brentanos Schwester Bettina dagegen, welche sich mit Clemens Freunde Achim von Arnim verheiratete, hat sich berühmt gemacht durch „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde". Pate des Knaben war der Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier. Clemens wurde in Coblenz von einer Tante erzogen, besuchte das dortige Gymnasium und sollte dann Kaufmann werden. In Frankfurt a. M. und in Langensalza bestand er seine Lehrjahre, doch nur zu einem Teile. Die poetischen Frachtbriefe, die in Versen geschriebenen Geschäftsbriefe zeigten, daß Clemens zu allem andern taugen könne, daß er aber zum Geschäftsmanne untauglich sei. So studierte er denn unter Einwilligung seines Vaters, erst in Bonn, dann mit Savigny, seinem späteren Schwager, zu Marburg, in Halle, Leipzig, seit 1797 in Jena, wo er zu der Dichterin Sophie Schubert, der geschiedenen Gattin des Professors Mereau, in ein näheres Verhältnis trat (1803 ward sie seine Frau), auch mit den Brüdern Schlegel, mit Novalis befreundet und selbst ein Romantiker wurde. Fortan lebte er in Heidelberg bis zum Jahre 1806 (in dem Oktober dieses Jahres starb seine Gattin), ward mit Görries und seinem späteren Schwager Achim von Arnim befreundet und gab mit letzterem „des Knaben Wunderhorn" heraus, eine verdienstvolle, ja in jener Zeit gradezu höchst bedeutsame Sammlung älterer Volkslieder, welche auf unsere Litteratur und die jüngeren Dichter von noch wirksamerem Einflusse war, als die Herderschen Sammlungen ähnlicher Art. Fortan wechselte Brentano häufig den Aufenthaltsort. Noch eine „romantische" Ehe schloß er mit Auguste Busmann**), und nach und nach vollzog sich des bisher nicht blos unstäten, sondern auch frivolen Dichters Umkehr. Obwol von Hause aus „katholisch", so war doch sein offenes und wirklich ehrliches Eintreten für die katholische Religion im Jahre 1817 so überraschend, daß viele meinten, Brentano sei zur katholischen Kirche übergetreten, während sein jüngster Biograph, der Jesuit J. B. Diel, es sehr geschickt ausdrückt: „Er kehrte demütig zur Ausübung seines Glaubens zurück und bekannte sich freimütig und offen zum Katholicismus."

Sehr viel zu dieser inneren Umkehr bewog Brentano die tiefe, aber

*) Irrtümlich, wie der im allgemeinen sehr gut unterrichtete Kehrein I, p. 428 seines Lesebuchs ausdrücklich versichert, nennen manche, z. B. Minckwitz, Frankfurt a. M. als Geburtsort.

**) Schon auf dem Kirchgange zum Zwecke der Trauung wollte er ihr entlaufen, und später entlief er ihr um ihres ärgerlichen Lebens willen wirklich und ließ sich von ihr scheiden.

zugleich hoffnungslose Liebe zu der jungen, später zur römischen Kirche übergetretenen Luise Hensel. Im Spätherbst 1818 begab er sich zu der frommen Nonne Anna Katharina Emmerich zu Dülmen in Westfalen und schrieb (im Posthause zu Dülmen wohnend) deren wunderbare Visionen nieder. Bis zu ihrem, einer Stigmatisierten, Tode am 9. Febr. 1824 verblieb er dort. Seine Aufzeichnungen, 14 Bde. füllend, sind nur zum kleinsten Teile gedruckt; der ungedruckte größere Teil befindet sich im Benediktinerkloster zu München. Er weilte dann bald in Bonn, bald in Coblenz oder Regensburg, in Paris oder in der Schweiz, oder in Tyrol, oder in München. Endlich am 28. Juli 1842 endete der Tod sein irdisches Leben zu Aschaffenburg, wohin er sich im September 1841, schon an der Wassersucht leidend, zu seinem Bruder begeben hatte.

Wir dürfen die Anregung nicht unterschätzen, welche Clemens Brentano (und er ist der erste Urheber des Planes jener Sammlung von Volksliedern gewesen) im Verein mit Arnim durch Herausgabe von „des Knaben Wunderhorn“ jüngeren Dichtern gegeben hat, und beginnen mit der lobenden Hervorhebung dieses Sammelwerkes um so lieber, da in dem Lobe desselben sich alle, auch die Aesthetiker von ganz entgegengesetztem Standpunkte, begegnen. Sonst freilich ist die Kritik über die Leistungen des Dichters nicht einig und wird es auch schwerlich werden. Brentano hat ein reichbegabtes Dichtergemüt; tiefes Gefühl und reiche Phantasie eignen ihm, sein Witz ist oft schlagend — aber wie sein ganzes Leben und Wesen, so sind auch seine Gedichte — schrankenlos. Man fühlt, daß ihm eine strenge Erziehung, eine gute Schule, daß ihm die Läuterung des Geschmackes fehlt; unruhig und phantastisch, ins Abenteuerliche sich verlierend, wie er ist, kann er es zu wahrhaft durchgebildeten und reifen Leistungen, namentlich größerer Art, nicht oder doch nur selten bringen. Seitens der katholischen Kirche wird freilich Brentano ganz anders beurteilt, man verdammt, mit seinem eignen, späteren Urteile übereinstimmend, die früheren Produktionen als unreife, als Zeichen eines verirrten Geschmackes, um sodann seine späteren Dichtungen um so schöner, wahrer, großartiger, mustergiltiger finden und ihn selbst als den katholischen Dichter feiern zu können. Das ist zu viel des Lobes; — die Gegner, namentlich Heine, bei vielfacher Anerkennung, verurteilen den Dichter besonders um seines späteren religiösen Standpunktes willen, der dem früheren gefolgt sei, wie die Bußübungen des Aschermittwochs auf die Tollheiten und Maskeraden der Karnevalszeit, und werden ihm dann auch nicht völlig gerecht. Heine tadelt*) an Brentano dessen „Zerrissenheit“, nicht mit Unrecht. Nur gibt Heine selbst ihm in dieser Zerrissen-

*) Vgl. Heines Romantische Schule S. 207 ff. Heine erzählt von einer chinesischen Prinzessin, die die Passion gehabt habe, alles zu zerreißen, bis sie endlich Hab und Gut in kostbaren Seiden- und Goldstoffen zerrissen. Diese Prinzessin sei die Muse Clem. Brentanos, deren zerstreuungslustige Liebenswürdigkeit und jauchzend blühende Tollheit unsere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüsterner Angst erfülle.

heit nichts nach, und merkwürdig ist, daß Heine nichts lieber las, als Brentanos Dichtungen und geflissentlich dessen tollen Stil nachahmte, welcher auf die schönsten Schilderungen das ungereimteste und albernste Wirrnis folgen lassen konnte, ganz wie es — Heine auch machte. Am schönsten und von Ungeschmack reinsten sind Brentanos „Geschichte vom Kasperl und dem schönen Annerl“, auch einige Märchen und einzelne kleinere, meist späterer Zeit zugehörige lyrische Dichtungen.

Schriften Clemens Brentanos.

Satyren und poetische Spiele I. Gustav Wasa. Von Maria**). Leipzig 1800.

Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman. 2 Bde. Frankf. 1801.

Die lustigen Musikanten. Singspiel 1803. Ebd.

Ponce de Leon. Ein Lustspiel. Göttingen 1804.

Bogs, des Uhrmachers wunderbare Geschichte 2c. Heidelberg 1807.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt (gemeinschaftlich mit Achim von Arnim). Heidelberg. 3 Teile. I und II: 1808; III: 1819. Neue Aufl. Berlin 1846. — 3. Aufl. Ebd. 1846.

Der Goldfaden, eine schöne alte Geschichte (von G. Wickram), wieder herausgegeben. Heidelberg 1809.

Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Berlin 1811.

Der Rheinübergang; ein Rundgesang für Deutsche. Wien 1814.

Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama. Pesth 1816.

Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel. Berlin 1817.

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. 1818. (In Försters Sängerfahrt.)

Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl (in den „Gaben der Milde.“ Berlin 1817). Berlin 1838.

Schneeglöckchen, Hamburg 1819.

Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Novelle. Berlin, 1833. 2. Aufl. 1843.

Die drei Nüsse. Volkserzählung. Berlin 1834.

Gockel, Hinkel und Gackeleia. Märchen, wiedererzählt. Frankfurt 1838.

Rotkehlchen Liebseelchens Ermordung und Begräbnis. Zürich 1843.

Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Von Bettina von Arnim. Charlottenburg. 1844.

**) Dies war sein früheres Pseudonym.

Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem Willen des Verf. herausgeg. von Guido Görres. 2 Bde. Stuttg. u. Tübing., 1846.

Clemens Brentanos Gedichte. Frankf. 1854. (1861).

Clemens Brentanos ausgewählte Schriften. In 2 Bdn. Chronologisch geordnet und mit Anmerkungen versehen von J. B. Diel aus der Gesellschaft Jesu. Mit Illustrationen von Professor Eduard Steinle. I. Poesien. II. Prosa. Freiburg i. Br., 1873.

Ausgewählte Gedichte, hsg. und mit einer (vortrefflichen) Einleitung versehen von Jul. Eckard, nebst Holzschnitten nach Zeichnungen von W. Steinhausen. Berlin. 1873.

Anton Graf von Auersperg

siehe:

Anastasius Grün.

Gottfried August Bürger.

7. Das Lied vom braven Manne.

[Gedichte. Ausg. von Grisebach. Berlin, Grote. 1872. S. 29.]

1. [Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.]

2. Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb' und feucht,
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst!
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.

Hier wohnte der Zöllner mit Weib
und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf
heran,
Laut heulten Sturm und Wog' um's
Haus,
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

6. Die Schollen rollten Schuß auf
Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöller mit Weib und
Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und
Wind.

7. Die Schollen rollten Stoß auf
Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz
sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!"

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und
klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und
Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom
und Wind. —

9. [Wann klingst du, Lied vom
braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn
dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster
Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige
dich!]

10. Rasch galoppiert' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen
wagt."

11. [Wer ist der Brave? Ists der
Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war
brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige
dich,
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.]

12. Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und
brach,
Laut krachten und stürzten die Bogen
nach.

13. „Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und
Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom
und Wind. —

14. Sieh, schlecht und recht, ein
Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,

Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

15. Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an:
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

[17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran:
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —]

18. „Hier", rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil,
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu teil,
Der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

[20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang,
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.]

1. **Die Form des Gedichtes**: Es besteht diese poetische Erzählung aus ursprünglich 20 Strophen zu 6 Zeilen. Jede Strophe ist eine dreiteilige, altdeutsche mit vierzeiligem, aus 2 Stollen bestehenden Auf- und einem zweizeiligen Abgesang. Die Reime sind sämtlich stumpf (ababcc).

Die Komposition jeder einzelnen Strophe ist insofern eine eigentümliche, aber wohl gelungene, als der Dichter dem Aufgesang durch regelmäßigen Wechsel der Senkungen und Hebungen einen „jambischen" Rhythmus verliehen hat, während der Abgesang einen lebendigeren Charakter dadurch erhalten hat, daß hier in großer Regelmäßigkeit die Umarmung „zweier Anapäste von zwei Jamben" stattfindet. Der Abgesang hat auch einen anderen Charakter, wie der Aufgesang; dieser schildert z. B. die Naturereignisse in ihrer furchtbaren Großartigkeit, jener in ihrer zerstörenden Wirkung. Ja fast jede Strophe giebt in ihrem Abgesange gewissermaßen die Antwort auf die Frage: Was folgt daraus (d. h. aus dem in dem Aufgesange der Strophe Mitgeteilten)? —

2. Erläuterungen:

Str. 1. Sehr unangenehm ist in dieser Strophe, daß alle Reimwörter in der gereimten Silbe den Vokal **a**, ja den Silbenteil **au** haben. Dadurch klingt grade diese Eingangsstrophe recht eintönig.

Mut hat hier die (jetzt nur noch in dem abgeleiteten Gemüt gerettete) allgemeine Bedeutung von Gesinnung; hoher Mut ist nicht Hochmut, sondern hochherzige Gesinnung. Das ist aber unendlich mehr als unser „Mut," d. h. ein Seelenzustand, in welchem man erkannten Gefahren entgegengeht in der Zuversicht, sie überwinden zu können, oder in welchem man die Gefahren als überwindbar wenigstens behandeln will. (In letzterem Falle ist entweder der Mut der Verzweiflung oder die Tollkühnheit, der verwegene Mut, vorhanden*).

Str. 2. Schilderung des Tauwindes. Das Mittagsmeer = das mittelländische Meer. Der von Süden kommende Wind ist ein warmer, ein Tauwind. — Schnob = Imperf. von schnieben,**) bezeichnet zunächst das starke und geräuschvolle Einziehen und Ausstoßen des Atems durch die Nase, dann allgemein: kräftig blasen. Das Wort ist mit Schnauben und Schnaufen stammverwandt. Während dieses aber mehr eine Folge der Atemnot nach anstrengendem Laufe, Steigen, besonders bei Brustschwachen und asthmatischen Personen ist, ist Schnauben und Schnieben eine Aeußerung innerer Aufgeregtheit und geht oft einem Zornausbruche voran oder folgt demselben. Die Wut des aufgeregten Windes und seine Zerstörungssucht ist also durch das „schnob" bezeichnet; die Wirkung zeigt sich in Feld und Wald und See und Strom gar bald.

Welschland ist für den Deutschen ein jedes Land, wo eine ihm unverständliche Sprache geredet wird (Welschen, Kauderwelsch), und da der Deutsche durch die mannigfachen Kriegszüge mit Frankreich und Italien besonders in Berührung kam, so haben diese Länder vorzugsweise diesen Namen erhalten. Hier ist Italien gemeint. Frankreich dagegen meinte E. M. Arndt in dem „Kriegslied gegen die Welschen":

> Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
> Und wollen die Welschen ihn haben, 2c.;***)

desgleichen M. Schneckenburger in der „Wacht am Rhein," Str. 4:

> Und ob mein Herz im Tode bricht,
> Wirst du doch drum ein Welscher nicht;
> Reich, wie an Wasser deine Flut,
> Ist Deutschland ja an Heldenblut.

[Ahd. walahisc, walhisc; mhd. wälsch, welsch, welisch.]

Wolken und Wolf = Allitteration und Assonanz.

---

*) Dieser poetische Gebrauch des Wortes „Mut" ist übrigens nicht selten: Vgl. Schlegels Arion: „Nie labe Schönes euren Mut; Heine's Belsazar: Und blindlings reißt der Mut ihn fort; Schenkendorfs Lützner Schlacht: Drob zürnet ihm des Königs Mut.

**) Nicht von schnauben abzuleiten (Imperf. schnaubte,) wie v. Sallwürk irrtümlich in einer Rezension meines Buches sagt (Deutsche Blätter 1879. Nr. 19.)

***) Ebenso in den oben besprochenen Liedern Arndts: Was ist des Deutschen Vaterland 2c.

„Wie wenn der Wolf der Herde scheucht“ ist eine Verkürzung statt: Wie die Herde vor dem Wolf herflieht, wenn dieser sie scheucht. Eine solche Satzverkürzung nennt man Ellipse (Auslassung).

Fegte — Felder — Forst: Allitteration. [Föhre = Kiefer; Forst, Förster.]

Str. 3. Schilderung des Eisganges. Hochgebirge = Alpen. „Der Sturz von tausend Wasser scholl.“ (st. schallte). Im Frühjahre giebts in den Alpen Hunderte und Tausende von Sturzbächen, die im Sommer zu fließen aufhören. Wiesenthal: ein schon breiteres, vom Flusse durchschnittenes, bewässertes und darum wiesenreiches Thal. Heerstrom (vgl. Heerstraße) = die Etsch, der Hauptstrom des Landes.

Rollen wird hier zuerst intransitiv, dann aber in der folgenden Zeile transitiv gebraucht. Die Klangmalerei (hoch rollten die Wogen ꝛc.) ist beachtenswert. — Gleis = eig. Wagenspur; hier Flußbett. Eisfelsen = scharfkantige Eisblöcke.

Die ganze Strophe ist ohne Bindewörter; das Asyndeton ist ohne allen Zweifel absichtlich gewählt, um das rasche Aufeinanderfolgen der verschiedenen verderblichen Wirkungen jenes Tauwindes zu malen.

Str. 4. V. 1. Das Wort schwer, dem zugehörigen Substantiv Bogen nachgesetzt, hat die Bedeutung fest und scheint nur um des Reimes willen gewählt zu sein.

Quaderstein ist ein Stein in Würfelform oder wenigstens ein Stein mit viereckigen Flächen. Die Brücke war also solid und fest gebaut. — Der Zöllner war ein Beamter, welcher das Brückengeld zu erheben hatte. Entfleuch = alte Imperativform (entfliehe).

Str. 5. Es dröhnt' und dröhnte ꝛc. Unter dem Dröhnen ist ein erschütternder Ton zu verstehen. — Tumult = der Lärm, welchen die wilden Wogen und die furchtbaren Eisblöcke an der Brücke verursachen.

Verloren! Ellipse = Ich bin verloren!

Str. 6. 7. Schuß auf Schuß, Stoß auf Stoß = ohne Aufhören und ohne Zeitpausen folgte eine Eisscholle der anderen. Das Schießen ist die schnellste Bewegung, welche nur möglich war: Ein Pfeiler schoß nach dem andern fort.

Str. 8. Gaffer eig. = den Mund voll Verwunderung aufsperrend und mit großen Augen etwas anstarrend. Demnach wären solche Zuschauer gemeint, welche ohne edlere Beweggründe sich einfinden, vielmehr immer da sind, wo es etwas Besonderes zu schauen giebt. — Hier ist der Ausdruck insofern nicht ganz glücklich, weil wir diese Personen voll Mitgefühl sehen. Jeder schrie und rang die Hand. Allerdings war dieser Anblick grausenhaft genug, um alle, auch die abgehärtetsten und innerlich gleichgiltigsten, zu ergreifen. „Rang die Hand“ = kühner Gebrauch der Einzahl statt der Mehrzahl (Synekdoche). Das Ringen der Hände geschieht entweder bei heißem, inbrünstigem Gebet (vgl. das Ringen Jakobs am Jabok) oder in großer Not und Herzeleid, wo der Trost fehlt und die Seele schier verzweifeln möchte.

Str. 10. Des Grafen Namen kennen wir; er hieß Spolverini. Pistole ist eine in Frankreich und Spanien vorkommende, unserem Friedrichsd'or an Wert entsprechende Goldmünze (also etwa 20 M).

Die Schlußverse in Str. 6. 8. 13. zeigen zwar nur geringe Veränderungen, aber doch eine sehr schöne Steigerung (Klimax). Ebenso ist in Strophe 12 die dreimalige Wiederholung (Anaphora) sehr schön; gewählt ist diese Figur, um das Wachsen der Not und der Verzweiflung zu malen.

Str. 14. Schlecht und recht ist eine Verbindung, welche schon zu Luthers Zeit sprichwörtlich war und darum in Luthers Bibelübersetzung mehrfach vorkommt, z. B. Hiob 1, 1. — Ps. 25, 21: Schlecht und recht, das behüte mich, denn ich harre Dein. — Schlecht hatte ehedem dieselbe Bedeutung, welche sich schlicht noch erhalten hat. Es hieß grade, einfach, gut. — Vgl. Jes. 40, 4: Was hökricht ist, soll schlecht werden. — Schlecht und schlicht standen ursprünglich nur im Gegensatz zu uneben. Später nannte man schlecht, was über das Niveau der Mittelmäßigkeit nicht hinausragte, daher unbedeutend, zu nichts besonderem brauchbar. (Ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant; ein schlechter Arbeiter.) Dann sank das Wort immer tiefer: Schlecht wird von körperlichem Uebelbefinden (es ist mir schlecht geworden), provinziell auch von geistiger Schwäche (= schwachsinnig), endlich in der Verbindung mit Mensch, Charakter von moralischer Versunkenheit gebraucht.

Hoch und hehr = Allitteration. (Den Seelenadel verraten Wuchs und Antlitz.)

Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort = Er hörte, daß der Graf (zu der Menge) redete, und vernahm dann (näher gekommen), was er redete.

Str. 15. Kühn in Gottes Namen: Die Kühnheit ist hier der Mut, welchen das Vertrauen auf Gott darleiht.

Str. 16. Port heißt eigentlich Hafen (portus). Für jedes größere Schiff ist aber der Hafen das Ziel der Fahrt und zugleich der Ort, wo die Schiffe vor Sturm hinreichend gesichert sind. Daher ist unter Port hier das feste Land gemeint, wo man der Gefahr des Todes entronnen und in Sicherheit war.

Str. 17 ist eine sehr unglückliche, ebenso überflüssige als unnatürliche Strophe.

Str. 18. Höher — himmlischer — Herz = Allitteration.

Str. 20. ich esse satt = genug (satis). Satt = hier Adverbium; bei unserm gewöhnlichen: „Ich esse mich satt" ist satt Acc. des Adject. als zweiten Objektes.

Biederton: Ein Wort, welches Bürger erst neu gebildet hat und welches sonst in der klass. Litteratur nicht vorkommt (Vgl. Grimms Wörterbuch). Bieder (ahd. pidarpi — biderbi), mhd. biderbe, mit bedarf und bedürfen verwandt, mit derb ursprünglich identisch. Es bedeutete zuerst: „Was um den Bedarf ist, wessen man sich zu Nutzen bedient." Das Wort hatte ursprünglich den Ton: bíderbe; aber durch die privative Vorsilbe un

in unbedérbe sich verwandeln müssen. Das unbetont gewordene be ging in beiden Fällen, dort hinten, hier vorn verloren, — und es blieben zwei Wortformen bieder und derb. Im Neuhochdeutschen gebraucht man bieder nur mit Bezug auf Personen und deren Thätigkeit und im Sinne von Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, jedoch mit dem Nebensinn der Gradheit untermischt, welcher letztere Begriff bei dem Worte derb vorwiegt. Neuerdings schreiben einige wieder, etwas altertümelnd, biderb (z. B. Tieck).

3. Grundlage des Gedichtes:

Dem Gedichte, welches im Juni 1776 entstand, liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde; dieselbe ist in Zöllners Lesebuch für alle Stände, II. 5 also erzählt:

„Durch eine heftige Ergießung der Etsch wurde zu Verona eine von den prächtigen Brücken, die dort über den Fluß gehen, hinweggerissen. Nur der mittelste Bogen stand noch und auf demselben ein Haus mit einer zahlreichen Familie. Diese Unglücklichen, die ihren jammervollen Untergang vor Augen sahen, streckten die Hände gen Himmel und flehten die Zuschauer am Ufer um Rettung an. Die Wellen tobten mit schrecklicher Gewalt, und der Bogen, auf dem das Haus stand, fing bereits an zu wanken. Unter den Zuschauern war keiner, der nicht für die Unglücklichen gezittert hätte, aber auch keiner, der sein Leben für sie wagen wollte. Als mit jedem Augenblicke ihr Untergang unvermeidlicher ward, hielt der Graf Spolverini einen Beutel empor und rief: „Hier hundert Pistolen für den, der die Unglücklichen rettet!“ Unterdeß er dieses Versprechen immer lauter wiederholte, strömten neue Zuschauer herbei, und unter ihnen auch ein geringer Arbeitsmann. Kaum sah dieser die Gefahr, als er sich in ein Fahrzeug warf, mit dem Strom und den Wellen aus allen Kräften kämpfte, und, durch das Gefühl der Würde seiner That gestärkt, den Bogen erreichte. Die unglückliche Familie ließ sich in Stricken zu ihm hinab, und kaum hatte sie ihre Wohnung verlassen, als diese samt dem Bogen, worauf sie stand, in den Abgrund stürzte. Das dadurch verursachte neue Toben und Schäumen der Wellen war ein neuer Schrecken für die Geretteten, aber ihr Erretter sprach ihnen Mut ein und arbeitete mit verdoppelten Kräften, bis er sie alle glücklich ans Ufer brachte. Freudenvoll lief ihm der Graf entgegen und reichte ihm die verheißene Belohnung. „Nein,“ sprach der Edle, „für Gold werde ich mein Leben nie verkaufen; Gott hat mir gesunde Hände gegeben; ich verdiene mit meiner Arbeit so viel, als ich zu meinem und der Meinigen Unterhalt brauche. Geben Sie das Geld an die Armen hier, die es jetzt nötiger haben, als ich.“

4. Inhaltsangabe des Gedichtes:

Der Dichter beginnt damit, die Schilderung der hochherzigen That eines Mannes anzukündigen, welchem als würdiger Lohn nicht Gold, sondern nur der Gesang gereicht werden dürfe, und welchem er, der Dichter, diesen höchsten Lohn auf Erden, die Verherrlichung durch des Dichters Mund, spenden wolle. (Str. 1.)

Der Tauwind, welcher ungemein warm und stark das Hochgebirge erreichte, nachdem er Spuren seiner Gewalt überall zurückgelassen hatte (Str. 2), bewirkte ein rasches Schmelzen des Schnees auf den Alpen. Tausende von Sturzbächen brachten die geschmolzene Wassermasse in die engen Thäler, und in kurzer Frist war das breitere Etschthal ganz und gar in einen See verwandelt. Überall barst das Eis und die Wasserwogen führten große, losgerissene Eisblöcke mit sich (Str. 3.) Wogen und Eisschollen stürzten mit furchtbarer Gewalt auf eine starke und große Etschbrücke, auf derem mittelstem Bogen das Haus eines Zolleinnehmers

stand. Derselbe ahnt nicht, in welcher großen Gefahr er mit seiner zahlreichen Familie schwebt. Des Dichters warnender Ruf, der natürlich nicht zu den Ohren des Zöllners dringen konnte, soll uns wenigstens auf diese Gefahr, in welcher der Zöllner bereits schwebte, aufmerksam machen. (Str. 4.) Bis jetzt hat der Zöllner zwar das Unwetter gemerkt, aber noch nicht die Größe der Gefahr, welche ihn bereits umringt. Er hat schon manchen Sturm um sein Haus toben hören, auch manchen Eisgang gesehen, ohne sich auf seiner großen, festen, neuen Brücke besonders gefährdet zu fühlen. Jetzt aber fühlt er, daß sein Haus in seinem Fundament erbebt und daß das Dröhnen der Wogen ein viel furchtbareres und eigenartigeres ist, als er es je früher erlebt hatte. So springt er denn eilend auf das Dach, um bessere Umschau halten zu können. Ein Augenblick genügt, um ihm das Furchtbare seiner Lage klar zu machen. Der Schrei der höchsten Angst erschallt:

Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! wer rettet mich?

Wir sehen die Gefahr noch nicht in dem Grade, wie sie bereits dem Zöllner klar geworden ist (Str. 5); doch haben wir die feste Überzeugung, daß der arme, händeringende Mann auf dem Dache seine Lage nicht zu schwarz beurteilte. Was er gesehen hatte, schildert der Dichter erst jetzt. Durch die unaufhörlich andringenden Wogen und Eisfelsen sind zunächst die beiden Endpfeiler der Brücke abgerissen; wohin der Zöllner blickt, ob rechts, ob links, er sieht sich bereits vom festen Lande getrennt, er sitzt mitten auf einer Insel, die unablässig auf beiden Seiten zerbröckelt und kleiner wird. Nachdem die Wogen einmal Bresche in die Brücke gelegt, geht das Zusammenstürzen der einzelnen Brückenpfeiler und Bogen unaufhaltsam und in steigender Geschwindigkeit weiter. Es kann nicht mehr lange währen, dann sind die Fluten mit dem Zerstörungswerke bis zu dem Zöllner herangedrungen. O das arme Weib, die armen Kinder! Und aus der von Angst zerrissenen Seele kommt der neue Schrei:

Barmherziger Himmel! Erbarme dich! (Str. 6. 7.)

Menschen sind zwar genug in der Nähe, an beiden Ufern steht eine große Menge Neugieriger, ja mehr als das, Teilnehmender; der Zöllner sieht, wie sie von seinem Unglück aufs tiefste erschüttert sind. Aber um so trostloser ist die Wahrnehmung, daß weder auf dieser, noch auf jener Seite Anstalten zur Rettung gemacht werden. Es muß den Zuschauern wohl unmöglich erscheinen. Bereits sind die Kinder mit der Mutter auch auf das Dach gekommen. Die Angstrufe des Vaters haben sie hinaufgetrieben. Jetzt vereinen sie sich mit dem Vater in Hülferufen, welche so laut sind, daß sie selbst die lautschallenden Wogen und den tosenden Wind übertönen. (Str. 8.)

Der Dichter unterbricht seine eigne Schilderung, nachdem er unsere Teilnahme geweckt und zu einer Art von Mitangst gesteigert hat, und — um den Leser gewissermaßen auch zu quälen, von der Angst der Zöllners-

familie, welcher die Sekunden ewig lang währen, etwa s nachfühlen zu lassen, hält er die weitere Entwicklung der Handlung durch Fragen und Klagen auf. (Str. 9.) Zugleich bereitet das letzte Wort:

O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

auf die Ankunft des Grafen vor, der ein Retter der Unglücklichen scheint werden zu wollen. Er sprengt heran. Will er die Rettung unternehmen, versuchen, wie einst der edle Herzog Leopold von Braunschweig? Es scheint so, aber es scheint nur so! Die Rettung selbst versuchen will er nicht, aber zur Rettung anfeuern durch das Versprechen einer bedeutenden Geldsumme (200 Pistolen). (Str. 10.)

Die Worte verhallen wirkungslos. Das Gold zieht niemanden an zum Wagstück. Es scheint, als sei der Graf umsonst auf dem Schauplatz des Unglücks erschienen. Mit Worten und mit Gold werden diese Leute nicht gerettet, und mehr in die Wagschale zu legen hat der Graf nicht den Mut. (Str. 11.) So anerkennenswert jenes Anerbieten ist, damit wird dem Verderben niemand entrissen. Die Hoffnungsfackel erlischt wieder — das Verderben aber wächst, mit furchtbarer, unwiderstehlicher Gewalt. Wenn nicht bald Hilfe kommt, kommt sie zu spät.

O Retter, Retter, komm geschwind! (Str. 12.)

Noch einmal fordert der Graf, den Beutel hoch haltend, zur Rettung auf, aber vergebens. — Noch heulen Zöllner und Weib und Kind, — aber vergebens. (Str. 13.)

Da kommt ein ganz gewöhnlich gekleideter Bauersmann daher, dessen Gesichtsausdruck aber und Haltung von hohem Adel der Seele zeugen. Er erfährt, um was es sich handelt, sieht hin nach dem Ort des Jammers (Str. 14) und ist rasch zu der That entschlossen, springt in den nächsten Fischerkahn mit einem Seufzer zu Gott, zwängt seinen Kahn durch Wogen und Eis hindurch und erreicht sein Ziel, kann jedoch nur einen Teil der Familie aufnehmen*) (Str. 15). Aber er will sein Rettungswerk nicht teilweise, er will es ganz vollbringen; und so groß die Kraftanstrengung auch war, die er aufwenden mußte, und so groß die augenscheinliche eigene Gefahr, der er sich aussetzte, Gott steht ihm sichtbar bei und läßt ihn alle retten — bis zum letzten Armen. Erst als die Unglücklichen alle gerettet sind, da stürzen der letzte Bogen und das darauf stehende Haus zusammen. (Str. 16.)

Noch scheint es zweifelhaft, ob der Retter über eigennützige Motive erhaben sein Leben gewagt habe. That er es um des Preises willen? Der Erfolg wird es lehren. (Str. 17.)

Der Graf bietet dem Retter den versprochenen Lohn an. Er hält Wort. Aber der Bauer steht noch höher, als der edle Graf. (Str. 18.)

Um des Goldes willen hat er sein Leben nicht gewagt, es ist ihm teurer, als der Beutel voll Pistolen. Zwar ist er arm, doch hat er

*) Die historische Überlieferung weicht hier von Bürgers Darstellung ab.

gesunde Arme und verzichtet gern zu gunsten des verarmten Zöllners auf die ihm rechtlich zustehende Belohnung. Ohne den Dank der Menschen abzuwarten, geht er davon. (Str. 19.)

Nochmals führt Bürger den bereits in Str. 1 ausgesprochenen Gedanken aus, daß einer solchen durchaus edlen That nicht mit Gold, sondern nur mit Gesang gelohnt werden dürfe; Bürger freut sich, seinen Zweck erreicht zu haben; er darf von seinem Liede hoffen, daß es dauernden Wert haben und daß er damit des Bauern That verewigt haben werde. (Str. 20.)

5. **Charakteristik der Personen:**

Von dem Zöllner dürfen wir absehen. Seine Charakteristik lag nicht im Plane des Dichters. Er ist ganz Unglücklicher. Das ist genug. Da können die einzelnen Eigenschaften nicht klar hervortreten.

Der Graf ist ein reicher Mann; er hat für die Unglücklichen ein Herz und wendet eine hohe Summe auf, um jene, die er vielleicht kaum oder gar nicht kennt, zu retten. Es ist nicht klar ersichtlich, aus welchem Grunde er nicht mehr wagt. Möglich bleibts immerhin, daß es ihm an körperlichen Kräften oder an Geschicklichkeit im Rudern wenigstens gefehlt hat, so daß er sein Leben nutzlos geopfert hätte. Möglich auch, daß seine Liebe eben nicht größer war, als die der vielen Zuschauer, deren Teilnahme, Mitleid unzweifelhaft feststeht, deren Liebe zum Nächsten aber nicht der Selbstliebe gleichkam oder gar stärker als der Tod war. Bloße Gaffer waren jene Zuschauer doch nicht. (Vgl. Erläut. zu Str. 8.)

Der Retter: Sein Aeußeres ist recht einfach. In grobem Kittel schreitet er am Wanderstabe daher. Er ist, wie er selbst sagt, arm und verdankt angestrengter Arbeit eben nur den Lebensunterhalt für sich und die Seinen; übrig hat er nichts, aber auch keinen Mangel. Und er ist zufrieden. Seine Erscheinung ist die eines aufrichtigen, rechtschaffenen Mannes, seine Worte bezeugen es ebenfalls, daß er ein Biedermann im vollen Sinne des Wortes sei, seine That ist über alles Lob erhaben. Er wagt, was vor ihm keiner gewagt hatte unter den zahlreichen Zuschauern, unter denen gewiß auch manche im Rudern geübte Schiffer waren. Er wagt es, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen und „mit Fleisch und Blut zu besprechen," aber er wagt es nicht, von dem Gold geblendet, sondern von dem Unglück und Verderben gerührt und ergriffen, und er wagts in Gottes Namen. Das Gottesvertrauen giebt ihm Mut und Kühnheit. Er vollbringt das Werk, das dreifache, gefahrvollste Werk, wo ihn die Todesengel in jedem Augenblicke zu umringen, niederzureißen schienen, offenbar unter Gottes Gnadenbeistand, welcher dem Verderber, dem reißenden Strome, nicht eher erlaubte, „das letzte Getrümmer" fortzureißen, bis alle Glieder der Zöllnerfamilie gerettet waren.

Der Graf muß zu dem Braven herankommen, muß ihn aufsuchen,

muß ihm den Lohn bringen, — der Bauer verschmäht denselben, obgleich er arm ist und die Belohnung schon verdient hätte. Er will sich nicht für das Werk der Liebe von Menschen bezahlen lassen, wie er auch nicht um des Goldes willen die That gewagt hat, er will nicht etwa nur den Schein vermeiden, als ob ihn der Lohn zu dem Wagnis getrieben habe, er will nicht etwa uneigennützig nachgerade *scheinen*, sondern er *ist es*; es ist so gar keine Berechnung, gar keine Absichtlichkeit in seinen Worten und Handlungen. Das Bewußtsein der That hat Lohn genug für ihn. Er begehrt nicht das Gold, aber er hat gleichwohl auch den Kopf, wie vorhin das Herz, auf dem rechten Flecke. Das Gold schenkt er dem Verarmten, dem Zöllner. Und dann geht dieser *brave* Mann, ohne seinen Namen zu nennen, ohne den Dank der Zöllnerfamilie abzuwarten, ohne das Lob der versammelten Menge anzuhören und einzuernten, — er verschwindet, und niemand weiß, wohin. Solche That ist die eines *ganzen* Mannes, eines *wahren Biedermannes*. Solche That verdient, der Nachwelt bekannt zu werden. Kennen wir auch den braven Mann nicht nach seinem Namen, Einer kennt ihn, der ins Verborgne sieht, und dieser hat die That bereits öffentlich vergolten.

6. Grundgedanke:

Nach des Dichters Darstellung ist der Grundgedanke in der ersten und letzten Strophe ausgesprochen:

> Wer hohen Muts sich rühmen kann,
> Den lohnt nicht Gold, *den lohnt Gesang*.

7. Gliederung des Gedichtes:

1. Str. 1: Einleitung.
2. Str. 2—7: Der Eisgang und der Einsturz der Brücke.
   a. Str. 2: Der Tauwind.
   b. Str. 3: Das Schmelzen des Schneees und Schwellen der Flüsse; der Eisgang.
   c. Str. 4: Die steinerne Brücke mit dem Zöllnershause.
   d. Str. 5: Der Zöllner merkt die Gefahr.
   e. Str. 6: Der Einsturz der Brücke beginnt.
   f. Str. 7: Die Brücke wird nach und nach zerstört.
3. Str. 8—13: Die Augenzeugen der wachsenden Not.
   a. Str. 8: Die zuschauende Menge.
   b. Str. 9: Ausblick des Dichters nach einem Retter.
   c. Str. 10: Der Graf scheint die Rettung veranlassen zu können.
   d. Str. 11: Der Graf ist selbst kein Retter.
   e. Str. 12: Die Not steigt auf's Höchste.
   f. Str. 13: Die letzte Hoffnung schwindet.
4. Str. 14—19: Der Retter.
   a. Str. 14: Seine Erscheinung und sein Einblick in die Lage.
   b. Str. 15: Der erste Teil des Rettungswerkes.

c. Str. 16: Die Rettung der ganzen Familie gelingt.
d. Str. 17: Des Dichters Frage nach den Beweggründen des Retters.
e. Str. 18: Der Graf bietet dem Bauer den versprochenen Lohn an.
f. Str. 19: Der Retter verzichtet auf den Dank und Lohn, auf letzteren zu gunsten der Zöllnersfamilie.

5. Str. 20: Abschluß.

8. Zur Würdigung des Gedichtes:

Schon A. W. v. Schlegel machte darauf mit Recht aufmerksam (Kritische Schriften. Bürger 1800. Werke. Bde. 8, S. 109—113), daß die zwar an sich edle That von Bürger in einer pomphaften Anpreisung angekündigt worden sei, welche zu der Anspruchslosigkeit schlecht passe, welche die That selbst auszeichne und ihr den wahren Wert erst verleihe. Zudem kündige der Dichter nicht nur den Lobpreis des zu Feiernden, sondern auch sein eignes Werk, die Ballade selbst, in überschwenglicher Weise an. — Das Gedicht selbst hat überdies von seiner Schönheit dadurch viel eingebüßt, daß der Dichter sich nicht enthalten konnte, lyrische Strophen in diese epische Dichtung einzustreuen, wodurch der Wirkung des ganzen Gedichtes viel geschadet ist, da diese Strophen (es sind 1, 9, 11, 17, 20 der ursprünglichen Ausgabe) nicht nur reine Deklamation enthalten, also durchaus entbehrlich sind, sondern auch die eigentliche Schilderung nur unterbrechen, somit den Gesamteindruck zerstören. In neueren Sammlungen hat man wenigstens vier Strophen gestrichen, freilich dadurch nicht alle lyrischen, störenden Verse beseitigt, da auch in Str. 17 solche noch sich finden.

Es ist eine richtige Bemerkung von H. Kurz: „Der Dichter ist von der Begebenheit, die er darstellen will, so stark ergriffen, daß er die eigne Schöpfungskraft darüber verliert, und die Thatsache weniger aus sich heraus poetisch gestaltet, als wie in einem Guckkasten vor unsern Augen vorüberführt, wie er dann als Erklärer hinter dem gezeigten Bilde steht und selbst in Verwunderung ausbricht.“

Von diesen, immerhin erheblichen Mängeln abgesehen ist die Erzählung reich an mannigfaltigen Schönheiten. Unstreitig ist die Schilderung der Wasserflut (Asyndeton), des Eisgangs, der Wassersnot vorzüglich; was an Klangmalerei, Assonanz, Alliteration, Polysyndese aufgewendet worden ist, um eine Harmonie und Kongruenz zwischen dem beschriebenen Ereignis und der sprachlichen Form herzustellen, ist wahrhaft überraschend. Der Charakter des Bauern kontrastiert so erfreulich mit dem furchtbar-wilden Element, die Ruhe und Einfachheit so wohlthuend sogar mit dem lauten, fast marktschreierischen Treiben des Grafen, daß dieser Gegensatz nicht genug von uns bewundert werden kann. Auch ist die eigentümliche (oben unter 1 berührte) Konstruktion jeder einzelnen Strophe sehr

schön und wirkungsreich. So überwiegen denn doch die Vorzüge bei weitem jene vorhin angedeuteten Mängel.

9. Zur Geschichte dieser Ballade.*)

Adam Oehlenschläger erzählt: „Ich hatte Bürgers Lied vom braven Manne gelesen; es sprach mich an, und ich setzte mich gleich hin, es in dänische Verse frei zu übertragen. Als ich eben mit der Arbeit fertig bin, tritt ein Freund zu mir ins Zimmer herein. Ich frage: „Was giebts Neues?" — „Hast du nicht den gräßlichen Sturm gehört", sagte er, „der heute Nacht gewütet hat? — „Nein, ich habe die ganze Nacht ruhig geschlafen". — Da ist gewiß Unglück geschehen", versetzte der Freund; aber, Gottlob, auch ein Unglück durch den Heldenmut eines wackern Seemanns verhütet worden. Die Leute draußen auf der Rhede, auf einem gestrandeten Schiffe, konnten sich nicht retten. Tausend Menschen standen an der Zollbude, keiner wagte sich aber hinaus. Nun kommt ein Kaufmann und verspricht demjenigen 50 Dukaten, der die Schiffbrüchigen retten würde. Ein schlichter Fischer, Lars Bagge, springt ins Boot, rettet sie mit eigner Lebensgefahr und bittet den Kaufmann, die 50 Dukaten dem Schiffer zu geben, der sein Schiff verloren; selbst will er nichts haben." — „Nein," rief ich, das ist gar zu wundersam!" — „Wie meinst du?" — „Da liegt die ganze Geschichte schon poetisch beschrieben auf dem Tische! Ich brauche nur die Namen, einige Nebenumstände und Ortsbeschreibungen zu verändern." — Ich erzählte nun dem Freunde den Vorfall, und er wunderte sich mit mir. Das Gedicht ward gedruckt und machte Glück; den sonderbaren Zufall verschwieg ich aber, aus Furcht, man möchte es etwa nicht glauben."

10. Schriftliche Aufgaben:

1. Ein Beispiel edler Menschenliebe. (Erzählung auf Grundlage der Ballade.) 2. Bericht des Zöllners über seine Not und Rettung. (Ein Brief an seinen Bruder oder an seine Behörde.) — 3. Schilderung der Not und Rettung von einem Augenzeugen. — 4. Vergleichende Charakteristik des Grafen und Bauern. — 5. Würdigung des Gedichtes: der brave Mann. — 6. Vergleichung dieses Gedichtes mit a. Johanna Sebus von Göthe; mit b. der Lotse von Giesebrecht; mit c. der Schiffbruch von J. G. von Herder. — 7. Die Rettung aus Feuersgefahr. — 8. Der brave Lotse.

11. Zur Vergleichung:

Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten, aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1808 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham, Hülfe reichend, unterging.

(Von **Johann Wolfgang von Göthe**.)

[Sämtliche Werke in 3 Bdn. I. S. 25. Stuttgart 1869.]

1. Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich Mutter, durch die Flut,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut."
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! .. Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! Harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.

*) Oehlenschlägers Schriften. Bd. I. S. 103.

cf. Swinburne's Poem on Grace Darling in Illustr. London News 1892 Dec. — Sw. comes from the locality associated with Grace Dar.

Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit."

2. Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluten wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land;
Schön Suschen gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? Wohin? die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!"
„Sie sollen und müssen gerettet sein."

3. Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch, gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin,
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

4. Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

5. Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Der Lotse.

[Von **Ludwig Giesebrecht.**]

[Geb. 5. Juli 1792 zu Mirow, † als emer. Gymnasialprofessor zu Jasenitz bei Stettin 18. März 1872.]

1. „Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
Und muß am Vorgebirg zerschellen,
Lenkt sie nicht augenblicklich ein.

2. Ich muß hinaus, daß ich sie leite!" —
„Gehst du ins offne Wasser vor,
So legt dein Boot sich auf die Seite
Und richtet nimmer sich empor." —

3. „Allein ich sinke nicht vergebens,
Wenn sie mein letzter Ruf belehrt;
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
Ist wohl ein altes Leben wert.

4. Gieb mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Not."
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
Hin durch die Scheren eilt das Boot.

5. Jetzt schießt es aus dem Klippenrande.
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei.
Kiel oben treibt das Boot zu Lande,
Und sicher fährt die Brigg vorbei.

Der Schiffbruch.

(Von Johann Gottfried v. Herder.)

[Geb. 25. Aug. 1744 zu Morungen, † 18. Dez. 1803 zu Weimar.]

[Sämtliche Werke. Bd. 6. S. 86. Stuttgart 1827.]

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edeln retten
Sich im Fahrzeug. „Wo ist Don Alonso?"
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)
5 „Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim!" sprach er von dem Borde,
„Meine Pflicht beginnt; die eure endet."
Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
10 Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet und wehret der Verzweiflung,
Labet sie und geht mit ihnen unter.
Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß,
15 Oder dieses Priesters, der den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer versinket?

[Litterarisches: F. M. B. Schmidt, Andeutungen über die Quellen der Balladen und Romanzen von Bürger, in den Wiener Jahresberichten der Lit. Anzeigen zum 22. Bde. S. 52—62. — *Pröhle, S. 123. — *Götzinger, I. S. 296 ff. — *Kriebitzsch, Vorbereitungen S. 101. — *Reuter, S. 126. — *Heinze, S. 73.]

---

8. Der Kaiser und der Abt. (Vermutlich 1784.)

[Bürgers Gedichte, Berlin 1872. Grote II. S. 67.]

1. Ich will euch erzählen ein Märchen, gar schnurrig:
Es war mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur schade! sein Schäfer war klüger als er.

2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hat er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst;
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

3. Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht.
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

4. Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

5. „Ha,“ dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!“
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

6. „Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit erteile.
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann;
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

7. „So geb' ich denn Euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

8. „Zum Ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rate
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl wert bis zum Heller mag sein?

9. „Zum Zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

10. „Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken erraten.
Die will ich dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

11. „Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich Euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in der Hand.“ —

12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen,
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnotpeinlichem Halsgericht steht.

13. Er ſchickte nach ein, zwei, drei, ~~vier Univerſitäten;~~
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sportuln vollauf;
Doch löſte kein Doktor die Fragen ihm auf.

14. Schnell wuchſen bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; ſchon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

15. Nun ſucht er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einſamſten Oerter.
Da traf ihn, auf ſelten betretener Bahn,
Hans Bendix, ſein Schäfer, am Felſenhang an.

16. „Herr Abt,“ ſprach Hans Bendix, „was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr ſchwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joſeph! Wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß Euch was angethan ſein.“ —

17. „Ach, guter Hans Bendix, ſo muß ſich's wohl ſchicken.
Der Kaiſer will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüſſ' auf die Zähne gepackt,
Die ſchwerlich Beelzebub ſelber wohl knackt.

18. Zum Erſten: Wann hoch er im fürſtlichen Rate
Zu Throne ſich zeiget im Kaiſerornate,
Dann ſoll ich ihm ſagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl wert bis zum Heller mag ſein.

19. Zum Zweiten ſoll ich ihm berechnen und ſagen,
Wie bald er zu Roſſe die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Beſcheid darauf wäre nur Spiel.

20. Zum Dritten, ich ärmſter von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar ſeine Gedanken erraten;
Die will er mir treulich bekennen: allein
Es ſoll auch kein Titelchen Wahres dran ſein.

21. Und kann ich ihm dieſe drei Fragen nicht löſen,
So bin ich die längſte Zeit Abt hier geweſen;
So läßt er mich führen zu Eſel durchs Land,
Verkehrt, ſtatt des Zaumes den Schwanz in der Hand.“ —

22. „Nichts weiter?“ erwidert Hans Bendix mit Lachen,
„Herr, gebt Euch zufrieden! das will ich ſchon machen.
Nur borgt mir Eur Käppchen, Eur Kreuzchen und Kleid,
So will ich ſchon geben den rechten Beſcheid.

23. „Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

24. Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rate,
Hoch prangt' er mit Scepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich itzt wert bis zum Heller mag sein." —

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert:
Drum geb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt ihr doch wohl minder wert sein." —

27. „Hum," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

28. „Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

29. „Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan." —

30. „Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. „Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen:
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!"

32. „Ihr denket, ich sei der Abt von Sankt-Gallen." —
„„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen.""
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget Eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!" —

33. „Was Henker! du bist nicht der Abt von Sankt Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

34. „Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n." —

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen noch schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein." —

36. „Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte dir demnach ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank:
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank." —

37. „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nötig;
Doch, seid Ihr in Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon." —

38. „Ha bravo! du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obendrein dir ein Panisbrief beschert:

39. Wir lassen dem Abt von Sankt Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod."

1. **Erläuterungen**:

Str. 1. Das Beiwort schnurrig, welches das „Märchen" charakterisieren soll, zeigt uns, daß wir es weniger mit einem Märchen im strengen Sinne, als mit einem Schwanke, einer Schnurre zu thun haben. — Kurrig (ahd. korag, später kurg, kurig und kürig) erklärt zwar Weigand (Wörterbuch) I. S. 653 als leicht zu kirren, zutraulich; allein in Niederdeutschland bedeutet es soviel als übermütig, lustig. „En kurrigen Keerel" = jemand, den „der Hafer sticht." — Abt = ein Mönch, welcher an der Spitze eines Klosters steht. —

Str. 3. Pfäfflein von Pfaffe abgeleitet. Pfaffe ist aus papa entstanden, bedeutet ursprünglich Vater, und war durchaus ein Ehrenname, welcher allen Geistlichen vom Pabste (papa) bis abwärts zum untersten Kaplane beigelegt wurde. Das Wort ist jetzt um seinen guten Klang und Kredit ge-

kommen und findet sich fast nur noch im Munde solcher Leute, welche es nicht oft genug aussprechen können, daß sie alles, was an die Kirche erinnert, hassen und gern ausrotten. Bei Bürger hat das Wort wohl einen launigen Beigeschmack, aber durchaus noch nichts Verletzendes.

Str. 4. Hader, d. h. Gelegenheit, Anlaß, Vorwand zum Streite; — reisig, von Reise abgeleitet. Reise (d. h. reisa) bedeutet den Aufbruch, Zug, meist den Kriegeszug, und letztere Bedeutung hat sich allein in reisig, Reisige noch erhalten.

Str. 6. Weile = Langeweile.

Str. 8. „Wardein" heißt noch heutzutage ein Beamter bei der Münze, welcher den Gehalt des Feinmetalles zu schätzen hat. Das Wort ist wohl mit dem deutschen werten (mhd. werden, goth. wairthon) verwandt. Die Abschätzung des Wertes des Kaisers mit Einschluß des Ornates (Schmuckes) paßt hierzu vortrefflich. Zum Schmucke gehörte aber auch außer der kaiserlichen kostbaren Kleidung Scepter und Krone.

Str. 10. Prälat ist an sich ein vorgezogener Mann, ein Vorgesetzter, (praelatus); gewöhnlich versteht man darunter einen hohen, vornehmen Geistlichen sowohl in der kathol., als in der evang. Kirche (z. B. im Großh. Hessen, Württemberg, Baden 2c.); auch werden in einzelnen geistlichen Orden die Klostervorsteher so genannt. In letzterer Beziehung wendet es auch Bürger hier an. — Titelchen ist hier in der biblischen Bedeutung (vgl. Matth. 5, 18) gemeint, also im Sinne der kleinsten Kleinigkeit.

Str. 12. Das Wort „Schwulität" ist ein komisches Wort statt Schwüle, Beklemmung, Ratlosigkeit. Das Scherzhafte liegt darin, daß das deutsche Wort Schwüle mit einer lateinischen Endung itas versehen und diese wieder (vgl. Universität) verdeutscht ist.

Zerspleißen, seltene Form statt zersplittern.

Str. 13. Schwierige Fragen sucht man dadurch zur Lösung zu bringen, daß man an eine Universität sich wendet und dort die betreffende Fakultät, d. h. die Gesamtheit der Professoren entweder der Theologen oder der Juristen oder der Mediciner oder endlich der Philosophen um ein Gutachten bittet. Der arme Abt fragt bei allen vier Fakultäten nach einander an. Kein Professor, kein Doktor wußte eine befriedigende Antwort, so reich auch die Gebühren und die außerordentlichen Geldspenden („Sporteln") waren, welche der Abt erlegte. Die gesamte Gelehrtenwelt war diesen Rätseln gegenüber ratlos.

Str. 14. Herzlich war das Zagen, insofern es ein starkes war, was das Adverbium herzlich häufig ausdrückt, und das Pochen, insofern letzteres eine Thätigkeit des Herzens ist.

Str. 15. Werther ist eine Anspielung auf Göthes Werthers Leiden, welches damals erschienen war und außerordentliches Aufsehen gemacht hatte. Werther gab sich selbst den Tod, und der Abt trägt sich auch mit Gedanken des Selbstmords. Darum sucht er einsame, gefährliche Felsensteige auf.

Str. 16. Schemen = Schattenbild. Einhotzeln = einschrumpfen. Das gedörrte Birnobst hat noch den Namen Hutzel oder Hotzel. — Mein

Sixchen leitet man von Meiner Sechs (frz. six) ab, und bedeutet sechs zunächst den besten Wurf im Würfelspiel, steht dann aber für Seele (meiner Seele), Treue (meiner Treu') als eine Beteurung, bei welcher bei weggelassen ist. „So gewiß mir meine Seele lieb ist" — so gewiß ist, daß euch etwas angethan ist, daß ihr irgend einer Zauberin, Hexe zum Opfer gefallen seid.*)

Str. 17. „Am Zeuge flicken" = mit einem anbinden, um ihm schaden zu können.

Str. 20. Christus wurde für dreißig Silberlinge, welche ungefähr den Silber-Wert der späteren Reichsgulden hatten, von Judas verraten, in die Hände seiner Feinde durch nichtswürdigen, erbärmlichen Handel (deshalb Schacher genannt) ausgeliefert.

Pochen = ungestüm fordern ein nicht zu weigerndes Recht, prachern (niedersächsisch) = ungestüm betteln, bitten. — Deut = die kleinste holländische Münze, dann gebraucht, wie unser: Heller, Pfifferling.

gäb' ich = würde ich geben, falls ich Euch zu kaufen Lust hätte. Mehr wäret Ihr mir eben nicht wert.

Str. 21. Tempo = „das Maß der Geschwindigkeit, womit ein Musikstück vorgetragen wird" (Götzinger); hier ist „einerlei Tempo": gradeso rasch, als die Sonne in ihrer (scheinbaren) Bewegung um die Erde ist.

Str. 30. Die Pferde, welche Bendix in vierundzwanzig Stunden um die Welt jagen läßt, müssen einen ganz besonderen Hafer (Haber) fressen, um so rasch und so anhaltend laufen zu können. Der Kaiser nennt als diesen Hafer die beiden Wörter wenn und aber. Wir müssen uns also den in Str. 29 ausgesprochenen Gedanken in folgender Form denken: „Ihr könnt in 24 Stunden die Welt umreiten, wenn ihr von einem Sonnenaufgang bis zum folgenden immerzu reitet; aber freilich ihr müßt stets der Sonne an der Seite bleiben, mit ihr gleichen Schritt halten." Der Kaiser nimmt mit dieser Antwort vorlieb, obgleich sie natürlich ganz anders ausfällt, als er sie erwartete. Ein Rechenexempel, welches nur unter der Voraussetzung gelöst werden kann, daß Bendix etwas Unmögliches als möglich annimmt und mit Unmöglichem als mit etwas Möglichem rechnet, schafft für die Einbildung die höchsten Werte aus dem allergeringfügigsten Gegenstande, nämlich aus kurzgehacktem Stroh („Häckerling") das Gold. An Häckerling denkt der Kaiser schon deshalb, weil der Ritt um die Erde ohne Pferde nicht möglich ist, und diese in Ermangelung von Hafer auch mit Häckerling gefüttert werden. Häckerling ist übrigens gelb wie Gold; Goldmacher aber versuchten von jeher aus geringeren Metallen und Stoffen gelber Farbe das Gold herzustellen, ein Problem, welches Bendix sehr leicht löst, indem er das Unmögliche wie ein nicht nur Mögliches, sondern wie eine durchaus leicht mögliche Sache behandelt.

---

*) Neuerdings giebt Archivdirektor von Kausler in Stuttgart (Germania XII, S. 476) eine andere Erklärung. Es sei eine verkürzte Eidesformel statt: ich schwöre selbsiebent (d. h. mit sechs Eideshelfern), ich und meiner sechs beteuern dies und das. —

Str. 32. St. Gallen, ein Kloster in der Schweiz, von dem heiligen Gallus, einem Schüler Kolumbans, gegründet, war im Mittelalter berühmt wegen der dortigen vortrefflichen Klosterschule und wegen der Gelehrsamkeit seiner Mönche. Der Dichter bedurfte irgend eines Namens, damit der Schwank nicht völlig in der Luft und im Nebel schwebe, und zog hier den bekannten Ortsnamen vor, um uns nicht entweder den Namen des Kaisers oder den des Abtes nennen zu müssen. Daß Bürger um des Reimes willen St. Gallen geschrieben habe, ist mir nicht so gewiß, als es Götzinger war. Umgekehrt meine ich vielmehr, daß auf die ungewöhnliche Wendung: „von der Wahrheit fallen" Bürger erst verfiel, als er St. Gallen bereits gewählt hatte.

Str. 34. Ring und Stab waren die Insignien der Bischöfe, welche ihnen bei ihrem Amtsantritte überreicht wurden. Jener bildete die Vermählung des Bischofs mit der Kirche, dieser sein Hirtenamt ab. In dem großen Investiturstreit des Mittelalters erwarben die Päbste das Recht, allein mit Ring und Stabe belehnen zu können, während den weltlichen Fürsten nur eine Belehnung mit dem etwaigen weltlichen Besitze zustand, welche durch das Scepter symbolisch dargestellt wurde.

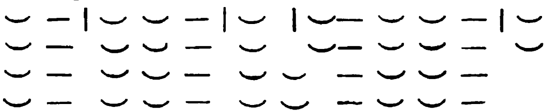
Quid juris = was ist Rechtens? — Die Antwort auf diese Frage soll in dem folgenden Satze liegen: denn, wenn man will ernten, so muß man auch säen. Das Recht gestattet nur da eine Ernte, wo man gesäet hat, und nur dann, wenn man gesäet hat. Dieser Satz, auf den Abt angewandt, besagt: Nur der verdient die jährlichen Einkünfte (Ernte) einer so bedeutenden Abtei zu genießen, welcher auf seine Ausbildung Zeit und Mühe verwandt hat. (Aussaat.)

Str. 37. Man hat hier Pardon nicht Pardong, wie die französische Aussprache des Wortes lautet, sondern zu lesen, wie es geschrieben wird, damit es auf Lohn reime. Es bedeutet jenes Wort übrigens Verzeihung, Begnadigung.

Str. 38. Den Kopf und das Herz trägt der auf der rechten Stelle, welcher nicht nur ein gescheiter, sondern auch ein edeldenkender Mensch ist.

„Panisbrief" = ein Schein, vom Kaiser ausgestellt, wodurch jenes Kloster angehalten wurde, alles, was zum Lebensunterhalte (täglichen Brote = Panis) gehörte, dem Schäfer unentgeltlich zu liefern.

2. Die Form. Die aus vier Versen bestehenden Strophen haben im allgemeinen folgendes Metrum:



Jeden dieser Verse kann man sich als aus einem Jambus und drei Anapästen zusammengesetzt denken: die beiden ersten Verse haben dann noch eine überzählige Kürze am Ende und dadurch einen klingenden Reim, während V. 3. und 4. stumpf gereimt sind. — Dieses Versmaß

entspricht durchaus dem munteren, launigen Inhalte, und mit der Form und dem Inhalte wetteifert die echt volkstümliche, einfache Sprache, welche an zahlreichen Stellen durch ihre Gemütlichkeit, Treuherzigkeit und Ungezwungenheit grade den komischen Eindruck weckt, den das ganze Gedicht hervorrufen soll und muß.

Da, wo ein Vers von dem obigen Versmaße wirklich abweicht, hat der Dichter absichtlich eine Änderung vorgenommen, um eine besondere Wirkung zu schaffen. So hat der Vollmond, dieses Urbild eines wohlabgerundeten, mit Glanz begabten Gesichtes eines beleibten, alten Herrn, in dem 3. Vers der dritten Strophe sich nicht wohl anders, denn als Spondäus verwerten lassen und dadurch einen Anapästus in einen Spondäus verwandelt. Die Folge ist, daß der dicke geistliche Herr spazierengehend die ganze Schwerfälligkeit seines Körpers uns offenbart.

Spondäen am Anfang eines Verses statt des Jambus müssen, wie in Str. 5, 3. „Knecht Gottes“, durch den Vortrag verdeckt werden. Die komische Wirkung, welche hie und da ein scheinbar verunglückter Anapästus hervorbringt, da wir solch einen Versfuß weit eher als Molossus (— — —) ansehen können, ist natürlich beabsichtigt. Das Stolpern im Metrum, falls wir versuchen, „Kurzweil drei artige“ (– — — — ◡ ◡) wie zwei Daktylen zu lesen, läßt schon den armen Abt und uns die Not ahnen, in welche der Kaiser jenen versetzen will. Die drei Silben
— — —
hochnotpein sind freilich ein ebenso guter Anapäst, als Holzklotzbock ein guter Daktylus (— ◡ ◡) ist. Und nun gar:

◡ — | ◡ ◡ — | — — — | — — — | ◡
Er schick | te nach ein | , zwei, drei, vier | Un' vers' tä | ten.

Da sind zwei molossische Versfüße statt der erwarteten Anapäste. Und die Kommata und Apostrophen werden von dem Leser eben so mühsam überwunden, als ebenso viele Gräben, welche ein mit Bleikugeln an den Füßen belasteter Mensch überspringen soll. Und doch, wie vortrefflich paßt dieser schrecklich holperige Vers zu der jammervollen Seelenstimmung des Abtes und zu seinen ebenso fruchtlosen als zahlreichen Versuchen, seiner Verlegenheit sich zu entreißen!

3. Dichtgattung: Wie wir bereits oben andeuteten, fällt dieses Gedicht unter den Gattungsbegriff des Schwankes, d. h. einer poetischen Erzählung mit komischem Inhalte. Ein Interesse zu erwecken und zu erhalten ist Aufgabe der poetischen Erzählung: darum verschmäht dieselbe eine mythische, wunderbare Beimischung, läßt sich an einfacher Darstellung genügen, und sieht von einer kunstvollen Komposition ab. — Märchen dürfen wir dieses Gedicht nicht mehr nennen, während das Bürger noch konnte, da damals das Wort Märchen eine allgemeinere Bedeutung hatte. Unser Sprachgebrauch verlegt das Märchen in die Vorzeit, gleich dem Mythus (einer Göttersage), und findet in demselben

die kindliche Weltbetrachtung niedergelegt*), welche unbedenklich Wunderbares und Unmögliches mit Natürlichem mischt, die Geister- (aber nicht Götter-) Welt mit den Menschen in Beziehung setzt, es ebenso glaubhaft findet, daß Tiere menschliche Sprache reden, als daß Menschen die Gabe haben, Tierstimmen zu verstehen. Übrigens ist das Märchen nicht sowohl vorgeschichtlich, als vielmehr in eigentlicher Weise ohne jede Beziehung zur Geschichte. Historische Orte, Namen, Zeiten kommen im Märchen nicht vor**). Die Märchen können überall gedeihen und werden überall fortgepflanzt. Sie sind die Kinder einer reichen, glücklichen, von der Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung durchdrungenen Phantasie. Das Kind glaubt an die Märchen, wie das Volk an seine Sagen vielfach glaubt.

4. Ist ein **Grundgedanke** vorhanden? Jenes Wort des Schäfers: „Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt, das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt“ scheint den Mittelpunkt der Erzählung zu bilden, und dieser Satz würde den Gedanken aussprechen, daß Gelehrsamkeit oftmals nichts nütze, während Mutterwitz aus einer Verlegenheit den Ausweg finde. Allein jenem Worte des Schäfers hält das spätere Wort das Gegengewicht: Was Hänschen nicht lernt, bringt Hans nimmer ein.

Somit scheint es richtiger zu sein, wenn wir sagen: Mutterwitz ist ein Erbteil, für welches der, welchem es zufiel, nicht dankbar genug sein kann; aber allein bringt es doch auch nicht durch die Welt; es muß der Fleiß hinzukommen, welcher die Gabe pflegt und sein Pfund benutzt. Sonst wird der Begabteste doch keine bedeutende Lebensstellung erringen, ja er wird dem Minderbegabten sich weit nachgestellt sehen.

Übrigens sind auch diese Gedanken nur nebensächliche. Man darf in dem Schwanke solcher Art nicht einmal nach einer Pointe suchen wollen, geschweige nach einem tieferen, moralischen Gedanken. Die Hauptsache für den Dichter ist ohne Zweifel, jene komische Auflösung dreier unauflöslich scheinender Fragen zu berichten. Die Wirkung des Gedichtes wird allerdings dadurch gesteigert, daß der Dichter in den beiden Hauptpersonen einen hohen weltlichen Fürsten und einen hohen geistlichen Würdenträger in Konflikt bringt, und, damit nun letzterer nicht dem Kaiser gegenüber in Vorteil komme, und damit zugleich ein neues komisches Moment durch die weiteren Verwicklungen geschaffen werde, darf er nicht der Lösende selbst, sondern es muß das sein Diener sein. Daß der Geistliche von seinem Schäfer an Mutterwitz so sehr übertroffen wird, ist übrigens ein Zug, der in den Schwänken und Anekdoten des Volkes sehr oft vorkommt.

---

*) Man vgl. die Vorrede zu den deutschen Sagen von den Gebrüdern Grimm.

**) Wo solche Anhaltspunkte sich finden, nennt man die der Geschichte nicht angehörige Erzählung Sage.

Der an Schwänken überreiche Volksmund gleicht dadurch, daß er Untergebene den Geistlichen an Witz übertreffen läßt, den Abstand einigermaßen aus, welcher zwischen den Trägern der Gelehrsamkeit, den Professoren und Doktoren, Pfarrern und Mönchen einerseits und den Laien und Ungebildeten andererseits im Mittelalter bestand. Im Schwanke wird der Schullehrer, Müller, Bürgermeister, Schäfer immer als klüger dargestellt, als der Pfarrer. Des letzteren höhere Bildungsstufe kann nur dadurch ausgeglichen werden, daß man auf die andere Wagschale den Mutterwitz legt, welcher in diesen Fällen dem Pfarrer als einem zwar gelehrten, aber durchaus unpraktischen Manne abgesprochen werden muß. — Andererseits läßt der Volksmund sehr oft den Pfarrer durch seinen treffenden Witz und seine Schlagfertigkeit im Reden den Adligen und Fürsten aus dem Felde schlagen, welcher, im Vertrauen auf seine höhere Machtstellung, sich an dem armen „Knechte Gottes" reiben will, und den dann stets Schimpf und Schande heimleuchten. — Es ist in allen Fällen der Niedere, der im Wortgefechte siegt. Die anderen Fälle, wo amtliche und geistige Ueberlegenheit sich vereint finden und geltend machen, verschweigt der Volksmund; derartige Vorkommnisse sind zu selbstverständlich, um würdig gehalten zu werden, daß das Gedächtnis sie verwahre.

5. Geschichtliches.

1. Die drei Fragen. H. Pröhle*) hat in recht interessanter Weise alle jene Märchen, Lieder und Sprüche zusammengestellt, in welchen Rätselfragen ähnlicher Art aufgegeben und an deren Lösung irgend ein Siegespreis, an deren Nichtlösenkönnen oft die schwersten Strafen geknüpft wurden. In gewissem, wenn auch noch entferntem Zusammenhang mit unserer Fabel stehen Fragen und Antworten, durch welche die Kunsterfahrenheit in irgend einer Sache erprobt werden soll, ferner solche Fragen, durch deren Beantwortung jemand aus einer von bösen Geistern drohenden Lebensgefahr befreit wird. Viele Märchen berichten von Prinzessinnen, deren Hand irgend einem Manne geschenkt wird, falls es ihm gelingt, drei von solch einer Prinzessin gestellte Fragen oder Aufgaben zu lösen. Das bekannteste unter solcherartigen Märchen hat durch Schiller eine dramatische Behandlung erfahren; ich meine das schöne „tragikomische Märchen nach Gozzi:" Turandot, Prinzessin von China (Vgl. Hoffmeister, Schillers Leben. VI, 1842. 7. Kap. Kinder- und Hausmärchen. 3. Bd. S. 96. [3. Aufl.]).

Unserem Gedichte stehen inhaltlich diejenigen Schwänke und Märchen näher, in welchen Fragen von ähnlicher Schwierigkeit, sowie ähnlich komische Lösungen vorkommen. Es mögen derartige Stoffe im Munde vieler Völker sich finden. In den gestis Romanorum wird von einer Königstochter erzählt, welche nur den heiraten will, welcher drei Auf-

*) Gottfried Aug. Bürger, 1856, S. 116 ff.

gaben lösen werde. Ihre Aufgaben sind: 1. Wie viele Füße haben in die Länge und Breite die vier Elemente? 2. Es soll Westwind in Ostwind verwandelt werden. 3. Es sollen glühende Kohlen auf der Brust getragen werden, ohne diese zu verbrennen. — Ein Ritter kam an den Hof, nur von einem Diener begleitet und mit einem kranken Pferde. Die erste Frage löst er, indem er seinen Diener sich niederlegen läßt, vom Kopf bis zu den Füßen mißt, und dann sagt: Die vier Elemente messen 7 Fuß in die Länge, einen halben Fuß in die Breite; denn im Menschen sind sie alle vier vereinigt. Die zweite Frage erledigt er, indem er seinem Pferde ein Pulver in die Nüstern streut, es dadurch gesund macht, dann ihm seinen schnaubenden Kopf nach Osten wendet und sagt: „Die Luft ist verändert nach Osten, denn das Leben des Tiers besteht im Atem.“ Die dritte Aufgabe gelingt dem Ritter durch ein Wunder. — Die Königstochter wird seine Gemahlin.

In Helwings jüdischem Maasabuch werden einem königlichen Rate die Fragen vorgelegt, wo die Sonne aufgehe; wie weit es vom Himmel zur Erde sei.

In Tausend und Eine Nacht ist die Geschichte des weisen Heykar lesenswert. Da stellt Pharao von Egypten die Aufgabe: Ich will einen Palast zwischen Himmel und Erde bauen. Heykar fängt zwei Adler, an deren Klauen mit Stricken zwei leichte hölzerne Kästen befestigt werden. In die Kästen werden zwei Knaben gesetzt, welche, von den Adlern in die Luft gehoben, herab rufen müssen: „Bringet uns Steine und Mörtel, daß wir hier dem Könige Pharao seinen Palast bauen.“ (Vgl. Wenn — aber.)

In Frankreich stellt ein König verschiedene Fragen an einen Müller, z. B. wie viel Sterne am Himmel ständen. (Der Müller nennt eine bestimmte Zahl und heißt den König nachzählen.) In dem alten Gedichte vom Pfaffen Amis fragt der Bischof, im Eulenspiegel der Rektor der Universität. Alt ist z. B. auch schon die Frage: Wie fern von einem Ort der Welt ist an das ander? Antwort: Ain Tag Raiß. Als die Sunne bezeugt mit irem Auffgang des Morgens. Vund Nidergang des Nachtes.“

Nicht ganz selten ist übrigens die Fassung des Märchens, nach welcher ein Abt gefragt wird und ein Schäfer für ihn antwortet.

Einmal fragt den Abt sein Vogt: 1. Wie hoch schätzest du mich? (Antwort wie im Gedichte.) 2. Wo ist die Mitte der Erde? (In meinem Hause.) 3. Wie weit ist das Glück vom Unglück entfernt? (Nicht länger als eine Nachtzeit; denn gestern war ich Hirte, und heute bin ich Abt.)

In Hessen erzählt der Volksmund: Der Kaiser ritt an einem Kloster vorbei, über dessen Thor stand geschrieben: „Wir sind zwei Heller ärmer als der Kaiser und leben ohne Sorgen.“ Gereizt durch diese Inschrift, drohte der Kaiser, den Prälaten abzusetzen, wenn er ihm nicht binnen drei Tagen drei Fragen beantworten könne: 1. Wie tief ist das Meer?

(Nur einen Steinwurf.) 2. Wie viel Sterne stehen am Himmel? Gerade so viel, als Blätter an den Bäumen im Odenwalde sind.) 3. Wie weit sind Glück und Unglück von einander? (Eine Viertelstunde; denn vor einer Viertelstunde war ich noch ein armer Schäfer, und jetzt bin ich nur zwei Heller ärmer als der Kaiser.) —

2. Der verkehrte Eselsritt ist eine Strafe, welche dem größten Schimpf gleich geachtet wurde. König Jakob I. ließ einen Advokaten, welcher des Königs Schwiegersohn, den Pfalzgrafen Friedrich, nach Zusammenbruch des böhmischen Königreichs (Winterkönig) verspottet hatte, unter andern auch auf diese Weise strafen (1621). Ein Engländer, welcher sich für den Messias ausgab, wurde zunächst rücklings auf einem Esel umhergeführt und dann weiter bestraft. Von Kaiser Otto III. wird erzählt, daß er diese Strafe über einen römischen Consul verhängt habe. Daß ein Kaiser einen hohen Geistlichen diesen beschimpfenden Eselsritt machen ließ, ist eine Thatsache (welche Pröhles sorgsam forschendem Auge entgangen ist): Konstantin V. (741—775) im oströmischen Reiche ließ den Patriarchen Anastasius von Konstantinopel wegen Abfalles von ihm und Uebergang zu dem aufrührerischen kaiserlichen Schwager blenden, auspeitschen, den Eselsritt machen — und setzte ihn dann in das Amt eines Patriarchen wieder ein!

3. Die Quelle Bürgers für sein Gedicht war eine englische Ballade: King John and the Bishop of Canterbury, später verkürzt und verändert in: King John and the Abbot. (Altschottische und altenglische Volksballaden. Nach den Originalen bearbeitet von W. Dönniges. In diesem Buche findet sich eine wörtliche Uebersetzung S. 152—156.) Bürger hat die Figuren und die Handlung teilweise glücklich verändert. Der König Johann wurde als Tyrann, der Kaiser wird von Bürger als ein derber, aber im tiefsten Grunde edeldenkender Mann geschildert; die englische Ballade läßt den Bischof üppig und hochmütig sein, Bürger stellt uns im Abte einen gutmütigen, behäbigen, aber nicht grade pfiffigen und geistreichen Mönch vor. Die Quelle läßt den Bischof die Universitäten selbst und natürlich vergebens aufsuchen und endlich durch einen (übrigens dem Bischofe sehr ähnlichen*) Schäfer aus seiner Not gerettet werden.

6. Zur Würdigung des Gedichts.

Wie glücklich Bürger den Inhalt und die Form seiner englischen Vorlage umgebildet hat, davon wurde schon oben gesprochen. Hier soll zunächst auf die kernhafte, echt volksmäßige, aber nie ins Uneble und Gemeine sinkende, Sprache und auf die ganz einfache und gleichwohl höchst gelungene Darstellung hingewiesen werden. Ferner finden sich neckische Laune und trefflicher Witz, auch beißender Spott besonders als Begleiter der Rätselfragen angewandt, und die verschiedenen Stimmungen,

*) Diesen Umstand hätte Bürger lieber entlehnen sollen, um das Nichterkennen des Betrugs seitens des Kaisers glaubhafter zu machen.

Situationen und subjektiven Färbungen sind der Grund, daß der dreimalige Bericht der Rätselfragen nicht langweilt, daß er immer derselbe und doch zugleich immer ein anderer ist.

Der „kurrige“ Kaiser, dem der Spott und Hohn Lobesworte diktieren, dem der Schelm im Nacken sitzt, — der dann jedoch auch Gnade vor Recht ergehen läßt und sich davon überzeugt, daß man nicht bei jedem alles suchen dürfe, — er ist eine Figur, welche von Anfang bis zu Ende lebendig uns vor das Auge tritt, welche unseren Beifall nicht verliert, immer mehr gewinnt; der Abt in seiner behaglichen Ruhe und in seinen erfolgreichen Bestrebungen für das Gedeihen seines Leibes hat schon in der ersten Situation etwas unsere Lachmuskeln Reizendes, und in dem Grade, als seine Angst und Not zunimmt, steigert sich erst die Schadenfreude; doch als die zunehmende Angst, dieses Radikalmittel gegen Fettsucht und Korpulenz, dem Prälaten besser zugesetzt hat, als Wildunger und andere Wasser vermocht hätten, und ihn so unseres Mitleides würdiger gemacht hat, mehrt sich die Sympathie für den armen Abt, und wir freuen uns mit ihm, daß dem Kaiser jetzt ein Schnippchen geschlagen werden kann und der Abt gerettet wird. Unsere ganze Zuneigung erwirbt der Schäfer, erst durch seinen Mutterwitz, dann durch seine Bravheit, welche dem Abte die Stelle und Ehre rettet. Daß der Schäfer in dieser Weise belohnt, daß der Abt durch den Panisbrief in der wünschenswerten Demut und Dankbarkeit erhalten wird, finden wir völlig in Ordnung. Der Schäfer mit seiner Schlagfertigkeit, seinem Nichts weiter? — Das laßt nur hübsch bleiben! — Groß hab ich eben nichts nötig, mit seinem Reichtum an Sprüchwörtern und sprichwörtlichen Redensarten ist eine so volkstümliche Figur, daß wir uns kaum die Zeichnung derselben frischer, gelungener vorstellen können. Welch eine Kraft besaß doch Bürger, und wie selten hat er von derselben den rechten Gebrauch gemacht! Leider sind eben die anderen Gedichte ähnlichen Tones, von manchen Schönheiten im Einzelnen abgesehen, in Stoff und Idee ganz verfehlt.

7. Schriftliche Aufgaben:

1. Disposition des Gedichtes. — 2. Charakteristik des Königs, des Abtes und des Schäfers. — 3. Entwickelung der Idee des Gedichtes. (Vgl. Heinze a. a. O.)

[Litterarisches: *Kurz, Kommentar. S. 216. — *Pröhle, G. A. Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. S. 115. — *Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter. 4 Bände. 1870. III. S. 563. — *Heinze, Anleitung zum Disponieren. S. 25. — *Götzinger I, 326.]

9. Der wilde Jäger. 1786.

[Bürgers Gedichte. Berlin 1872. Grote. Bd. 2, S. 7.]

1. Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Halloh, halloh, zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

2. Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

3. Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's
Mit Horridoh und Hussassa.
Sieh da! Sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

4. Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter,
Schoß Blitz vom Aug' wie Ungewitter.

5. „Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt."—
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

6. „Schlecht stimmet deines Hornes Klang,"
Sprach der zur Rechten sanften Muts,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst dir heut nichts guts.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!"—

7. „Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!"
Fiel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren
Und Euch von jenem nicht bethören!" —

8. „Ha, wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"—

9. Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feldein und aus, bergab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

10. Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer tot dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen."

11. Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt:
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!"

12. Der rechte Richter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann

Zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

13. „Hinweg, du Hund!“ schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich.
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!“

14. Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich übern Hagen rasch voran,
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

15. Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feldein und aus, bergab und an,
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Herden.

16. Doch hin und her durch Flur und Wald,
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

17. „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Witwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!“

18. Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

19. „Verwegner Hund, der du mir wehrst!
„Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um und angewachsen wärst
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks ins Himmelreich zu hetzen.

20. Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasa!“ —
Und jeder Hund fiel wütend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.

21. Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

22. Risch ohne Rast, mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

23. „Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!“

24. Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen.

25. „Verderben hin, Verderben her!
Das“, ruft er, „macht mir wenig Graus!
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus!
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“

26. Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!“
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Totenstille.

27. Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt ins Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor nicht rückwärts reiten.

28. Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab;
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urtel eine Donnerstimme:

29. „Du Wütrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Tier!
Das Ach und Weh der Kreatur,
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

30. Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu fronen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!“ —

31. Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub!
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

32. Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

33. Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, roter Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

34. Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

35. Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

36. Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

1. **Form:** V. 1–4: ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – } vierfüßige akatalekt. Jamben.
V. 5–6: ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ } vierfüßige hyperkatal. Jamben.

Reim ababcc. (Nur c ist klingend.)

2. **Erläuterungen:**

Str. 1. Die Wild- und Rheingrafen hausten auf dem Hunsrück und an der Nahe. Sie zerfielen in die Raugrafen zu Simmern, in die Wildgrafen, urspr. Forstbeamtete, und in die Rheingrafen auf dem Rheingrafenstein bei Kreuznach. Von letzteren leitet sich das Fürstengeschlecht Salm ab. Uebrigens hat Bürger zuerst seine Ballade an diesen Grafennamen angeknüpft, unsere Sage wird nie mit jenen Wild- und Rheingrafen in Verbindung gebracht. Bürger brauchte eben einen Namen und wählte sich diesen aus.

V. 5. Koppel = die Verbindungskette zweier Hundehalsbänder. Man nahm den Hunden die Koppeln ab, wenn jene an der Jagd teilnehmen sollten.

Str. 2. Kuppel = das halbkugelförmige Dach des Domes —

Die Kuppel der hohen Kathedrale sieh'st du leuchten.
Schiller, Jungfrau 3, 9.

V. 3. Hochamt = der katholische Hauptgottesdienst.

rufte = ungewöhnliche Imperfektform statt rief.

Str. 3, 5. Des Rechten Roß war Silbers Blinken = war Blinken des Silbers (metaphorische Kürze statt blinkte wie Silber).

Str. 4. Graß = Schauder und Grausen erregend; vgl. das niederdeutsche Gräsen und die bekannte Ableitung gräßlich.

Str. 7. Baß = Adverbium mit komparativischer Bedeutung. Der Positiv fehlt (wohl, gut). Später bedeutet baß = recht, sehr, ordentlich Str. 8. 12. 18. 19.

Str. 8. Der scher (ergänze: sich) ans Pater Noster = Vaterunser; zum Beten (des Rosenkranzes bediente man sich da) gehe ein einfältiger Mann, für einen Ritter schickt sich Beten nicht, wohl aber die Jagd (Weidwerk).

V. 6. büßen = befriedigen, stillen (in Verbindung mit Lust).

Noch steh'st du unversehrt, willst du erwarten,
Bis er die böse Lust an dir gebüßt?
(Schiller.)

Str. 14, 2. Hagen (hier = Gehege gegen Wildschaden) ist sonst und vielleicht ursprünglich eine hölzerne Einfriedigung, ein Zaun oder Verschlag zum Hegen des Wildes; ferner kommt es auch in der Bedeutung von Hain (Wald, Buschwerk) vor. Vgl.

Wie will ich spielen im grünen Hag.
(Schwab, Gewitter.)

Str. 15, 4. Anger (= Waldwiese), cf. Schwabs Gewitter: Dem Anger, dem bin ich hold. Unter Anger versteht man ursprünglich gepflügtes und auch ungepflügtes Bauland, meist aber wildgrünes Land von kleinerem Umfange.

V. 5. Man betone **da**; denn dort wenigstens erhofft das kluge Wild Schonung.

Str. 16. Die Hunde laufen her und hin, so lange sie die Witterung

suchen. Bürger ahmt diese regellose Bewegung durch die vielen einsilbigen Wörter nach.

Str. 19. Anspielung auf die grausame mittelalterliche Sitte, ertappte Wilddiebe auf einen Hirsch festschmieden und dann zu Tode hetzen zu lassen.

Vettel (V. 4), lat. vetula, eig. altes Weib, dann ein gemeines Weib (eins der ärgsten Schimpfwörter), eine schlechte Dirne (der Graf spielt auf eine der Witwen an, mit denen der Hirt so viel Mitleid habe). —

Str. 20, 2. Jo = zweisilbig. Mit dieser Interjektion werden die Hunde angetrieben (vgl. Feuerjo, Nachbarjo, Zeter und Mordio).

Str. 22, 1. Risch und Rasch (Bürger verbindet auch in Str. 3 beide zu risch-rasch) sind Synonyma, jenes drückt soviel als „schnell und grade durch", dieses nur so viel als „hurtig" aus

Str. 25. Der dritte Himmel ist der Himmel, wo Gott und die Seligen weilen, im Unterschied vom Luft- und Sternenhimmel. — So acht ich's (dein Warnungswort) keine Fledermaus. Fledermaus hieß man wohl eine schlesische Münze („Gröschel") mit schlechtem, verzerrtem Gepräge des Adlers. Hier hat der ganze Satz die Bedeutung von: Ich achte es keinen roten Heller; es ist mir keinen Pfifferling wert; ich geb' keinen toten Hund dafür ꝛc.

Str. 26, 3. Hui = in einem Nu, Augenblick; vgl. P. Gerhardts Lied: Nun ruhen alle Wälder.

Mein' Augen steh'n verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen ꝛc.

Str. 28. Urtel = Urteil, Richterspruch.

Str. 29. gefodert = gefordert (norddeutsche Nebenform).

Str. 30. fronen = dienen, Herrendienste tun. (Fro = Herr, Frôwâ oder Frau = Herrin; Fronleichnam, Fronfeste, Fronfasten). Das n in Fron leitet man von dem Gen. Plur. des Wortes fro (= frono) ab.

Str. 33. Jach = rasch.

Str. 34, 6. deutet auf die Sage von der wilden Jagd. (S. Getreue Eckart v. Göthe.)

Str. 35. Jappen = den Rachen zum Schnappen aufsperren.

V. 5. 6. Der Jäger schweigt, weil er die Rache des wilden Jägers fürchtet.

3. Gliederung des Gedichtes:

I. Die Hauptpersonen, Ort und Zeit der wilden Jagd: Str. 1—8.
   1. Der Befehl zum Aufbruch: Str. 1, 1. 2.
   2. Der Aufbruch selbst: Str. 1, 3—6.
   3. Die Zeit der Jagd: Str. 2.
   4. Die fremden Reiter: Str. 3—8.
      a. Ihr Kommen: Str. 3.
      b. Ihr Aussehen: Str. 4.
      c. Des Grafen Einladung, an der Jagd teilzunehmen: Str. 5.
      d. Der rechte Reiter warnt: Str. 6.

e. Der linke Reiter hetzt: Str. 7.
f. Der Graf folgt dem linken Reiter: Str. 8.

II. Die wilde Jagd: Str. 9—25.
1. Im Aehrenfeld: Str. 8—14.
a. Der Jagd Anfang: Str. 9.
b. Der Graf ist ohne Erbarmen gegen sein Gefolge: Str. 10.
c. Das Wild flieht in's Aehrenfeld, Str. 11, 1. 2.
d. Der Landmann bittet für seinen Acker: Str. 11, 5—5.
e. Der rechte Reiter warnt, der linke hetzt, der Graf folgt dem linken: Str. 12.
f. Den schändlichen Worten des Grafen folgt die That, die Verwüstung des Ackers: Str. 13. 14.
2. In der Viehherde: Str. 15—20.
a. Das Wild flieht unter eine zahme Herde: Str. 15.
b. Das Jagdgefolge verfolgt die Spur bis dorthin: Str. 16.
c. Der Hirte bittet fußfällig um Verschonung: Str. 17.
d. Der rechte Reiter warnt, der linke hetzt, der Graf folgt letzterem: Str. 18.
e. Der Graf flucht und droht dem armen Hirten: Str. 19.
f. Die Drohungen werden ausgeführt, Hirt und Herde vernichtet: Str. 20.
3. Vor der Klausnerei: Str. 21—26, V. 2.
a. Das Wild flieht in die Hütte eines Klausners im Walde: Str. 21.
b. Auch dieser stille Ort wird aufgespürt und erreicht: Str. 22, 1—4.
c. Der Einsiedler bittet für seine Schutzbefohlenen und droht das Verderben: Str. 22, 5—6. Str. 23.
d. Der rechte Reiter warnt zum letzten Mal: Str. 24, 1. 2.
e. Der linke hetzt auch diesmal mit Erfolg: Str. 24, 3—6.
f. Der Graf lästert und verhöhnt Klausner und Gott und will den Worten die That folgen lassen: Str. 25—26, 1. 2.

III. Das Gottesgericht: Str. 26, 3—Str. 36.
1. Die veränderte Umgebung und Lage des Grafen: Str. 26—28.
a. Alle lebenden Wesen, auch die Hütte, verschwinden — vor des Grafen Augen: Str. 26, 3—4.
b. Totenstille: Str. 26, 5. 6.
c. Der Graf sieht sein Roß starr, sein Horn und seine Peitsche bleiben lautlos: Str. 27.
d. Alles verdüstert sich um ihn, und aus dem Himmel tönt in Gewitterstimme das Urteil: Str. 28.
2. Die Verkündigung des Urteils: Str. 29. 30.
a. Die Anklage: Str. 29.
b. Die Strafe: Str. 30.

3. Der Frevler unter der Strafe: Str. 31—36.
   a. Auf Finsternis folgt schwefelgelber Wetterschein: Str. 31. V. 1. 2.
   b. Die Angst des Grafen: Str. 31, 3—6.
   c. Die Riesenfaust erscheint und dreht des Grafen Gesicht in den Nacken: Str. 32.
   d. Anblick der aufspringenden Höllenhunde: Str. 33.
   e. Des Grafen Flucht vor den verfolgenden Ungeheuern: Str. 34. 35.
   f. Die Dauer der Strafe: Str. 36.

4. Grundgedanke:

In jedem Menschen streitet Gottes guter Geist mit dem natürlichen, unbekehrten Herzen. Folgt der Mensch diesem, so betritt er den Weg der Sünde; und wenn die Warnungen Gottes den Menschen von der Sündenbahn nicht abführen, so folgt das Verderben. —

5. Die Darstellung:

1. Die Ballade macht einen besonders tiefen Eindruck durch die vielen trefflich durch- und ausgeführten Kontraste. Mit dem wilden Schalle der Jagenden, der Jäger und Hunde, kontrastiert die Sonntagsfrühe, Sabbatstille und der ernste Klang der Glocken, der liebliche Gesang andächtiger Christen. — Durch die ganze Ballade bis zur Katastrophe zieht sich der Gegensatz des rechten und des linken Ritters, in Pferden, Anzug, Worten und Anschauungen. — Auf das furchtbare Jagdgebrülle folgt unmittelbar die grausige Totenstille; der von großem Jagdgefolge umgebene Graf ist plötzlich einsam und dann wieder von neuem, scheußlicherem Lärme gefolgt. Der verfolgende Jäger wird ein verfolgtes Wild, der Hetzende ein Gehetzter! Auf kurze Sündenlust folgt ewige Strafe. („Von nun an bis in Ewigkeit.")

2. Neben den Kontrasten wirken außerordentlich die Steigerungen: Ein Landmann steht und bittet um Schonung seines Ackers — ein Hirte kniet und fleht fußfällig um Schonung der Herde, — ein alter Klausner warnt und droht ernst und sanft dem Grafen, falls er Gottes Freistatt verletze. — Der rechte Ritter warnt sanft und gut, dann mit den Zeichen der höchsten Besorgnis. Antiklimax in Str. 29: Frech gegen Gott, Mensch und Tier (nicht besonders glücklich).

3. Hierzu kommen die zahlreichen Interjektionen und onomatopoetischen Wörter: Halloh, kliffen, klaffen, rischrasch, horrido, hussassa, drauf und dran! Jo! Doho! Hussasa! huhu! jach, hurre hurre! 2c.

4. Binnenreime: Korn und Dorn (Str. 1), Knall und Schall (Str. 26), Troß — Roß (Str. 14).

5. Allitterationen: Horn, halloh, halloh, Hengst; klifft — klafft; Glocken — klang*) (Str. 2); Horridoh — Hussasa (Str. 3); Rechten —

*) Auch verwandte, hier Gaumen-Laute, gelten als allitterirend.

Roß, Reiter rechts (Str. 4); **Hüfte — Hut hoch** (Str. 5); **verschont — Schweiß** (Str. 11); **drauf und dran** (Str. 13); **frohem — Frevelmut** (Str. 18); **läßt — Linken**; **angewachsen wärst** (Str. 19); **Nimmt — Nacht** (Str. 21); **Risch — Rast** (Str. 22); **letzten — laß** (Str. 23); **wehe — Warnen** (Str. 24); **rückwärts reiten** (Str. 27). **Hoch — Haupt** (Str. 28); **Höll — gehetzt** (Str. 30); **Schöpfer — Geschöpf verschonen**; **Fährt — =faust** (Str. 32); **Höllenhunde — angehetzt** (Str. 33); **weite Welt** (Str. 34); **rasch — reißt** (Str. 35) u. v. a.

Allitteration und Assonanz: **Koppel — Korn** (Str. 1); **Knall Klang** (Str. 14); **weht — Wetter** (Str. 32).

Annomination: klifft — klafft (Str. 1); ritten — Reiter (Str. 9); Hirt — Herde (Str. 16); flimmt und flammt (Str. 33).

6. Außerdem sei noch auf eine Menge von sprichwörtlichen Wortverbindungen, wie Heid und Stoppel, hin und her, her und hin, Weh und Ach, Eins und Alles, feldein und aus, bergab und an, zu Fuß und Roß, gesagt, gethan, Stück für Stück, Mark und Bein, Wald und Feld 2c.; auf die epischen Wiederholungen (vgl. Str. 12. 18. 24.), die Anaphora und Reduplikation, die Umkehrungen und Chiasmen (Str. 3. 14. 16. 21: Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum; Str. 26.) aufmerksam gemacht.

6. Der Vortrag:

Da die Ballade aus zwei verschiedenen Elementen, aus epischen (erzählenden) und dramatischen, besteht, so ist zunächst diese Verschiedenheit im Vortrag genau wahrzunehmen und kenntlich zu machen. Auch in dem epischen Teile sind Unterschiede zu beachten. Der Jagd tolles, wüstes Treiben in Str. 1. 3. 9. 10. 14. 16. 20. 22. erfordert einen lebhaften, Str. 2 dagegen einen feierlich ernsten Ton; ernst und bedeutend ist auch der Ton in Str. 4, ruhig und der bedauernswerten Lage der verfolgten Tiere angepaßt muß derselbe in Str. 11. 15. 21. sein. — In dem dramatischen Teile des Gedichtes hebe man den freudigen Ton in der Rede des Grafen beim Willkomm der beiden Reiter hervor (Str. 5); sanft mahnt der rechte Ritter (Str. 6); ernst mahnt der Klausner (Str. 7); boshaft hetzt der linke Ritter (Str, 7); flehend bittet der Landmann, noch dringender der Hirt, Beifall mit Hohn verbunden zeigt die Rede des Grafen in Str. 8; Uebermut und Frevelmut zeigt der Graf in Str. 13. 19. 25. Ernst und furchtbar klingt Str. 26. 26. 28; unheimlicher noch Str. 31—33. Entsetzen weckt Str. 34—35. — Str. 36 muß uns etwas von dem schrecklichen Miterlebten ausschnaufen und aufatmen lassen. —

7. Zur Beurteilung der Ballade. A. W. v. Schlegel (Charakteristik von Bürger, Abdruck S. 420 und 421) fällt über diese Ballade das nachfolgende Urteil: „Am meisten Verwandtschaft mit Lenore hat der wilde Jäger, und vielleicht ist er nur darum nicht zu gleicher Celebrität gelangt, weil er der jüngere Bruder war. Der Gegenstand ist mit strenger

Enthaltung von allem Fremdartigen behandelt, die Erfindung, den guten und bösen Engel in Gestalt zweier begleitenden Reiter erscheinen zu lassen, ist ganz der geschilderten Sitte und dem Glauben des angenommenen Zeitalters gemäß, die verhängnisvolle Symmetrie ihrer Warnungen und Aufreizungen sondert die Momente der Handlung, und läßt zwischen ihrer stürmenden Eile die Betrachtung zu Atem kommen, die immer ernster einem nahenden Strafgerichte entgegensieht. In den ersten beiden Strophen, in dem Gegensatze des wilden Jagdgetöses mit der feierlichen Heiligkeit des Gottesdienstes liegt schon der Sinn des Ganzen beschlossen, der sich nachher nur stätig entwickelt. Die Darstellung ist meisterlich, vielleicht für eine Romanze zu kunstvoll."

Ähnlich günstig urteilt H. Kurz (Komment. S. 214): Der Lenore am nächsten steht in Stoff und Komposition „der wilde Jäger," in welchem die Personifikation des guten und bösen Prinzips, die sich um die Gewalt im menschlichen Herzen streiten, mit Glück durchgeführt wird, wodurch der Dichter dem Ganzen dramatisches Leben verleiht. Unübertrefflich ist die Darstellung des göttlichen Gerichts, das den Ruchlosen ereilt. Wie vor einem Gewitter alles Leben aus der Natur zu verschwinden scheint und eine dumpfe, lautlose Stille sich über die ganze Welt verbreitet, so bricht hier das Jagdgetümmel plötzlich ab; mit unsichtbaren Banden ergreift die geisterhafteste Regungslosigkeit den Grafen und seine Begleiter (?); alles Leben stockt, und der Leser wird mit den Jägern von der unheimlichsten Bangigkeit ergriffen, bis endlich der Sturm ausbricht und den Gottlosen in sein Verderben dahinreißt.

Diesen anerkennenden Urteilen steht nun freilich ein anderes fast schnurstracks gegenüber. Gruppe (Leben und Werke deutscher Dichter, Bd. 3. 2. Ausg. 1872 S. 555) findet, daß das nur allzuklare Verhältnis von Schuld und Strafe und der Zuspruch des guten und des bösen Begleiters die Illusion und Innerlichkeit störe; der ausgeführte Dialog mit diesen Gestalten kommt ihm verfehlt vor. Die Farben hält er für zu stark aufgetragen und daneben alles Schmelzes und aller Harmonie entbehrend; man fühle zu sehr die Kunstarbeit heraus, das Metrum sei etwas trocken. Ja er liest noch sogar Parteileidenschaft und Adelshaß heraus und wer weiß, was noch alles. — Dem ungeachtet wird es dabei sein Bewenden haben, daß das Gedicht eines der besten Bürgers ist, daß es Bürgers dichterische Kraft ganz erkennen läßt, während von den Fehlern des Dichters sich kaum einzelne Spuren nachweisen lassen. Dabei kann das andre Urteil doch bestehen, daß das Gedicht an Lenore nicht hinanreicht.

8 **Die Entstehung der Ballade und ihre Geschichte** Die Ballade, deren Vollendung Reinhold in das J. 1785 („vermutlich") setzt, ist viel langsamer entstanden, als Lenore. Sie scheint schon um 1773 angefangen zu sein, und häusliche Mißverhältnisse haben den Dichter in der Ausführung gestört. Gedruckt wurde das Gedicht erst im Göttinger Musenalmanach

von 1786. Mit der Uebersetzung dieses Gedichtes hat (vgl. Pröhle a. a. O. S. 124.) Walter Scott seine schriftstellerische Laufbahn begonnen.

9. Die Grundlage der Ballade. Wir erwähnten schon oben, daß die deutsche Sage vom wilden Jäger nie an die Wild- und Rheingrafen angelehnt worden ist; vielmehr kommt diese Sage vorzüglich in Niedersachsen und Westfalen vor, und am deutlichsten sind die Spuren derselben am Harze zu verfolgen, von dem Geburtsorte Bürgers an (Molmerswende, wo Hackelberg begraben sein und auf einem großen Schimmel mit einem großen Schwert in der Hand sitzen und seine Schätze bewachen soll [Vgl. Kuhn und Schwarz, norddeutsche Sagen, S. 157]) bis nach Göttingen und Uslar, in welcher Gegend das Gedicht entstand. Die Gestalten der Sage sind übrigens sehr mannigfaltig, und es scheint Pröhle durchaus recht zu urteilen, welcher annimmt, daß Bürger verschiedene Rezensionen dieser Sage gekannt und da diesen, dort jenen Zug aus verschiedenen Sagen benutzt habe. Die eigene Arbeit des Dichters an diesem Gedichte bleibt doch noch groß genug.

Die beiden wichtigsten Rezensionen entlehne ich aus Pröhle:

„Der Ritter Hans von Hackelberg, ein Braunschweigischer Jägermeister, wurde 1587 auf dem Ausjageplatze bei der Harzburg von einem starken Eber am Fuße verwundet, was wenige Tage darauf seinen Tod herbeiführte. Zwei Stunden von der Harzburg, im Garten beim Klöpperkruge, wo er, auf der Reise nach Wolfenbüttel begriffen, starb, liegt er angeblich begraben. Auf dem Leichensteine sieht man ihn, auf einem Esel reitend, in Begleitung zweier Hunde dargestellt. Hackelberg zieht zur Nachtzeit mit großem Halloh über die Harzwälder dahin, vor ihm herschreitend als gespenstischer Schuhu die Tutursel, eine verwünschte Nonne, welche das Keuschheitsgelübde gebrochen. Der Weidmann, welcher zur Nachtzeit die wilde Jagd über sich vernimmt, wirft sich mit dem Gesichte platt auf die Erde. Daß Bürger in der That bei seiner „wilden Jagd“ diesen Hackelberg mit vor Augen hatte, wird höchst wahrscheinlich aus dem Auftreten des schwarzen und weißen Ritters, welche auch eine Fassung der Sage zu ihm schickt, jedoch so, daß sie die beiden Ritter erst unmittelbar vor seinem Tode zu ihm treten läßt. Hackelberg hat die Wahl, in das Fegfeuer zu gehn, wozu der rechte Ritter ermahnt, oder, wie „der linke rät, als wilder Jäger nach dem Tode fortzuleben, und er wählt das letztere.“

2) „Am Rehberger Graben jagte einst ein eifriger Jäger, welcher selbst am Sonntage die Ruhe zu stören pflegte. Ein frommer Einsiedler, der am Fuß der Rehberger Klippe, just wo sie am höchsten emporstarrt, seine Klause hatte, ermahnt ihn eines Tages, abzustehen von der wilden Verfolgung eines weißen Rehes. Aber dieser verhöhnte den Klausner und trieb die gierige Meute um so kräftiger an. Das Reh floh an den Rand dieser Klippe und stand vor dem Abgrunde. Als die Jagd näher kam, wagte es den Sprung in den Abgrund und barg sich in die Hütte des Einsiedlers. Die verfolgende Rotte stürzte ihm nach, aber zerschmettert lagen Hunde, Roß und Jäger zu den Füßen des Klausners. Seitdem zieht um Mitternacht die wilde Jagd in dieser Gegend, und mit dem wilden Jäger ziehen Riesen und Zwerge. Die Klippe aber heißt, seit das Reh herabgesprungen ist, die Rehberger Klippe. Die Stelle darunter ist noch ganz rot (vielleicht von Heidekraut); das ist das Blut des wilden Jägers, wird hinzugefügt.“

Uebrigens bildete sich diese Sage von der rastlosen Flucht eines wegen Sabbatschändung und anderer Frevel zum Gejagtwerden verdammten Jägers im Christentum erst aus der Jagd des Wodan (Woutan) aus; im Westfälischen führt der wilde Jäger den Namen Hackelbärend, Hackelberg, Hackelblock.

10. Schriftliche Aufgaben: 1. Der wilde Jäger. Schildernde Erzählung. (Ist in 2 Teile zu zerlegen.) 2. Vergleichung mit Frau Hitt von Ebert.

Frau Hitt.

(Tyroler Volkssage.)

[Von Karl Egon Ebert, geb. 5. Juni 1801 zu Prag.]

1. Wo schroff die Straße und schwindlich jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh
Am Weg eine Bettlerin.

2. Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert in süßer Ruh',
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm
Und wiegt' es, und seufzte dazu:

3. „Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind,
Und allem Elend bloß.

4. Zur Speise hast du ein hartes Brot,
Das ein anderer nimmer mag,
Und wenn dir jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag.

5. Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar".

6. So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

7. Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schau'n.

8. Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

9. Ihr Goldroß hielt die Stolze an
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

10. „„Blickt rechts, blickt links hier in die Fern,
Blickt vor- und rückwärts herum,
Soweit ihr überall schaut, ihr Herr'n,
Ist all mein Eigentum.

11. Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!""

12. Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:

13. „O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmt, erbarmt Euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"

14. „„Weib, bist du rasend?"" zürnt die Frau,
„„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ists, was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer.""

15. „Gott hüte, daß ich begehren sollt'.
Was fremde mein Mund nur nennt,
O so gebt mir, gebet, was Ihr wollt,
Und was Ihr entbehren könnt!"

16. Da zieht Frau Hitt ein hämisch Gesicht,
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.

17. Da ergreift die Verachtete wütender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"

18. Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme zieh'n,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glüh'n.

19. Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„„Ei, Wilder, was bist du so faul?““
Sie treibt ihn durch Hieb' und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.

20. Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Mut,
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

21. Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

22. Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrliches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

23. Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

24. Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

[Litterarisches: Nauck, Königsberg i. N., Gymnasialprogramm 1851. — *Gude I, S. 116. — *Gruppe III, S. 555. — *Pröhle S. 124. — *Götzinger I, S. 348. — *Kurz a. a. O. — Schlegel a. a. O.]

---

10. Lenore.

[Bürger's Gedichte. 1823. S. 44. — Bürger's Werke, hsg. v. Grisebach. 1872. Bd. II. S. 1ff.]

1. Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?“ —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

2. Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern,

3. Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Mutter laut,
Willkommen! manche frohe Braut;
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wütiger Geberde.

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du liebes Kind, was ist mit dir?“ —
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter! Mutter hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

6. „Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!

Was Gott thut, das ist wohlgethan;
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„O Mutter! Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan.
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöten.“ —

7. „Hilf, Gott, hilf! Wer der Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter! Mutter! Was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben.“ —

8. „Hör', Kind! Wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen!“ —

9. „O Mutter! Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O, wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus,
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen:
„O weh, o weh mir Armen!“

10. „Hilf, Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit,
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen!“ —

11. „O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit!
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin, in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden!“ — —

12. So wütete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trap, trap, trap,
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch den Pfortenring
Ganz lose, leise klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

14. „Holla, holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?“
„Ach, Wilhelm, du? . . So spät bei Nacht? . .
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?“ —

15. „Wir satteln nur um Mitternacht,
Weit ritt ich her von Böhmen;
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen.“ —

„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!“ —

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen.“ —

17. „Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut' ins Brautbett tragen?
Und horch! Es brummt die Glocke doch,
Die elf schon angeschlagen.“ —
„Herzliebchen, komm! der Mond scheint hell;
Wir und die Toten reiten schnell;
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitsbette.“ —

18. „Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“—
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“

19. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende:
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände,
Und hurre, hurre, hop hop hop;
Gings' fort in sausendem Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
„Ach nein! . . Doch laß die Toten!“ —

21. Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? . .
Horch Glockenklang! Horch Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug;
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!“ —

23. Still Klang und Sang . . die Bahre schwand . .
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt
Hart hinters Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!

Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„Ach! Laß sie ruhn, die Toten!" —

25. Sieh da! sieh da! am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich beim Mondenlicht,
Ein lustiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! komm hier,
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitsreigen,
Wann wir zu Bette steigen!" —

26. Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

27. Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell
Hurrah! Die Toten reiten schnell! —
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„O weh! Laß ruhn die Toten!„ — —

28. „Rapp', Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft . .
Bald wird der Sand verrinnen . .
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft!
Rapp'! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle!" —

29. Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Ringsum im Mondenscheine.

30. Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

32. Nun tanzten wohl beim Mondesglanz
Rundum herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

1. Erläuterungen: Str. 1. König Friedrich = Friedrich II. von Preußen, der alte Fritz. Die Prager Schlacht fand schon am 6. Mai 1757 statt, also im 2. Jahre des 7jährigen Kriegs. In dieser Schlacht ist Wilhelm

geblieben. Die Schlacht kostete dem tapferen Schwerin das Leben; auch sonst war der Sieg Friedrichs sehr teuer erkauft.

Str. 2. Die Kaiserin war Maria Theresia von Oesterreich. „Endlich," d. h. im J. 1763; sechs lange Jahre hatte also Leonore vergebens geharrt. — „Friede," der Akkusativ heißt gewöhnlich: Frieden

Str. 4. „Nach allen Namen" d. h. von solchen, welche sie kannte und von denen sie erwarten konnte, daß sie auch Wilhelm kannten und über sein Schicksal Auskunft geben könnten.

Str. 6. Eitler Wahn ist nach Leonorens Meinung der Glaube, daß alles, was Gott thue, wohlgethan sei. Wahn ist eigentlich = Schein, Glanz; wir brauchen jetzt das Wort meist als täuschenden Schein, der Wahrheit entgegengesetzt; dadurch wird jeder Wahn eitel = leer, vergeblich.

Str. 7. „Das hochgelobte Sakrament": Das heilige Abendmahl ist auch eine Arznei für angefochene, hochbekümmerte Seelen. So tröstet die fromme Mutter. — Mag = vermag.

Str. 8. „Das ferne Ungarland" galt dem Volke oft dem Heidenland gleich. Vielleicht meinte Bürger auch einen Uebertritt von der evangelischen zur katholischen Kirche. Er hat es (= dessen) nimmermehr Gewinn. Im Nhd. kommt dieser Genetiv selten vor; doch hat ihn auch Schiller angewandt.

Str. 9. Graus = Grauen.

Str. 10. Seelen = schwacher Genetiv, wie er auch noch in der Zusammensetzung Seelenbräutigam vorkommt. An Jesum denkt übrigens die Mutter, von dem unsre Kirche singt: Seelenbräutigam, Jesu, Gotteslamm 2c.

Str. 11. Der identische Reim Hölle ist hier von großer Wirkung.

Str. 12. Hadern, hier = ihre höchste Unzufriedenheit mit Gottes Vorsehung aussprechen. — Sie setzte ihr Lästern auch noch fort, als es dunkel geworden und sie in ihre Schlafkammer gegangen war.

Str. 13. „Bei der Deklamation müssen die Schallwörter (Vgl. I., 41. 65. 66. 108. 198.): Trap, trap, trap, klinglingling u. s. w. ganz leise und schnell gesagt werden, denn nur dann erscheinen sie natürlich; widrigenfalls können sie komische Wirkung machen. Wie die Worte des Geistes beim Vortrage müssen gesprochen werden, ist schwer zu beantwortende Frage. Nach meinem Gefühl tief aus hohler Brust; nicht leise, aber auch nicht laut, so daß sie wie eine ferne Stimme klingen. Handbewegung würde dabei ganz am unrechten Orte sein." Götzinger.

V. 5. Ob horchen hier mit dem Akkusativ: den Pfortenring zu konstruieren sei, was allerdings möglich ist, da hie und da (bei Göthe und Geßner) die Konstruktion von hören sich bei horchen gebraucht findet, oder ob ein Verb der Bewegung zu ergänzen sei: den Pfortenring schiebt er ganz leise, lose, das ist nicht ganz klar.

Str. 14. Holla ist ein franz. Zuruf, aus ho! und là (= dort, da) zusammengesetzt.

Str. 15. Hagedorn oder Weißdorn (Crataegus), ein Heckenstrauch.

Str. 16. „Es klirrt der Sporn." Man hatte Bürger vorgeworfen,

er habe den Sporn nur um des Reimes willen klirren lassen; er verantwortet sich sehr gut: „Nicht des Reimes, sondern der Sache wegen ists da. Man muß sich in den Sporen eines Gespenstes eine magische Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn, zu eilen; der Rappe scharrt; der Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wäre er begierig, bald wieder zu stacheln."

hausen = einen bleibenden Aufenthalt nehmen.

schürzen (ergänze: dich) = die langen Unterkleider mit einem Gurte in die Höhe binden. Das Wörtchen dich gehört zu schürze und schwinge, nicht zu springe.

Str 17. „Um 11 Uhr beginnt nach dem alten Volksglauben die Geisterstunde." So bemerkt Götzinger. Allein nahezu eine Stunde braucht der Reiter zur Rückreise nach Böhmen; also hat er auch zum ersten Ritte eine Stunde gebraucht, und wir haben darum den Anfang der Geisterzeit auf 10 Uhr zu verlegen. Das ist auch sehr wol thunlich; denn, wenngleich als die eigentliche Geisterstunde gewöhnlich die Stunde von 11 Uhr bis Mitternacht gilt, so ist dies doch nicht ausschließlich (Vgl. Göthes Totentanz, welcher von 12—1 Uhr dauert) die Zeit, wo die Geister ihr Wesen treiben können; vielmehr läßt der Volksglaube die Geisterzeit oft von 10 Uhr bis zum ersten Hahnenschrei Morgens andauern.

„Wir und die Toten reiten schnell." Auch hierzu bemerkt Bürger selbst: „Das Mädchen muß denken, daß wir und die Toten zweierlei sind. Sie versteht es so: wir reiten schnell, wie die Toten. Zugleich liegt mystisch in dem „Wir und die Toten," daß der, welcher es sagt, ein Toter selbst mit ist."

„Zur Wette" = abgekürzt statt: es gilt die Wette, oder: ich erkläre mich sofort zur Wette bereit.

Str 18. Sechs Bretter und zwei Brettchen: alte, sprichwörtliche Bezeichnung des Sarges, auch eine Art Euphemismus.

„hoffen" = erwarten uns.

Str. 19. Hurre = Ausruf zur Bezeichnung der Geschwindigkeit, eigentlich die Befehlsform des mhd. hurren = sich schnell bewegen.

Str. 20. Anger (wildgrünes Land), Heide (nicht Forst, wie Götzinger meint, sondern eine trockene Fläche, mit dürrem Holzwuchs und Heidekraut bewachsen) und Land (Ackerland). —

Str. 21. „Laßt uns den Leib begraben!" Ein altes Begräbnislied der böhmischen Brüder (Mich. Weiße) aus dem Jahre 1531 beginnt:

> Nun lasset uns den Leib begrab'n
> Und daran keinen Zweifel hab'n:
> Er werd am jüngsten Tag erstehn
> Und in ein neues Leben gehn.

Die Unke, eine kleine Krötenart, lebt nur in stehenden Gewässern. Ihr Ruf: Unk! Unk! klingt wie ferner, dumpfer Glockenklang.

Str. 22. Klang und Sang und Klage. Die beiden Wörter Klang und Sang verbindet ein Binnenreim, Klang und Klage der Stabreim und Assonanz.

Küster = vom lat. custos, Wächter abgeleitet, Hüter der Kirchenkleinodien, Kirchendiener und Gehilfe des Pfarrers bei Amtshandlungen.

Gurgle. Bürger sagt: „Statt gurgle ist singe zu schwach. Der Geist muß eine eigne, gräßliche Sprache haben und das gurgle klingt mir gräßlich. Eben weil kein andrer lebendiger Mensch so spricht, muß ein Gespenst so sprechen. Auch muß der Küster, der ein Gespenst ist, nicht singen, sondern gurgeln."

Pfaff: Vgl. Kaiser und Abt, Str. 3.

Str. 23. Hinters Rappen = hinter des R.

Str. 25. Sieh da! Diese Epizeuxis (Wiederholung) spricht weder Wilhelm noch Lenore, sondern der Dichter. Vgl. Heines Belsazar:

Und sieh! und sieh! an weißer Wand rc.

Hochgericht = der Galgen.

Gesindel = verächtliche Gesellschaft, elendes Pack. Die Verkleinerung el (lein, le) dient hier nicht nur dazu, den Hauptbegriff klein und unansehnlich zu machen, sondern es entwickelt sich auch aus der Unansehnlichkeit der Begriff der Nichtsnutzigkeit.

Str. 26. „Wie Wirbelwind am Haselbusch" rc. — Konstruiere: Wie Wirbelwind durch die dürren Blätter am Haselbusch rasselt. Bürger gesteht, das Wort rasselt nur aus Not genommen zu haben, da der Wind eigentlich nicht rassele.

Str. 27. „Ist diese Stelle (V. 1—4) nicht stark und groß? Bei einem Geisterritte, wo in einer Stunde hundert Meilen zurückgelegt werden, ist sie vortrefflich." (Bürger).

Str. 28. Der Sand ist der Sand der Sanduhr — welcher nach Ablauf einer bestimmten Zeit verrinnt. Die Morgenluft erklärt Götzinger als die Luft des folgenden Tages. Dazu treibt ihn die Betonung des Wortes Heute (Str. 16. 17.). Allein der Hahnenruf (Str. 28, 1.) ist doch nicht um Mitternacht, sondern am Beginn des Morgens zu erwarten. Ich fasse darum Morgenluft in eigentlicher Bedeutung und denke mir die Worte des Reiters als in der Absicht gesprochen, den Rappen zu größerer Eile anzutreiben. Es ist, als verstünde das gespenstische Pferd die menschliche Sprache und fürchte nichts mehr als Hahnenschrei und Morgenluft, so daß diese bloßen Worte es zu größerer Eile antreiben, als der schärfste Sporn vermocht hätte.

Man vgl. Göthes Faust:

„Meine Pferde schaudern, der Morgen dämmert auf."

Str. 30. Huhu! ein alter Ausruf des Grausens und Schreckens. (Vgl. Bürgers wilden Jäger. Str. 26.) Koller = Reiterwams. Schopf = Haupthaar. Stundenglas = Sanduhr. Hippe = Sense. Die beiden letzten Dinge sind Symbole des Todes. „Durch die Beilegung von Stundenglas und Hippe erscheint der tote Wilhelm als der Tod selbst, was schwerlich Absicht, eher Versehen des Dichters war." Götzinger.

Str. 31. Hui. Vgl. Erl. I. S. 63.

2. Disposition:

I. Am Morgen: Lenore. (Str. 1—4.)

1. Lenore wacht aus schweren Träumen auf — träumend und wachend denkt sie ihres verschollenen Wilhelm — auch heute.
2. Denn das preußische Heer kehrt heute nach endlich geschlossenem Frieden heim — allüberall' grüßen sich Bekannte und bewillkommnen sich die Verwandten; Mütter, Weiber und Kinder stürzen den Heimgekehrten in die Arme. (Str. 2. 3.)
3. Lenore sucht ihren Wilhelm und findet ihn nicht, begehrt Aufschluß über sein Schicksal und empfängt solchen nicht — und überläßt sich dann der trostlosesten Verzweiflung. (Str. 4.)

II. Am Tage: Lenore und die Mutter. (Str. 5—12.)

1. a. Die Mutter versucht die Tochter zu trösten mit allgemeinen Zeichen der Mutterliebe. (Str. 5, 1- 4.)
   b. Die Tochter stößt Worte der völligen Trostlosigkeit aus. (Str. 5, 5—8.)
2. a. Die Mutter ermahnt die Tochter zum Gebete. (Str. 6, 1—4.)
   b. Die Tochter will nicht mehr beten, weil Gott ihren Bräutigam ihr nicht erhalten habe. (Str. 6, 5—8.)
3. a. Die Mutter weist auf Gottes Vaterliebe und auf die Kraft des Sakraments hin. (Str. 7, 1-4.)
   b. Die Tochter verschmäht das Sakrament, weil es ihr ihren Wilhelm nicht wiederzugeben vermöge. (Str. 7, 4—8.)
4. a. Die Mutter versucht die maßlose Liebe der Tochter durch Erweckung von Zweifeln an Wilhelms Treue zu dämmen. (Str. 8.)
   b. Die Tochter verwünscht ihr Leben und ruft den Tod herbei, Gott immer stärker lästernd. (Str. 9.)
5. a. Die Mutter bittet Gott um Vergebung der Sünden ihres Kindes und bittet die Tochter, an ihre Seligkeit und den Seelenbräutigam zu denken. (Str. 10.)
   b. Die Tochter will nur zu Wilhelm, nicht zu Gott. Wo Wilhelm — da sei Seligkeit, wo er nicht sei, da sei ihre Hölle. (Str. 11.)
6. Das Gespräch hat ein Ende — aber das Lästern und die Verzweiflung dauert fort bis zum späten Abend. (Str 12.)

III. In der Nacht: Lenore und Wilhelm. (Str. 13—32.)

1. Wilhelms Ankunft. (Str. 13.)
2. Wilhelms und Lenorens Gespräch: (Str. 14—18).
   a. Die Frage nach der Gesinnung Lenorens gegen Wilhelm.
   b. Die Gegenfrage Lenorens, woher er komme, beantwortet Wilhelm und giebt zugleich seine Absicht kund, Lenore mitzunehmen. (Str. 15, 1—4).

c. Lenorens Aufforderung an Wilhelm, sich in der Stube zu wärmen, wird abgelehnt, die Aufforderung zur Mitreise wiederholt. (Str. 15, 4—8. Str. 16.)
d. Lenore bezweifelt, Wilhelm beteuert, daß die weite Hochzeitsreise in einer Stunde zurückgelegt werden könne. (Str. 17.)
e. Die letzten Fragen über Hochzeitskammer und Brautbett und neue Aufforderung zur Eile. (Str. 18.)

3. Der nächtliche Ritt. (Str. 19—29.)
a. Lenorens Aufsitzen und der Aufbruch. (Str. 19.)
b. Die Art des Rittes. (Str. 20.)
c. Der Leichenzug wird zum Hochzeitszug. (Str 21—23, 1—4.)
d. Der Ritt wird fortgesetzt. (Str. 23, 5—8. Str. 24.)
e. Das Galgengesindel wird zu Hochzeitsfestgenossen. (Str. 25—26, 1—4.)
f. Der Ritt wird fortgesetzt. (Str. 26, 5—8. Str. 27.)
g. Der Rappe, zu größerer Eile angetrieben, erreicht das Ziel. Str. 28.)
h. Der Ritt durch Kirchhofstor und über die Gräber. (Str. 29.)

4. Das Ende: (Str. 30—32.)
a. Der Reiter wird zum Gerippe. (Str. 30.)
b. Mit dem Rappen und dem Gerippe sinkt Lenore in die Tiefe. (Str. 31, 2—4.)
c. Das Geheul der Geister dringt an der Sterbenden Ohr (Str. 31, 5—8.)
d. Der Tanz und der Gesang der Geister. (Str. 32.)

3. **Geschichtliches:** Quellen der Ballade und Abfassungszeit.

Was W. Wackernagel schon früher, das hat Pröhle (a. a. O. S. 77—115) in ausführlichster und gründlichster Weise gethan: Er hat alle Sagen und Lieder deutscher und fremder Zunge, welche mit Lenore einen gemeinsamen oder verwandten Gedanken haben, zusammengestellt; er hat die Frage untersucht, ob Bürger für seine Ballade Quellen aus dem Englischen benutzt habe, und welche, und schließlich zweierlei festgestellt: 1. Bürger hat, wie er selbst mitgeteilt hat und Althof in Bürgers Leben erzählt, „einst beim Mondenscheine ein Bauermädchen singen hören:“

Der Mond, der scheint so helle,
Die Toten reiten so schnelle:
Feins Liebchen, graut dir nicht?

Diese Worte tönten immer in seinem Ohr und wirkten so auf seine Einbildungskraft*), daß er schnell einige Strophen von der einige Monate nachher vollendeten Lenore entwarf, welche Boie'n, dem er sie mitteilte,

*) Von Jugend auf hat Bürger einen Sinn für das Schauerliche und das Gruseln gezeigt

so sehr bezauberten, daß dieser ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Mit dieser Vollendung ging es freilich sehr langsam, und es blieben immer einzelne Strophen, die zuletzt ein Faden aneinander reihete.

2. Daß Bürger, wie im Sept. 1796 nach seinem Tode in The Monthly Magazine behauptet wurde, eine alte englische Ballade The Suffolk Mirakle benutzt habe, ist ein Irrtum; andererseits kann es als ausgemacht gelten, daß er die Ballade von Wilhelms Geist aus Percy gekannt habe. Dieser letzteren Quelle, welche wir noch mitteilen werden, hat Bürger den Namen Wilhelm entlehnt. Wilhelm heißt der Bräutigam in allen schottischen Balladen dieser Art, während Margarethe die Braut heißt*). — Die Ballade wurde im Jahre 1773, vielleicht am 13. August, fertig. Unter diesem Datum schreibt er an Boie: „Gottlob, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig! rief weiland Caspar Gottschling. Gottlob nun bin ich auch mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist dir ein Stück, Brüderle! Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen giebt, solls hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe; ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume 2c."

Als in einem poetischen Zirkel in Göttingen, dem nichts davon verraten war, das Gedicht vorgelesen wurde, und Bürger bei der Stelle:

„Rasch auf ein eisern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel."

mit seiner Reitgerte an die Thür' des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg im vollen Schrecken vom Stuhle auf. (Vgl. Althof, Bürgers Leben S. 36.)

Im Jahre 1744 erschien das Gedicht, inzwischen wesentlich verbessert und gefeilt, im Göttinger Musenalmanach. Der Beifall, den dasselbe fand, war unbeschreiblich Der Geschichtsschreiber Johannes Müller bekennt, daß das Gedicht ihm eine schlaflose Nacht gekostet habe. (Vgl. Gelzer, n. deutsche Nat.-Litter. II, p. 207.) Auch Göthe trug die Lenore oft und gern vor.

Zahlreiche dankende und glückwünschende Briefe trafen bei dem Verfasser ein aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. So sagt denn A. W. Schlegel (Charakteristiken und Kritiken Bd. 2): „Lenore würde ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern. Sie bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie einst der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute."

*) Statt dieses Namens wählte Bürger Lenore, welchen Namen ein Mädchen führte, das in seinem Dienste stand.

4. **Grundgedanke.** Drei Momente sind es, welche Bürger in diesem Gedichte aufs glücklichste vereinigt hat: Zunächst ist das ganze Gedicht ein Nachtstück der Liebe; sodann stellt es den Zusammenhang dar zwischen dem toten und dem lebenden Teile des Liebesbundes, und die, auf alter heidnischer Anschauung ruhende, aber überall verbreitete Ansicht, daß der Tote den Lebenden ans oder ins Grab nachziehen könne; endlich ist dieses Ende der Lenore ein Gottesgericht, welches sie durch ihre Lästerungen herbeizieht.

Wem irgend ein, und wäre es das höchste, irdische Gut höher steht als Seligkeit und Gott, den zieht dieser Schatz im Tode an sich, und die Seele wird hinabgezogen unaufhaltsam, unwiderstehlich, unrettbar von dem und zu dem an Gottes Statt gestellten Götzen.

5. **Komposition:** Hier sollen statt eigener Worte die Worte von H. Kurz stehen (Komm. III., S. 213.):

„Was die Komposition betrifft, so ist sie in jeder Beziehung meisterhaft zu nennen. Bei der Ausdehnung des Gedichts ist die Einfachheit und Einheit des Stoffs dennoch bewahrt, und die Erzählung schreitet bis zu ihrem Ende unaufhaltsam vorwärts. In wenigen, aber treffenden Zügen versetzt uns der Dichter mitten in die Begebenheit selbst; die Exposition in den einleitenden Strophen gewinnt dadurch an Bedeutung, daß sie zugleich, als Gegensatz zu dem Nachfolgenden, den Jubel und das Glück derjenigen darstellt, welche die Ihrigen wieder finden. Der Dichter hält sich nicht mit Personenmalerei auf, welche doch immer die beabsichtigte Wirkung verfehlen; aber er weiß im Verlauf der Darstellung einzelne bedeutungsvolle Züge so geschickt anzubringen, daß die erregte Phantasie des Lesers sich unwillkürlich ein vollständiges Bild der Personen selbst bildet (Str. 4. „Rabenhaar"; Str. 19. „Schön Liebchen", „Lilienhände".) Nachdem Lenore die Heimkehrenden umsonst gefragt und sie sich ihres Unglücks bewußt geworden war, überläßt sie sich der trostlosesten Verzweiflung. Dieser Zustand ist aber nicht unerwartet; der Dichter hat ihn schon beim Beginn der ersten Strophe ahnen lassen, indem er darstellt, wie Lenore selbst in ihren Träumen von der tiefsten Sehnsucht nach dem Geliebten erfüllt ist. Wie Bürger nur das erzählt, was auf andre Weise nicht dargestellt werden kann, dagegen alle Handlungen und Zustände dramatisch versinnlicht, so auch die Verzweiflung des unglücklichen Mädchens. Als Trägerin des Dialogs läßt er Lenorens Mutter erscheinen, ein einfaches Weib voll Mutterliebe, aber auch voll Frömmigkeit und Gottergebung, so daß die in sündliche Vermessenheit und Gotteslästerung ausartende Verzweiflung der Tochter ihren Gegensatz und durch denselben Hebung und Kolorit erhält. Lenore hat mit den frommen Tröstungen ihrer Mutter auch den göttlichen Beistand von sich gestoßen; sie ist der feindlichen Macht anheim gefallen, die in der gespensterhaften Gestalt ihres Wilhelm' erscheint. Zwar überfällt sie ein unheimliches Grauen bei den geheimnisvollen Reden des Reiters; aber schon ist sie ihres Willens nicht mehr mächtig; sie folgt seinem Rufe; die nächtliche Reise beginnt. Der Dichter zeichnet diese Reise meisterhaft, indem er auch hier alles dramatisch vergegenwärtigt und die ganze Gespensterwelt mit allen ihren abenteuerlichen und grauenhaften Erscheinungen herbeizieht, bis endlich am Ziel des Rittes aller täuschende Schein verschwindet, und Lenore die Ahnung, die immer beängstigender in in ihrer Seele aufgestiegen war, verwirklicht sieht. Sie befindet sich mitten in der Geisterwelt, und während sie den letzten Lebensfunken aushaucht, verkündigen ihr die nächtlichen Begleiter die Strafgerichte Gottes."

Doch können wir nicht umhin, noch mit einigen Worten anderer Vorzüge zu gedenken, welche dem Gedichte, der vorzüglichsten aller deutschen Balladen schaurigen Genres, eignen. Was wir bei dem braven

Manne und dem wilden Jäger lobend hervorzuheben hatten, das findet sich auch hier, nur in noch höherem Grade, in vollendeterer Weise:

1. Hier sind epische und dramatische Züge in prächtiger Weise vereint. Wo es irgend thunlich war, ist das Gedicht dramatisch angelegt; nur, wo der Dichter den erzählenden Faden aufnehmen mußte, ist es geschehen und dann in einer solchen Anschaulichkeit und Lebensfülle, daß diese Stellen zu dem Wirkungsvollsten des ganzen Gedichts gehören. Welch ein liebliches Bild ist der Einzug heimziehender Krieger! Man muß einem solchen einmal persönlich beigewohnt haben, um das Tiefergreifende jedes einzelnen Zuges in Str. 2. und 3 nachzufühlen.

Wie anschaulich und entsetzlich zugleich ist das Bild des verzweifelnden Mädchens, das sechs lange Jahre den Gedanken an ihren Verlust hegen mußte und doch an denselben nicht glauben wollte, und das angesichts des Glückes, welches es auf andern Gesichtern lesen kann, zum Bewußtsein der Größe seines Unglückes geführt wird und seinen Schmerz nährt, ihm die Zügel schießen läßt, sich in die Verzweiflung selbst und immer mehr hineinlästert! (Str. 4 und 12.)

Und nun gar die Schilderung des nächtlichen Rittes!

Wir sehen die Geschwindigkeit des Rittes immer wachsen: Zuerst gehts in sausendem Galopp an Anger, Haide und Land vorüber: dann fliegen Dörfer, Flecken und Städte links und rechts vorbei; endlich fliegt gar der Himmel mit seinen Sternen oben über den Reitenden hin!

Und gleich lebendig ist die dramatische Anlage des Dialogs. Da sind alle flickenden und verbindenden Wörter völlig vermieden. Daß Lenore in der ersten Strophe redet, wer bezweifelt es? Die Worte: „Lenore sprach“ fehlen. Aehnliche Worte fehlen auch im Wechselgespräch zwischen Mutter und Tochter, und doch weiß jeder, wem jedes Wort zugehört, so sehr unterscheidet sich Ton und Inhalt der Redenden. Die Steigerung der Angst, welche in den Worten der Lenore während des Rittes hervorleuchtet, kann nicht wirkungsvoller sein: Ach nein, doch laß die Toten! — Ach! Laß sie ruhn, die Toten! — O! weh! Laß ruhn die Toten!

2 Das Geheimnisvolle wird dargestellt im Gedichte, indem die ganze Geisterwelt nur in allgemeinen Umrissen, in einer gewissen Ferne und Undurchschaubarkeit vorgeführt und nicht anders, als mit dem unsichern*), der Phantasie leicht zu Hilfe kommenden Mondlicht beleuchtet wird; auch wird diese grausige Stimmung reichlich durch das oft angewandte und unbestimmte Es**) genährt und mit dieser Stimmung die Phantasie zur fruchtbarsten Thätigkeit befähigt.

3. Das Volkstümliche (welches, wie oben gesagt, Schlegel an Bürgers Gedichten und an diesem besonders rühmt) zeigt sich zunächst

*) Halb sichtbarlich, bei Mondenlicht. (Str. 25. 3.)

**) Man vgl. Schillers Taucher und andre später zu besprechende Stellen.

in den häufigen Interjektionen des Klagens und Grausens und in der Lautmalerei (Ach, O weh — trap, trap, klinglingling, holla, hurre, hop, hurrah, ha sieh!, huhu, hui 2c.), dann in den zahlreichen Wiederholungen, der Epizeuxis (O Mutter, Mutter! — o weh, o weh! — Hilf, Gott, hilf! — Gott, Gott erbarmt sich unser u. s. f. in Str. 6. 7. 9. 10. 11 18. 19. 2c.), der Anaphora (Str. 11. 16. 24. 27. 28. 2c.), der Polysyndese (Str. 13. Und), der epischen Wiederholungen (Str. 19. 20. — 23. 24. — 26. 27.). Der Klang einzelner Vokale und ganzer Wörter ist, wenn auch nicht immer ein absichtlicher, doch immer ein so passender, daß das ganze Gedicht ein Muster der Kongruenz und Harmonie genannt zu werden verdient.

6. **Die Form** ist recht einfach und doch vollkommen gelungen für den behandelten Stoff:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — V. 1. 3.
◡ — ◡ — ◡ — ◡ V. 2. 4.
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — V. 5. 6.
◡ — ◡ — ◡ — ◡ V. 7. 8.

Das Reimbild ist ababccdd.

7. **Zur Vergleichung** teile ich mit (vgl. oben!):

Wilhelms Geist.

Da kam der Geist zu Gretchens Thür
Mit manchem Weh und Ach!
Und drückt am Schloß und kehrt am Schloß
Und ächzte traurig nach.

„Ist dies mein Vater Philipp?
Oder ist's mein Bruder Johann?
Oder ist mein Treulieb Wilhelm
Aus Schottland kommen an?

„Ist nicht dein Vater Philipp,
Ist nicht dein Bruder Johann!
Es ist dein Treulieb Wilhelm,
Aus Schottland kommen an.

O Gretchen süß, o Gretchen lieb,
Ich bitt' dich, sprich zu mir;
Gieb, Gretchen, mir mein Wort und Treu (zurück),
Das ich gegeben dir."

„Dein Wort und Treu geb' ich dir nicht,
Geb's nimmer wieder dir,
Bis du in meine Kammer kommst,
Mit Liebeskuß zu mir."

„Wenn ich soll kommen in deine Kammer,
Ich bin kein Erdenmann,
Und küß ich deinen Rosenmund,
So küß ich den Tod dir an.

O Gretchen süß, o Gretchen lieb,
Ich bitt dich, sprich zu mir;
Gieb, Gretchen, mir mein Wort und Treu,
Das ich gegeben dir".

„Dein Wort und Treu geb ich dir nicht,
Gebs nimmer wieder dir,
Bis du mich führst zum Kirchhof hin,
Mit Bräut'gamsring dafür."

„Und auf dem Kirchhof lieg' ich schon,
Fernweg, hinüber dem Meer!
Es ist mein Geist nur, Gretchen,
Der hier kommt zu dir her".

Ausstreckt sie ihre Lilienhand,
Streckt eilig sie ihm zu.
„Da nimm mein Treuwort, Wilhelm,
Und geh und geh zur Ruh."

Nun hat sie geworfen die Kleider an,
Ein Stück hin unter das Knie,
Und all die lange Winternacht
Ging nach dem Geiste sie.

„Ist Raum noch, Wilhelm, dir zu Haupt,
Oder Raum zu Füßen dir?
Oder Raum noch, Wilhelm, dir zur Seit',
Daß ein ich schlüpf zu dir?"

„Kein Raum ist, Gretchen, mir zu Haupt,
Zu Füßen und überall,
Kein Raum zur Seit' mir, Gretchen,
Mein Sarg ist eng und schmal."

Da kräht der Hahn, da schlug die Uhr!
Da brach der Morgen für.
„Ist Zeit, ist Zeit nun, Gretchen,
Zu scheiden weg von dir!"

Nicht mehr der Geist zu Gretchen sprach,
Und ächzend tief darein
Schwand er in Nacht und Nebel hin
Und ließ sie stehn allein.

„O bleib, mein Ein Treulieber, bleib,
Dein Gretchen ruft dir nach!"
Die Wange blaß, ersank ihr Leib,
Und sanft ihr Auge brach.

8. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Lenore. (Schildernde Erzählung) — 2. Einzug der Krieger in die Heimat. — 2. Unverhofftes Wiedersehen. (Eine Erzählung, in welcher ein Totgeglaubter unerwartet in den Kreis der Seinen zurückkehrt. Eigene Erfindung seitens des Schülers). — 4. Vergleichung der Lenore mit „Wilhelms Geist". — 5. Welche Aehnlichkeiten bestehen zwischen Bürgers drei Balladen: der brave Mann, der wilde Jäger und Lenore? — 6. Rettung durch einen Traum. (Umbildung der Lenore, indem der nächtliche Ritt bis zum Ende als Traumgesicht angesehen und durch das Erlebte die bisher verzeifelnde Braut zur Erkenntnis ihres Frevels und zur Ruhe geführt wird.)

[Litterarisches: Wilh. Wackernagel, zur Erklärung und Beurteilung von Bürgers Lenore. Programm des Pädagogiums in Basel vom J. 1835, wieder abgedruckt in den altdeutschen Blättern von M. Hoffmann, Heft II. S. 174—204. (Daraus das Halberstädter Progr. von Bockelmann [Plagiat 1837].) — Herling II, S. 128—139. — *Gude, Erläuterungen I, S. 94. — Rauck, Progr. des Gymn. zu Königsberg i. d. Neumark. 1851. — *Pröhle S. 77. — *Gruppe, II, S. 550. — *Lehrein, S. 281. — *Götzinger, S. 270. — *H. Kurz. III. S. 212.]

Biographie des Dichters.

Gottfried August Bürger ist als das zweite Kind eines Pfarrers zu Molmerswende im Unterharz am 31. Dez. 1747 geboren. In seiner frühen Jugend zeigte er zwar ein glückliches Gedächtnis, aber sehr wenig Eifer zum Lernen, so daß seine Kenntnisse bis zum 10. Jahre sehr geringe blieben. Doch liebte er damals schon sehr Historien und Lieder aus der Bibel, dem Gesangbuche und andern Büchern, soweit ihm solche bis zu jener Zeit zugänglich wurden. Nach den Mustern des Gesangbuches versuchte er Verse zu machen, die Stoffe lieferte ihm die Bibel. — Um unter strengere Aufsicht zu kommen, ward der zwölfjährige Knabe nach Aschersleben zum Hofesherrn und Provisor Bauer, seinem Großvater, gebracht; er besuchte fortan die dortige Schule, ohne zu irgend einem Lehrgegenstand Neigung zu zeigen; nur in der Verskunst übte er sich und rächte sich an Lehrern und Schülern für Strafen und Neckereien durch Epigramme und andere beißende Gedichte. Diese Art der Rache reizte übrigens etliche Schüler zu so derber Vergeltung, und selbst den

Rektor Aurbach zu einer so strengen Bestrafung, daß der Großvater den Knaben ins Gymnasium zu Halle sandte.

In Halle studierte er auch seit Mai 1764 Theologie, gegen seine Neigung auf des Großvaters Wunsch. Der Vater Bürgers war in diesem Jahre gestorben. Seine Lebensweise war nicht tadelfrei, ja der zornige Großvater berief ihn von der Hochschule ab, ließ sich jedoch besänftigen und erlaubte sogar, daß Bürger, welcher in Folge leichtsinniger Streiche der Theologie hatte entsagen müssen und der Jurisprudenz sich zugewandt hatte, das letztgenannte Studium in Göttingen Ostern 1768 fortsetzen durfte. Doch fiel Bürger bald in das frühere leichtsinnige Leben zurück, und der Großvater zog von dem undankbaren Enkel seine unterstützende Hand ab.

Dies Mal riß sich der tief in Schulden steckende Student aus den Armen des Leichtsinns und Lasters und brachte mit eisernem Fleiß und edler Beharrlichkeit wieder ziemlich seine Verhältnisse in Ordnung, trieb auch mit Erfolg das erwählte Studium, ohne der Poesie zu entsagen.

Sein Freund Boie, der ihm bisher schon mit Rat und That zur Seite gestanden hatte, verschaffte ihm die Stelle eines Justizamtmanns in Altengleichen. Sein Großvater versöhnte sich wieder mit dem auf den Weg der Ordnung zurückgekehrten Enkel, bezahlte dessen Schulden und erlegte die erforderliche Kautionssumme.

Seit 1774 verheiratet mit Dorette Leonhardt, der Tochter des hannoverschen Amtmanns zu Niedeck, erfuhr Bürger einen schweren Schlag nach dem andern, teils unverschuldet, teils als Folge seines Leichtsinnes. Er wurde um sein eigenes Vermögen teilweise von einem unredlichen Verwalter gebracht; um das seiner Frau brachte er sich selbst durch thörichte Unternehmungen (Pachtung und Bewirtschaftung eines Gutes); seine Stelle gab er 1784 auf, da Verleumdungen seiner Feinde ihm das Amt verbittert hatten. Am allerschwersten aber wirkte auf Bürgers inneres Leben der Umstand ein, daß er bald nach seiner Verheiratung zu der jüngeren Schwester seiner Frau, Auguste Leonhardt, in sündiger Liebe entbrannte. Diese Liebe, welcher später auch die Geliebte erlag, war der Wurm, welcher das häusliche Glück zerstörte. Am 30. Juli 1784 starb seine Frau an der Auszehrung und an gebrochenem Herzen. Am 27. Juni 1785 heiratete er die unter verschiedenen Namen, zuletzt als Molly besungene Schwester seiner Frau, um sie schon am 9. Jan. 1786 durch den Tod zu verlieren, nachdem sie ihm ein Mädchen geboren hatte. Durch dies Ereignis verlor der Dichter fast seinen letzten Halt. Zwar raffte er sich nochmals auf, hielt philosophische Vorlesungen, ward Dr. der Philosophie und später unbesoldeter außerordentlicher Professor. Zum dritten Male trat er in den Ehestand, diesmal mit einem schwäbischen Mädchen, Elise Hahn, welches selbst ihm in Versen Herz und Hand angeboten hatte und den ungekannten Dichter schwärmerisch zu verehren schien;

allein diese dritte, 1790 geschlossene Ehe ward ein durchaus unglückliches Band.*) Bürger war durch all dieses Erlebte gebrochen, seine Vermögensverhältnisse ebenso zerrüttet wie seine Gesundheit; er verbrachte, in kleinem Zimmer eingeschlossen, mit auszehrendem Körper noch einige Monate als armselig bezahlter Übersetzer. Zu den schweren Schlägen, welche des Unglücklichen Leben frühe vernichtet haben, ist auch eine von Schiller herrührende, sehr abfällige und nahezu vernichtende Rezension der Bürgerschen Gedichte aus dem Jahre 1791 (in der Jenaer Litteraturzeitung erschienen) zu zählen. So ging der arme Mann innerlich gebrochen, am Leibe abzehrend, vom Mangel, vom eigentlichen Hunger dem Rande der Verzweiflung nahe gebracht, seiner Auflösung entgegen. Am 8. Juni 1794 erlöste den unglücklichen Dichter von bitterster Not der — Tod.

Bürger war ein gutmütiger, liebenswürdiger gegen Freund und Feind edeldenkender Mann, der mit den Feinden**) seine letzte Habe geteilt hat; er war bescheiden und anspruchslos, teilnehmend an fremder Lust und Leid, — aber er war leider auch leichtsinnig, leichtlebig, und sein früherer Lebenswandel nicht fleckenlos, seine traurige Lage nicht unverschuldet. Auch die meisten der Gedichte Bürgers ermangeln sittlicher Reinheit, streifen ans und sinken ins Gemeine, oft nicht aus Freude am Gemeinen, sondern, weil Bürger, um allgemein verständlich zu werden (und ein volksmäßiger Dichter war er, wie keiner nach ihm). das Platte und Unedle oft für „das Populäre" hielt und in Stoff und Ausdruck sich vergriff. — Ausgezeichnet war seine Begabung und sind teilweise seine Leistungen in der Ballade, nicht minder hervorragend war er in dem Sonette, und Schiller hat nicht etwa deshalb ihn so scharf beurteilt, weil er Bürgers Begabung unterschätzte, sondern, weil er an einen Mann, dem er Fülle poetischer Malerei, glühende energische Herzenssprache, einen bald prächtig wogenden, bald lieblich flötenden Poesienstrom, ein biederes Herz nachrühmte, einen hohen Maßstab der Kunst legen und weil er von solchem Dichter Vollendetes fordern zu müssen glaubte.

Die Popularität Bürgers war übrigens eine großartige, — unerreichte; namentlich hatte er mit seiner Lenore die ganze Welt in Entzücken versetzt und Gebildete wie Ungebildete in gleicher Weise für den Dichter begeistert.

---

*) Bürger hatte sein Leben an ein, seiner vollkommen unwürdiges, Weib gekettet. Er bezeichnete sie selbst in seinem Briefe an die Schwiegermutter (vom 3.—12. Februar 1792) als „ein verschwenderisches, üppiges, heuchlerisches, verbuhltes, ehebrecherisches Weib" und hatte zu jedem Worte vollkommen Recht. Man kann Bürgers 3. „Ehestandsgeschichte" nicht ohne die wärmste Teilnahme für den unglücklichen Bürger lesen, dessen Edelsinn und Wahrhaftigkeit in jeder Zeile des genannten Briefes zu erkennen ist. Im Jahre 1792 ließ sich Bürger von diesem Auswurfe scheiden.

**) So hat Bürger seinem Todfeinde, dem Zerstörer seines Glückes, dem Hofrat [illegible], seine letzten Thaler gegeben und für ihn durch eine rasche Sammlung 100 Thaler zusammengebracht.

Bürgers Grab hat man sich nicht gemerkt. An einer Akazie, welche — nach dem Berichte eines alten Schneidermeisters — der Buchhändler Dietrich auf ein Grab hatte pflanzen lassen, hat man das Grab wieder erkennen wollen. Diese Akazie wurde Ende der vierziger Jahre abgehauen, weil sie einem Monumente Bürgers Platz machen sollte. Allein das Denkmal kam nicht zu Stande. Noch jetzt hat Göttingen kein würdiges Denkmal für den Dichter. Herder sagt über Bürger: „Bürgers Leben ist in seinen Gedichten; diese blühen als Blumen an seinem Grabe; weiter bedarf er, dem in seinem Leben Brod versagt ward, keines steinernen Denkmals. Möge eine freundschaftliche Hand Bürgers Gedichten ihre Flecken nehmen und eine Ausgabe solcher gewählter Stücke zum bleibenden Ruhm des Dichters veranstalten."

Schriften Bürgers.

Göttingischer Musenalmanach 1779—1794.
Lyceum od. Akademie der schönen Redekünste (Bd. I, St. 1—3) Berlin, 1790—91.
Anthia und Abrokomas; aus dem Griech. des Xenophon von Ephesus. Leipz. 1775.
Gedichte. Göttingen 1778. 2. Aufl. 1789.
Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten 2c. Göttingen 1787.
Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen 2c. Aus dem Englischen. Göttingen, 1787. 2. verm. Ausg. 1788. u. ö. — 6. Ausg. 1849.
Ode zur funfzigjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta am 17. Sept. 1787.
Benjamin Franklins Jugendjahre, von ihm selbst für seinen Sohn beschrieben. Aus dem Englischen. Berlin, 1792.
Makbeth. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen.
Sämmtliche Werke. Herausg. v. Karl v. Reinhard. 4 Bde. Gött. 1796—98
Neue wohlfeile Ausg. 8 Bde. 1829—33. (Karlsruhe. Nachdruck.)
Vermischte Schriften. Herausgeg. v. K. v. Reinhard. 2 Tle. Gött. 1797—98.
Lehrbuch der Aesthetik. Herausgeg. von dems. 2 Bde. Berlin, 1825.
Aesthetische Schriften. Von dems. herausg. Berlin 1832.
Bürgers sämmtliche Werke. Einzige rechtmäßige Ausgabe in einem Bd. Hsg. von Aug. Wilh. Bohtz. Mit Bildn. des Dichters in Stahlstich und einem Faksimile seiner Handschr. Göttingen 1841.
Bürgers Gedichte. Neue Originalausgabe. 1841. Göttingen.
Bürgers sämmtl. Werke. Neue Originalausgabe. 1844. Gött. 4 Bde.
Bürgers Gedichte. 1846. 16⁰.
Bürgers Gedichte. Neue vollst. Ausg. Mit Einl. und Anm. Herausg. von J. Tittmann. Leipzig, 1869.
Bürgers Werke, herausgeg. von Dr. Eduard Grisebach. 2 Bde. Berlin, 1872.

Bürgers sämtliche Gedichte. 16°. Berlin, Hempel. Geb. 1,30 M. 1879.
Bürgers Gedichte 1880. (In Miniaturbibl. klass. Dichterwerke Bdch. 7.) Leipzig, Matthes. 50 ₰.

Schriften über Bürger.

Althoff, Bürgers Biographie (1798.)
Döring, Dr. H. Bürgers Leben. Berlin 1826. Neue Aufl. 1847.
Daniel, Dr. H. A., Bürger auf der Schule. Progr. des Pädag. zu Halle 1845.
Gräber in Göttingen. Von J. W. A. (Frankfurter Konversationsblatt.)
Müller, Otto: Bürger ein deutsches Dichterleben. (Roman) 1845. Frankfurt – 2. Ausg. 1848.
Wackernagel, W. Zur Erläuterung und Beurteilung von Bürgers Lenore 1835. Basel (Programm.)
Bürger und Müllner. Ein Briefwechsel. Jüterbogk. 1833. (v. Reinhard?)
Prutz, der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Litteratur. 1841. Leipzig.
Zimmermann, Dr, Genien der deutschen Sprache. II. Bürger. (Herrigs Archiv Bd. 15, S. 121—152.)
Pröhle, Dr. Heinrich, Gottf. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen 1856. Leipzig.
Ebeling, F. W., G. A. Bürger und Elise Hahn. Leipzig. 1868.
Goedeke, K. Leben Bürgers. Hannover 1873.
Strodtmann, Briefe von und an Bürger. Berlin 1874.

Adelbert von Chamisso.

11. Der Szekler Landtag. (1831.)

(Von Adelbert von Chamisso.)
[Werke. I. S. 176.]

1. Ich will mich für das Faktum nicht verbürgen;
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand.
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen! —

2. Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespannschaft Szekl, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.

3. Es wollte nicht der böse West sich legen;
Es regnete der Regen Tag' auf Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.

4. Gehört des Volkes laut erhoben Klage,

Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rat zu halten über diese Plage.

5. Die Landesboten ließen sich nicht treiben,
Sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.

6. Da wurde denn nach bräuchlichen Gelagen
Der Tag eröffnet und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:

7. „Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß Einer Rat? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?“

8. Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde,
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:

9. „Der Fall ist ernst. Mit nichten wär' es weise,
Mit übereiltem Ratschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegter Weise.

10. Drum ist mein Antrag, ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen!
Die Zeit bringt Rat; sie wird die Sache reifen“.

11. Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen.

12. Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rat und Hort
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.

13. Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende, nun thut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort;

14. Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unsers Sinnes düstre Nacht
Das lang' erwartete, begehrte Licht?

15. Zur That! Ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Des Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht.

16. Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten!“ —
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann,
Ich will euch meinen Rat nicht vorenthalten.

17. Wir sehn es vierzehn Tage noch mit an;
Und hat der Regen dann nicht aufgehört —
Gut, regn' es denn, so lang' es will und kann!“ —

18. Er schwieg; es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend — dann erscholl
Des Beifalls Jubelnachklang ungestört.

19. „Einstimmig“ heißt es in dem Protokoll,

„Einstimmig ward der Ratschluß angenommen,
Der nun Gesetzeskraft behalten soll“.

20. So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen
Des Landes Weiseres vielleicht geraten,
Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.

21. So wie die Väter, stolz auf ihre Thaten,
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trocknete die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen goldbeschwert.

1. **Form:** Diese dreizeilige (am Schlusse steht eine zwei- oder vierzeilige) Strophe stammt aus Italien. Dante's „göttliche Komödie“ ist in dieser Strophe gedichtet. Jede der Zeilen ist ein fünffüßiger jambischer Vers, welcher bald katalektisch, bald hyperkatalektisch ist. So entstehen am Ende männliche und weibliche Reime. Das Reimbild ist nun

aba bcb cdc ded ..... ;

d. h. jeder Reim kommt mit Ausnahme des ersten dreimal vor, der erste umarmt den zweiten, dann der zweite den dritten, der dritte den vierten u. s. f. Jeder Reim (abgesehen vom Reim a) kommt in zwei Strophen vor, in der ersten in der Mitte, in der folgenden an den beiden Enden. Der Schluß der Terzinen (so werden diese Strophen genannt) ist entweder

xyx yzyz,

in welchem Falle der Schlußreim, wie der Anfangsreim nur zweimal vorkommt (vierzeilige Schlußstrophe), oder

xyx yzy zz,

in welchem Falle der Schlußreim dreimal vorkommt (zweizeilige Schlußstrophe). —

Jede Strophe sollte trotz des Reimbandes, welches dieselbe mit der folgenden Strophe verbindet, ein logisches Ganzes sein.

Chamisso ist ein Meister in der Terzine.*)

2. **Erläuterungen:**

St. 1. Die Szekler sind ein im O. und N. O. Siebenbürgens wohnender ungarischer Volksstamm, der wahrscheinlich seit dem Hunnen Attila dort seine Wohnsitze bewahrt hat. Es ist ein sehr tapferes, aber auch die Unabhängigkeit sehr liebendes Volk.

Wir haben es übrigens hier nicht mit einem Faktum zu thun, sondern mit einem Schwanke. Entweder erzählt man diesen wirklich den Szeklern nach, oder Chamisso hat den Namen dieses so weit entfernt wohnenden Volkes (vgl. Göthes: dort hinten, weit in der Türkei) zu brauchen sich erlaubt, um dem Schwanke eine historische und örtliche Grundlage zu geben, ohne irgend einen deutschen Landtag durch Anwendung seines Namens dem Spotte preiszugeben, welcher die Folge einer derartigen dichterischen Verewigung ist.

*) Vgl. dessen: Salaz y Gomez (die drei Schiefertafeln) u. andere Gedichte.

Str. 2. „der Sichel reif" = zum Schneiden reif. Es ist das Werkzeug statt der Vorrichtung gesetzt. (Metonymie.)

Gespannschaft: bedeutet dort so viel als bei uns eine Provinz, einen größeren Verwaltungsbezirk.

Str. 3. böse West = weil er immer Regen brachte, böse genannt.

V. 2. In diesem Verse haben wir zwei starke Annominationen, d. h. zwei Verbindungen von Wörtern eines Stammes. — „Der Regen regnet" = Pleonasmus; es wird etwas mehr ausgesprochen, als nötig war.

Str. 4. „Gehört ꝛc." = Ein zu einem Partizipium (Gehört = gehört habend) zusammengeschrumpfter Nebensatz der Zeit: [Nachdem man] des Volkes laut erhobne Klage gehört [hatte], gefiel es ꝛc. —

Str. 5. „Landesboten" = die vom Lande gesandten, „abgeordneten" Männer.

Str. 6. Es hat der Dichter trefflichst verstanden, mit dem ernstesten Gesicht von der Welt seine feinen humoristischen Bemerkungen einfließen zu lassen. Die konservative, treu am Alten hängende, Satzungen und Bräuche gewissenhaft erhaltende Gesinnung zeigt sich zunächst in den „bräuchlichen" Gelagen, von welchen man auch in der größten Not des Landes aus Gewissenhaftigkeit und konservativem Sinne nicht abgeht. Überstürzt wird auch nichts, vgl. das Folgende. —

V. 2. Der Tag = Landtag. Tag = Versammlung; vgl. unser tagen, welches nicht nur hell werden bedeutet, sondern auch: beratende Sitzungen halten.

Der Landesmarschall = der regierungsseitig bestellte Präsident.

St. 9. Greise. Greis ist ursprünglich ein Adjektiv, noch jetzt oft ein schwaches Substantiv,*) hier (jedenfalls aus Not?) wie Bube, Bote ꝛc. gebildet.

Str. 12. Hort = Schutz, cf. Prutz: Der Räuber und das Kruzifix: Hort und Pfleger du der Waisen (Ps. 18, 2 und oft in der hl. Schrift wird Gott der Menschen Hort genannt). — Hort hat noch die andere Bedeutung: Schatz, Geschütztes (der Nibelungen Hort im Rheine).

Str. 13. „ewig" = es ist noch kein Aufhören abzusehen. Der Ungeduldige findet alles „ewig lang." Die Diplomaten schließen „ewigen Frieden."

Str. 21. „heimschwanken" die vollgeladenen Wagen; goldbeschwert: der reife Weizen ist des Landmanns Gold, ihm am Werte gleich, verwandelt sich später in Gold und Geld.

3. **Grundgedanke:** Den Naturereignissen gegenüber bleibt dem ohnmächtigen Menschen nichts übrig, als Geduld und Warten, sowie Ergebung zu lernen.

---

*) Vgl. Chamisso: Salaz y Gomez I. 19, 1: Da sah ich einen Greisen vor mir liegen.

[Es giebt auch thörichte Tagesordnungen und Beschlüsse der hochmögenden und hochgeehrten Versammlungen, so thörichte, daß der Beschluß des Szekler Landtags, mit ihnen verglichen, noch als Weisheit erscheint.]

---

12. Die Sonne bringt es an den Tag.

[Werke. I. S. 60.]

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas,
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag!“ —

3. „Wer nicht? Was nicht?“ Die Frau fragt gleich.
„Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?“
Und er darauf: „Sei still, nur still!
Ich's doch nicht sagen kann noch will,
Die Sonne bringts nicht an den Tag.“

4. Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bittrem Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonn' nicht an den Tag?“ —

5. „Nein, nimmermehr!“ — „Du sagst es mir noch!“ —
„Ich sag' es nicht.“ — „Du sagst es doch!“
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

6. „Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr,
Da traf es mich einst gar sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

7. Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsum war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not:
Den Beutel her, sonst schlag ich dich tot!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

8. Und er: Vergieße nicht mein Blut;
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an!
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

9. So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr
Die Sonne bringt es an den Tag

10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um,
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld;
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld. —

Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

11. Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus.
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halt den Mund und sei gescheit!
Die Sonne bringts nicht an den Tag.

12. Wenn aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie dann meint,
Wie sie sich müht und sich erbost,—
Du, schau' nicht hin und sei getrost!
Sie bringt es doch nicht an den Tag!"

13. So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn.
„Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt Euch nicht merken, was Ihr nun wißt!" —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

14. Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

1. **Erläuterungen**:

Str. 1. Zum Frühtrunk = in der Absicht, den Frühtrunk einzunehmen.

Str. 2. zitternde Kringeln: Chamisso sagt offenbar die Kringel; das Richtige ist jedoch der Kr. Kringel (oft in der Bedeutung von 1. Bretzel: 2. Kitzel) bedeutet hier Ringe, durch Wiederschein des runden Schüsselrandes von der Sonne gebildet. Kringel ist = Kreis (altnord. **kringla**). (Vgl. auch das niederdeutsche Kring = Kreis.)

Str. 6 Da traf es mich einst gar sonderbar = es war eine eigentümliche Lage, in die ich da geriet. (Ein etwas „sonderbarer" Ausdruck!)

Str. 7. just (lat. **juste**) = grade, recht.

Str. 8. 9. Der Dichter übergeht den eigentlichen Kampf und die tödliche Verwundung. Es war leicht für einen kräftigen Menschen, des armen Alten Herr zu werden.

Str. 9. Da es unmöglich ist, röchelnd zu schreien, so konstruiere man: Als er bereits röchelte, schrie er mir noch in's Ohr.

Str. 14. Die Fragen passen für zufällige Zuschauer recht gut. Die Antwort giebt dann ein in den ganzen Vorfall Eingeweihter mit dem Kehrreim.

2. **Grundlage** der Ballade ist wohl das Märchen der Gebrüder Grimm (Kinder und Hausmärchen Nr. 115.):

„Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum. Nun konnt' er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf Wege ein Jude; und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich, und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: Gieb mir dein Geld, oder ich schlag' dich tot! Da sagte der Jude: Schenk mir doch das Leben, Geld hab' ich keines und nicht mehr als acht Heller. Der Schneider aber sprach: Du hast doch Geld, und das soll auch heraus! brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nahe am Tode war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: Die klare Sonne wird es an den Tag bringen; und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld; aber er fand nicht mehr, als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch

und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit, der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich, heiratete sie und lebte in einer guten, vergnügten Ehe. — Überlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starb Schwiegervater und Schwiegermutter, und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blickte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach: Ja, die wills gern an den Tag bringen und kann's nicht! Die Frau sprach: Ei, lieber Mann, was ist denn das? Was meinst du damit? Er antwortete: Das darf ich dir nicht sagen. Sie aber sprach: Wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen, — und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's auch kein Mensch erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe die letzten Worte gesprochen: Die klare Sonne wird's an den Tag bringen. Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen, und hätt' an der Wand geblinkt und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Darnach bat er sie noch besonders, sie dürfe es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben. Das versprach sie auch. Als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, ging sie zur Gevatterin und erzählte es der, wenn sie's keinem Menschen wieder sagen wollte. Ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor Gericht, und er ward hingerichtet. So brachte es doch die klare Sonne an den Tag."

3. **Das Gedicht,** welches sonst keine besonderen Schwierigkeiten bietet, hat für uns einen doppelten Wert. Zunächst kann es zeigen, welche Bedeutung der **Refrain** (der hier den Grundgedanken der Ballade ausspricht) durch die leisen Veränderungen gewinnt, die mit demselben vorgenommen werden.

Der **Refrain** ist eigentlich das in der Ueberschrift angegebene Wort: Die Sonne bringt es an den Tag. Str. 1 zeigt uns noch gar keine Gefahr der Entdeckung der Frevelthat, und doch spricht zuversichtlich der Dichter das prophetische Wort aus, durch den heitern Sonnenschein daran erinnert: Die Sonne bringt es*) an den Tag. Obgleich der Meister durch die Kringel erschreckt ist, so trotzt er doch der Sonne und spricht leise die verräterischen Worte, die das Gegenteil von dem zur Folge haben, was er hofft. (Str. 2.) So leise sie waren, diese schaudernden, trotzig verzagten Worte, das Ohr des neugierigen Weibes hat sie vernommen, und ihre Neugier ist erregt. Noch hofft er unentdeckt zu bleiben. (Str. 3.) — Aber das Weib versteht die Kunst, ihn mürbe zu machen (Str. 4.), und als der Meister dem Weibe nachgiebt, spricht der Dichter in dem Refrain: „Die Sonne bringt es an den Tag" schon das Ende aus. Schaffe dir einen Mitwisser, und wäre dieser dein Weib, du bist verloren. (Str. 5.) Str. 6 erzählt zwar der Meister sein Verbrechen, aber mit dem Gedanken sich zu trösten versuchend, daß es ja noch nicht herauskomme. (Str. 6.) In der folgenden Str. 7 wird dieser nichtige Trost in Verbindung mit dem Mordanschlag gebracht, und gewissermaßen die Mordthat in der Hoffnung beschlossen, daß sie unentdeckt bleiben werde. (Str. 7.) Auch nach vollbrachtem Mordanfall

*) Dies es zieht sich lange Zeit durch das Gedicht, als ein unenthülltes Geheimnis. Das Balladenartige liegt eben in diesem mysteriösen Worte.

tröstet er sich mit diesem Worte. (Str. 8.) — Aber in sein Ohr fällt da des Sterbenden Wort, welches das grade Gegenteil ausspricht und der Sonne die Rache, die Entdeckung des Mordes befiehlt. (Str. 9.) — Wider Erwarten gelingt die Bestattung dem Mörder, ohne daß er überrascht wird, und aufatmend spricht er sich mit dem Worte Mut zu; Die Sonne bringt's nicht an den Tag. (Str. 10.) — Das Geheimnis ist enthüllt — und doch hält der Mörder an der eingebildeten Hoffnung fest, das Weib, dessen Interesse zu schweigen sei, werde nimmer ihn verraten. (Str. 11.) — Aber die Schwatzhaftigkeit der weiblichen Zunge bringt weiter, auch was zu sagen gegen das Interesse, ja der größte Schaden des Weibes mit ist. Eine soll es ja nur erfahren: die Frau Gevatterin. (Str. 12.) — Sie ist nicht schlimmer als die andern, aber sie ist auch nicht besser. Darum weiß es der Dichter ganz zuversichtlich: Nun bringt's d. S. a. d. T. — Als der Hingerichtete 20 Jahre nach Verübung des Mordes für sein bisher ganz geheim gehaltenes Verbrechen büßt, da zeigt es sich, daß des Juden sterbend Wort in Erfüllung gegangen war, wörtlich und buchstäblich: Niemand anders verriet den Mörder; die Sonne that es. Die Sonne bracht **es** an den Tag.

Zum Andern ist aber hier **der Vortrag** des Gedichtes außerordentlich wichtig.*) Die verschiedenen Strophen und der Refrain wechseln den Ton:

Einfach und munter (Str. 1.) Der Refrain: prophetisch-warnend. — Str. 2. Lebhaft erzählend. Refrain: leise, ängstlich-trotzig. — Str. 3. Sehr lebhaft und schnell V. 1—2. Abwehrend und ruhig, bestimmt scheinend V. 3—4. Refrain: dumpf. — Str. 4. Die Stimme steigend bis zum fragenden Refrain. — Str. 5. 1—2. Rede und Gegenrede, hitzig und scharf, der Ton des Mannes von dem der Frau unterschieden. — V. 3. 4. Die Erzählung berichtet, decrescendo das Schwächerwerden des Mannes nachahmend. — **R.**: ernst, wichtig. — Str. 6. Die Erzählung setzt mit scharfem Ton ein, der Meister berichtet in nicht rosiger Stimmung, wie er einst auch in nicht rosiger Stimmung und obendrein in Verlegenheit war. **R.** Leise — für sich gemurmelt. — Str. 7 wie Str. 6, gegen den Schluß drohend — wild. **R.** in demselben Tone. — Str. 8, 1—2. Herzlich, eindringlich bittend. — Str. 8. 3—5 Langsam und dumpf. — Str. 9, 1—3 Schaudernd — langsam. V. 4—5. Der Ton steigt [Letzte Kraftanstrengung des Sterbenden]. — Str. 10, V. 1. 2. Rasch. 3—5. Enttäuschung, dann Aufflackern der Hoffnung (oder: mit drohendem Tone). — Str. 11, 1—4. Wie erleichtert in der Erzählung fortfahrend. **R.** unwirsch. — Str. 12, 1—4: Die Festigkeit weicht wieder, es ist ihm doch nicht ganz wohl bei der Sache. **R.** Erheuchelte Ruhe und Sicherheit. Wegwerfend. — Str. 13, 1—2. Ernste Worte des Dichters. — 3—4. Geheimnisvoll und doch schwatzhaft. **R.** Sehr wichtig. — Str. 14, 1—4. Im Volkston. **R.** Wichtig — bestätigend und warnend. —

---

*) Vgl. Roderich Benedix (der mündliche Vortrag. 3. 1860, S. 283).

4. **Grundgedanke:** Die Sonne bringt es an den Tag. — Oder; Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.*)

5. **Charakteristik der beiden Personen.** Es mußte die Aufgabe des Dichters sein, uns an diesem Beispiele die hohe Wahrheit des Wortes: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen“ zu zeigen; aber eben nur dann kommt diese Wahrheit ganz und allein zur Anschauung, wenn der Verbrecher keine innere Umkehr zeigt, wenn er derselbe gottlose Mensch noch ist zur Zeit der Entdeckung und Bestrafung der Unthat, wie zu der Zeit, da das Verbrechen verübt wurde. Und er ist hier derselbe wie vor 20 Jahren. Gottvergessenen und rohen Sinnes hatte er den armen, schwachen Juden einst überfallen, gewürgt, gemordet, 8 Pfennige gewonnen und den Frieden seiner Seele vollends verloren. Reue über seine That empfand er weder, als sie geschehen war, noch jetzt, wo er sie selbst offenbart. Daß Gott des sterbenden Juden Wort hören und erfüllen werde, das dachte er nicht, und je längere Zeit hindurch er seine Heimlichkeit verborgen gehalten hat, desto weniger glaubt er noch an die Entdeckung der That. Aber was andere Menschen nicht entdecken konnten, das muß er selbst wider Willen offenbaren. Nicht Reue, sondern Rohheit spricht aus jedem Worte heraus. Als wenn es nur eine Kleinigkeit, eine geringfügige Sache wäre, einen Menschen zu morden! Charakteristisch ist es übrigens, daß das lange verhüllte Geheimnis dann enthüllt wird, sobald der bisher ruhelos, wie Kain, umhergewanderte Verbrecher einen sicheren Ort gefunden zu haben glaubt, wo er sich niederlassen und seinen eignen Herd gründen kann. Die Verhältnisse, unter welchen er heiratet, sind ansprechend. Ein junges Weib, ein einträgliches Geschäft — der Schneider fühlt sich zum ersten Male in einer gewissen Sorglosigkeit und Behaglichkeit, und in dieser Stunde der Ruhe verrät er sein Geheimnis, welches der Ruhelose 20 Jahre wohl verwahrt gehalten hatte. Das ist Gottes Finger.

Die Frau, welche diesen Fremdling geheiratet hat, hat auch von edlen Eigenschaften nichts; Gottesfurcht ist bei ihr nicht zu schauen; und daß sie solche bei dem Schneider nicht fand, hat sie nicht zurückgehalten, ihm ihre Hand zu reichen. Neugierde, diese so häufige Untugend, namentlich der Frauen, eignet ihr aber in hohem Grade; um diese zu befriedigen, wendet sie alle Mittel an, Hader und Schmeichelei, böse und gute Worte, bis sie den Mann, wie eine zweite Delilah, schwach nnd müde gemacht hat. Und als sie endlich das Grausenvolle erfährt, —

*) Von tiefer Wahrheit ist auch das Wort aus einem Fragment des Aeschylos:
Du siehest, Dike, schweigend, unsichtbar ist sie
Dem Menschen, schlaf' er, wandr' er oder sitz' in Ruh',
Doch folgt zur Seite schräg sie, auch wohl hinterdrein,
Und keine Nacht verhüllet Übeltäter je,
Und was du Arges möchtest thun, **glaub', Einer sieht's!**
(Vgl. Sirach 23, 28.)

kein Wort des Grausens, kein Wort des Abscheus! Ihre Neugier ist befriedigt, ihre Schwatzhaftigkeit fordert nun ihr Recht. Ob es klug oder dumm wäre — darnach fragt sie nicht, weitergeschwatzt muß es werden, und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit erfährt es die Frau Gevatterin; und diese ist um nichts besser, sondern bläst die Sache weiter, und nach zweien Tagen singen auf den Dächern die Sperlinge von der That des Meisters, und die Raben berichten krächzend am dritten von dem Lohne des Mörders. Acht Pfennige, zwanzig Jahre Brand im Gewissen, dann Rad und Hochgericht! Ja, die Sonne bringt es an den Tag.

[Litterarisches: *Viehoff, ausgewählte Stücke I, 232 — *Gude IV, S. 263. — Henneberger in Viehoffs und Herrigs Archiv III, S. 367. — Schulbl. der evang. Sem. Schles. 1870. Heft 4. — Götzinger.]

13. Die Weiber von Winsperg.

[Werke 176. Herausg. von H. Kurz. I, S. 305.]

1. Der erste Hohenstaufe, der König Konrad lag
Mit Heeresmacht vor Winsperg seit manchem langen Tag;
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

2. Der Hunger kam, der Hunger! das ist ein scharfer Dorn.
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn:
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Thore, so trifft euch doch das Schwert.“

3. Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug, wir sind vom Blute rein!“
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

4. „Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei;
Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort,
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort.“

5. Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut;
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut;
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

6. Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Eh'herrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an, ihr argen Weiber!“ ruft drohend mancher Wicht:
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht.“

7. Da hat, wie ers vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht!
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

8. So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht;
Die Sage schallt herüber aus halbvergeßner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

1. **Abfassungszeit:** 1831.
2. **Form:** Neuere Nibelungenstrophe. (S. das Register.)
3. **Gattung:** Romanze.
4. **Einleitung** zum Verständnisse des Inhaltes: Die Romanze enthält die Schilderung der Belagerung und Eroberung des kleinen, festen Städtchens Weinsberg*) in Schwaben im J. 1140.

Kaiser Konrad III., der erste Fürst aus dem Geschlechte der Hohenstaufen, war am 22. Febr. 1138 zum deutschen Könige gewählt worden. Es geschah dies seitens der deutschen Fürsten, um die immer mächtiger werdende Familie der Welfen nicht über sich zu sehen. Heinrich der Stolze, Herzog von Sachsen und Schwaben, verzichtete auf die Krone, nachdem ihm Konrad versprochen hatte, ihm alle Reichslehen in Besitz zu geben. Aber bald gerieten Konrad und Heinrich in bitteren Kampf welcher nach den Familien der Streit der Welfen und Waiblinger (Ghibellinen) genannt worden ist. Doch Heinrich der Stolze starb 1139. Sein Bruder Welf warf sich, nachdem er anfänglich für des Stolzen zehnjährigen Sohn Heinrich (später der Löwe genannt) eingetreten war, zum Herzog von Baiern auf. Bei Weinsberg wurde er aber von Konrad aufs Haupt geschlagen. Doch setzte er den Krieg fort, indem er nur den Kriegsschauplatz verlegte. — Die Stadt Weinsberg hatte sich dem Welf angeschlossen und sollte nun von Konrad gezüchtigt werden. Das Leben der Männer wird durch der Weiber List und Treue gerettet.

5. **Erläuterungen:**

Str. 1. Lang waren die Tage nicht, aber sie wurden dem belagernden Könige lang, weil das Städtchen sich gegen die gesamte Heeresmacht Konrads lange erfolgreich wehrte. Ein Nest wird die Stadt genannt, weil sie klein und gar nicht besonders fest war. Vom Winter begünstigt, wehrte sich jedoch das Städtchen mit dem Mute, den die Verzweiflung giebt.

Str. 2. Mit Konrad verbündet sich jetzt ein anderer Feind gegen die Städter, nämlich der Hunger in der Stadt. Daß dieser Feind ein grimmiger sei, deutet die Wiederholung im V. 1 an! Die Gnade suchen = sie versuchten, unter möglichst günstigen Bedingungen die Stadt zu übergeben. Allein der Kaiser, den dieses Städtchen bisher so lange in seinem Kampfe

*) Hier lebte und starb der bekannte schwäbische Dichter Justinus Kerner.

gegen Welf aufgehalten hatte, dem auch durch die tapfere Gegenwehr mancher treffliche Krieger (Degen) erschlagen war, war erbittert und hatte den Verteidigern gedroht, daß, wenn sie auch die Stadt übergäben, sie ihren früheren Trotz doch mit dem Leben bezahlen müßten.

Str. 3. Mittelreim: Armen — Erbarmen.

Str. 5. leise, leise, vgl. Wittekind (v. Platen.)

Mit Schritten leise leise,
Wie Späherschritte sind.

Str. 6. arg = arglistig, hinterlistig, doch in unserm Zusammenhange mehr dem Schalkhaften zuneigend. Wicht, vgl. unser Kerl: ein starker Mann, dem es aber an Herzensbildung fehlt.

Eins der bedeutendsten Hofämter war das des Kanzlers. Gewöhnlich bekleideten dasselbe Geistliche. Das Gold der Krone hat leider mancher den folgenden Fürsten befleckt durch den Bruch seines Wortes; so Siegismund dem Huß gegenüber. Bedeutsam ist, daß es dort italienische Geistliche waren, welche dem Kaiser einredeten, daß man einem Ketzer sein Wort nicht zu halten brauche, nicht halten dürfe.

Str. 8. „Halbvergessne Zeit“ = weil angehörend „dem dunkelen Mittelalter“, dessen Dunkelheit für viele darin besteht, daß sie dasselbe nicht kennen. Denn der Lichtpunkte finden sich dort weit mehr, als man gewöhnlich annimmt. Aus dieser Strophe geht auch hervor, daß Chamisso deutsch denken gelernt hat; denn seines Volkes Treue ist so wenig zu rühmen, daß bereits Cäsar die Treulosigkeit der Gallier sprichwörtlich gemacht hat, und daß derselbe Tadel die nach Gallien eingedrungenen westlichen Franken (vgl. Chlodwigs Familie) trifft; die heutigen Franzosen sind aus jenen und diesen gemischt = Francogalli.

6. Disposition:

I. Str. 1. 2: Einleitung.
  Str. 1: Belagerung der Stadt durch Konrad und heldenmütige Gegenwehr.
  Str. 2: Die Belagerten werden durch Hunger besiegt und bitten vergeblich Konrad um Gnade.

II. Str. 3—7: Die Weiber retten die Männer.
  a. Die Gesandtschaft der Weiber und ihre Bitte.
  b. Die Wirkung ihrer Bitte und des Königs Antwort.
  c. Wie die Weiber des Königs Antwort sich deuten, und die Liebe und List der Weiber das Leben der Männer rettet.
  d. Hofbeamte und Höflinge wollen den Weibern wehren; aber
  e. der Kaiser freut sich sehr und hält den treuen Weibern von Weinsberg sein Manneswort.

III. Str. 8: Schluß. Damals galt eines Königs Wort in Deutschland noch heilig; seitdem ist freilich die Krone nicht immer rein gehalten worden.

7. **Grundgedanke:** Nicht etwa: Weiberlist geht über alles, was auf Erden ist,*) sondern: Die Treue der Weiber und Männer, Keuschheit und Wahrheit, sind zwei herrliche Zierden unseres deutschen Volkes, wenigstens in den früheren Zeiten allgemein gewesen, in der Gegenwart freilich sehr in Abnahme begriffen.

---

14. Die alte Waschfrau.

1833.

[Werke. I. S. 212. — Reklamsche Ausg. S. 42.]

1. Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand.
Die Scheere braucht sie, die Nadel
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zu Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

1. **Dichtgattung**: Eine poetische Erzählung haben wir hier vor uns. Man versteht darunter eine in ihren Gründen und in ihrem Entwickelungsgange einfache Begebenheit, deren Inhalt scherzhaft, aber auch

*) Das ist etwa der Grundgedanke einer viel „leichteren" Romanze gleichen Namens: Weiber von Weinsberg von G. A. Bürger (1774).

ernst sein, und aus der mythischen Zeit, aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart genommen sein kann, welche aber von einem Dichter in idealer Weise (also wahrhaft poetisch) aufgefaßt und klar, lebhaft und anschaulich ausgeführt wird. Oft, aber bei weitem nicht immer, ist eine moralische Belehrung mit der poetischen Erzählung verbunden. Ich erinnere an: Das Riesenspielzeug (Chamisso), der Kaiser und der Abt (Bürger), Schwabenstreiche (Uhland), die Tabakspfeife (Pfeffel), die Sonne bringt es an Tag (Chamisso), Salas y Gomez von Chamisso und viele poetische Erzählungen von Kriegsthaten aus früheren und dem letzten Kriege.

2. **Form:** Strophen von je 8 jambischen Versen. Zeile 1. 3. 5. 7. sind vierfüßige jambische Verse mit einer überzähligen kurzen Silbe (hyperkatalektische Verse), die andern Verse enthalten vier vollständige jambische Versfüße (sind also akatalektisch). Somit sind die graden Zeilen stumpf, die ungraden klingend gereimt. Das Reimbild zeigt gekreuzte Reime a b a b c d c d.

3. **Erläuterungen:**

Str. 2. „in ihren jungen Tagen“ = in den Tagen ihrer Jugend. Geliebt deutet auf die Zeit unausgesprochener Neigung zu ihrem späteren Manne; gehofft hat sie in der Zeit ihres Brautstandes auf die Vermählung und die Gründung eines Hausstandes, welcher ihren bescheidenen Wünschen genügte und wenn auch Last, doch keine eigentlichen schweren Schicksalsschläge bringen würde; sie hat sich dann vermählt, aber das Glück nicht gefunden, welches sie gehofft hatte.

Die (fünfmalige) Wiederholung der Worte: „Sie hat“ am Anfang einer neuen Zeile und eines neuen Satzes nennt man Anaphora.

Str. 3. Die einzigen Güter, welche sie ihren Kindern mitgeben kann, sind der Fleiß und die Ordnungsliebe, welche die Mutter den Kindern anerzogen hat. Hierzu kommen noch die beiden nicht minder hohen Güter: Zucht und Ehre. Fürwahr ein köstlicher Reichtum, ein hohes Erbe, welches die Erziehung in ein Kind gelegt hat, falls ein züchtiges, ehrbares, fleißiges, ordentliches Glied der Gesellschaft aus diesem geworden ist.

Str. 4. Dreimal findet sich kurz nach einander das Wort und wiederholt. Diese „überreiche Verbindung“ nennt man Polysyndese (Polysyndeton). Jeder einzelne Zug in dem sonst einförmigen Leben der alten Wäscherin wird uns dadurch, getrennt von den andern, vor die Seele geführt und unserer Beachtung nahe gelegt.

Leinewand: Wir sagen gewöhnlich Leinwand, aber auch dies Wort ist im Oberdeutschen nicht gebräuchlich, heißt vielmehr dort Leinwat. Wand stammt aus dem Niederdeutschen; wand = 1. Stoff, 2. Kleid (vgl. unser Gewand) ist dann später ins Oberdeutsche gedrungen. (Das Tuchhändlergildehaus in Leipzig heißt Wandhaus; im Mittelalter hießen die Tuchhändler Wandsnider.)

Sterbehemde. Diese Form ist die ältere (ahd. hemedi, mhd. hemede und hemde), wir sagen jetzt meist Hemd. „Sonder“ = ohne.

Str. 5. Schrein = ist ein veraltetes Wort für Schrank oder Kiste, Lade, stammt von dem lat. scrinium und wird jetzt nicht mehr im Volksmund, dagegen noch recht oft in der Dichter Munde gebraucht. Ja es ist entschieden unter den begrifflich verwandten Wörtern das bevorzugte.

Ihr Erstes und ihr Letztes = ihr Höchstes, an das sie zuerst und zuletzt denkt (etwas übertrieben ist doch dieser Ausdruck! Besser paßte: „ihr Ein und Alles,“ wenn man eben nach Luxusgegenständen bei ihr suchte). Es ist dies eine Hemd das einzige Stück in ihrem Vermögen, welches sie nicht unbedingt nötig hat, eine Art Luxus, ihr aber, weil besonders saurer Schweiß und Entsagung an diesem abgesparten, selbst gesponnenen und genähten Hemde klebt, auch das Liebste unter ihren geringen Habseligkeiten.

„Sie legt es an,“ wenn es gilt, wenn sie die Absicht hat rc. (Wird dieser Gedanke ergänzt, so wird die etwas harte Verbindung des Absichtssatzes mit dem Hauptsatze verbessert.)

Dann legt sie's wohlgefällig fort, bis sie darin rc. Vor „Bis“ ist zu ergänzen: Und in dieser Weise wird sie es nur Sonntags während des Gottesdienstes gebrauchen, bis die letzte Stunde kommt und andre ihr dies Hemd anziehen, um es nicht wieder auszuziehen.

Str. 6. „an meinem Abend“ = Lebensabend, vor meinem Ende.

in meinen Grenzen und (meinem) Bereich. Diese Zeile enthält ebenwohl eine grammatische Härte.

„am Kelch des Lebens mich zu laben.“ Kellner erklärt dies: „Wie ein Kelch Wein, aber auch Gift einschließen kann, so bietet das Leben Freud und Leid. Der Weise nimmt beides aus der Hand des Schöpfers mit Ergebung und heitrem Mute, auf daß es ihn labe, d. h. stärke, ihm nütze, zur Vervollkommung gereiche.“

Diese Erklärung genügt aber nicht. Das Leben wird hier ein Kelch genannt; aber unter dem Kelch ist, wie sehr oft, nur der Trank gemeint (vgl. des Heilands Wort in Gethsemane: Vater, ists möglich, daß dieser Kelch an mir vorübergehe. — Oder: Soll ich den Kelch nicht trinken?) Man trinkt nicht eigentlich den Kelch, sondern den Trank darinnen, und nur an diesem Tranke kann man sich laben. Somit ist das Leben ein Trank genannt, und das Laben an dem Kelche (Tranke) ist die Lebensfreude. In solchen geringen, zum Teil recht schwierigen und betrübten Verhältnissen nicht nur Glauben und Hoffnung sich zu bewähren und aus diesen Trost zu schöpfen, sondern sich Heiterkeit der Seele („heitren Mut“) zu erhalten, Lebensfreude zu haben und das Leben für etwas Angenehmes, Dankenswertes zu erklären (laben), das ist die hohe Kunst des Weibes, welche Chamisso gesteht noch lernen zu müssen.

4. **Grundgedanke:** Ein altes Wort, schon von Kellner, wie es scheint, entlehnt, lautet also: „Ein Jeder wirke in dem, durch die Ver-

hältnisse ihm angewiesenen Lebens- und Geschäftskreise mit ganzer Seele und Kraft, mit stetem Gottesvertrauen; dann verdient er Achtung und kann allem, selbst dem Tode, ruhig entgegensehen."

Doch glaube ich, die Spitze des ganzen Gedichtes bilde der Schluß, d. h. die vier letzten Zeilen, oder die ganze Schlußstrophe. Und der Inhalt dieser ist offenbar; Möge es von mir gesagt werden können, daß ich meinen Lebensberuf und meine Nächstenpflichten („Grenzen und Bereich") immer bis ans Lebensende erfüllt habe, möchte ich von dem Weibe lernen, gleichzeitig Lebensfreude, dankbaren Genuß an dem diesseitigen Leben, und eben so große Sterbensfreudigkeit zu besitzen. Dann ist Mühe und Arbeit ein köstliches Leben, und Sterben doch noch ein Gewinn, der Beginn eines noch köstlicheren Lebens.

5. **Geschichtliche Grundlage**: Die Heldin dieser Erzählung ist die Waschfrau Chamissos, und in Bezug auf dieses Weib kann versichert werden, daß Zug für Zug historische Wahrheit enthält. Hier hatte der Dichter nicht zu idealisieren. Wohl aber trieb ihn das eigne, edle Herz und die Not des an dem Ende des Lebens arbeitsunfähigen und bittere Entbehrung erduldenden Weibes, Berlins Aufmerksamkeit auf diese treue Christin zu lenken. Zu dem Ende veröffentlichte er fünf Jahre später ein zweites Gedicht als Bittsteller für die arme Greisin. Der Aufruf um Hilfe blieb nicht erfolglos. Etwa 100 Thlr., zusammengesteuert von Freunden des Dichters, versüßten die letzten Tage des todbereiten, frommen Weibes, welches auf ein arbeits- und mühevolles Leben zurückschaute und einem neuen, herrlicheren Leben entgegenreifte, je mehr der auswendige Mensch zerbrach und zerbröckelte. —

6. **Disposition** des Gedichtes und **Charakteristik** des Weibes bieten keine Schwierigkeiten. Bezüglich der letzteren sei noch bemerkt, daß Fleiß und Ordnung des Weibes hervorragende äußere Eigenschaften sind, welche sie auch ihren Kindern anerzieht, innere sind Zucht, Ehrbarkeit, Treue gegen Fremde und die Angehörigen, aufopfernde, selbstverleugnende Liebe in der Pflege ihres Jahre lang kranken Mannes, in der Erziehung ihrer drei unmündigen Kinder, Geduld in langem Leiden, Ergebung bei schweren Schlägen der himmlischen Vaterhand, fester Glaube an Gottes Liebe, und Hoffnung auf ein besseres Leben, auch wo es um sie dunkle Nacht war, Treue im Kleinen und Kleinsten, Fröhlichkeit in Trübsal und Sterbenssehnsucht neben der Lebensfreude eines in Gott ruhenden und darum allezeit fröhlichen Herzens. Fürwahr ein köstliches Bild in bescheidenstem Rahmen, ein beschämendes Bild zugleich für reiche und vornehme Frauen und Männer, eine Perle, vor deren Glanz manche Fürstenkrone erbleicht. Solches Leben schafft der Mensch nicht aus und durch sich selbst, das wirkt Gottes Geist an und in ihm, wie an dem Weibe, durch das Wort Gottes. So ist der Sonntag nicht nur Ruhetag von der Arbeit, sondern der Tag des Segens, von welchem die Seele an den Werk-

tagen zehrt, durch welchen der Leib zu neuer Arbeit neue innere Kraft und Freudigkeit empfängt.

7. **Aufgaben**. 1. Charakteristik der alten Waschfrau. — 2. Ein Lebensbild in bescheidenen Verhältnissen (a, Darstellung des Lebens der Waschfrau. b, Nachbildung eines ähnlichen, einfachen, doch vorbildlichen Lebenslaufes). 3. Drei Bilder aus dem Leben der alten Wäscherin: a, während der Krankheit des Mannes; b, am Tage des Begräbnisses ihres Mannes; c, ein Sonntag im Leben der alten Wittwe.

8. Zur Ergänzung füge ich hier an Chamisso's

Zweites Lied von der alten Waschfrau.

1838.

[Chamisso's Werke, I. S. 243. Herausg. v. H. Kurz. — Reclam. S. 43.]

1. Es hat euch anzuhören wohl behagt,
Was ich von meiner Waschfrau euch gesagt;
Ihr habts für eine Fabel wohl gehalten?
Fürwahr, mir selbst erscheint sie fabelhaft:
Der Tod hat längst sie alle hingerafft,
Die jung zugleich gewesen mit der Alten.

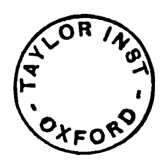
2. Dies werdende Geschlecht, es kennt sie nicht
Und geht an ihr vorüber ohne Pflicht
Und ohne Lust, sich ihrer zu erbarmen.
Sie steht allein. Der Arbeit zu gewohnt,
Hat sie, so lang es ging, sich nicht geschont,
Jetzt aber, wehe der vergeß'nen Armen!

3. Jetzt drückt darnieder sie der Jahre Last;
Noch emsig thätig, doch entkräftet fast,
Gesteht sie's ein. „So kann's nicht lange währen,
Mag's werden, wie's der liebe Gott bestimmt,
Wenn Er nicht gnädig bald mich zu sich nimmt, —
Nicht schafft's die Hand mehr — muß Er mich ernähren."

4. So lang' sie rüstig noch beim Waschtrog stand,
War für den Dürft'gen offen ihre Hand;
Da mochte sie nicht rechnen und nicht sparen.
Sie dachte blos: „Ich weiß, wie Hunger thut." —
Vor eure Füße leg' ich meinen Hut,
Sie selber ist im Betteln unerfahren.

5. Ihr Frau'n und Herrn, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb' euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
Denn wohl vor allem, was man Güter heißt,
Sinds diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und ein rein Gewissen.

[Litterarisches: *Gude III, S. 231. — *Kellner, Vorbereitungen S. 91—98. — Breidenstein, prakt. Schulmann VII, S. 178.]



11. Salas y Gomez.

[Werke, I., S. 259 ff. Reclamsche Ausg. S. 345 ff.]

I.

1. Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,

2. Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.

3. So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

4. Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.

5. Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.

6. Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.

7. Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.

8. Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe;
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.

9. Und eine rechts, und links die andre Truppe
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.

10. Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

11. Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.

12. Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen:

13. Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.

14. Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang' bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.

15. Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast,

Es scheint ein Pfad darüber hin zu
gehen.

16. Und dort am Abhang war ein
Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eier-
schalen!
Wer war, wer ist der grausen Wild-
nis Gast?

17. Und spähend, lauschend schritt ich
auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgen-
strahlen.

18. Und wie ich, der ich ganz mich
einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schiefer-
stiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang
raubte, —

19. Da sah ich einen Greisen vor
mir liegen,
Wohl hundert Jahre, möcht' ich schätzen,
alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode
schwiegen.

20. Nackt, langgestreckt, die riesige
Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu
den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz um-
wallt,

21. Das Haupt getragen von des
Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh, die breite
Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.

22. Und wie entsetzt, mit schauerlicher
Lust
Ich unverwandt das große Bild be-
trachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.

23. Als endlich, wie aus Starrkrampf,
ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammen-
brachte.

24. Sie lärmend herwärts ihre Schritte
kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum
Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks
ehrten.

25. Und seht, noch reget sich, noch
atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und
hebt
Das Haupt empor der wundersame
Greis.

26. Er schaut uns zweifelnd, staunend
an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorbnem
Munde, —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.

27. Es sprach der Arzt, bemüh'nd in
dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist
vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.

28. Es lagen da der Schiefertafeln
drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu
Teile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wü-
stenei.

29. Und wie ich bei den Schriften
mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind ge-
schrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns
Eile.

30. Ein zweiter Schuß und bald ein
dritter trieben

Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.

31. Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!

32. Die Hülle giebst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

II.

Die erste Schiefertafel.

33. „Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.

34. Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.

35. Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.

36. Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Glut
Und war geduldig worden und besonnen.

37. Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.

38. Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.

39. So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.

40. Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.

41. Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.

42 Ein zweiter Stoß, ein dritter, krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.

43. Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.

44. Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben

Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.

45. Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.

46. Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.

47. Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.

48. Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.

49. Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.

50. Wo dort mit voller Wut die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.

51. Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter fort
Des Schiffsbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

52. Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.

53. Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden;
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.

54. Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben."

III.

Die andere Schiefertafel.

55. „Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.

56. Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

57. Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

58. Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum;

59. Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,

In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.

60. Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.

61. Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde:
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!

62. O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

63. Du öffnest mir das Grab und führ'st aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

64. Und oben, von der Klippe höchstem Rücken,
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

65. Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.

66. Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!

67. Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.

68. Und jetzt --! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.

69. Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!

70. Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!

71. Nach Süden — —? wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!

72. Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!

73. Und ruhig vorwärtsstrebend, ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Not.

74. Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.

75. Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen;

76. Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet sinnverwirret und verrucht.

77. Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend, —

78. Und hab' am dritten Thränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Und meinem Leibe Nahrung zu verschaffen."

IV.

Die letzte Schiefertafel.

79. „Geduld! die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.

80. Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.

81. Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer funfzig sich gereihet hatten.

82. Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.

83. Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir! Geduld erlerne!

84. Ein Leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.

85. Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!

86. Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! Hinweg! wer gab euch solche Macht?

87. Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.

88. Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.

89. Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.

90. Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!

91. Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.

92. Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.

93. Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.

94. Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!

95. Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret!

96. Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.

97. O tragt noch heut, ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.

98. Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.

99 Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.

100. Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

101. Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?

102. Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.

103. Ich habe, Herz, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat— nein!

Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.
104. Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen!
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen."

1. **Erläuterungen:**

I. **Str. 1.** Ueber Salas y Gomez (spr. Gh'omes) sagt Chamisso selbst in seinem Werk: Bemerkungen und Ansichten: „Die Insel Salas y Gomez ist eine bloße Klippe, die nackt und niedrig aus den Wellen hervortaucht; sie erhebt sich sattelförmig gegen beide Enden, wo die Gebirgsart an dem Tage liegt, indem die Mitte anscheinlich mit Geschiebe überstreut ist. Sie gehört nicht zu den Korallenriffen, die nur weiter im Westen vorzukommen beginnen. Vermuten lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nahegelegenen Osterinsel (in Australien). Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar. Sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnten Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen und die Ameisen, die besonders ihre Brut gefährden.

Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir späheten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer uud Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben."

kahl und bloß: Kahl — ohne alles das, was man auf einem Körper gewöhnlich findet und darum erwartet. Kahl ist der Kopf, auf welchem sich keine Haare, der Fels, auf welchem sich keine Vegetation befindet. — Bloß steht dem bedeckt entgegen. Orte, welche man sonst in irgend einer Weise bedeckt und beschützt sieht, nennt man bloß, falls ihnen diese Decke fehlt. Der alte Mann, welcher bei Sturm und Regen ohne Hut betroffen wird, geht mit bloßem Kopfe; der Kranke, welcher im Fieber die Bettdecken abwirft, liegt bloß; der Fels, dessen hartes Gestein zu Tage tritt, nachdem die Erdkrume aus- und abgewaschen ist, ebenfalls; der Arm, dessen Aermel aufgekrempelt ist, wird auch bloß genannt, Wenn festanliegende Kleidungsstücke entfernt werden, so wird der Körperteil oder der ganze Körper nackt. — Bar ist mit nackt und bloß nahe verwandt, nur liegt ursprünglich wohl in dem bar ein unfreiwilliges Verlieren der Decken und Kleider — und Hülfsmittel, ein Notstand.

Str. 2, V. 3. ein sehr schöner Gegensatz.

Str. 3, 1. sie = die Insel. — Rurik ist das weltumsegelnde Schiff.

Str. 6, 4. schlicht = einfach, geglättet, ganz eben. (In der Webersprache schlichten = den Aufzug glätten; vgl. den Streit schlichten.)

Str. 7. Man legt (das Schiff) bei, indem man das Schiff gegen den

Wind richtet und so den Lauf des Schiffes hemmt. Ob wohlbewahrt hier soviel als wohlbewehrt bedeuten soll? Sonst muß man denken, daß die Boote ungefährdet, ohne Unfall bestiegen worden seien.

Str 8, 1. Unterm Wind = schiffsmännischer Ausdruck hier statt: gegen den Wind anlegen (V. 2.) = landen.

Str. 9, 1. Truppe = Abteilung. — Mannen (V. 2.) hat eigentlich jetzt kein Recht mehr zur Existenz. Es bezieht sich auf die Lehensleute in ihrem Verhältnis zu ihrem Lehnsherrn. Hier steht es statt starke Männer.

Str. 12, V. 1. erwartet Götzinger: ermessen haben, sich senken und erklärt die ganze Konstruktion für „offenbar falsch". Man ergänze nur bei ermessen das Wort haben aus V. 2 und setze statt wie (V. 1.) das gleichbedeutende sobald, und man wird finden, daß die Darstellung ganz korrekt ist.

Str. 14, 2. Die Kreuze scheinen schon vor langer Zeit errichtet zu sein, die Schrift ist offenbar, zum Teil wenigstens, jüngeren Ursprungs.

Str. 16. Chamisso befindet sich auf dem höchsten Gipfel des Felsens und vermag darum leicht zu erkennen, zu welchem Zwecke verschiedene Orte dem Manne der Wildnis gedient haben. — V. 2. Dort Eierschalen! Hier ist offenbar: liegen hinzuzudenken. — V. 3. Wer war, wer ist rc Der Dichter denkt zunächst, der Gast dieser Wildnis sei tot, verbessert sich aber dann, indem er sich erinnert, daß einzelne Spuren jüngsten Datums der Möglichkeit Raum lassen, daß dieser Bewohner noch lebe. (Korrektio.)

Str. 17. Spähen und lauschen sind verstärktes, genaues Anwenden des Auges und Ohres, jenes genau sich umschauen — dies genau horchen, nach allen Seiten hinhören. — V. 2. Gesims = irgend etwas Hervorragendes.

Str. 18, 3. Die richtige, schwache Form Greisen ist jetzt fast ungebräuchlich geworden.

Str. 29. Das Entsetzen ist das erste Gefühl; bald aber überragt den Schauer die Lust, das Interesse, welches der Reisende an diesem Anblicke nimmt, ohne jedoch den Schauer völlig loszuwerden. (Daher: „schauerliche Lust"!)

Str. 31, 2. Monument = Grabdenkmal.

Str. 32, 3. Das Kreuz ist ein Sternbild auf der südlichen Halbkugel, und zwar das größte der Sternbilder, welches dort fast ebenso bekannt ist, als bei uns der große Bär.

II. Die erste Schiefertafel.

Str. 35. Der Mammon ist ein durch das N. T. uns geläufig gewordenes semitisches Wort, welches die irdischen Güter bedeutet, insofern sie auf das Herz eine Macht ausüben, also, daß das Herz diesem Götzen sich hingibt, ihn liebt, zu verlieren fürchtet, zu vermehren strebt und hofft, an seine Beständigkeit glaubt. Im Alter findet sich sehr häufig die Sünde des Geizes, während bei der Jugend mehr Hang zur Verschwendung ist.

Str. 37. Fürder ist aus „voraus weiter" (vorwärts) zusammengezogen und bedeutet hier: länger, weiter.

Str. 40, 3: „schnellern Laufs“ unabhängiger Genetiv der Schilderung.

Str. 42, 1 aus, d. h. die von seinem Substantiv getrennte Präposition bildet hier das Reimwort! Es ist das ungewöhnlich und hart, nicht blos um der Trennung engverbundener Wörter willen, sondern auch, weil die Präpositionen keine schwertonigen Wörter sind.

Str. 43, 1. Schwelle steht hier statt Schwalle, und ist hier darunter das Steigen und Sinken des Wassers zu verstehen. Sinn: Da ich in die schwellende Brandung geraten war, so war mein Schwimmen verlorene Mühe, obgleich ich vorläufig noch kräftig und bei vollem Bewußtsein war.

Str. 46. beschreibt das allmähliche Zurückkehren des Bewußtseins.

Str. 49, 3. Kehrein macht darauf aufmerksam, daß: zu eigen fallen weniger gebräuchlich sei, als zu eigen bleiben, geben, haben, machen.

Str. 50, 2. Wrack (vgl. angelsächs. wrëcan = brechen, zertrümmert werden) ist ein niederdeutsches Wort; ebenso das Adj. wrack = schadhaft, unnütz.

Str. 54. Selbander = Ich selbst mit einem andern, d. h. mit meiner Pein vereint.

III. Die andere Schiefertafel.

Str. 58 ff. schildern den Anbruch der Morgendämmerung bis zum Kommen des hellen Tages mit großer Anschaulichkeit und Naturwahrheit. Die schlafenden Vögel lassen einzelne Töne, wie im Traume, hören, die brandenden Wogen allein zeigen einen Schimmer, der allmählich blässer wird, die Luft hebt sich jetzt von dem Wasser ab, in dem Blau des Himmels schwindet der Glanz der Sterne*) — und nun kommt die Sonne, die Königin des Tags.

Str. 61. Das freudige Ereignis wird durch den Uebergang des Perfekt ins Präsens in lebendiger Weise uns vorgeführt.

Str. 62. Der Schiffbrüchige hatte sein Elend als eine göttliche Strafe für die Sünden des jugendlichen Leichtsinns und Uebermuts angesehen und bußfertig Gotte seine Sünden gebeichtet (d. i. bekannt), da scheint Gott schon Gnade walten zu lassen.

Str. 63, 3. Alliteration: zu leben und zu lieben. Vielleicht sollen auch auf zu leben die Adverbia warm und treu bezogen werden, und bedeutet dann leben ein glückliches Leben; wie der Lebende warm und treu geliebt wird, so kann er ebenso auch selbst lieben.

Str. 67. Und ruhig = noch im vollen Vertrauen auf Gott, von dem der Schiffbrüchige hofft, daß er ihn zu retten willens sei.

Str. 68. Pfeife steht statt Pfiff. Vgl. Schillers Tell 1, 1: „Die (Gemse) spitzt das Ohr und warnet mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.“

Str. 70. Die Segel werden vermittelst der Segelstangen (Brassen) gerichtet und gewendet. „Sie rücken an die Segel“ soll doch wohl heißen: sie rücken die Segel an, reffen sie zunächst ein, um dadurch dem Schiffe eine andere Richtung zu geben.

*) Vgl. Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt“, Schillers Graf von Habsburg.

Str. 72. Ahndung (= Ahnung): dunkle Vorempfindung.*) Uebrigens ein unreiner Reim in Verbindung mit Brandung und Landung.

Str. 73. Und [da man] ruhig vorwärts [strebte] strebend — ward das Boot ꝛc.

Str. 74. Und ruhig (vgl. Str. 67.): Dort ist das Vertrauen auf Gott, was die Ruhe einflößt — und hier die Ruhe der Verzweiflung, die Starrheit in Blick und Antlitz, welche dann eintritt, wenn der Schicksalsschlag zu groß und unerwartet war; dann fließen keine Thränen, und selbst der Schmerz ist gebannt.

Str. 75—76. Der arme Mensch ist fast dem Wahnsinne verfallen. Er hatte gemeint, der Kapitän habe ihn bemerken müssen und bemerkt, das Pfeifen des Windes hielt er für von der Schiffspfeife herrührend, die Richtung des Schiffs deutete er zu seinen Gunsten — er hofft zu zuversichtlich und sieht nunmehr, daß die Hoffnung völlig vergeblich war. — Verrucht ist der, welcher alle Rücksicht auf Gewissen und Gesetz, Ehre und Schande außer Acht setzt.

IV. Die letzte Schiefertafel.

Großartig ist die Wirkung der Anaphora: Geduld! in Str. 79—83.

Str. 79. Plan = Ebene, Fläche. So geht ein Tag um nach dem andern.

Str. 80. Das Kennzeichen eines neuen Jahres wird in dieser Str. beschrieben.

Str. 81. Fünfzig lange, traurige und mehrere ungezählte Jahre sind vergangen!

Str. 86. Der Redende vollendet seinen Satz nicht, sondern bricht mit locken denselben ab, da die Traumbilder, von welchen er redet, jetzt plötzlich wieder gegenwärtig sind; nicht mehr ist das Gedächtnis mit ihnen beschäftigt, die Phantasie vielmehr ist von ihnen neu geplagt.

Str. 87—89. Er schaut sich selbst in der Gestalt, wo er noch ein Knabe, ein feuriger Jüngling voll Lebensmutes, voller Hoffnungen und Pläne war — und betrachtet sich, diesen furchtbaren Gegensatz zu jenem schönen Bilde. Er verhöhnt seine Jugendhoffnungen, da sein jetziges Dasein zeige, daß von allen jenen thörichten Hoffnungen keine sich erfüllt habe.

Str. 90—92. Seine Jugendgeliebte erscheint, die längst tot ist; — der Arme weist sie ab, die er nicht mehr lieben kann.

Str. 96. Die Sonne vermag es allein, diese aufregenden Traumbilder für einige Stunden ins Innere des Gehirns zu bannen, aus welchem sie erst die folgende Nacht wieder entfesselt.

Str. 100. Der Greis hat seinen Gott wiedergefunden.

Str. 101. Annoch st. noch (bei Lessing häufig). —

Str. 103. Auch hier findet sich, wie in Str. 86 eine Aposiopesis, ein Abbrechen mitten im Satze.

2. **Gedankengang:** Aus vier verschiedenen Teilen besteht dieses Ge-

---

*) Sonst bedeutet Ahndung bekanntlich soviel als Strafe.

dicht: der erste schildert uns den Schauplatz, des Dichters Landung und Fund; der zweite oder die erste Schiefertafel beschreibt uns den Helden des Gedichts, einen jungen, lebenslustigen, hoffnungsvollen Spanier, dann den Schiffbruch und die Rettung dieses Einzigen auf dem Felseneilande Salas y Gomez; eine vorübergehende getäuschte Hoffnung berichtet die zweite Schiefertafel oder des Gedichtes dritte Abteilung; Hoffnungsleere für diese Erde, Sehnsucht nach dem Himmel ist das Thema der letzten Tafel, des letzten Teiles des Gedichtes. —

1. In dem stillen Ocean ragt ein Felsen hervor, ohne Spuren irgend welchen vegetabilischen Lebens, aber von den Meeresvögeln zum Nest- und Brutplatz ausersehen. Auf seiner Weltreise kam der Rurik in die unmittelbare Nähe dieses Felsens, und es wurde eine Landung beschlossen, weil man die Vogeleier zur Speise benutzen wollte. Auch Chamisso erhält die Erlaubnis, den zur Landung in zwei Booten beorderten Matrosen sich zugesellen zu dürfen. Ihn trieb die Hoffnung irgend eines wissenschaftlich wertvollen Fundes. Die Anfahrt ist um der Brandung des Meeres willen nicht leicht, wird aber doch bewerkstelligt, und in zwei verschiedenen Trupps verteilen sich längs des Strandes die Matrosen und sammeln Eier. Nur Chamisso ersteigt geraden Weges die Felsenspitze. Die Vögel zeigten sich gar nicht scheu; sie kannten offenbar keinerlei Gefahr von Menschen und verrieten nur durch den langgestreckten Hals ihr Erstaunen über diese ungewohnte Erscheinung. Der Fels bestand aus Thonschiefer, welcher, von der heißen Sonne beschienen, durch die Sohlen des wandernden und kletternden Reisenden hindurch brannte. Jetzt war der Gipfel erreicht. Ein freier Umblick auf das endlose Meer ist möglich — und dieser Blick ist großartig genug. Aber noch weit überraschender ist eine Entdeckung, welche Chamisso auf dem Schieferboden zu seinen Füßen macht. Da sieht er, daß Menschenhände hier thätig gewesen sein müssen. 50 Kreuze sieht er hier eingegraben, in fünf Reihen je zehn, und zwar muß dieses schon vor längerer Zeit geschehen sein; die Spuren sind teilweise verwischt; — aber dort — deutliche Schriftzüge, jüngeren Ursprungs! Wahrlich, hier hat ein Mensch geweilt. Jetzt schaut des Dichters Auge auch den Ort, welcher diesem Inselbewohner zum Lager gedient hatte; ja zerbrochene Eierschalen weisen darauf hin, daß jener noch auf der Insel leben müsse. Das Staunen wächst und die Begier, dem armen Verschlagenen ein Erlöser zu werden! Der Dichter horcht und späht, doch läßt sich nichts hören, noch sehen, aber im Osten des Felsens ist noch eine fast ebenso hohe Kuppe: Vielleicht weilt der Gesuchte dort. Der Dichter schreitet hinab, dem andern Gipfel zu, erklimmt diesen — und sieht einen Menschen vor sich liegen! Es ist ein Greis, nach des Dichters Schätzung wohl hundert Jahre alt; leblos liegt er da, nackt; alle Glieder sind ausgestreckt, abgemagert: silberglänzend reicht Haupthaar und Bart bis auf die Lenden herab. Das Haupt ruht auf einem Felsen, die Arme sind auf

der Brust gekreuzt, die Augen sind geschlossen, das Antlitz liegt in Todesruhe. Schrecklich und anziehend zugleich ist der Anblick, und in ihn versunken steht der Dichter, tiefergriffen, zu Thränen gerührt. Dann aber ruft er seine Gefährten eilends herauf. Diese ohne Ahnung des ihrer wartenden Anblicks, klettern lärmend herauf, um dann sämtlich in feierlichem Ernst und Stille rings um den Liegenden sich aufzustellen. Und jetzt! das Herz schlägt noch, die Brust hebt sich, die schweren Augenlider öffnen, das Haupt erhebt sich, der Mund will sprechen; aber er kanns nicht mehr; zurück sinkt das Haupt, und die Seele ist aus dem Leibe entflohen. Auch der Schiffsarzt ist zugegen — aber seine Kunst vermag bei dem Toten nichts mehr. Und die Matrosen falten zum Gebet die Hände, der Tod macht nicht blos ernst, er lehrt auch beten!

Neben dem Toten liegen drei Schiefertafeln, auf welchen Schriftzüge eingegraben sind. Chamisso werden dieselben als Nachlaß des Toten zu Teil. Die Sprache ist die spanische. Während aber der Dichter den Inhalt der Tafeln zu lesen und zu lösen sucht, tönt ein Kanonenschuß vom Schiff herüber, ein zweiter und ein dritter. Man ist dort ungeduldig und verlangt sofortige Rückkehr der Boote. So muß denn der Leichnam unbegraben bleiben. Sein Ruhekissen ist sein Monument. Mit einem stillen Seufzer für die Seele des Entschlafenen scheidet der Dichter von der entseelten Hülle. — Was werden die Schiefertafeln zu berichten haben?

2. [Die erste Schiefertafel.] Auf der Fahrt nach Indien*) ist ein spanisches Schiff begriffen. Und auf dem Verdeck des Schiffes liegt in der Nachtzeit der Erzähler (der Felsbewohner), fröhlich und hoffnungsvoll. Sein Ziel ist Indien. Schon sieht er dies Ziel erreicht; das Glück lächelt ihm; mit Schätzen reich beladen kehrt er heim, zu ihr, der Donna, welche sein Herz mit aller Glut eines Südländers liebt**); ihr bringt er Edelsteine und Prachtgewänder, Perlen und Teppiche; — seinem alten Vater aber bringt er all den sonst erworbenen Reichtum dar. Es sind Jahre hingegangen, Jahre, welche den leidenschaftlichen Jüngling zu einem besonnenen, ruhigen, thatkräftigen Manne abgekühlt und gereift haben. Jetzt darf er auf Erhörung seiner Liebe hoffen — er findet sie, sein Vater erteilt dem Paare den Segen, der Fremde ist daheim — und hat den Himmel auf Erden. Nichts fehlt ihm an seinem Glücke mehr. — So träumt der Jüngling sich die schönste Zukunft herbei, wachen Auges, nach den Sternen blickend und des raschen Laufes seines Schiffes sich freuend. — Da plötzlich ein Ruck, noch ein

*) Mir scheints nach der Str. 33 unmöglich und darum ein Mißverständnis Gudes, daß das Schiff auf der Heimreise begriffen zu denken sei. (a. a. O. S. 269.)

**) Sonderbarer Weise läßt Gude die Geliebte des Jünglings Gattin sein, entgegen der Str. 38; und zwar, wie es scheint, durch den Ausdruck Weib (Str. 90) verführt.

Stoß und ein dritter, ein Wehgeschrei ertönt von unten herauf, das Schiff bricht auseinander, und die Welle begräbt es in der Tiefe mit aller Mannschaft. Nur er — er allein schwimmt auf dem Wasser und ringt — ein kräftiger Schwimmer — mit der Brandung, aber vergebens. Das Meer zieht ihn hinab. Noch einmal taucht er auf und sieht den Sternenhimmel und sagt demselben sein Lebewohl. Dann hat auch ihn das Meer begraben. Und doch nicht! Nach einiger Zeit kommt er zum Bewußtsein und sieht sich von der Brandung ans Land geworfen. Er lebt. Er ist gerettet. Aber wo befindet er sich? Allein auf einem einsamen, öden Felsen, — und in der Ferne sitzt das Wrack auf einem Riffe fest, für ihn völlig unerreichbar. Eins nur sieht er bald: Er braucht nicht Hungers zu sterben; so öde der Fels sonst ist, er bietet reichlich Eier zur Nahrung, — sonst freilich nichts. Seine Hoffnung, bald zu sterben, zerstört immer wieder der Hunger, der ihn bezwingt, und die Eier, welche jenen stillen.*)

3. [Die andere Schiefertafel.] Jahre sind vergangen; da sitzt der Einsame eines Morgens vor Sonnenaufgang am östlichen Strande und harret der kommenden Tageskönigin. Wundervoll ist die Schilderung der Ankunft letzterer, welche hinter mannigfachen, immer denselben und doch stets neues Interesse dem Beobachter gewährenden Vorboten endlich erscheint. Diesmal scheint sie besonders lange zu zögern, aber dafür kommt sie nicht allein. Ein Schiff! In nicht großer Ferne segelt es dem Laufe der Sonne folgend, nach der Insel zu. O welch ein Anblick! Nach langen Jahren trostloser Einsamkeit ein Schiff, Menschen, Retter! Der Unglückliche, welcher seine Jugendsünden erst in dieser letzten Nacht ernst und aufrichtig seinem Gott bekannt, unter dessen Gericht sein Herz gebeugt hat, scheint schon das Leuchten der Gnadensonne

*) Gude sagt: Da erfolgt der Schiffbruch, und der Unglückliche, der eben noch gewähnt hatte, er habe sich Ruhe gewonneu, kratzt gleich darauf mit Muschelscherben in den mehr als er geduldigen Stein: „Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben." — Das ist ein Irrtum. Str. 54 ist als von dem Vorausgehenden durch eine längere Zeitpause getrennt anzusehen. Erst nach mehreren Jahren schreibt der Einsame den Inhalt der ersten Schiefertafel auf, welcher mit den oben angezogenen Worten schließt. Man vgl. Str. 50, 2. 3. Das Wrack, welches noch lange gestanden hat: Str. 52; Ich aber dachte (d. h. kurz nach dem Schiffbruch) und Str. 53. die Selbstverbesserung: Nicht also! rc. — Die Geduld (Str. 54, 3.) kann erst nach längerer Zeit als erschöpft angenommen werden. So kann ich auch nicht mit Gude annehmen, daß die Stimmung hier eine so leidenschaftliche gewesen sei. Gude sagt: „Jedes Wort, ja fast jeder Laut ist Wut. Nicht den Lüften klagt der Schiffbrüchige sein Leid, nein er kratzt es voll Ingrimm in den Stein, dessen Geduld ihn sogar ärgert." Das ist m. E. ein totales Mißverständnis. Die Stimmung am Tage der Rettung ist doch nicht Wut — und Ungeduld! Und es ist psychologisch völlig undenkbar, daß der Schiffbrüchige am ersten Tage seine Schiffbruchsgeschichte soll niedergeschrieben, ja in wütender Stimmung in den Schiefer eingekratzt haben Alle drei Schiefertafeln sind in ruhiger Stimmung geschrieben, um die Leere der Stunden, die tödliche Langeweile auszufüllen und späteren Besuchern der Insel von seinen Erlebnissen Kunde zu geben. Da ihm Menschen fehlen, denen er sein Leid klagen kann, so vertraut er dasselbe den Steinen an.

Wind richtet und so den Lauf des Schiffes hemmt. Ob wohlbewahrt hier soviel als wohlbewehrt bedeuten soll? Sonst muß man denken, daß die Boote ungefährdet, ohne Unfall bestiegen worden seien.

Str 8, 1. Unterm Wind = schiffsmännischer Ausdruck hier statt: gegen den Wind anlegen (V. 2.) = landen.

Str. 9, 1. Truppe = Abteilung. — Mannen (V. 2.) hat eigentlich jetzt kein Recht mehr zur Existenz. Es bezieht sich auf die Lehensleute in ihrem Verhältnis zu ihrem Lehnsherrn. Hier steht es statt starke Männer.

Str. 12, V. 1. erwartet Götzinger: ermessen haben, sich senken und erklärt die ganze Konstruktion für „offenbar falsch". Man ergänze nur bei ermessen das Wort haben aus V. 2 und setze statt wie (V. 1.) das gleichbedeutende sobald, und man wird finden, daß die Darstellung ganz korrekt ist.

Str. 14, 2. Die Kreuze scheinen schon vor langer Zeit errichtet zu sein, die Schrift ist offenbar, zum Teil wenigstens, jüngeren Ursprungs.

Str. 16. Chamisso befindet sich auf dem höchsten Gipfel des Felsens und vermag darum leicht zu erkennen, zu welchem Zwecke verschiedene Orte dem Manne der Wildnis gedient haben. — V. 2. Dort Eierschalen! Hier ist offenbar: liegen hinzuzudenken. — V. 3. Wer war, wer ist 2c Der Dichter denkt zunächst, der Gast dieser Wildnis sei tot, verbessert sich aber dann, indem er sich erinnert, daß einzelne Spuren jüngsten Datums der Möglichkeit Raum lassen, daß dieser Bewohner noch lebe. (Korrektio.)

Str. 17. Spähen und lauschen sind verstärktes, genaues Anwenden des Auges und Ohres, jenes genau sich umschauen — dies genau horchen, nach allen Seiten hinhören. — V. 2. Gesims = irgend etwas Hervorragendes.

Str. 18, 3. Die richtige, schwache Form Greisen ist jetzt fast ungebräuchlich geworden.

Str. 29. Das Entsetzen ist das erste Gefühl; bald aber überragt den Schauer die Lust, das Interesse, welches der Reisende an diesem Anblicke nimmt, ohne jedoch den Schauer völlig loszuwerden. (Daher: „schauerliche Lust"!)

Str. 31, 2. Monument = Grabdenkmal.

Str. 32, 3. Das Kreuz ist ein Sternbild auf der südlichen Halbkugel, und zwar das größte der Sternbilder, welches dort fast ebenso bekannt ist, als bei uns der große Bär.

II. Die erste Schiefertafel.

Str. 35. Der Mammon ist ein durch das N. T. uns geläufig gewordenes semitisches Wort, welches die irdischen Güter bedeutet, insofern sie auf das Herz eine Macht ausüben, also, daß das Herz diesem Götzen sich hingibt, ihn liebt, zu verlieren fürchtet, zu vermehren strebt und hofft, an seine Beständigkeit glaubt. Im Alter findet sich sehr häufig die Sünde des Geizes, während bei der Jugend mehr Hang zur Verschwendung ist.

Str. 37. Fürder ist aus „voraus weiter" (vorwärts) zusammengezogen und bedeutet hier: länger, weiter.

Str. 40, 3: „schnellern Laufs" unabhängiger Genetiv der Schilderung.

Str. 42, 1 aus, d. h. die von seinem Substantiv getrennte Präposition bildet hier das Reimwort! Es ist das ungewöhnlich und hart, nicht blos um der Trennung engverbundener Wörter willen, sondern auch, weil die Präpositionen keine schwertonigen Wörter sind.

Str. 43, 1. Schwelle steht hier statt Schwalle, und ist hier darunter das Steigen und Sinken des Wassers zu verstehen. Sinn: Da ich in die schwellende Brandung geraten war, so war mein Schwimmen verlorene Mühe, obgleich ich vorläufig noch kräftig und bei vollem Bewußtsein war.

Str. 46. beschreibt das allmähliche Zurückkehren des Bewußtseins.

Str. 49, 3. Kehrein macht darauf aufmerksam, daß: zu eigen fallen weniger gebräuchlich sei, als zu eigen bleiben, geben, haben, machen.

Str. 50, 2. Wrack (vgl. angelsächs. wrëcan = brechen, zertrümmert werden) ist ein niederdeutsches Wort; ebenso das Adj. wrack = schadhaft, unnütz.

Str. 54. Selbander = Ich selbst mit einem andern, d. h. mit meiner Pein vereint.

III. Die andere Schiefertafel.

Str. 58 ff. schildern den Anbruch der Morgendämmerung bis zum Kommen des hellen Tages mit großer Anschaulichkeit und Naturwahrheit. Die schlafenden Vögel lassen einzelne Töne, wie im Traume, hören, die brandenden Wogen allein zeigen einen Schimmer, der allmählich blässer wird, die Luft hebt sich jetzt von dem Wasser ab, in dem Blau des Himmels schwindet der Glanz der Sterne*) — und nun kommt die Sonne, die Königin des Tags.

Str. 61. Das freudige Ereignis wird durch den Uebergang des Perfekt ins Präsens in lebendiger Weise uns vorgeführt.

Str. 62. Der Schiffbrüchige hatte sein Elend als eine göttliche Strafe für die Sünden des jugendlichen Leichtsinns und Uebermuts angesehen und bußfertig Gotte seine Sünden gebeichtet (d. i. bekannt), da scheint Gott schon Gnade walten zu lassen.

Str. 63, 3. Allitteration: zu leben und zu lieben. Vielleicht sollen auch auf zu leben die Adverbia warm und treu bezogen werden, und bedeutet dann leben ein glückliches Leben; wie der Lebende warm und treu geliebt wird, so kann er ebenso auch selbst lieben.

Str. 67. Und ruhig = noch im vollen Vertrauen auf Gott, von dem der Schiffbrüchige hofft, daß er ihn zu retten willens sei.

Str. 68. Pfeife steht statt Pfiff. Vgl. Schillers Tell 1, 1: „Die (Gemse) spitzt das Ohr und warnet mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht."

Str. 70. Die Segel werden vermittelst der Segelstangen (Brassen) gerichtet und gewendet. „Sie rücken an die Segel" soll doch wohl heißen: sie rücken die Segel an, reffen sie zunächst ein, um dadurch dem Schiffe eine andere Richtung zu geben.

*) Vgl. Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt", Schillers Graf von Habsburg.

Str. 72. Ahndung (= Ahnung): dunkle Vorempfindung.*) Uebrigens ein unreiner Reim in Verbindung mit Brandung und Landung.

Str. 73. Und [da man] ruhig vorwärts [strebte] strebend — ward das Boot ꝛc.

Str. 74. Und ruhig (vgl. Str. 67.): Dort ist das Vertrauen auf Gott, was die Ruhe einflößt — und hier die Ruhe der Verzweiflung, die Starrheit in Blick und Antlitz, welche dann eintritt, wenn der Schicksalsschlag zu groß und unerwartet war; dann fließen keine Thränen, und selbst der Schmerz ist gebannt.

Str. 75—76. Der arme Mensch ist fast dem Wahnsinne verfallen. Er hatte gemeint, der Kapitän habe ihn bemerken müssen und bemerkt, das Pfeifen des Windes hielt er für von der Schiffspfeife herrührend, die Richtung des Schiffs deutete er zu seinen Gunsten — er hofft zu zuversichtlich und sieht nunmehr, daß die Hoffnung völlig vergeblich war. — Verrucht ist der, welcher alle Rücksicht auf Gewissen und Gesetz, Ehre und Schande außer Acht setzt.

IV. Die letzte Schiefertafel.

Großartig ist die Wirkung der Anaphora: Geduld! in Str. 79—83.

Str. 79. Plan = Ebene, Fläche. So geht ein Tag um nach dem andern.

Str. 80. Das Kennzeichen eines neuen Jahres wird in dieser Str. beschrieben.

Str. 81. Fünfzig lange, traurige und mehrere ungezählte Jahre sind vergangen!

Str. 86. Der Redende vollendet seinen Satz nicht, sondern bricht mit locken denselben ab, da die Traumbilder, von welchen er redet, jetzt plötzlich wieder gegenwärtig sind; nicht mehr ist das Gedächtnis mit ihnen beschäftigt, die Phantasie vielmehr ist von ihnen neu geplagt.

Str. 87—89. Er schaut sich selbst in der Gestalt, wo er noch ein Knabe, ein feuriger Jüngling voll Lebensmutes, voller Hoffnungen und Pläne war — und betrachtet sich, diesen furchtbaren Gegensatz zu jenem schönen Bilde. Er verhöhnt seine Jugendhoffnungen, da sein jetziges Dasein zeige, daß von allen jenen thörichten Hoffnungen keine sich erfüllt habe.

Str. 90—92. Seine Jugendgeliebte erscheint, die längst tot ist; — der Arme weist sie ab, die er nicht mehr lieben kann.

Str. 96. Die Sonne vermag es allein, diese aufregenden Traumbilder für einige Stunden ins Innere des Gehirns zu bannen, aus welchem sie erst die folgende Nacht wieder entfesselt.

Str. 100. Der Greis hat seinen Gott wiedergefunden.

Str. 101. Annoch st. noch (bei Lessing häufig). —

Str. 103. Auch hier findet sich, wie in Str. 86 eine Aposiopesis, ein Abbrechen mitten im Satze.

2. **Gedankengang:** Aus vier verschiedenen Teilen besteht dieses Ge-

---

*) Sonst bedeutet Ahndung bekanntlich soviel als Strafe.

dicht: der erste schildert uns den Schauplatz, des Dichters Landung und Fund; der zweite oder die erste Schiefertafel beschreibt uns den Helden des Gedichts, einen jungen, lebenslustigen, hoffnungsvollen Spanier, dann den Schiffbruch und die Rettung dieses Einzigen auf dem Felseneilande Salas y Gomez; eine vorübergehende getäuschte Hoffnung berichtet die zweite Schiefertafel oder des Gedichtes dritte Abteilung; Hoffnungsleere für diese Erde, Sehnsucht nach dem Himmel ist das Thema der letzten Tafel, des letzten Teiles des Gedichtes. —

1. In dem stillen Ocean ragt ein Felsen hervor, ohne Spuren irgend welchen vegetabilischen Lebens, aber von den Meeresvögeln zum Nest- und Brutplatz ausersehen. Auf seiner Weltreise kam der Rurik in die unmittelbare Nähe dieses Felsens, und es wurde eine Landung beschlossen, weil man die Vogeleier zur Speise benutzen wollte. Auch Chamisso erhält die Erlaubnis, den zur Landung in zwei Booten beorderten Matrosen sich zugesellen zu dürfen. Ihn trieb die Hoffnung irgend eines wissenschaftlich wertvollen Fundes. Die Anfahrt ist um der Brandung des Meeres willen nicht leicht, wird aber doch bewerkstelligt, und in zwei verschiedenen Trupps verteilen sich längs des Strandes die Matrosen und sammeln Eier. Nur Chamisso ersteigt geraden Weges die Felsenspitze. Die Vögel zeigten sich gar nicht scheu; sie kannten offenbar keinerlei Gefahr von Menschen und verrieten nur durch den langgestreckten Hals ihr Erstaunen über diese ungewohnte Erscheinung. Der Fels bestand aus Thonschiefer, welcher, von der heißen Sonne beschienen, durch die Sohlen des wandernden und kletternden Reisenden hindurch brannte. Jetzt war der Gipfel erreicht. Ein freier Umblick auf das endlose Meer ist möglich — und dieser Blick ist großartig genug. Aber noch weit überraschender ist eine Entdeckung, welche Chamisso auf dem Schieferboden zu seinen Füßen macht. Da sieht er, daß Menschenhände hier thätig gewesen sein müssen. 50 Kreuze sieht er hier eingegraben, in fünf Reihen je zehn, und zwar muß dieses schon vor längerer Zeit geschehen sein; die Spuren sind teilweise verwischt; — aber dort — deutliche Schriftzüge, jüngeren Ursprungs! Wahrlich, hier hat ein Mensch geweilt. Jetzt schaut des Dichters Auge auch den Ort, welcher diesem Inselbewohner zum Lager gedient hatte; ja zerbrochene Eierschalen weisen darauf hin, daß jener noch auf der Insel leben müsse. Das Staunen wächst und die Begier, dem armen Verschlagenen ein Erlöser zu werden! Der Dichter horcht und späht, doch läßt sich nichts hören, noch sehen, aber im Osten des Felsens ist noch eine fast ebenso hohe Kuppe: Vielleicht weilt der Gesuchte dort. Der Dichter schreitet hinab, dem andern Gipfel zu, erklimmt diesen — und sieht einen Menschen vor sich liegen! Es ist ein Greis, nach des Dichters Schätzung wohl hundert Jahre alt; leblos liegt er da, nackt; alle Glieder sind ausgestreckt, abgemagert: silberglänzend reicht Haupthaar und Bart bis auf die Lenden herab. Das Haupt ruht auf einem Felsen, die Arme sind auf

der Brust gekreuzt, die Augen sind geschlossen, das Antlitz liegt in Todesruhe. Schrecklich und anziehend zugleich ist der Anblick, und in ihn versunken steht der Dichter, tiefergriffen, zu Thränen gerührt. Dann aber ruft er seine Gefährten eilends herauf. Diese ohne Ahnung des ihrer wartenden Anblicks, klettern lärmend herauf, um dann sämtlich in feierlichem Ernst und Stille rings um den Liegenden sich aufzustellen. Und jetzt! das Herz schlägt noch, die Brust hebt sich, die schweren Augenlider öffnen, das Haupt erhebt sich, der Mund will sprechen; aber er kanns nicht mehr; zurück sinkt das Haupt, und die Seele ist aus dem Leibe entflohen. Auch der Schiffsarzt ist zugegen — aber seine Kunst vermag bei dem Toten nichts mehr. Und die Matrosen falten zum Gebet die Hände, der Tod macht nicht blos ernst, er lehrt auch beten!

Neben dem Toten liegen drei Schiefertafeln, auf welchen Schriftzüge eingegraben sind. Chamisso werden dieselben als Nachlaß des Toten zu Teil. Die Sprache ist die spanische. Während aber der Dichter den Inhalt der Tafeln zu lesen und zu lösen sucht, tönt ein Kanonenschuß vom Schiff herüber, ein zweiter und ein dritter. Man ist dort ungeduldig und verlangt sofortige Rückkehr der Boote. So muß denn der Leichnam unbegraben bleiben. Sein Ruhekissen ist sein Monument. Mit einem stillen Seufzer für die Seele des Entschlafenen scheidet der Dichter von der entseelten Hülle. — Was werden die Schiefertafeln zu berichten haben?

2. [Die erste Schiefertafel.] Auf der Fahrt nach Indien*) ist ein spanisches Schiff begriffen. Und auf dem Verdeck des Schiffes liegt in der Nachtzeit der Erzähler (der Felsbewohner), fröhlich und hoffnungsvoll. Sein Ziel ist Indien. Schon sieht er dies Ziel erreicht; das Glück lächelt ihm; mit Schätzen reich beladen kehrt er heim, zu ihr, der Donna, welche sein Herz mit aller Glut eines Südländers liebt**); ihr bringt er Edelsteine und Prachtgewänder, Perlen und Teppiche; — seinem alten Vater aber bringt er all den sonst erworbenen Reichtum dar. Es sind Jahre hingegangen, Jahre, welche den leidenschaftlichen Jüngling zu einem besonnenen, ruhigen, thatkräftigen Manne abgekühlt und gereift haben. Jetzt darf er auf Erhörung seiner Liebe hoffen — er findet sie, sein Vater erteilt dem Paare den Segen, der Fremde ist daheim — und hat den Himmel auf Erden. Nichts fehlt ihm an seinem Glücke mehr. — So träumt der Jüngling sich die schönste Zukunft herbei, wachen Auges, nach den Sternen blickend und des raschen Laufes seines Schiffes sich freuend. — Da plötzlich ein Ruck, noch ein

---

*) Mir scheints nach der Str. 33 unmöglich und darum ein Mißverständnis Gudes, daß das Schiff auf der Heimreise begriffen zu denken sei. (a. a. O. S. 269.)

**) Sonderbarer Weise läßt Gude die Geliebte des Jünglings Gattin sein, entgegen der Str. 38; und zwar, wie es scheint, durch den Ausdruck Weib (Str. 90) verführt.

Stoß und ein dritter, ein Wehgeschrei ertönt von unten herauf, das Schiff bricht auseinander, und die Welle begräbt es in der Tiefe mit aller Mannschaft. Nur er — er allein schwimmt auf dem Wasser und ringt — ein kräftiger Schwimmer — mit der Brandung, aber vergebens. Das Meer zieht ihn hinab. Noch einmal taucht er auf und sieht den Sternenhimmel und sagt demselben sein Lebewohl. Dann hat auch ihn das Meer begraben. Und doch nicht! Nach einiger Zeit kommt er zum Bewußtsein und sieht sich von der Brandung ans Land geworfen. Er lebt. Er ist gerettet. Aber wo befindet er sich? Allein auf einem einsamen, öden Felsen, — und in der Ferne sitzt das Wrack auf einem Riffe fest, für ihn völlig unerreichbar. Eins nur sieht er bald: Er braucht nicht Hungers zu sterben; so öde der Fels sonst ist, er bietet reichlich Eier zur Nahrung, — sonst freilich nichts. Seine Hoffnung, bald zu sterben, zerstört immer wieder der Hunger, der ihn bezwingt, und die Eier, welche jenen stillen.*)

3. [Die andere Schiefertafel.] Jahre sind vergangen; da sitzt der Einsame eines Morgens vor Sonnenaufgang am östlichen Strande und harret der kommenden Tageskönigin. Wundervoll ist die Schilderung der Ankunft letzterer, welche hinter mannigfachen, immer denselben und doch stets neues Interesse dem Beobachter gewährenden Vorboten endlich erscheint. Diesmal scheint sie besonders lange zu zögern, aber dafür kommt sie nicht allein. *Ein Schiff!* In nicht großer Ferne segelt es dem Laufe der Sonne folgend, nach der Insel zu. O welch ein Anblick! Nach langen Jahren trostloser Einsamkeit ein Schiff, Menschen, Retter! Der Unglückliche, welcher seine Jugendsünden erst in dieser letzten Nacht ernst und aufrichtig seinem Gott bekannt, unter dessen Gericht sein Herz gebeugt hat, scheint schon das Leuchten der Gnadensonne

---

*) Gude sagt: Da erfolgt der Schiffbruch, und der Unglückliche, der eben noch gewähnt hatte, er habe sich Ruhe gewonneu, kratzt *gleich darauf* mit Muschelscherben in den mehr als er geduldigen Stein: „Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben.“ — Das ist ein Irrtum. Str. 54 ist als von dem Vorausgehenden durch eine längere Zeitpause getrennt anzusehen. Erst nach mehreren Jahren schreibt der Einsame den Inhalt der ersten Schiefertafel auf, welcher mit den oben angezogenen Worten schließt. Man vgl. Str. 50, 2. 3. Das Wrack, welches noch lange gestanden hat: Str. 52; Ich aber *dachte* (d. h. kurz nach dem Schiffbruch) und Str. 53. die Selbstverbesserung: Nicht also! rc. — Die *Geduld* (Str. 54, 3.) kann erst nach längerer Zeit als erschöpft angenommen werden. So kann ich auch nicht mit Gude annehmen, daß die Stimmung *hier* eine so leidenschaftliche gewesen sei. Gude sagt: „Jedes Wort, ja fast jeder Laut ist Wut. Nicht den Lüften klagt der Schiffbrüchige sein Leid, nein er kratzt es voll Ingrimm in den Stein, dessen Geduld ihn sogar ärgert.“ Das ist m. E. ein totales Mißverständnis. Die Stimmung am Tage der Rettung ist doch nicht Wut — und Ungeduld! Und es ist psychologisch völlig undenkbar, daß der Schiffbrüchige am ersten Tage seine Schiffbruchsgeschichte soll niedergeschrieben, ja in wütender Stimmung in den Schiefer eingekratzt haben. Alle drei Schiefertafeln sind in ruhiger Stimmung geschrieben, um die Leere der Stunden, die tödliche Langeweile auszufüllen und späteren Besuchern der Insel von seinen Erlebnissen Kunde zu geben. Da ihm Menschen fehlen, denen er sein Leid klagen kann, so vertraut er dasselbe den Steinen an.

schauen zu sollen und dankt dem Gott, dem er vertraut, heiß und innig. Alle Hoffnungen, die längst begraben schienen, tauchen wieder auf. Wie ein aus dem Grabe Erstandener wird er heimkehren, unter geliebten Menschen für Jahre der Entbehrung durch Jahre reicher Liebe Entschädigung finden. Er eilt auf die Felsenspitze und verfolgt das Fahrzeug mit Augen, welche die Hoffnung schärft. Das Schiff wird größer, also kommt es näher. O wenn es nur so nahe kommt, daß man mit dem Fernrohr ihn sehen kann! denn Feuer kann er nicht anzünden, mit einem Flaggentuch nicht wehen, — nicht Kleider — nichts hat er; nur die Arme kann er ausbreiten, so weit er es vermag. O Gott! sei barmherzig und hilf mir! Und sein Herz wird ruhig; wie Zuversicht erhörten Gebets ziehts in sein Herz, das Schiff kommt näher und näher. Jetzt glaubt das Ohr des Aufgeregten gar schon den Pfiff des Kapitains zu vernehmen. O wie süß ist dieser Klang! Und wie viel süßer wird erst der Laut der Menschenrede sein, der so lange schon entbehrt wurde! Gewiß hat man ihn bemerkt. Denn die Segel werden eingerefft, dem Schiffe wird eine andere Richtung gegeben. Dankbar schaut der Arme zu Gott auf. — Freilich das Schiff fährt nach Süden, aber der in feste Hoffnung Eingewiegte erklärt auch das sich zu seinen Gunsten. Sie fahren um das verderbenbringende Riff herum und um die nicht minder gefährliche Brandung. Jetzt aber müssen sie drehen. Er winkt, er schreit, er schreit und winkt, er zeigt, wo man landen müsse. Aber das Schiff fährt weiter, kein Boot kommt zu seiner Rettung, — man hat ihn gar nicht bemerkt. Gefühllos fährt das Schiff dahin, gefühllos schaut das betrogene Auge ihm nach, bis das Schiff in der Ferne verschwindet. Ja, als dasselbe nicht mehr zu sehen ist, da sucht es noch das starre, stiere Auge des vorgebeugten Hauptes — da, wo es den kleinsten Punkt zuletzt geschaut hatte; dann aber wirft sich wütend, wie ein Wahnsinniger, der Unglückliche auf den harten Boden, rauft sein Haar, schlägt sein Haupt an die Felsenwand, flucht Gott, der ihm erst Hoffnung erweckt, Gnade zugesprochen, Rettung verheißen und ihn dann verhöhnt, betrogen, belogen habe, und flucht sich selbst, daß er so lange vertrauet und vor Gott reuevoll und gnadesuchend sich gedemütigt habe. Er war seiner Sinne nicht mächtig, als er solches redete; er wußte nicht, was er that. Verzweiflung, völlige Hoffnungslosigkeit hielt ihn drei Tage im Banne; dann ward der Bann gelöst; der erste Tröster, der die Schmerzen linderte, indem er sie löste, waren die Thränen. Dann meldet sich der Hunger, und dieser überwindet den Schmerz, den Lebensüberdruß besiegt der Trieb der Selbsterhaltung. — Das ist das einzige Ereignis, welches den Unglücklichen seit seinem Schiffbruch mit der Außenwelt in Verbindung bringen zu wollen schien. Sonst hat er nichts erlebt.

4. [Die letzte Tafel.] Seitdem geht die Sonne weiter auf und unter — Tage um Tage vergehen —; die Sonne ändert langsam ihren

Lauf, und ein neues Jahr beginnt, — nicht ein Jahr, nein, weit über fünfzig Jahre sind verflossen. In fünfzig Jahren hat der Verbannte jedes Jahr ein Kreuz in den Felsen eingegraben, dann hat er die Jahre nicht mehr gezählt. Wozu auch? So schaut sein Auge jeden Tag aufs Meer, sein Ohr lauscht dem Wellenschlage, sein Mund — schweigt. Der Himmel bewegt sich in stetem Kreislauf, Regen und Hitze fällt auf den nackten Körper nieder, im Schicksale des Unglücklichen ändert sich nichts. Was treibt der Arme dort auf seinem Felsen? Er lernt Geduld, Ergebung. Und die ist schwer zu erlernen, sehr schwer. Schon achtzig Jahre fast auf diesem Felsen, und die Erlösungsstunde schlägt noch immer nicht! Am Tage ists noch erträglich, auch das Schlimmste: Unwetter, Sturm, Hitze, Langeweile — alles erträgt man da noch; aber in der Nacht ists entsetzlich; denn die Träume bringen die Jugendbilder, Jugendhoffnungen vor die Seele des für die Welt längst Gestorbenen, er schaut sich selbst, als Jüngling, rasch, wild, voller Pläne und Wünsche — und was ist aus ihm geworden! Er schaut seine Geliebte im Traum, sie sieht ihn an so liebevoll, so schmachtend, — und er weiß, daß sie tot, längst tot sein muß, ihre Schönheit ist vernichtet — und lebte sie so lang als er, sie könnten doch sich nicht mehr angehören. Die Gaukelbilder des Traumes sind Qualen nur dem Armen, Qualen, welche der Tag verscheucht, die Nacht herbeiruft. Doch jetzt fühlt er sein Ende näher. So schleppt er sich noch einmal an den Platz, wo seine beiden Schiefertafeln liegen, und beschreibt die letzte, um dann zu sterben. Jetzt hofft er von der Erde nicht mehr, jetzt wartet er nicht mehr auf Schiffe, Boote, Menschen, jetzt sehnt er sich nicht mehr nach der Heimat, wo er doch niemanden derer mehr finden würde, die ihn einst gekannt und geliebt hatten. Zwei Wünsche, zwei Bitten hat er nur noch an seinen Herrn zu richten, welchem er jetzt sich völlig ergeben hat, daß Schiffe und Menschen nunmehr erst dann nahen möchten, wenn er den letzten Klagelaut ausgestoßen hätte und daß Gott seine Seele, welche allein auf ihn zu vertrauen gelernt hätte, welche mit keiner Faser mehr an der Welt hafte, in seinen Himmel aufnehmen möge. Ob dann auch kein Grab sein Gebein umschließen, kein Kreuz von Menschenhand es zieren werde, Gottes Kreuz am Himmel droben werde über dem Staube eines Christenmenschen glänzen. — —

Aus dem 1. Abschnitte haben wir erkannt, daß das Gebet des Schwergeprüften nach beiden Seiten hin erhört worden ist. Menschen haben ihn sterben sehen, aber nicht seinen letzten Klagelaut vernommen; sie haben an seiner Leiche gebetet, aber dieselbe nicht bestatten können; kein Kreuz von Menschenhand ziert das Grab, aber Gottes Kreuz bestrahlt noch des weit mehr als fünfzig lange, bange Jahre hier einst weilenden Kreuzträgers großes Grabmonument, den Felsen Salas y Gomez.

3. **Komposition:** Es ist das Werk eines Meisters, welches hier vor uns liegt. Wer so die Natur und das Menschenherz zu belauschen und

zu malen versteht, wie Chamisso, der ist ein wahrer, ein großer Dichter. Nicht bloß, daß uns der Dichter die Natur in stets durchaus wahren, überraschenden und ergreifenden Zügen vorführt, wenn er jetzt den nackten, kahlen Felsen, jetzt die durch den Anblick menschlicher Gestalten nicht erschreckten Vögel, bald die Sonnenglut auf dem Schieferfelsen, bald den Sonnenaufgang schildert; auch die Vorgänge im Menschenleben weiß er mit lebensvollen Farben darzustellen, die Landung, die Untersuchung des Felsens und der menschlichen Spuren, die Gestalt des hundertjährigen Sohns der Wüstenei, den Schiffbruch, den Kampf des Schwimmers mit dem Meere, die Ohnmacht und das Wiedererwachen, den Lauf eines in den Gesichtskreis tretenden, nahenden und dann wieder sich entfernenden Schiffes, das furchtbare Einerlei auf diesem pflanzenlosen Felsen, das Traumleben, die Altersschwäche und das allmähliche Verlöschen des Lebensfunkens. Am großartigsten aber ist die Schilderung des Menschenherzens im Angesicht des Todes, in den Hoffnungen des Unglücklichen und in den Täuschungen des Aermeren, in der Verzweiflung und in der Ergebung, in der Lebensfreude und der Sterbenssehnsucht, wie sie hier in den verschiedensten, an lebensvollen Zügen so reichen Bildern vor uns tritt. Dieses innermenschliche Leben, das einzige, was der Dichter an einem unter solch furchtbaren Umständen zur äußeren Unthätigkeit verurteilten Menschen darstellen kann, hat der Dichter so psychologisch fein und wahr aufgefaßt, daß man nicht anders kann, als grade hierin die Hauptkraft Chamissos zu bewundern. Welch eine Fülle sprachlicher und anderer Schönheiten das Gedicht hat (Hypallage, Anaphora, Epizeuxis, Prägnanz, Aposiopese, Korrektio, Allitteration, Kontraste und volle Gegensätze, &c.), das kann nur angedeutet, nicht im Einzelnen nachgewiesen werden. — Und endlich noch eins! Der Darstellung nach, besonders um der Erwähnung der drei Schiefertafeln willen, scheint der Dichter sachlich, vielleicht auch formell durch die Schilderungen und Aufzeichnungen des Greises unterstützt zu sein. — Aber der Dichter hat keine Schiefertafeln geerbt, keine Gestalt gesehen, die Insel nicht betreten. — *Alles hat seine Phantasie geschaffen.* Das einzige nicht Erfundene in dem wunderbaren Gedichte ist der Felsen selbst. Die angeregte *Möglichkeit*, daß hier ein Schiff scheitern, ein einziger Insasse sich hierher retten und hier unerlöst bleiben könnte, brachte seine Begleiter zum *Schaudern*, machte den Chamisso zum *Dichter* dieser ergreifenden Erzählung. —

4. **Schriftliche Aufgaben:** Die vier Bilder können zugleich als Themata für *vier* Aufsätze angesehen werden. Aber es können auch einzelne Züge aus dem Gedichte, wie z. B. die Aussicht von dem Felsen aufs Meer, der Schiffbruch, der Sonnenaufgang auf der Insel zu besonderen Schilderungen benutzt werden. Endlich kann man sehr leicht einzelne Erlebnisse umbilden und z. B. die Rettung nicht als Täuschung, sondern als wirklich ansehen und darstellen. Auch die Aufgabe: die

Heimkehr eines Verschollenen — in die ihm fremdgewordene Heimat — oder in den Kreis der Familie zu schildern, wird man jetzt nicht zu schwer finden.

[Litterarisches: *Kurz, Komm. S. 430. — *Chamissos Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise S. 141. (Werke: Bd. II, S. 290.) — *Gude IV, S. 198. — Kriebitzsch: im prakt. Schulmann XI. S. 591. — *Kehrein S. 222. ff. — Götzinger. —]

---

16. Corsische Gastfreiheit.

[Reclamsche Ausg. S. 231.]

1830.

1. Die Blitze erhellen die finstere Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald saust,
Der wilde Gießbach schwillt und braust.

2. Und düsterer noch, als der nächtliche Graus,
Starrt Rocco, der Greis, in die Nacht hinaus;
Er stehet am Fenster und späht und lauscht,
Und fährt zusammen, wann's näher rauscht.

3. „Der Bote muß es, der blutige, sein.
Du bist es, Vetter Giuseppe? — Nein! —
Die Zeit ist träg — es wird schon spat —
Ist solche Nacht doch günstig der That.

4. Du, Polo, bringst uns selber dein Haupt,
Hast thöricht die Rache schlafend geglaubt,
Hast her dich gewagt in unsern Bereich,
Die Rache wacht, das erfährst du gleich.

5. Du kommst dort über den Gießbach nicht,
Euch Schützen geben die Blitze Licht;
Geschmähet seid ihr — trefft ihn gut!
Wascht rein die Schmach in seinem Blut!"

6. Da pochts an die Thür, er fährt empor,
Er öffnet schnell—wer steht davor?—
„Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
Was willst du? rede!" — „Gastlichkeit.

7. Die Nacht ist schaurig, unwegbar das Thal,
Es lauern mir auf die Deinen zumal." —
„Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast
Von mir gedacht: Willkommen, mein Gast!"

8. Er führt ihn zu den Frauen hinein
Und heißt sie ihm bieten Brot und Wein;
Sie grüßen ihn staunend, gemessen und kalt;
Die Hausfrau schafft ohn' Aufenthalt.

9. Sobald er am Herd sich gewärmt und gespeist,
Erhebt sich Rocco, der folgen ihm heißt,
Und führt ihn selbst nach dem obern Gemach:
„Schlaf unbesorgt, dich schirmt mein Dach!"

10. Er steht, wie im Osten der Morgen graut,
Vor seinem Lager und rufet laut:

„Wach auf! steh auf, es ist nun Zeit;
Ich gebe dem Gast ein sichres Geleit."

11. Er reicht ihm den Imbiß und führet alsbald
Ihn längs des Thals durch den finsteren Wald
Und über den Gießbach die Schlucht hinan
Bis oben auf den freieren Plan.

12. „Hier scheiden wir. Nach Corsenbrauch
Hab' ich gehandelt; so thätest du auch;
Die Rache schlief; sie ist erwacht;
Nimm fürder vor mir dich wohl in Acht!"

1. **Der Grundgedanke des Gedichtes.** Gastfreiheit ist eine Tugend, welche wir bei allen Naturvölkern treffen, während sie in demselben Maße sich mindert, als die Kultur zunimmt. So war die Gastfreundschaft der alten Deutschen berühmt, und ist es noch die der Araber, der Corsen, der Schotten 2c. Bemerkenswert ist aber in unserer Erzählung der Zug, daß die Gastfreiheit auch dem Todfeinde von den Corsen erwiesen wird, wenn jener dieselbe anspricht.*)

2. **Gedankengang des Gedichtes:** In einer furchtbaren Nacht, in welcher alle Elemente entfesselt sind, um die Finsternis so grausig als möglich zu machen, wo der Sturm durch den Hochwald heult, der Regen strömt, die Blitze zucken, die Donner krachen, der Gießbach, sonst schon wild genug, zum Strome angeschwollen ist und zu Thale stürzt, — nur in einer solchen Nacht können die Werke der Finsternis vollbracht werden. (Str. 1). Und um ein solches handelt es sich hier. Eine der Familie des greisen Rocco vor langer Zeit angethane Kränkung soll heute durch das Blut des Beleidigers abgewaschen werden. Denn heute, so hat man erfahren, will Polo, der Todfeind, diese Gegend durchreisen. Er gedenkt der früheren Schmähung nicht mehr, oder er fürchtet die Rache nicht mehr. Aber Roccos Haus hat nicht vergeben. So sind denn heute alle Männer der Familie Roccos in das Unwetter hinausgegangen und lauern dem arglosen Wanderer auf. Nur Rocco bleibt zurück, zu alt für solch eine nächtliche Jagd. Aber das unheimliche Leuchten der Augen zeigt uns seinen Haß, und so steht er am Fenster, spähend und lauschend, da jeder Augenblick die Nachricht bringen kann, daß das blutige Werk geschehen sei. (Str. 2.) Die Aufregung des Greisen ist groß, und jedes Geräusch hält er für den Tritt des herannahenden Boten. Er ruft schon den Vetter Giuseppe an, aber es ist niemand gekommen. Die Zeit entflieht, aber die Botschaft bringt sie nicht, daß die That der Rache vollbracht sei. (Str. 3.) Das Selbstgespräch des Alten dauert fort und wendet sich jetzt dem Opfer dieser Nacht, dem Opfer des Familienhasses, zu, der selbst sein Haupt ihnen zu bringen unvorsichtig genug sei und nun zu spät erfahren werde, daß seine Feinde auch eine solche Nacht nicht ab-

*) Ähnliche Züge haben übrigens auch andere Dichter zum Preise der Mauren, der Tyroler (vgl. Seidls: Hans Euler), der Indianer (Seumes: der Wilde) und anderer Völker besungen.

halte, ihren Rachedurst zu stillen. (Str. 4.) Dann wendet der Greis seine Gedanken auf die Rächer und spornt sie zu ihrem blutigen Vorhaben an und wünscht ihnen allen Erfolg. (Str. 5.) In diesem Augenblicke pochts an die Hausthüre, und wie aus einem Traum fährt der Greis auf, eilt nach der Thüre und öffnet dieselbe, sicher, den Boten zu begrüßen, welcher Polos Tod meldet. Da steht Polo selbst vor ihm. Ja „er bringt ihm selber sein Haupt." Der Hausherr spricht sein Erstaunen aus und fragt, was Polo jetzt bei ihm wolle. Dieser antwortet, er begehre Gastlichkeit. (Str. 6.) Er weiß, welche Gefahr ihm droht, er muß die Laurer erkannt haben, und er hat keine Möglichkeit erschauen können, in dieser Nacht auf unwegsamen Pfaden sein Reiseziel ungefährdet zu erreichen, aber zur Rettung seines Lebens bleibt ihm ein Weg unverlegt; auf diesem lauern die Feinde nicht: Das ist der Weg, welcher ihn zum Hause seines Todfeindes führt. So betritt er diesen Weg. Und der Alte dankt dem Feinde, daß er von ihm würdig gedacht, und heißt ihn als Gast willkommen. (Str. 7.) So groß das Erstaunen der Frauen ist, als Rocco seinen Todfeind ihnen lebend zuführt, sie vergessen die Pflicht der Höflichkeit nicht, noch versäumt die Hausfrau ihre Pflichten. (Str. 8.) Der Gast wärmt sich am Herde, erquickt sich durch Speise und Trank und wird dann in das Fremdenzimmer geführt, daß er der Ruhe pflege. Das Wort des Gastwirtes: „Sei unbesorgt, dich schirmt mein Dach" ist dem Todmüden volle Beruhigung. (Str. 9.) Die Thüre bleibt unverriegelt, und der Gast schläft so sanft und fest, daß ihn sein Wirt am andern Morgen in der Frühe nur durch lautes Rufen wecken kann, nachdem er vor des Schlafenden Bett getreten ist. Noch gilt es, dem Gast ein sichres Geleit zu geben. Roccos Söhne und Verwandte sind ja noch immer auf der Lauer. (Str. 10.) Noch einmal wird derselbe gespeist und dann durch den Wald auf Pfaden geführt, auf welchen keiner der lauernden Feinde ihn entdecken kann und erst, als Polo in völliger Sicherheit ist, da scheiden beide von einander. (Str. 11.) — Der Wirt verabschiedet sich von dem Gaste, ohne seine That als etwas Besonderes zu bezeichnen. Seine Rachegedanken sind nicht erloschen, sie waren nur durch die Pflichten der Gastfreiheit für einige Zeit außer Wirksamkeit gesetzt. Nun wacht der alte Haß wieder auf, und für die nächste Begegnung außerhalb des Hauses werden wieder beide sein, was sie vorher gewesen — Todfeinde. (Str. 12.)

3. Schriftliche Aufgaben: 1. Corsische Gastfreiheit. Erzählung. — 2. Vergleichung dieses Gedichtes mit Mateo Falcone, der Corse*) von Adelbert von Chamisso. — 3. Preis der Gastfreundschaft in der deutschen Poesie.

*) **Zur Vergleichung** lassen wir dies Gedicht hier folgen:

Mateo Falkone, der Corse.

(Reklamsche Ausg. S. 238. — Kurz'sche Ausg. I. S. 274.)

Von wessen Rufe hört man widerhallen
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porte-vecchio? Flintenschüsse fallen.

Die Gelben sinds, die Jäger, und es sucht
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in scheuer Flucht.

Aus dem Gehöfe will ein Kind sich scheichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Es siehet vor sich stehn den Blut'gen, Bleichen. —

„Du bist, ich kenne dich, Falcone's Sohn;
Ich bin Sampiero; hilf mir, feines Kind,
Verstecke mich, die Gelben nahen schon!" —

„Ich bin allein, die beiden Eltern sind
Hinausgegangen." — „Schnell denn und verschlagen!
Wohin verkriech' ich mich? sag' an, geschwind! —

„Was aber wird dazu der Vater sagen?" —
„Der Vater sagt, du habest recht gethan;
Und Du zum Dank sollst diese Münze tragen."

Die Münze nahm der Knabe willig an.
Ein Haufen Heu, der sich im Hofe fand,
Verbarg den blutigen, zerlumpten Mann.

Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
Austretend, nach dem äußern Thor besonnen,
Wovor schon lärmend der Verfolger stand.

Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen,
Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
Dem wir die Fährte hieher abgewonnen?" —

„Ich schlief." — „Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!
Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt."
„Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht." —

„Antworte, Bursche, wie die Frage schallt;
Und führst Du solche Reden mir zum Hohne,
So schlepp' ich dich nach Corte mit Gewalt."—

„Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone!" —
„Ich aber werde Deinem Vater sagen,
Daß er mit Schlägen Dir die Lüge lohne." —

„Ob er es thut, das möchte sich noch fragen." —
„Wo ist Dein Vater? sprich!" — „Ich bin allein;
Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen."

Und Gamba zu den Untergebnen sein:
„Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein!"

Ein Jäger drauf: „So Ihr es wollt, so thut es;
Doch solltet Ihr's erwägen, Adjutant,
Uns bringt Falcone's Feindschaft nimmer Gutes."

Er aber stand unschlüssig, abgewandt,
Und stach ins Heu, nachlässig, in Gedanken,
Wie einer, der das Rechte nicht erkannt.

Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
Gehenke seiner Uhr und schob gelinde
Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken.

Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
„Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine,
Die hatt' ich Dir bestimmt zum Angebinde.

„In meinen zwölften Jahr bekomm' ich eine." —
„Bist zehn erst alt, betrachte diese nur!"
Und blinzend hielt er sie im Sonnenscheine.

Gar argen Glanzes funkelte die Uhr,
Das zierliche Gehäus so blank und klar,
Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —

„Wo steckt Sampiero?" — „Wird Dein Wort auch wahr?" —
Dem Knaben schwur er zu mit teuerm Eide,
Daß sie der schnöde Preis des Blutes war.

Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
Sich langsam, zitternd; niederwärts sich neigend
Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.

Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
Und gab den Schützling dem Verfolger bloß;
Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.

Da ließ der Adjutant die Kette los;
Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
Vergaß sich selbst und des Verratnen Los.

Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen;

Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —

„Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
Schafft eine Bahre her! ich kann nicht gehen;
Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.

Ihr seid ein Schütz, man muß es Euch gestehen;
's ist aus mit mir; Ihr habt mich gut gefaßt,
Doch habt Ihr auch, was ich vermag, gesehen."

Und menschlich sorgte man und freundlich fast
Für Einen, den man doch als tapfer pries
Und, wo es galt, als Gegner nur gehaßt.

Die Münze reicht' ihm Fortunat'; er stieß
Zurück den Knaben, welcher voller Scham
Entwich und jenen Thaler fallen ließ.

Falkone jetzt mit seinem Weibe kam
Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
Er Jäger schwärmen, was ihn Wunder nahm.

Schußfertig, kühn, vorsichtig naht' er da
Und hieß das Weib der zweiten Büchse pflegen,
Wie's Brauch ist, wo der Schütz dem Feinde nah'.

Ihn kennend, ging ihm Gamba schnell entgegen. —
„Verkennt den Freund nicht!" — Langsam stieg der Lauf
Der Büchse, die im Anschlag schon gelegen. —

„Wir hatten, Vetter, einen weiten Lauf,
Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt;
Doch gingen auch der Unsern zwei darauf;

Ich meine den Sampiero." — Was Ihr sagt!
Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
Vom Hunger freilich wohl und scharf geplagt." —

„Er hat gefochten, wie es keiner glaubt;
Wir haben ihn und danken's Fortunato,
Der uns geliefert sein geächtet Haupt."

Der Vater rief entrüstet: „Fortunato?" —
Die Mutter sank zusammen wie gebrochen
Und wiederholte schaurig: „Fortunato?" —

„Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
Der Vetter zeigt' ihn an; man soll's erfahren,
Und ihm und euch wird hohes Lob gesprochen." —

Sie traten an das Haus; die Jäger waren
Geschäftig und bemühet um den Alten,
Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.

Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
Und er sich umgesehen, wer genaht,
Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten;

Ein Lachen, gar entsetzlich in der That.
Das Haus anspeiend, schrie er: „Lug und Trug."
In diesem Mauern hauset der Verrat!" —

Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
Vors Haupt sich die geballte Faust, und stumm
Verharrt' er, bis man fort den Alten trug.

Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
Er merkt' es nicht, er ließ die Truppe ziehen,
Er starrte zu dem Knaben taub und stumm.

Es will vor ihm das Kind erzitternd knieen,
Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
Zurück von mir!" — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —

Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?" —
„Ich bin dein Weib" — und ihre bleichen Wangen
Erglühen schnell von wundersamer Glut. —

„Und ein Verräter!" — Ihre Blicke hangen
An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr;
„Von wem hast dieses Kleinod Du empfangen?" —

„Vom Vetter Gamba." Heftig an der Schnur
Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
An einen Stein der That verhaßte Spur.

Dann starrt er vor sich hin und scharrt, wie ohne
Gedanken, mit dem Kolben in dem Sand
Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne

„Mir nach!“ Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Heide
Den Richtpfad nach dem nächsten Waldesrand.

Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
„Dein Sohn, dein einz'ger Sohn, den Gott dir gab,
Den mit Gelübden wir erflehten beide!

Und er: „Ich bin sein Vater, drum laß ab!“
Da küsset sie verzweiflungsvoll den Kleinen
Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab.

Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen
Gebenedeiten Mutter sich allein
Zu werfen und zu beten und zu weinen.

Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.

„Knie nieder, Fortunato, knie und bete!“
Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
Du willst mich töten?! — Und der Vater: „Bete!“

Und weinend, schluchzend stammelt er das „Pater“;
Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!“
Und weiter stammelt er das „Ave Mater.“ —

„Bist du nun fertig?“ — „Von den Klosterdamen
Erlernt' ich noch die Litanei soeben.“
„Sehr lang ist die; jedoch in Gottes Namen!“

Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
O, töte mich doch nicht!“ — „Bist du am Schluß?“ —
„Vergib mir“ — „Gott, der möge dir vergeben!“

Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
Und heimwärts schreitend, wanket nicht sein Fuß.

Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
Den Spaten, um zu graben dort das Grab.

Die Mutter stürzt beim Schuß entsetzt heran,
Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
„Mein Kind! mein Blut! Was hast du nun gethan!“

„Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
Ich laß ihm Messe lesen, der als Christ
Gestorben ist, und also mußt' es sein.

Sobald du aber selbst gefaßter bist,
Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
Daß meine wohlerwogne Meinung ist,
Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne.“

---

17. Die Kreuzschau.

1834.

[Reklamsche Ausg. S. 263.]

1. Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.

2. Auf duftges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

3. Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

4. Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

5. „Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zörn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

6. Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

7. Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

8 Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

9. Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

10. Und eine Stimme hört er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."

11. Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.

12. Dies Kreuz war ihm zu groß, und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.

13. Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

14. Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.

15. Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem Einen blieb er endlich stehen.

16. Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht, nach Kraft und Maß:
„Herr", rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"

17. Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

1. **Der Grundgedanke** ergibt sich eigentlich von selbst: Niemand murre wider die von Gott ihm auferlegte Last; denn jedes Kreuz ist grade für den, der es trägt, das passendste und angemessenste, während ein anderes ihm vollends unerträglich sein würde.

Wichtiger als die Erkenntnis dieses Gedankens, welchen der Dichter in so edler, würdiger Weise darstellt, ist freilich die Übung desselben, d. h. die Umsetzung der Lehre in das Leben. Und wer wollte sich da von der Sünde des Murrens und des Unmutes wider Gott freisprechen? Wie aber jede irdische Last um so mehr drückt und um so unerträglicher erscheint, je länger sie getragen ist, so kommen auch für die Träger des heiligen Kreuzes die Stimmungen der Ungeduld am sichersten in den Tagen, welche uns „nicht gefallen," im Alter. Und doch wie thöricht erscheint uns der Pilger, welcher ja dem Ende seiner Wallfahrt und dem von der Abendglut verklärten Ziele so nahe gekommen ist, welcher bereits die letzten Höhen, die härtesten Kämpfe des Lebens überwunden hat, und dann noch tauschen will mit seiner Last! Und doch ist es so menschlich, doch ist es ein so häufiger Irrtum der Menschen, grade dann der schönen Aussicht und der völligen Ausspanne zu vergessen, und nur an die Last zu gedenken, die man getragen hat. Auch Chamisso hat dies Gedicht am Abend seines Lebens niedergeschrieben, eine Parabel, mit welcher er sich selber mag gestraft und aufgerichtet haben. War er doch seit dem Jahre 1833 fast immer leidend, und auch seiner Frau Kränklichkeit begann schon im Jahre 1834, in welchem dies Gedicht entstanden ist. Das war Kreuz genug, aber auch die Aussicht auf das Ende fehlte nicht!

Drei Wahrheiten sind in diesem Gedichte enthalten von tiefer Bedeutung:

1. Jeder Erdensohn hat seine Last zu tragen. Und wohl dem, welcher diese Last nicht abwirft. Sie erinnert ihn an seinen Pilgerstand hier auf Erden; sie treibt ihn vorwärts nach dem himmlischen Ziele, sie fördert drückend des Wanderers Schritte auf dem Lebenswege. — Der Leichtsinn wirft die Last ab, aber er kommt nicht weiter, sondern bleibt stehen, kommt auf falsche Wege, geht zurück, vergißt seine Lebensaufgabe und löst dieselbe nicht.

2. Keine Last ist dem Geduldigen zu schwer. Denn Gott läßt die Versuchung nie zu schwer werden, da Er getreu ist, unsre Schwäche und unser Vermögen kennt, und unser Kreuz uns tragen hilft. Nur der Ungeduldige macht seine Last sich schwerer. „Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit."

3. Wir könnten unsern Schultern selbst keine passendere Last auswählen, als die, welche Gott uns auferlegt hat. Schiffe ohne Steuer verlieren die erstrebte Richtung, Menschen ohne das Lebenssteuer des Kreuzes haben ihren Kurs verloren. Wie groß mein Lebenssteuer sein müsse, das kann der allweise und gütige Vater im Himmel besser ermessen, als ich kurzsichtiger und im Neid wie im Murren gleich thörichter Mensch.

2. **Vergleichung dieses Gedichtes** mit Rückerts: „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", mit Herders: „Die Bürde des Lebens"

mit von Nikolays: „Die Säcke des Schicksals". (Werke I, S. 121. Siehe übrigens auch dies Gedicht in diesem Werke. Bd. 3.) (Schriftliche Aufgaben.)

3. **Form:** Terzine, wie in Salas y Gomez und im folgenden Gedichte.

[Litterarisches: Gößinger — Reuter, Litteraturstunden, S. 398. — *Kurz III. S. 136. 397. 442.]

---

18. Francesco Francia's Tod.

1834.

[Reclamsche Ausg. S. 339.]

1. Francesco Francia war zu seiner Zeit
Italiens Stolz, gerühmt von allen Zungen
Als Aurifex und Maler weit und breit.

2. Zu ihm, dem Alten, ist der Ruf gedrungen
Vom jungen Römer, welcher sonder Gleichen
Sich früh gar hohen Künstlerruhm errungen.

3. Zwar konnt' er noch zu sehen nicht erreichen
Ein Werk von ihm, doch haben sie geehret
Einander und gewechselt Freundschaftszeichen.

4. Ihm wird die Freude jetzt, die er begehret;
Sieh! Jener schreibt: „Mein Bitten werde mir
Von meinem väterlichen Freund gewähret.

5. Ich käme selbst, doch andres hält mich hier;
Mein Bild für die San Giovanni Kapelle,
Die heilige Cäcilie, send' ich dir.

6. Vertritt, mein lieber Meister, meine Stelle,
Sieh helfend nach, ob Schaden es bekommen,
Ein Riß, ein Fleck das zarte Werk entstelle;

7. Und hast den Pinsel du zur Hand genommen,
Verbeßre du zugleich auch liebevoll,
Wo selber meine Kunst zu kurz gekommen.

8. Dann stell' es auf, das Bild, da, wo es soll,
Mit Liebe sorgend für das beste Licht,
Und nimm entgegen meines Dankes Zoll!

9. Dein Rafael." — Der Meister schnell erbricht
Die Kiste, zieht das Bild hervor und rückt
Es sich ins Licht, und sieht, und glaubt es nicht.

10. Er steht davor erschrocken und entzückt,
Erfüllet ist, was seine Träume waren,
Er fühlt sich selbst vernichtet und beglückt.

11. „Heil mir! und Preis dir, Herr! der offenbaren
Du solches noch gewollt in meinen Tagen;
Nun laß in Frieden deinen Diener fahren."

12. Die Jünger hörten ihn die Worte sagen,
Den letzten Laut aus seinem frommen Munde;
Nicht Antwort gab er mehr auf ihre Fragen.
Es war des alten Francias Sterbestunde.

1. **Erläuterungen: Str. 1.** Francesco Francia führte eigentlich den Familiennamen Raibolini, und lebte von 1450—1517, ursprünglich als Aurifex, d. h. Goldschmied und Medailleur, dann aber als Maler thätig, und als solcher von außerordentlichem Rufe in seiner Zeit. Seine meisten Bilder stellen die Madonna dar, bald thronend und von Heiligen umgeben, bald im Rosenhag das vor ihr liegende Jesuskind verehrend; auch die von ihm und seinen Schülern herrührenden Fresken, welche das Leben der hl. Cäcilie darstellen, werden sehr gerühmt. „Er starb 1517, kurz nachdem Rafaels heilige Cäcilia nach Bologna gekommen war, wie man sagt, aus Erschütterung über den gewaltigen Eindruck dieses Werkes."*)

Str. 5. Rafaels, des jungen römischen Malers, Vater Santi hieß auch mit dem Vornamen Giovanni**) (geb. vor 1450 und † 1494). Derselbe stammt aus Urbino und war ebenfalls Maler, nur daß sein Sohn ihn in allen Schöpfungen weit übertraf. Die heilige Cäcilia ist eine angeblich unter Alexander Severus verstorbene Heilige, welche in der römischen Kirche als Schutzpatronin der Orgel und der Kirchenmusik verehrt wird. Nach neueren Untersuchungen hat man ihr Grab in Rom aufgefunden und wäre sie, eine edle Römerin, im J. 177, also unter Mark Aurel den Märtyrertod gestorben. Zur Feier ihres Gedächtnistages (22. Nov.) hat Händel in London den Messias komponiert.

Str. 9. Rafael Santi oder Sanzio, geb. 1483 zur Urbino und † 1520 zu Rom, ein außerordentlich reich und vielseitig beanlagter Künstler, der schon früh der Kunst sich zuwenden konnte, in welcher sein Vater ihn zu unterrichten im stande war. Nachdem er seinen Vater 1494 verloren hatte, ward der talentvolle Knabe zu dem berühmtesten Maler seiner Zeit, zu Perugino in Perugia, geschickt; doch den Meister hatte der Jünger bald überflügelt, und letzterer begab sich nach Florenz, wo er sich fast 4 Jahre aufhielt (bis 1508). Die berühmtesten Vorbilder, Lionardo und Michelangelo, staunte er an und erweiterte Geschmack und Kraft zu ungeahnter Höhe. Im Jahre 1508 berief ihn der kunstliebende Papst Julius II. nach Rom, und Rafael stand fortan auf der höchsten Stufe seines Schaffens, obgleich auch jetzt noch jedes folgende Werk einen Fortschritt zeigt. Seine Kraft und Gabe ist aber gleich groß, mag er symbolische oder historische Stoffe zu bearbeiten haben,

*) Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte. 1864. S. 527.
**) Sprich Dschovanni. Der Name bedeutet Johannes.

und so hat der frühvollendete Maler in seinem kurzen Leben eine Menge Gemälde von unvergänglichem Werte geschaffen. Besonders berühmt sind seine Madonnenbilder. Hat er doch nicht viel weniger als ein halbes Hundert von Madonnen gemalt, unter welchen die Madonna della Sedia und die Sixtinische Madonna die berühmtesten sind. Fast ebenso berühmt sind die „Rafaelischen Stanzen", vier Zimmer des Vatikanischen Palastes an Wänden und Gewölben bedeckend. So stellte Rafael die Theologie, Poesie, Philosophie und Jurisprudenz in vier Gemälden dar, welche die Camera della Segnatura füllen. Auch sein letztes Bild: Die Verklärung Christi ist wunderbar schön. Es starb, kaum 37 Jahre alt. „Als er starb, schien seinen Zeitgenossen Rom verödet, die Malerei verwaist. Um seinen Katafalk, wo sein noch unvollendetes Werk, die Transfiguration, als höchstes Ehrendenkmal aufgestellt war, vereinten sich alle Klassen, Alter und Geschlechter, um durch ihre gemeinsame Trauer ebensowol dem großen Künstler wie dem hohen Menschen den Tribut zu zollen." (Lübke a. a. O. S. 588.)

Str. 11. Anspielung auf die Worte des greisen Simeon bei der Darstellung des Jesusknaben im Tempel zu Jerusalem.

2. Gedankengang des Gedichtes. Francesco Francia, ein frommer Maler zu Bologna, einst unter den Zeitgenossen ein hochgefeierter Künstler (Str. 1.), erfährt von einem jungen römischen Maler Rafael, welcher, noch ein Jüngling, alle Vorläufer in der Malerei weit hinter sich gelassen habe. (Str. 2.) Ohne daß Francia den Rafael persönlich oder nur aus seinen Werken kennen zu lernen Gelegenheit hat, findet der alte sich zu dem jungen Künstler hingezogen, und beide — denn auch Rafael liebt den Meister zu Bologna, ohne ihn zu kennen, — wechseln Grüße und Briefe seit längerer Zeit miteinander. (Str. 3.) Endlich wird dem Alten die lange heißbegehrte Freude zu Teil, ein Bild schauen zu dürfen, welches Rafaels Pinsel geschaffen hatte. (Str. 4.) Ja noch mehr; mit einem Briefe voll der wärmsten Anerkennung des väterlichen Freundes wird diesem von Rafael sein Bild der Cäcilia übersandt, welches Francia an seiner Stelle auspacken und, wenn es durch die Reise gelitten haben sollte, ausbessern, oder, wo es sonst Mängel zeige, vervollkommnen und dann am passendsten Orte in der Kapelle des hl. Johannes aufstellen soll. (Str. 5—8.) Der alte Meister erbricht die Kiste schnell. Seine Ungeduld ist gar zu groß. Und als er das Bild schaut, da ist er sprachlos vor Staunen und Entzücken. Das, was er schauen darf, ist der höchste Sieg der menschlichen Kunst. (Str. 9. 10.) Und als er endlich Worte findet, da sind es nur die des alten Simeon.*)

*) Diese Worte sind kein Mißbrauch, wenn jene Situation auch nicht heranreicht an diejenige, in welcher Simeon dieselben gesprochen hatte. Einen Mißbrauch und eine offenbare Lästerung finden wir dagegen in der Geschichte bezeugt. Als Straßburg, die wunderschöne, deutsche Stadt, von dem Heere des elenden Ludwig XIV. von Frankreich im Jahre 1681 am 27. September mitten im Frieden überfallen und am 29. September eingenommen worden war, da hatte der verräterische, schon vorlängst von Ludwig XIV.

Er möchte sterben jetzt, nachdem Gott ihm eine solche Liebe erzeigt hat. Auf Erden kann er auf größere Freude nicht mehr rechnen, so erbittet er von Gott sich den Tod. (Str. 11.) Und sein Wunsch wird erfüllt. Der Dankeslaut war das letzte Wort, welches seine Lippen hervorbrachten. Francia stirbt, von seinen Jüngern umstanden, im Anblick des Rafaelischen Meisterwerkes. (Str. 12.)

3. **Die Charakteristik** der beiden Meister ist wohl historisch getreu, zugleich aber auch echt poetisch aufgefaßt. Das ist echte Kunst, die keinen Brodneid kennt; das ist ein wahrer Meister, welcher in aufrichtiger Bescheidenheit und Pietät sich unterzuordnen weiß; das ist ein liebliches Ende, wenn die Seele eines frommen Meisters am Ende ihres Erdenlaufes, der Gottes Dienst geweiht war, im Anschauen des Höchsten, was irdische und doch von Gott begnadigte Hände schaffen konnten, abgerufen wird zu der Herrlichkeit, die kein Auge gesehen hat und die in keines Menschen Herz gekommen ist.

4. **Schriftliche Aufgabe:** Vergleichung mit Geibels Pergolese.

---

19. Der Birnbaum auf dem Walserfelde.

(Chamisso's Werke, Leipzig, Bibl. Inst. I. S. 175. Recl. Ausg. S. 199.)

1. Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie aufs Neu';
So wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

2. „Das Walserfeld bei Salzburg" bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt,
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Mal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letzten Mal.

3. Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll, —
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

4. Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
Es wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

---

bestochene Bischof Egon von Fürstenberg die Schamlosigkeit, den König Ludwig im Münster zu Straßburg mit den Worten zu begrüßen: Nachdem er durch den König wieder in den Besitz dieser Kirche gesetzt sei, aus der die Gewaltthätigkeit der Ketzer seine Vorfahren vertrieben habe, könne er nur mit Simeon ausrufen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen." —

5. Und wann das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh',
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

6. Nun sag' ich euch das Zeichen: ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Baum empor.

7. Wann nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morschen Holze aufs Neu' lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angethan,
Das ist das erste Zeichen: es reift die Zeit heran.

8. Und hat er seine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang verheißne Zeit.
Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah;
Und trägt er reife Früchte, so ist die Stunde da.

9. Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft
Und schwöllen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

10. Ob voll das Maß der Sünde? Ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich Eins wohl klar;
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

1. Die Sage.*) Ueber den Birnbaum auf dem Walserfelde findet sich in den deutschen Sagen der Brüder Grimm S. 30 folgende dem „Brixener Volksbuche vom Untersberg" entnommene Stelle:

„Bei Salzburg auf dem sogenannten Walserfelde soll dermaleinst eine schreckliche Schlacht geschehen, wo alles hinzulaufen und ein so furchtbares Blutbad sein wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuhe rinnt. Da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden. Auf diesem Walserfelde steht ein ausgedorrter Birnbaum zum Angedenken dieser letzten Schlacht; schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer aus, daß er wiederum anfing zu grünen und ein vollkommener Baum ward. Viele Jahre bleibt er noch dürr stehen, wann er aber zu grünen anhebt, wird die gräuliche Schlacht bald eintreten und, wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann wird der Baierfürst seinen Wappenschild daran aufhängen, und niemand wissen, was es zu bedeuten hat."

2. Erläuterungen. Str. 1. Es ist sehr bemerkenswert, wie der Dichter sich hier als Deutschen fühlt. — „Mit Treuen" = wortgetreu, ohne Zusätze und Auslassungen. Es ist das der Sage und dem Märchen charak-

*) Ich verdanke den Hinweis auf diese Quelle der Güte des Dichters Emanuel Geibel.

teristisch, daß beide im Volksmunde sich gar nicht oder doch nur sehr wenig verändern.

Str. 2. Der Reim „Mal — Mal“ ist trotz der früheren Verschiedenheit in der Schreibung ein identischer und darum fehlerhafter, da das Ohr keinen Unterschied in der Aussprache beider Worte erkennen kann.

Str. 6. Dreimal ist der Birnbaum abgehauen worden in den Zeiten der tiefsten Schmach und Zerrissenheit Deutschlands, also 1) zur Zeit des Interregnums (1256—1273), 2) in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und 3) in den Rheinbundszeiten.

3. **Der Grundgedanke** der Sage: Wie sich nach zweimaliger Schmach Deutschland immer wieder zur Ehre und Kraft emporgehoben hat, so steht auch nach der letzten schmachvollen Erniedrigung dem deutschen Vaterlande eine neue, große Zukunft bevor. Diesmal aber wird die Pause länger dauern und der neue Entscheidungssieg ein definitiver, der letzte, zugleich ein Sieg der Guten über die Bösen sein (?). —

4. **Vergleichung des Gedichtes mit der Sage.** Obgleich der Dichter im allgemeinen der überlieferten Sage ganz treu gefolgt ist, so hat er doch den Baierfürsten (vgl. oben) aus dem Spiele gelassen. Es ist das gewißlich nicht absichtlich geschehen. Vielmehr mag Chamisso die Sage ohne diesen Schluß, bezw. mit anderm Schlusse gehört haben. In Norddeutschland lautet — nach einer brieflichen Mitteilung Geibels an den Verfasser — die Sage etwas anders. Emanuel Geibel schreibt mir nämlich unter dem 4. Mai d. J.: „Ich meinesteils habe die Sage in meiner Jugend immer nur ohne nähere Bezeichnung des Fürsten erzählen hören. Es hieß einfach: „Der Sieger“, „der Held“ oder „der Kaiser.““ Hiermit stimmt auch die Bearbeitung der Sage durch Phil. Engelhard von Nathusius (geb. 25. Nov. 1815 zu Althaldensleben, † als weitbekannter Herausgeber des konservativen und kirchlichgläubigen „Volksblattes für Stadt und Land“ am 16. August 1872 zu Luzern auf der Reise nach Engelberg), ein Gedicht, welches durch kernige Kürze und volksmäßigen Ton sich vorteilhaft auszeichnet.

Bei Salzburg auf dem Walserfeld
Da steht ein Birnenbaum,
Der ist, so geht die Sage,
Schon dreimal umgehaun.

Doch dreimal aus der Wurzel
Ist neu er aufgeschoßt,
Bis er mit Kron' und Aesten
Zum starken Baum ersproßt.

Nun steht er grau und dorre,
Doch unvergänglich fest,
Und trägt durch Wind und Wetter
Gen Himmel seine Aest'.

Doch wann er hebt zu grünen an,
Dann ist die Zeit nicht weit,
Und wann er Früchte tragen wird,
Dann hebet an die Zeit.

Dann kommt der alte Kaiser
Zu Tag nach langem Traum
Und hänget seinen Wappenschild
An jenen alten Baum.

Und schallt mit seinem Schwerte
Daran an selber Statt,
Und niemand wird es wissen,
Was es zu deuten hat.

Da wird ein Ringen werden,
Wo alles läuft hinzu,
Bis daß das Blut vom Boden rinnt
Den Streitern in die Schuh'.

Noch nie zuvor geschlagen ist
So schrecklich eine Schlacht —
Da werden die bösen Menschen
Von den guten umgebracht.

Für alle die deutsch denkenden Dichter hat diese schöne Sage von je her etwas Erhebendes gehabt. Sie wünschen es alle, daß dieselbe erfüllt werden möchte, und vergleichen die Anfänge des Bessern mit Vorliebe mit dem Steigen des Saftes in dem alten, dürren Birnbaume auf dem Walserfelde. Begreiflicher Weise dürfen wir die Neugeburt Deutschlands nicht an eine Schlacht auf dem Walserfelde selbst knüpfen, noch von dem Schildaufhängen im eigentlichen Sinne reden. Das Walserfeld ist das Schlachtfeld selbst, auf welchem Deutschlands Ehre neu ersteht, der Birnbaum ist das zerrissene und zerklüftete Deutschland, in welchem neue Kraft emporsteigt und Früchte treibt, der Schild des alten Kaisers ist das Zeichen des wiederaufgerichteten Kaiserreichs. So möchten wir wünschen, auslegen zu dürfen, und eine große Friedenszeit der „Guten" gar gern anbrechen sehen. Ob aber diese nahen wird und wann?

5. **Zur Vergleichung** möchte ich auch noch Geibels: „Gesicht im Walde" heranziehen, welches auf diese Sage starke Anspielungen enthält.

Gesicht im Walde.*)
(Von Emanuel Geibel.)
[Geb. zu Lübeck am 18. Okt. 1815.]

Ich hatte mich verirrt im tiefsten Wald.
Schwarz war die Nacht, unheimlich troff der Regen,
Der Sturm ging in den Wipfeln wild und kalt.

Da sah ich plötzlich unfern meinen Wegen
Durch's feuchte Laub glutrote Funken sprühn,
Und Hammerschläge dröhnten mir entgegen.

Durch Dornen und durch Buschwerk drang ich kühn;
Und bald gewahrt' ich, rings vom Wald umfangen,
In hoher Hall' ein Schmiedesfeuer glühn.

Drei Riesen waren's, die die Hämmer schwangen,
Berußt, die Augen nur aufs Werk gekehrt,
Dazu sie schauerliche Weisen sangen.

Sie schmiedeten an einem großen Schwert;
Zweischneidig war's, der Griff als Kreuz gestaltet,
Die Kling' ein Strahl, der züngelnd niederfährt.

Und einer sang in Tönen fast veraltet,
Doch also tief, wie wenn emporgeschwellt
Der mächt'ge Hauch in dumpfer Orgel waltet:

„Es rührt im Birnbaum auf dem Walserfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert muß fertig sein,
Und unser Werk hat Eile, Eile, Eile!"

Er schwieg, und singend fiel der Zweite ein
Mit einer Stimm', als wollt' er aus den Grüften
Mit Erzposaunenschall die Toten schrei'n:

---

*) In Geibels Zeitstimmen, in welchen das Gedicht zuerst erschien, führt es den Titel: Die Schmiede. (Vgl. Ged. 77. Aufl. S. 312. Zeitst. 1. Aufl. S. 21.)

teristisch, daß beide im Volksmunde sich gar nicht oder doch nur sehr wenig verändern.

Str. 2. Der Reim „Mal — Mal" ist trotz der früheren Verschiedenheit in der Schreibung ein identischer und darum fehlerhafter, da das Ohr keinen Unterschied in der Aussprache beider Worte erkennen kann.

Str. 6. Dreimal ist der Birnbaum abgehauen worden in den Zeiten der tiefsten Schmach und Zerrissenheit Deutschlands, also 1) zur Zeit des Interregnums (1256—1273), 2) in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und 3) in den Rheinbundszeiten.

3. **Der Grundgedanke** der Sage: Wie sich nach zweimaliger Schmach Deutschland immer wieder zur Ehre und Kraft emporgehoben hat, so steht auch nach der letzten schmachvollen Erniedrigung dem deutschen Vaterlande eine neue, große Zukunft bevor. Diesmal aber wird die Pause länger dauern und der neue Entscheidungssieg ein definitiver, der letzte, zugleich ein Sieg der Guten über die Bösen sein (?). —

4. **Vergleichung des Gedichtes mit der Sage.** Obgleich der Dichter im allgemeinen der überlieferten Sage ganz treu gefolgt ist, so hat er doch den Baierfürsten (vgl. oben) aus dem Spiele gelassen. Es ist das gewißlich nicht absichtlich geschehen. Vielmehr mag Chamisso die Sage ohne diesen Schluß, bezw. mit anderm Schlusse gehört haben. In Norddeutschland lautet — nach einer brieflichen Mitteilung Geibels an den Verfasser — die Sage etwas anders. Emanuel Geibel schreibt mir nämlich unter dem 4. Mai d. J.: „Ich meinesteils habe die Sage in meiner Jugend immer nur ohne nähere Bezeichnung des Fürsten erzählen hören. Es hieß einfach: „Der Sieger", „der Held" oder „der Kaiser."" Hiermit stimmt auch die Bearbeitung der Sage durch Phil. Engelhard von Nathusius (geb. 25. Nov. 1815 zu Althaldensleben, † als weitbekannter Herausgeber des konservativen und kirchlichgläubigen „Volksblattes für Stadt und Land" am 16. August 1872 zu Luzern auf der Reise nach Engelberg), ein Gedicht, welches durch kernige Kürze und volksmäßigen Ton sich vorteilhaft auszeichnet.

Bei Salzburg auf dem Walserfeld
Da steht ein Birnenbaum,
Der ist, so geht die Sage,
Schon dreimal umgehaun.

Doch dreimal aus der Wurzel
Ist neu er aufgeschoßt,
Bis er mit Kron' und Aesten
Zum starken Baum ersproßt.

Nun steht er grau und dorre,
Doch unvergänglich fest,
Und trägt durch Wind und Wetter
Gen Himmel seine Aest'.

Doch wann er hebt zu grünen an,
Dann ist die Zeit nicht weit,
Und wann er Früchte tragen wird,
Dann hebet an die Zeit.

Dann kommt der alte Kaiser
Zu Tag nach langem Traum
Und hänget seinen Wappenschild
An jenen alten Baum.

Und schallt mit seinem Schwerte
Daran an selber Statt,
Und niemand wird es wissen,
Was es zu deuten hat.

Da wird ein Ringen werden,
Wo alles läuft hinzu,
Bis daß das Blut vom Boden rinnt
Den Streitern in die Schuh'.

Noch nie zuvor geschlagen ist
So schrecklich eine Schlacht —
Da werden die bösen Menschen
Von den guten umgebracht.

Für alle die deutsch denkenden Dichter hat diese schöne Sage von je her etwas Erhebendes gehabt. Sie wünschen es alle, daß dieselbe erfüllt werden möchte, und vergleichen die Anfänge des Bessern mit Vorliebe mit dem Steigen des Saftes in dem alten, dürren Birnbaume auf dem Walserfelde. Begreiflicher Weise dürfen wir die Neugeburt Deutschlands nicht an eine Schlacht auf dem Walserfelde selbst knüpfen, noch von dem Schildaufhängen im eigentlichen Sinne reden. Das Walserfeld ist das Schlachtfeld selbst, auf welchem Deutschlands Ehre neu ersteht, der Birnbaum ist das zerrissene und zerklüftete Deutschland, in welchem neue Kraft emporsteigt und Früchte treibt, der Schild des alten Kaisers ist das Zeichen des wiederaufgerichteten Kaiserreichs. So möchten wir wünschen, auslegen zu dürfen, und eine große Friedenszeit der „Guten" gar gern anbrechen sehen. Ob aber diese nahen wird und wann?

5. **Zur Vergleichung** möchte ich auch noch Geibels: „Gesicht im Walde" heranziehen, welches auf diese Sage starke Anspielungen enthält.

Gesicht im Walde.*)
(Von Emanuel Geibel.)
[Geb. zu Lübeck am 18. Okt. 1815.]

Ich hatte mich verirrt im tiefsten Wald.
Schwarz war die Nacht, unheimlich troff der Regen,
Der Sturm ging in den Wipfeln wild und kalt.

Da sah ich plötzlich unfern meinen Wegen
Durch's feuchte Laub glutrote Funken sprühn,
Und Hammerschläge dröhnten mir entgegen.

Durch Dornen und durch Buschwerk drang ich kühn;
Und bald gewahrt' ich, rings vom Wald umfangen,
In hoher Hall' ein Schmiedesfeuer glühn.

Drei Riesen waren's, die die Hämmer schwangen,
Berußt, die Augen nur aufs Werk gekehrt,
Dazu sie schauerliche Weisen sangen.

Sie schmiedeten an einem großen Schwert;
Zweischneidig war's, der Griff als Kreuz gestaltet,
Die Kling' ein Strahl, der züngelnd niederfährt.

Und einer sang in Tönen fast veraltet,
Doch also tief, wie wenn emporgeschwellt
Der mächt'ge Hauch in dumpfer Orgel waltet:

„Es rührt im Birnbaum auf dem Walserfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert muß fertig sein,
Und unser Werk hat Eile, Eile, Eile!"

Er schwieg, und singend fiel der Zweite ein
Mit einer Stimm', als wollt' er aus den Grüften
Mit Erzposaunenschall die Toten schrei'n:

*) In Geibels Zeitstimmen, in welchen das Gedicht zuerst erschien, führt es den Titel: Die Schmiede. (Vgl. Ged. 77. Aufl. S. 312. Zeitst. 1. Aufl. S. 21.)

„Es hat zu Nacht gedonnert in den Klüften
Des alten Bergs, den man Kyffhäuser heißt,
Und einen Adler sah ich in den Lüften.

Wie Sturmesrauschen klingt es, wenn er kreis't;
In seinen Fängen trägt er Blitzeskeile;
Die Rabenbrut entflieht, wo er sich weis't.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Zur rechten Stunde sei das Werk gethan;
Das Kreuzesschwert hat Eile, Eile, Eile!"

Und tief einfallend hub der Dritte an,
Das scholl, wie unterird'sche Donner grollen,
Wenn sich die Lava rühret im Vulkan:

„Die Zeit ist schwanger, aus den dürren Schollen
Wird eisern aufgehn eine Kriegersaat;
Sein rotes Banner wird der Kampf entrollen.

Drum schreiten hohe Geister früh und spat
Durchs deutsche Land und pochen an die Thüren,
Und mahnen laut: der Tag des Schicksals naht!

Viel eitles Blendwerk wird der Feind erküren,
Mit Lächeln locken, dräun mit Blitzgeschoß:
O lasse keiner dann sein Herz verführen!

Denn Füße nur von Thon hat der Koloß,
Und stürzen wird er über kurze Weile,
Im Fall begrabend seiner Knechte Troß.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Ihr Bälge blas't, ihr Funken sprüht empor!
Das Schwert des Siegs hat Eile, Eile, Eile!

So sangen sie. Dann schwieg der dumpfe Chor;
In kaltem Schauer bebten meine Glieder,
Doch wagt' ich nicht mich in der Halle Thor.

Zurück ins schwarze Dickicht floh ich wieder,
Und sah verlöschen bald der Flamme Licht,
Nur bang im Haupt noch summten mir die Lieder.

Kaum weiß ich jetzt, war's Traumbild, war's Gesicht?
Doch mahnt es, daß auch wir das Schwert bereiten,
Das Schwert des Geistes, welches nie zerbricht.

Wachet und betet! Schwer sind diese Zeiten.

---

20. Die stille Gemeinde.

1838.

[Werke, Herausgeg. von H. Kurz. I, S. 350. Reclam'sche Ausg. S. 364.]

1. Der Muse folgt nach der Bretagne Strand;
Altar und Thron sind umgestürzt, der Schrecken
Herrscht über Blut und Trümmern rings im Land.

2. Doch Bilder nicht des Blutes aufzudecken,
Lenkt sie nach jenen Dünen ihre Schritte,
Dort wird aus Leid den Trost sie auferwecken.

3. Seht dort die Bauern, treu der Väter Sitte,
Einfält'gen Herzens beten, dulden, harren —
Ein Mann des Schreckens droht in ihrer Mitte:

4. „Die Kirchen steck' ich euch in Brand, ihr Starren,
Die ihr noch hängt am alten Aberglauben
Und bei verjährtem Unsinn wollt beharren".

5. Darauf ein Greis: „Wirst nicht die Stern' uns rauben,
Die werden Turm und Glocken überdauern,
Uns mahnend, an den Schöpfer doch zu glauben."

6. Das Wort ward That: um die geschwärzten Mauern
Sah man, die Blicke himmelwärts gewandt,
Den frommen Landmann stillergeben trauern.

7. Ein frech Soldatenvolk ward hergesandt,
Die widerspenstisch starre Brut zu zwingen,
Und lästernd ward der Heiland nur genannt.

8. Noch hört nicht auf allnächtlich zu vollbringen
Die gottgewollte Bahn das Sternenheer,
Dem Schöpfer mahnend Huld'gung darzubringen.

9. Was glimmt dort für ein Stern auf hohem Meer?
Was regt sich in den Buchten leise, leise?
Was schleicht zum Strande von den Dünen her?

10. Es fahren Boote, schwenken sich zum Kreise,
Man hört die Welle nur, die brandend bricht,
Still rudern Männer, Weiber, Kinder, Greise.

11. Dort fern auf hohem Meer das kleine Licht,
Das ist der Stern, dem unter Gottes Hut
Die Schar sich zugewandt mit Zuversicht.

12. Ein schwanker Nachen auf bewegter Flut,
Das ist der Tempel, ist des Herrn Altar,
Worüber ausgespannt der Himmel ruht.

13. Und am Altare steht im weißen Haar,
Der fest geblieben in der Trübsal Stunde,
Der Hirt, der alte, der bedrängten Schar.

14. Und der Geächtete, den in der Runde
Die gläubige Gemeinde hat umgeben,
Vollbringt das Opfer nach dem neuen Bunde;

15. Dann betet er: „Herr über Tod und Leben,
Erhör' uns du: Vergib uns unsere Schuld,
Wie selber unsern Schuld'gern wir vergeben.

16. Wir beten: Nimm von uns in deiner Huld
Den bittern Kelch, den du uns ausersehen,
Wenn nicht, gib ihn zu leeren uns Geduld.

17. Denn dein, nicht unser Wille soll geschehen,
Dein ist die Kraft, dein ist die Herrlichkeit,
Und ewig wird allein dein Reich bestehen.

18. Die Kinder Frankreichs beten allezeit:
Nicht wende du im Zorn dein Angesicht
Von unserm Land und unsrer Obrigkeit.

19. Geh' nicht, o Herr, mit ihnen ins Gericht,
Die frevelnd sich aus deiner Hand gewunden,
Was sie gethan, sie wissen's selber nicht.

20. Ihr aber, die den Herrn zu allen Stunden
Einmütiglich bekannt, und Trost hienieden
In Lieb und Glaub' und Hoffnung habt gefunden,
Kehrt heim versöhnten Herzens und mit Frieden."

1. **Zum Verständnisse des Gedichtes:** Am 21. Jan. 1793 hatte der unglückliche König Ludwig XVI. auf dem Blutgerüste sein Leben geendet. Von jetzt ab begann in Paris das eigentliche Schreckensregiment; an der Spitze Frankreichs standen der Sicherheits- und der Wohlfahrtsausschuß, und die Leiter dieser waren Danton, Robespierre, Carrier, Marat und andere Scheusale. Tausende von Priestern und Edelleuten, ja ganz stille, harmlose Männer wurden ohne Grund eingekerkert und ohne Verhör und Urteil massenweise hingerichtet. Gegen diese Schreckensmänner erhoben sich nun Edelleute und Bauern in der Vendée, um Recht und Glauben zu verteidigen, und doch mußten sie, nach vorübergehenden Erfolgen besiegt, in die Bretagne sich flüchten, in eine Provinz, in welcher harmlose Bauern, celtischen Ursprungs, wohnten, welche bisher der Politik kein Interesse zugewandt hatten, aber mit aller Zähigkeit an ihrem Glauben festhielten. Ein allgemeiner Volksaufstand kam nicht zu wege; doch die Verfolgungen wurden auch dort auf das grausigste ausgeführt. Aber alles ließ sich das Volk nehmen, Gut und Obdach und Leben, — nur den Glauben nicht. Und als man in Paris soweit fortschritt, die christliche Religion völlig auszurotten und der Göttin der Vernunft Tempel weihte und Opfer brachte und Feste gab, die Bretonen hielten doch fest am Glauben ihrer Väter. Einen solchen lieblichen Zug der Glaubenstreue schildert uns Chamisso in diesem Gedichte. Aus der Zeit der Blutthaten und Gräuel ein tröstliches, glaubenstärkendes Bild! Die Bauern beten zu ihrem Christengotte, sie dulden die Verfolgung ihrer Peiniger, sie harren der himmlischen Hilfe. Der Schreckensmann droht, ihnen die Kirchen abbrennen zu lassen, um ihren Aberglauben ihnen auszutreiben. Und mutig entgegnet ihm ein Greis: Dann werden uns die Sterne zu unserm Gotte leiten, wenn die Türme den Weg zum Himmel uns nicht mehr zeigen, die Glocken zum Gottesdienste uns nicht mehr rufen dürfen. Der Abgesandte des Schreckenregimentes macht seine Drohung wahr. Die Kirchen gehen in Rauch auf, die Bauern trauern und dulden es. Soldaten werden in die Gegenden geworfen, den Starrsinn der Abergläubischen zu brechen, aber, wie jener Greis es gesagt hatte, so

geschieht es: Die Sterne thun ihre Arbeit — und jener Stern im Meere, dem alle Einwohner leise, im Dunkel der Nacht zurudern, ist das Zeichen, daß der Hirte die Gemeinde nicht verlassen hat, daß Gottes Wort und Sakrament von den Bretonen nicht gewichen ist. Und er bringt das Opfer des neuen Testamentes (das Meßopfer) dar, und dann betet er namens der im Kreis ihn umgebenden Gemeinde zuerst um Vergebung für die Sünde der Gemeinde, dann um Erlösung von der Trübsal, wenn anders dies nach Gottes Willen jetzt schon geschehen könne, oder, falls es nicht möglich sei, um Geduld und Ergebung, und weiter namens der Kinder Frankreichs für das arme Vaterland und dessen grausige „Obrigkeit", um Gnade für die Verwüster der Gemeinde, der Kirche, des Landes, welche nicht wüßten, was sie gethan hätten, noch was sie thäten. Und mit dem Segen Gottes werden die Treuen in die Heimat entlassen; in die Heimat? Ja, zu den rauchenden Trümmern und vielleicht zum letzten Gange auf das Blutgerüst. —

2. **Schriftliche Aufgabe:** Vergleichung mit Eichendorffs: Die stille Gemeinde und mit Prutz': Bretagne.

Bretagne. 1793.
1836.

Von Robert Prutz.

[Gedichte. 3. vollst. Aufl. Leipzig, O. Wigand. 1847. S. 19 ff.]

An den Ufern der Bretagne, hoch! welch nächtlich Wiederhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör' ich es wie Lieder schallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber, leise wundersamen Klang;
Doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schar.

„Unsern König den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heilge Flamme sollt ihr nimmer uns bezähmen;
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höhn,
Und an allen, allen Orten hört er seiner Kinder Flehn. —"

„Leis, o leis! Der Abend dämmert! Süße Nacht, o sei willkommen,
O du Balsam den Geschlagnen, o du Schützerin den Frommen!
Leis, o leise! löst den Nachen, nehmet Angel und Gerät,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter: in die Wogen zum Gebet!"

Flinke Ruder hör' ich rauschen: Alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden;

Durch der Wellen dumpfes Murren schallte fröhlich[1]) der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen:
Durch der Wogen wildes Brausen schallte mutig der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl[2]). —

„Herr! Du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden;
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!"
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen, wiederspiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande rasch geflogen
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer —
Tod im Wasser, Tod am Ufer, keine Rettung rings umher!

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
Auch die in dem Meer gestorben, Herr! sie sollen selig werden!
Also durch der Wogen Wüten, so durch Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.[3])

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! — keiner kam ans Ufer wieder;
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche[4]) Welle nieder;
Nur am Morgen, unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein
Schwamm das Kreuz, das wunderfel'ge, in des Frührots goldnem Schein.

---

21. Das Schloß Boncourt.

1827.

[Werke. Herausg. von H. Kurz. I, S. 49. Recl. S. 51.]

1. Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

2. Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

---

[1]) Man beachte die Adverbia, welche den Stimmungswechsel malen sollen: fröhlich, mutig, flehend.

[2]) Diese Blitze haben die Meeresfläche erleuchtet und den Feinden den Versammlungsort der betenden Gemeinde verraten.

[3]) Die Konstruktion ist schwierig; man denke sich statt „Durch Kugeln" die Worte „durch der Kugeln Pfeifen", so wird das Klingen des Chorales als das Brausen der Wogen, das Pfeifen der Kugeln und das Höhnen der Feinde durchdringend verständlich. Freilich der Choral klingt immer schwächer, je mehr Singenden der Mund geschlossen wird, und hört zuletzt gänzlich auf.

[4]) Falsch kann hier die Welle nur insofern heißen, als sie die Beter täuschte, welche in der offenen See einen sicheren Zufluchtsort erwartet hatten. Schwierig wird es auch, die Worte „Herr! du bist ja aller Orten" als Choral aufzufassen; sie sind offenbar Gebetsworte des seiner Gemeinde in der Todesstunde Trost einsprechenden Priesters, den die tödliche Kugel erst dann traf, nachdem er die letzten Glieder seiner Gemeinde mit seinem Trostworte an das Thor der Ewigkeit geleitet hatte.

3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ists, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

8. Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

1. **Gedankengang**. Jugenderinnerungen schreiben die Alten. Auch Chamisso erkennt, obgleich erst 46 Jahre alt, nicht nur an dem greisen Haupte, daß er frühe gealtert ist, sondern auch an den Jugendbildern, welche ihm lange vergessen schienen und jetzt aufs neue emportauchen. Es sind Jugenderinnerungen, welche der 9jährige Knabe aus der Heimat mitgenommen hatte und welche nun aus langem Schlafe erstehen und lebhaft und klar vor des Mannes Seele treten. Er sieht sein väterliches Schloß von einem herrlichen Parke umgeben, er muß es ja erkennen an Türmen, Zinnen, an Brücke und Thor. Wo jedes dieser Erkennungszeichen so sicher ist, da kann kein Zweifel mehr sein. So geht es denn an ein Beschauen des so lange Entbehrten. Die das Wappen haltenden Löwen schauen vom Burgthor so traulich hernieder, wie vor 37 Jahren, als ob sie auch ihn wiederkennten nach so langer Zeit. Und der Greis eilt, mit Kindesaugen alles betrachtend, weiter. Jeder Blick läßt ihn etwas Neues sehen und als alten Bekannten wiedererkennen. Die Sphinx am Brunnen, der Feigenbaum sind noch in des Alten fester Erinnerung; auch die Fenster sind ihm unvergessen, hinter welchen der Knabe die ersten Träume geträumt hat. Das Grab des Ahnherrn in der Burgkapelle, das er als Kind so oft aufgesucht und mit Wehmut und Schauer angeschaut, ist ihm unvergeßlich, und die alte Waffenrüstung desselben, am Pfeiler hangend, ist der Erinnerung fest eingeprägt. Aber die Inschrift konnte das Auge noch nicht lesen, nur als ungelöstes Rätsel anstaunen — auch heute. Denn so steht das Väterschloß nicht mehr in der Champagne, sondern nur noch in der Erinnerung. Der Greis kann beschreiben und malen, was der Knabe geschaut und erlebt und als Knabe verloren und doch bewahret hat.

Das Schloß selbst steht nicht mehr, nicht einmal Trümmer, Ruinen sind noch vorhanden. Wo es stand und prangte, ist jetzt Ackerland.

Viel hat Chamisso verloren mit diesem Schlosse — die ganze ruhmreiche Vergangenheit der Familie, sein Vaterland; und alles haben ihm die Männer der Revolution genommen. Flucht er ihnen? Nein, er segnet den Boden, der ihm genommen ist mit seinen tausend Kostbarkeiten und Heiligtümern, und segnet zwiefach den jetzigen Besitzer des Landes.

Seinen Verlust hat er verschmerzt, die ihm gebliebene Gabe ist ihm teurer. Die Gabe des Gesanges wird in allen Ländern geschätzt und gibt ein neues Vaterland und entschädigt für Verluste. —

2. Zur Beurteilung. Zur Erkenntnis des politischen Standpunktes des Dichters bietet übrigens dies schöne, ja ergreifende Gedicht ebenfalls Anhaltspunkte dar. Allerdings kann er die Männer der französischen Revolution nicht loben, noch der Revolution selbst ein Loblied singen, wohl aber kann er anerkennen, daß aus dieser Schreckenszeit ein Segen hervorgegangen ist durch Gottes Weisheit und Güte. Und in Str. 7 und 8 liegt diese Anerkennung dem Segensworte des Dichters zu Grunde. Ja noch mehr. Der Dichter ist in keinem Stücke mehr geblendet von den Vorzügen, welche er dem Adel verdankt, — Adelsstolz kennt er nicht; der Vorzug des Adels gilt ihm nichts mehr in dieser Zeit, dessen Zeit ist vorüber.

Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit,
Schließt auf das Heiligtum, es werde Licht.*)

Sa erfahren wir es auch in seinem Gedichte: „Mahnung“ (1838.):

Willst deines Hauses Glanz du aufrecht halten?
Laß rosten deiner Väter Schild und Schwert,
Die thun es nicht, die geben nicht den Wert,
Die Zeit ist abgelaufen, wo sie galten.

Das Neue wird; das Alte muß veralten,
Die Meinung hat im Lichte sich verklärt
Und von der rauhen Faustkraft abgekehrt;
Das Wort ists, der Gedanke, welche walten.

Dort magst du die verfehmten Häupter sehen,
Männer des Wortes, welche tüchtig waren,
Und sehen ihre Sitze ledig stehen.

Von dir laß die Geschichte Gleiches melden;
Tüchtig, wie sie, erwirb und lasse fahren,
Und Deutschland rechnet dich zu seinen Helden.

Und nun noch ein Wort über Chamisso im allgemeinen und „das Schloß Boncourt“ im besonderen — Worte aus einem Briefe Friedrich Wilhelm IV., als er noch Kronprinz war, im Jahre 1836 geschrieben: „Wo haben Sie das Göthesche Deutsch her? Manche Franzosen

*) Schluß von Chamissos „Nachhall“ (1833.)

haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend einer es dem Besten gleich und darüber hinausgethan in der Sprache.

„Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine welsche, sondern ächt national, und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht — ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht! Ihre Strophen an Boncourt möcht' ich singen hören! Schon beim Lesen gehen einem die Augen über, und man gibt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Ackerer auf dem teuren Boden zurufen.

„Leben Sie wohl, lieber Herr von Chamisso. Darf ich sagen: auf Wiedersehen?

Friedrich Wilhelm".

[Litterarisches: Gude IV, S. 244. — Heintze, Anleit. z. Dispon. S. 28.]

Biographie des Dichters.

Der unter dem Dichternamen Adelbert von Chamisso bekannte Louis Charles Adelaïde de Chamisso de Boncourt ist am 30. Jan. 1781*) auf dem Schlosse Boncourt in der Nähe von Villers bei St. Menehould in der Champagne geboren. Sein Vater Louis Marie Comte de Chamisso, Vicomte d' Ormond, mußte in Folge der Revolution, in welcher auch das Stammschloß dem Erdboden gleich gemacht wurde, mit seiner Gemahlin, zweien seiner 4 Söhne und einer Tochter 1790 nach den Niederlanden und von da nach Deutschland fliehen; nach vorübergehendem Aufenthalte in Würzburg und Baireuth kam die Familie 1796 in Berlin an, wo der 15jährige Chamisso eine Stelle als Page der Königin Luise von Preußen und zugleich die Erlaubnis erhalten hatte, das französische Gymnasium zu Berlin zu besuchen. Während die Eltern unter dem Regiment des Consuls Napoleon nach der Heimat zurückkehrten, trat Chamisso in preußische Kriegsdienste und wurde im J. 1801 znm Lieutenant befördert. Schon in jener Zeit versuchte sich der junge Mann nicht blos im Dichten in französischer, sondern auch in deutscher Sprache und schrieb sogar im J. 1803 ein sonderbares dramatisches Stück „Faust", welches jedoch nicht nur Fragment blieb, sondern auch ein sehr unreifer Versuch ist, dem der Dichter später das Motto aus Öhlenschlägers Correggio vorsetzte: „Ich seh die Fehler jetzt." Nicht blos das poetische Talent, welches sich immer deutlicher entfaltete, obwohl der Dichter anfänglich

*) Als Geburtstag wurde bisher der 27. Jan. allgemein angenommen; der Dichter selbst wußte ihn im 34. Jahre nicht, sondern kannte nur als Tauftag den 31. Jan. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Chamisso am 30. Jan. geb. und bereits am folgenden Tage getauft wurde; aber der briefliche Vermerk, welchen Fulda, der neueste Biograph Chamissos, gefunden hat: 30. Jan. 1811. J'ai aujourd'hui 40 ans; comme le temps passe; beweist nur, daß Chamisso seinen Geburtstag später am 30. Jan. gefeiert hat. Auch auf der Granitplatte, welche des Dichters Grab deckt, ist der 30. Jan. eingegraben.

besonders viel mit der deutschen Sprache zu ringen hatte, sondern auch sein liebenswürdiger Charakter und seine Geistesfülle zogen einen andern Jüngling von verwandtem Charakter und Streben an, Varnhagen von Ense, mit welchem er gemeinsam — und zwar auf seine eigenen Kosten — 1804 einen Musenalmanach herausgab, welcher, obwohl meist noch unreife Schülerstudien und Jugendarbeiten enthaltend, doch nachsichtige Beurteilung fand und den jungen Mann dauernd der Dichtkunst gewann. Er fand einzelne Freunde unter Altersgenossen, wenn auch nicht unter seinen Regimentskameraden, deren Roheit und Oberflächlichkeit, auch Hochmut den edlen Mann anwiderte und abstieß, und an älteren Männern, wie Fichte und de la Motte Fouqué, wohlwollende Ratgeber. Dieser Musenalmanach, „das grüne Buch“, erlebte sogar 3 Jahrgänge und heißt seit dem 3. Jahrgange der „rote Almanach.“ Im Verein mit den neugefundenen jungen Freunden gründete Ch. einen Bund „Nordstern“, welcher litterarischer Tätigkeit gewidmet war, und studierte mit Varnhagen nach einander Griechisch und Lateinisch, bis er im Oktober d. J. 1805 mit seinem Regimente nach Hameln ziehen mußte. Sein Wunsch, den Kriegsdienst verlassen zu dürfen, blieb unerfüllt, bis die ganze Besatzung Hamelns durch eine schmachvolle Kapitulation kriegsgefangen wurde. Nun reiste er, den dringenden Wünschen seiner Eltern folgend, nach Frankreich, konnte aber nur an den Gräbern der beiden kurz zuvor verstorbenen Eltern weinen.*) Seine Geschwister konnten ihn nicht bestimmen, in Frankreich zu bleiben. Er zog im Sept. 1807 nach Berlin zurück, wo er endlich 1808 den lange erbetenen Abschied aus dem Militärdienste erhielt. Fortan suchte er mit emsigen Fleiße die Lücken seines Wissens auszufüllen, fühlte sich aber auch hier nicht glücklich und gab den Wünschen seiner Geschwister nach, indem er 1810 nach Frankreich zurückkehrte, wo er eine ihm angetragene Stelle als Professor am Lyceum zu Napoleonville antreten sollte; aber er kam nach Paris und erhielt die ihm versprochene Stelle nicht, weil überhaupt keine Vakanz vorhanden war. So studierte er denn, auf eine andere Stellung harrend, unermüdlich weiter, jetzt besonders Spanisch, trat in Verbindung mit der Dichterin Helmine von Chezy**) und durch deren Vermittlung in nähere Bekanntschaft mit der geistreichen Frau von Staël, jener eifrigen Gegnerin des Kaisers Napoleon, und als diese von Blois, ihrem ersten Verbannungsorte, ins Ausland vertrieben wurde, folgte Chamisso, welcher den Winter über bei dem Präfekten von Napoleonville Prosper von Barante, verbracht hatte, nach Coppet bei Genf. Von hier kehrte er, im Herbst 1812, nachdem er sich seit kurzem eifrig dem Studium der Botanik zu-

*) Die Mutter war am 24. Okt., der Vater am 3. Nov. 1806 †; der Sohn aber traf erst um Weihnachten in Paris ein.

**) Auch machte er damals die Bekanntschaft des in Paris weilenden Ludwig Uhland, sowie Aug. Wilh. von Schlegels, dessen Vorlesungen über dramatische Litteratur er mit Herm. v. Chezy gemeinschaftlich übersetzte.

gewandt hatte, nach Berlin zurück und begann dort an der neugegründeten Universität als 32jähriger Studiosus der Medizin besonders das Studium der Naturwissenschaften. Als das Jahr 1813 kam, ging er dem schweren Konflikt aus dem Wege, welchen Bewunderung des großen Napoleon und Liebe zu seinem Heimatvolke einerseits und Liebe zur neuen Heimat und Haß des Terrorismus, den Napoleon übte, andererseits hervorriefen, und begab sich auf das der gräflichen Familie Itzenplitz angehörige Landgut Cunersdorf, wo er den Sommer verbrachte, botanische Studien machte und zur Unterhaltung der Kinder seines Freundes Hitzig, sowie zu seiner eigenen Zerstreuung sein weltberühmtes Märchen Peter Schlemihl*) schrieb. Im Jahre 1815 schloß er sich der vom Kapitän, späteren Admiral von Krusenstern im Namen des Grafen Romanzoff geleiteten Entdeckungsreise nach der Südsee als freiwilliger Naturforscher an und umreiste auf dem von Kapitän Otto von Kotzebue befehligten russischen Schiffe Rurik die Welt. Diese Reise hat der Dichter in äußerst anziehender Weise beschrieben („Reise um die Welt"). Im Jahre 1818 nach Berlin zurückgekehrt, ward er von der Universität mit dem Doktordiplom beschenkt (1835 auch zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt) und von der Regierung zum Kustos der königlichen Herbarien ernannt. Im Jahre 1819 verlobte er sich mit einem jungen Mädchen, Antonie Piaste, damals 18 Jahre alt, welches er in Hitzigs Hause hatte groß werden sehen, und trat bald darauf in den Ehestand, welcher ihm zunächst eine Fülle des Glückes spenden sollte. Noch einmal suchte Chamisso im J. 1825 Paris auf, doch nur in geschäftlichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten. Jetzt fand er in Paris allgemein die ehrenvollste Aufnahme von Seiten der Gelehrten; er sah seine alten Freunde, aber es hielt ihn nicht mehr in Frankreich; Deutschland war ihm Heimat geworden.

Einen neuen Aufschwung nahm seine poetische Produktion in den dreißiger Jahren, den letzten 6 Jahren des frühe gealterten Dichters. Mit Gustav Schwab gab er einen deutschen Musenalmanach heraus von 1833—1838, und mit demselben sammelte er, der Ausländer, jetzt gewissermaßen der gefeiertste Dichter unter den Epigonen, alle jüngeren Kräfte um sich. Vom Jahre 1831 an brustleidend, im J. 1837 durch den Verlust seiner Gattin tiefgebeugt und immer schwächer werdend, trat er in den Ruhestand. Am 4. August 1838 wurde ihm derselbe mit vollem Gehalte gewährt; — aber er konnte der irdischen Ruhe nicht mehr lange genießen. Schon am 21. August ging er zur ewigen Ruhe ein.

Chamisso ist in mancher Beziehung ein Franzose geblieben; namentlich die Liebe zur Freiheit, welche sich in vielen seiner Gedichte so deutlich

*) Das hebr. Wort Schlemihl oder Schlemiel bedeutet nach Chamisso eigentlich Gottlieb, dann aber einen ungeschickten und unglücklichen Menschen, einen Unglücks- oder Pechvogel.

ausspricht und auch im J. 1830 ihn für kurze Zeit der Julirevolution zujauchzen ließ und sein rascher, klarer Verstand sind die Eigenschaften des Franzosen. Hierin rechnen wir auch seinen Sinn für Formvollendung und das geschmackvolle Urteil. Dagegen möchten wir seine Gemütlichkeit, seinen Tiefsinn, seinen Humor als deutsche Charaktereigenschaften bezeichnen. Außerordentlich günstig wirkte auf die Stählung seines Charakters die herbe, wechselvolle Jugendzeit, auf die geistige Entwicklung des Dichters seine großartige Reise ein, deren wichtigstes Ergebnis das war, daß er nicht nur die Schattenseiten, sondern auch die Vorzüge der fremden, wilden Völker kennen lernte und sagen konnte:

Und der das Lied euch gesungen,
Hat auch die Welt sich beschaut:
Er hat bei den Wilden gehauset
Und sich mit ihnen erbaut.

Jene große Reise hat ihn auch innerlich von der französischen Heimat losgelöst und ihn befähigt, nach Deutschland zurückgekehrt, sich ganz an das deutsche Volk anzuschließen, mit ihm sich zusammenzuleben, mit ihm eins in Sitte und Denkart zu werden.

In Swinemünde im Okt. 1818 gelandet dichtet er:

Bei der Rückkehr.

Heimkehret fernher aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Staub und knieet nieder,
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Deutschland hat seine Bitte erfüllt, und so kann er im J. 1831 („Berlin") singen:

Du meine liebe deutsche Heimat, hast,
Warum ich bat und mehr noch mir gegeben,
Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
Die eigne traute Hütte sich erheben,
Und der bescheiden kleine Raum umfaßt
Ein neuerwachtes, heitres, reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen.

Im Uebrigen verweisen wir bezüglich des Charakters des Dichters auf Dingelstedts Gedicht: Am Grabe Chamissos, dessen Erläuterung weiter unten folgen wird.

Chamissos dichterischer Charakter ist dem Göthes verwandt, indem auch er vorzugsweise Gelegenheitsdichter war, nicht der Idee ein reales Kleid suchte und schenkte, wie das Schiller that, sondern aus der Reihe realer Erscheinungen bedeutend Scheinendes heraushob und poetisch so verklärte, daß die dem Objekte innewohnende Idee zur Anschauung

gebracht wurde. Mit neuen Stoffen versah den Dichter dessen warmer Freund, der Kriminalist Hitzig. Unter diesen Stoffen waren ihm die liebsten, welche aus einer andern, als unserer europäisch-civilisierten Welt stammten, „wo es noch rohe Tugend und rohes Laster gibt. Dieses Verhältnis rechtfertigt Chamisso gegen den ihm oft gemachten Vorwurf des geflissentlichen Suchens nach dem Abnormen"*). Ein gewisser Hang des Dichters zu den besonders schauerlichen Stoffen ist übrigens nicht wegzuleugnen, und grade in solchen Stoffen, mit welchen der Dichter uns durchschauern, aber nicht schließlich beruhigen kann oder will, hat er das Bereich der Poesie eigentlich überschritten, so sehr wir auch Ursache haben könnten, die Lebendigkeit der Farben und die Tiefe der Idee eines solchen Gedichtes anzuerkennen. Doch bleiben der wahrhaft poetisch ausgeführten Gedichte noch genug, und zwar sind sowohl die epischen Gedichte (Erzählungen, Romanzen) Chamisso sehr gut gelungen, als auch die rein lyrischen, unter welchen namentlich mehrere Cyklen von Liebesliedern an Tiefe und Wert sehr hoch stehen („Frauenliebe und -Leben; Lebenslieder und Bilder." Allerliebst ist sein Märchen: Peter Schlemihl. Dieser Peter, ein armer Jüngling, verkauft den Bösen, den er unter der Gestalt eines grauen Mannes in der Gesellschaft vieler Reichen und Vornehmen kennen lernt, seinen Schatten gegen einen nie zu erschöpfenden Geldbeutel. Der Schattenlose wird zwar sehr reich, aber auch unermeßlich unglücklich. Doch alle Versuche, den Kauf rückgängig zu machen, scheitern, da der Böse nur gegen die Seele des Schlemihl den Schatten zurückgeben, Schlemihl aber lieber zeitlich unglücklich sein und von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen bleiben will, als seine Seligkeit verlieren. Zum Glück für den Ärmsten kauft derselbe unvermutet ein paar abgetragene Stiefel ein, in welchen er Siebenmeilenstiefel erworben hat. Die Reisen um die ganze Welt entschädigen ihn für das, was er in der Gesellschaft entbehrt, und so endigt dies Märchen, nachdem die wunderlichsten Erlebnisse uns vorgeführt worden sind, schließlich mit dem beruhigenden Gefühl der Resignation eines Alten, welcher auf ein Glück im diesseitigen Leben verzichtet und nach dem ewigen sich sehnt. — Man hat sich vergeblich bemüht, dieses Märchen als Allegorie anzusehen und auszudeuten. Barthel und A. haben unter dem Schatten das verlorene Vaterland verstehen wollen. Aber das Vaterland ist in Chamissos und unsern Augen nie etwas Nichtiges, Wesenloses, nie von der absoluten Wertlosigkeit des Schattens. H. Kurz denkt mit viel Grund an gewisse, in der vorurteilsvollen Gesellschaft für wertvoll, ja unentbehrlich gehaltene Eigenschaften, deren Mangel von der Gesellschaft sofort bemerkt und gerügt, nie übersehen und für gleichgiltig gehalten wird, ja deren Mangel für hinreichend gilt, um die mit demselben behaftete Person aus dem

*) W. Rauschenbusch in der Einl. zu Chamissos Werken. S. X.

Umgange zu verbannen. Bekanntlich wurde dies Märchen in einer sehr bewegten Zeit geschrieben. Der Dichter vergaß, mit den Kindern seines Freundes scherzend, die Schmerzen, welche sein zwischen Deutschland und Frankreich hin- und her schwankendes Herz folterten. Es ist das Märchen, in welchem mit anmutigem Humor Chamisso sich selbst als den Helden von tausend Abenteuern und den von ebensoviel Nöten und Enttäuschungen Gequälten schildert, in welchem auch eine Menge zeitgeschichtlicher Beziehungen auf Personen und Verhältnisse eingewoben und für Vertraute Chamissos erkennbare Charaktere eingezeichnet sind, in welchem endlich auch in überraschender Weise die spätere Reise Chamissos um die Welt vorausgeahnt erscheint, im Geist und im Anschlusse an die Romantiker geschrieben, und von Anfang an als eine der schönsten Blüten dieser Schule anerkannt worden. Später hat sich Chamisso mehr den französischen Béranger und den deutschen Uhland zum Vorbilde genommen, und auch als Übersetzer von Béranger sich noch besonderes Lob errungen. So viel Schwierigkeiten der Dichter auch in der Handhabung der Sprache zu überwinden hatte: in der Prosa, welche König Friedrich Wilhelm IV. mit Grund für „Götheſches Deutsch“ erklärte (besonders anziehend ist außer Peter Schlemihl auch seine Reise von ihm beschrieben), und in der Poesie hat Chamisso eine beneidenswerte Stufe von formeller Vollendung erlangt, ja eine Meisterschaft in der Handhabung von verschiedenen fremden Strophen, italienischen (Stanze und besonders Terzine) und sogar malaiischen, an den Tag gelegt. Die geringen Mängel im Reim, auf welche wir nur zum Teil aufmerksam gemacht haben, in der Satzkonstruktion und sonst sind dem Ausländer sehr verzeihlich, der übrigens in Deutschland heimischer geworden ist, als mancher Deutsche es war und blieb und ist.

Der Dichter war ein Feind aller Heuchelei, aber von tiefernstem, frommem Herzen, und gern spricht er dem Zöllner im Evangelium*) am Abende seines Lebens nach: „Sei Gott mir Sünder gnädig im Gerichte.“ Seine Gedichte werden auch gegen den Ausgang seines Lebens ernster und bedeutender. Seinen sieben Kindern, schon mutterlosen Waisen, ruft er 1838 zu im Gedichte: „Traum und Erwachen.“

Drum fahret wohl! wir sind in Gottes Hut,
Fahrt wohl, ich geb euch allen meinen Segen,
Ich will bequemer mich zur Ruhe legen.

Mit diesem Scheidegruß des Dichters von den Seinen will auch ich von dem liebenswerten Dichter scheiden. Einiges andere holen wir nach „am Grabe Chamisso's.“

Schriften des Dichters**).

Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Herausgeg. von La Motte Fouqué. Nürnberg 1814. — 3. Aufl. 1835. — Nach des Dichters

*) „Evangelium St. Lucä 18, 10“. 1838.
**) Die fachwissenschaftlichen Werke habe ich absichtlich ausgelassen.

Tod neu herausgeg. von Jul. Ed. Hitzig 1839. (Mit 16 Holzschnitten.). — 4. Aufl. Mit 6 Stahlstichen. München 1842. Ins Franz. und Engl. im J. 1843 übersetzt. — 6. (deutsche Aufl. 1845.) 7. Aufl. 1869. — Illustr. Volksausgabe. Fortgesetzt von Förster, mit 16 Handzeichnungen von Hosemann. 2 Aufl. 1849. — Mit Holzschnitten. Leipzig 1860. — Hamburg 1869.

Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise 1815 bis 1818. Weimar 1821.

Vertraute Briefe aus verschiedenen Weltteilen. (Kotzebues Wochenblatt 1816 bis 1818.)

Gedichte. 2 Bde. Leipzig 1831. — 8. Aufl. 1846. — 11. Aufl. 1850. — 19. Aufl. 1870.

Reise um die Welt. 2 Bde. Ebd. 1836. — 5. Aufl. 1864.

Werke 4 Bde. Ebd. 1836—39. — 5. u. 6. Bd. enthalten Chamissos Leben und Briefe (ersteres von Hitzig geschrieben, der beide Bde. herausgab) 1839. — 2. Aufl. 1842.

Deutscher Musenalmanach. 1833 - 1838. (Mit Gust. Schwab zusammen herausgegeben.)

Auswahl von Bérangers Liedern in freier Bearbeitung, hsg. v. Adelbert von Chamisso und Franz Freiherrn von Gaudy. Lpz. 1838.

Chamissos Werke. Hsg. von Heinrich Kurz. Kritisch durchgesehene Ausgabe. 2 Bde. Leipz., Bibl. Institut. Ohne Jahreszahl.

Gedichte von Adelbert von Chamisso. Mit Zeichnungen verschiedener Künstler und einer Einl. v. Wilh. Rauschenbusch. Berlin, G. Grote. 1874.

Über den Dichter:

Fulda, Landgerichtsrat Karl, Chamisso und seine Zeit. Leipzig, Reißner. 1881.

Matthias Claudius.

22. Bei dem Grabe meines Vaters.

[Werke, 9. Orig. Aufl. 1. u. 2. Teil. S. 96. Gerolsche Auswahl: Matth. Claudius, der Wandsbecker Bote. Gotha, Perthes. S. 22.]

1. Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

2. Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

3. Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ewgen Leben
Düft' um sein Gebein!

4. Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

1. **Zum Verständnisse des Gedichtes:** Das Gedicht steht am Schlusse der beiden ersten Teile von Claudius' gesammelten Werken, welche im J. 1774 erschienen; ein Bildnis, welches dem Gedichte beigegeben ist, stellt einen jungen Mann dar mit aufgelösten Haaren und Thränen im Auge, welcher aus einem Kruge Oel auf den Grabstein schüttet. Der Vater des Dichters stammte aus einer alten Pfarrerfamilie und hat zuerst in einem kleinen Dorfe auf der Insel Alsen als Diakonus, dann bis an seinen Tod als Pastor zu Rheinfeld gewirkt. Derselbe wird uns als einfacher, bibelfester, kerniger Mann, mit praktischem Verstande, tüchtigen theologischen Kenntnissen und guten musikalischen Gaben geschildert. Seine zahlreichen Kinder, unter denen Matthias der zweite Sohn aus der zweiten Ehe war, erzog und unterwies er in musterhafter Weise bis zur Konfirmation selbst. Auch ist noch erhalten eine praktische schriftliche Unterweisung zur Einrichtung und Ausnutzung des akademischen Studiums, seinem Sohne Matthias, als dieser die Universität Jena bezog, übergeben.

Matthias liebte seinen Vater außerordentlich, wie schon aus einem unreifen Gedichte, welches er als Knabe zum Lobe seines Vaters verfaßte, hervorgeht. Am schönsten und ergreifendsten bei aller Einfachheit ist freilich das obige Lied, welches die sanfte Wehmut und die innige Liebe des Kindes, das den Vater verloren, ebenso passend zum Ausdruck bringt, als die feste Gewißheit von dem seligen Abschiede und die ebenso zuversichtliche Hoffnung auf die Auferweckung durch Jesum Christum. — Der Dichter besucht seines Vaters Grab und wünscht auf die da schlummernden Gebeine den Frieden Gottes herab, den sanften Frieden Gottes. Hier an diesem Grabe hat nur stille Klage ihr Recht, nicht aber laute Schmerzesäußerung. „Ach", fährt der Dichter darum fort, seines Verlustes gedenkend und desjenigen, den alle Glieder der Gemeinde erfahren haben. Sie haben ja alle einen treuen Seelenhirten, einen guten Mann begraben und dessen Verlust beklagt; aber der Dichter hat mehr verloren (Str. 1), nicht nur einen Vater, sondern eine Quelle des Segens; er war ihm wie eine himmlische Erscheinung, wie ein milder Engel (Stern aus bessern Welten), und er wies ihn auch zu jener besseren Welt, er hat ihm nicht nur das irdische Brot gegeben, sondern auch das himmlische vermittelt, sodaß der Sohn dem Vater, abgesehen von dem frühen Tod des Vaters und dem Unvermögen des Sohnes, bisher dem Vater Unterstützung zu reichen, das Wort aus tiefstem Herzensgrunde nachrufen kann: „Und ich kann's ihm nicht vergelten, was er mir gethan". (Str. 2.) Möchte der Entschlafene, welcher so oft Sterbende getröstet, so innerlich gewiß von der Hoffnung des ewigen Lebens geredet hat, auch im Tode noch, aus dem Grabe heraus noch diesen Trost spenden, diese Ahndung mitteilen denen, welche dieses Grab besuchen. (Str. 3.) Und möge aus dem toten Gebeine diese Lebenskraft weiter ausströmen, bis Jesus Christus, der hochgelobte

und heilige Gottessohn, in seiner Freundlichkeit den schlafenden Bruder ruft und zur Rechten stellt und in das Reich des Vaters einführt. Für die Hinterbliebenen hat auch die Klage, die wehmütige Erinnerung ihr Recht, und so schließt der Dichter mit den Worten, mit welchen er begonnen hatte: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr.“

2. Schriftliche Aufgaben: Vergleichung mit Hölty's: Elegie beim Grabe meines Vaters.

Elegie beim Grabe meines Vaters. 1775.
(Von Ludw. Heinr. Christoph Hölty.)
[Geb. 21. Dez. 1748 zu Mariensee in Hannover, † zu Hannover 1. Sept. 1776.]
[Gedichte. Leipzig, Reklam. S. 108.]

1. Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz[1]) und riefen;
Und du gingst zu Gottes Ruh;

2. Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink[2]) durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht[3]).

3. Siehst das Buch der Welten[4]) aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell[5]);
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

4. Doch in deiner Überwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

5. Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab.

6. Daß mir deine Palme[6]) Kühlung wehe,
Kühlung, die von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Grau'n die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift.

7. Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe
Wonnestrahlend und beglückt, wie du;
Und mit dir auf einem Sterne lebe
Und in Gottes Schoße ruh'.

8. Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligtume,
Hingesäetes Gebein.

[Litterarisches: *Kahle, Claudius und Hebel. S. 7. — *Meyer, Matth. Claudius. Ein christliches Lebensbild. S. 9.]

---

23. Christiane.

[Werke 9. Aufl. 6. Teil S. 65. Gerolsche Auswahl. S. 22.]

1. Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

2. Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat Abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand;

---

[1]) Den Kranz oder die Krone der Überwinder. Vgl. 2. Tim. 4. 8; 1. Petr. 5, 4; Jak. 1, 12; Off. 2, 10. — [2]) im Nu, im Augenblick. Vgl. „Im Augenblick wird sie erheben sich bis an das Firmament“. (Jerusalem, du hochgebaute Stadt, V. 3. — Verf. Joh. Matth. Meyfart † 1642.) — [3]) 1. Joh. 3, 2. — [4]) Off. 5. — [5]) Off. 22, 27. — [6]) Off. 7, 9.

3. Und blieb denn lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir:
Das Sternlein anzusehen;
Und dankte Gott dafür.

4. Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

Zum Verständnisse des Gedichtes. Matthias Claudius war ein überaus glücklicher Familienvater. Die Außenwelt zog ihn nicht an; an seiner frommen Gattin Rebecka und seinen zahlreichen, treuen Kindern hatte er Freude genug. Besonders teuer waren ihm die beiden ältesten Töchter: Caroline, welche sich nachmals mit dem Buchhändler Friedrich Perthes, einem in der Zeit der Freiheitskriege und des wiedererwachten Glaubens-Lebens hochberühmten Patrioten und Christen und einem um den deutschen Buchhandel sehr verdienten Manne, vermählte und Christiane, welche am 2. Juli 1796, zwanzig Jahre alt, am Nervenfieber starb. Die erstgenannte Tochter schreibt über den Tod ihrer Schwester an die Gräfin Julie Reventlow: „Sanft ist sie entschlafen, aber sie hat schwere Stunden gehabt, ehe sie so weit war, und da sie jetzt die Arbeit des Sterbens überwunden hat, möchte ich sie nicht zurückrufen, auch wenn sie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb ist mir das Sterbebett geworden; dem, der zusieht, wird hier besonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nötig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, was uns im Tode halten und begleiten kann“.

Der Dichter hat wohl mit seinem Himmel seine glückliche Familie gemeint. Unter den Sternen, welche diesen Himmel zierten, hat er wegen seiner besonders schönen Eigenschaften einen besonders lieb gehabt, seine Tochter Christiane, von trefflichem Gemüte, eine liebliche, echt weibliche Erscheinung. In den Stunden der Erholung suchte er sie am liebsten auf und freute sich ihres Anblicks und dankte Gott für diese in der Tochter ihm gespendete Freude. — Aber das Sternlein ist nicht mehr am gewohnten Ort, es fehlt die liebe Tochter dem schwergeprüften Claudius überall, dessen Sehnsucht nach seiner Tochter groß genug ist. Doch weiß er gar wohl, wohin „das Sternlein“ gegangen ist. Denn in dem zweiten, auf Christiane gedichteten Liede spricht sich Claudius darüber deutlich genug aus:

Bei ihrem Grabe.
(Geroks Auswahl S. 23.)

1. Diese Leiche hüte Gott!
Wir vertrauen sie der Erde,
Daß sie hier von aller Not
Ruh', und wieder Erde werde.

2. Da liegt sie, die Augen zu,
Unterm Kranz, im Sterbekleide! . . .
Lieg und schlaf in Frieden du,
Unsre Lieb und unsre Freude.

3. Gras und Blumen gehn herfür,
Alle Samenkörner treiben,
Treiben — und sie wird auch hier
In der Gruft nicht immer bleiben.

4. Ausgesä't, nur ausgesä't
Wurden alle die, die starben,
Wind- und Regen-Zeit vergeht,
Und es kommt ein Tag der Garben.

5. Alle Mängel abgethan
Wird sie denn in bessern Kränzen
Still einhergehn und fortan
Unverweslich sein und glänzen.

[Litterarisches: *Kahle a. a. O. S. 12. — *Meyer a. a. O. S. 89. 90.]

---

24. Die Sternseherin Lise.

[Werke. 7. Teil. 9. Orig.-Aufl. S. 112. — Gerok'sche Auswahl S. 11.]

1. Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

2. Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur;

3. Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit,
Und kann mich satt nicht sehn . . .

4. Dann saget, unterm Himmels-Zelt,
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt' was Beßres in der Welt,
Als all ihr Schmerz und Lust“. .

5. Ich werf' mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich darnach.

1. **Erläuterung.** Lämmer auf der Flur, = hin und her zerstreute Sterne, Einzelsterne.

Str. 2. Rudel, ein ziemlich neuer Jägerausdruck, = ein Haufe mit einander gehenden Wildes. Die Hirsche, Wölfe scharen sich oft zu Rudeln zusammen. Gemeint sind mit diesem Ausdrucke Sternbilder, wie das Siebengestirn (Plejaden), der große und kleine Bär rc. Als Perlenschnüre erscheinen uns die Schlange, der Gürtel des Orion, u. a.

Str. 4. V. 4. ist eine kleine grammatische Härte. Man erwartet: als all' ihr Schmerz und ihre Lust. Aehnlich in Chamissos Waschfrau: „in meinen Grenzen und (meinem) Bereich.“ (Schlußstrophe. Vgl. Erl. I, S. 101.)

2. **Zum Verständnisse des Gedichtes.** Möglich ists, daß eine der Töchter des Wandsbecker Boten um ihrer Liebhaberei an den Sternen willen diesen scherzhaften Beinamen geführt hat, sicher dagegen, daß der Dichter hier seinen eigenen Gedanken und Gefühlen einen Ausdruck verlieh. Denn Claudius war in besonderem Grade ein Naturfreund. Davon zeugen seine poetischen und prosaischen Schilderungen der Jahreszeiten, die Bauernlieder und anderes. Sein Auge aber sieht die Natur ganz anders an, als mancher andre Dichter, welcher in sentimentaler Verschwommenheit die Natur vergöttert; ihm ist die Natur Gottes Buch, und von Gottes Offenbarung erleuchtet vermag er in diesem Buche zu lesen, zu eigener und anderer Erbauung. Wie er den Himmel beobachtet, darüber spricht er sich selbst in seinen Werken aus: „Mich dünkt, der

bloße Eindruck in einer heitern Nacht lehrts einen auch schon, daß die, mit so unbeschreiblicher Freundlichkeit leuchtenden Sterne nicht kalte, müßige Zuschauer sind, sondern Angehörige der Erde, und Freunde vom Hause." — — — „Die Himmelslichter sind doch wirklich, wie die Augen am Menschen, offenere oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint". (W. W. III, S. 28. 29.)

3. **Gedankengang** der einzelnen Strophen: Um Mitternacht, wenn ich mein schweres, langes Tagewerk vollbracht habe, und alles zur Ruhe gegangen ist, da ist es mir noch eine besonders hohe Erquickung, vor das Haus zu treten, und den Sternenhimmel zu betrachten. Auf Erden ists dunkel, still und feierlich, niemand stört mich in meinem Schauen und in meinen Betrachtungen, dort oben aber ists hell, still und doch lebendig. (Str. 1.) Ich sehe die einzelnen Sterne, und sie erscheinen mir wie Lämmer auf der Weide*), und die Sternbilder kommen mir vor wie Rudel grasender Hirsche, oder wie Perlen, zu einer kostbaren Schnur vereinigt. (Str. 2.) Ihr Funkeln aber, aus der weitesten Ferne zu mir herab, und dabei so schön und rein, vereinigt sie alle für mich zu einer großen Herrlichkeit, welche mein Auge zu schaun nicht müde wird (Str. 3.) Und wenn ich diese Himmelsherrlichkeit betrachte, dann sagt mir eine innere Stimme: Sieh', es gibt doch noch eine schönere Welt, als die irdische, welche uns oft nur ein Jammerthal ist, und eine vollkommenere Freude, als die Erde sie spenden kann und oft spendet (Str. 4.). Mit diesen Gedanken suche ich mein Lager auf, und sie verscheuchen mir noch lange den Schlaf; ich denke dieser ewigen, noch unsichtbaren Herrlichkeit, Ruhe und Freude nach, und mein Herz empfindet die Sehnsucht nach jener Welt. (Str. 5.)

4. **Zur Beurteilung:** H. Kurz sagt: „Ich halte dies Lied unbedingt für das gelungenste und ächteste Volkslied unseres Claudius, weil es uns bei der einfachsten und anspruchlosesten Darstellung in die tiefsten Tiefen des von der Sehnsucht nach dem Höheren ergriffenen menschlichen Gemüts blicken läßt; wiederum ist es die Anschauung der Natur, die den Dichter beseelt, weil sich ihm ihre Bedeutung eröffnet hat".

[Litterarisches: *Kahle, S. 31. — *Meyer, S. 61. — *Kehrein, Lesebuch f. die ob. Klassen, S 366. — *Kurz, III, S. 194.

---

25. Abendlied.

[W. W. 9. Aufl. 4. Teil. S. 41. Gerok'sche Auswahl S. 9.

1. Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,

---

*) Vgl. „Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der goldne Mond". (Hoffmann von Fallersleben). Auch Schillers Rätsel: Auf einer großen Weide gehn x. beruht auf derselben Anschauung.

Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

2. Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

3. Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

4. Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

* * *

6. Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

1. Erläuterungen.

Str. 1. Das Lied soll gesungen werden, und der Dichter denkt sich als Sänger eine Gemeinschaft von „Brüdern“, d. h. von Nachbarn und Freunden, welche nach der Tagesarbeit sich zusammen finden, weil sie dieselbe Glaubensgrundlage haben und derselben Christenhoffnung sich erfreuen. Vorausgesetzt ist eine Mondnacht. — Der Wald steht schwarz, nicht vom Mondlicht erleuchtet; steht ist wirkungsvoller als ist; der Wald schweiget = eine schöne Metonymie = der Wald, statt der darin befindlichen, jetzt auch ruhenden Bewohner, vor allem der gefiederten Sänger.

Der weiße Nebel wunderbar. Das Wort wunderbar wird sonst allerdings vorwiegend gebraucht, um eine Erscheinung auszudrücken, welche wir uns nicht erklären können; da das hier nicht zutrifft, so hat man wohl an wunderbare Gestalten gedacht, in welchen der Nebel aufsteige, an die oft beobachteten seltsamen Formen. (Kahle.) Ich erkläre das Wort wunderbar = in wunderschöner Weise, d. h. in außerordentlich schöner Weise, so daß der Dichter unwillkürlich die Werke Gottes bewundern muß.

Str. 2. Die Welt wird hier eine stille genannt, weil kein Geräusch hörbar ist; und weil sie so still ist und obendrein von der Dämmerung halb verhüllt wird, so erscheint sie dem Dichter weit mehr vertrauenerweckend (traulich) als sonst und darum auch ihm viel geneigter (hold) als am Tage. — Als = wie eine stille Kammer [erscheint die Welt], da [in

welcher] ihr des Tages Jammer [Mühen, Sorgen und Kummer] verschlafen [zeitweise] und [gänzlich] vergessen sollt.

Str. 3. Nach meiner Auffassung sieht der Dichter wirklich den Vollmond, nicht eine bloße Sichel (Reuter), auch nicht einen durch Wolken teilweise verhüllten Mond (Kahle). Und der Dichter spricht, weiter reflektierend aus, daß man doch nicht den ganzen Mond überschaue, obgleich der weniger Gebildete ihn für rund und schön hält, d. h. vollkommen zu schauen glaubt und daran nicht glauben will, daß der Mond eine Kugel sei, dessen andere Hälfte er nie zu sehen bekomme. Lachen wir ja nicht über diese Ungläubigen, welche an die jenseitige Mondkugelhälfte nicht glauben wollen, weil sie dieselbe nicht sehen können; machen wir, d. h. die Aufgeklärten, die Gebildeten es nicht mit vielen anderen Dingen, geistlicher und darum unsichtbarer Art, ebenso, daß wir uns vollständig berechtigt glauben („getrost"), sie wegzuleugnen (zu belachen), weil unsre Augen sie nicht gesehen haben oder sehen können?

Str. 4. Wir, d. h. die (ein wenig) wissenden und darum so leicht (stolzen) aufgeblähten Menschenkinder sind eitel, d. h. ohne alle Ausnahme arme Sünder, welche gar nicht viel wissen (an denen ebenso viel bezüglich der Erkenntnis, als bezüglich der Tugend fehlt, welche also zur Selbstüberhebung und geringschätziger Beurteilung anderer gar keinen Anlaß haben). Statt uns demütig unter die Offenbarung zu stellen, stellen wir uns stolz über dieselbe, vertrauen auf unsere eigene Vernunft, welche doch, auf sich allein gestellt, nur Luft- oder unhaltbare Gespinnste hervorbringt, trotz aller aufgewandten Mühe mit der eigenen Kunst die Wahrheit nicht erreicht, ja sich immer weiter von ihr entfernt.

Str. 5. Dein Heil ist das, was du zu unserm Heil uns offenbarst; das ist unvergänglich und allein wertvoll, während unserer Gedanken Produkte vergänglich und eitel sind, in Not und im Tode keinen Halt, im Leben keine dauernde Befriedigung gewähren („traun — freun".) Zerbrich darum unsern Hochmut und unsern Unglauben und laß uns werden, wie die Kinder: demütig, gläubig und fröhlich.

Str. 6. sonder Grämen, d. i. ohne einen harten, schweren Abschied. Laß uns in (den) Himmel kommen: die uns hart klingende Elision von den ist in der früheren Zeit ganz gewöhnlich.

Str. 7. Das Gefühl der Kälte nötigt, die Betrachtungen- und Bitten abzubrechen, bezw. abzukürzen. Mit der Bitte um Abwendung von Bösem (Strafen) und um Zuwendung eines erquickenden Schlummers, sowie einem herrlichen fürbittenden Worte um Erquickung des kranken Nachbars schließt der Dichter sein schönes Lied in herzbewegender Weise.

2. Gliederung. Das Lied zerfällt in drei Teile:

I. Anschauen der mondbeglänzten Naturlandschaft. Str. 1.

II. Gedanken beim Anblick derselben: (Str. 2—4.)

a, der Welt:

Die stille, trauliche, holde Welt ist dem Menschen gegeben zum Vergessen des irdischen Jammers. (Str. 2.)

b, des Mondes:
α, der obgleich nur halb sichtbare Mond ist rund und schön — so sind auch viele Dinge nicht unseres Spottes, sondern unserer Bewunderung wert, obgleich wir sie halb nur oder gar nicht sehen. (Str. 3.)
β, Unsere sittliche und intellektuelle Beschränktheit gehen Hand in Hand, uns von der Wahrheit immer weiter entfernend. (Str. 4.)

III. Gebet: a, um göttliche Offenbarung und
b, um kindlichen Glauben (Str. 5.)
c, um sanften Tod und seliges Leben (Str. 6.)
d, um eine gute Nacht (Str. 7.)
α, für uns erbittend:
1. Bewahrung vor Bösem;
2. Zuwendung eines sanften Schlafes;
β, für den kranken Nachbar dasselbe wie für uns.

3. Die Form des Liedes ist dem bekannten Abendliede Paul Gerhardts: „Nun ruhen alle Wälder" nachgebildet.

Das Reimbild ist aabccb; a und c sind klingende Reime, während b stumpf ist. Die Strophe besteht aus 6 Versen, von welchen V. 1. 2. 4. 5. (◡ — ◡ — ◡ — ◡), aus drei Jamben mit überzähliger Silbe, V. 3 und 6 aus 3 vollzähligen Jamben zusammengesetzt sind. Einige Härten, dadurch entstanden, daß schwertonige Silben in die Senkung verlegt sind, müssen durch die Betonung verdeckt werden.

Das Lied besitzt eine eigene, vortreffliche Melodie von J. A. P. Schulz, kann aber auch nach der Melodie: „Nun ruhen alle Wälder" gesungen werden.

4. Zur Beurteilung des Liedes will ich auf die Thatsache hinweisen, daß Herder diesem Liede allein unter allen zeitgenössischen die Ehre gegönnt hat, daß er es in seine Sammlung von Volksliedern („Stimmen der Völker in Liedern") aufnahm, und zwar mit der Begründung: „er habe damit einen Wink geben wollen, welchen Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden." — Gelzer sagt: „Was allen Blumen Claudius'scher Sinnigkeit die Krone reicht, ist sein Lied: „Der Mond ist aufgegangen" — vielleicht das Schönste, was in deutscher Zunge gedichtet worden, wo Glaube und Hoffnung, Sehnsucht und Friede, Erde und Himmel zu einem Wohllaut im Menschenherzen, zusammenfließen." — Noch seien hier einige Bemerkungen W. Herbsts, des geistreichen Biographen Wandsbecker Boten, über das Lied angereiht. Er sagt (S. 227 seiner Schrift: Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Ein deutsches Stilleben. 3. verm. Aufl. Gotha. 1863): „Der eigene Zauber dieses Liedes liegt gerade darin, daß es keine bloße Abschrift der Natur ist und ebensowenig eine bloße Empfindung in der Natur. Gleichsam mit geschlossenem Auge läßt der Dichter die geschaute Schönheit an dem

inneren Blick vorübergehn und wirkt durch solches Nachdenken der großen Schöpfungsgedanken, daß man nicht blos glaubt an die Wahrheit dieser Naturbildnerei, daß man das Bild schaut mit seiner im Innern webenden Seele, und verwandte Stimmungen wach werden.“ — — (S. 232) „In den Schlußversen des Abendlieds richtet die feierliche Abendstimmung in der dunkelnden, müden Natur den Blick nach oben. So reißt er allenthalben seine eigene wie des Lesers Seele von der Erde zum Himmel hinauf, vom Kleinsten öffnet er eine Fernsicht ins Weite und Hohe, vom Äußern führt er uns in die Stille und Tiefe der innern Welt. Die Übergänge aber von dem Diesseits zu dem Ahnen des Jenseits sind bei ihm mitunter leise und unvermerkt, öfter plötzlich und unvermittelt. Er will es ernst und stark zu Gemüte führen, daß hinter der Natur ihr Gott, hinter dem Leben aber der Tod stehe.“

[Litterarisches: *Kurz III. S. 194. — *Kahle, S. 36. — *Meyer, S. 64. — *Herbst a. a. O. — *Reuter, S. 154.]

---

26. Abendlied eines Bauersmannes.

[Werke, 9. Aufl. 3. Teil. S. 7. — Geroks Auswahl S. 8.]

1. Das schöne große Tag-Gestirne
Vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und denn tisch' auf!

2. Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es Abends gut zu schmecken;
Und ist am besten Raum.

3. Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör, mich hungert's sehr;
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her.

4. Dem König bringt man viel zu Tische;
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische,
Und Panzen und Postet.*)

5. Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frei,
Der ordert ihm sein Tafelwesen
Und präsidiert dabei.

6. Gott laß ihm alles wohl gedeihen!
Er hat auch viel zu thun,
Und muß sich Tag und Nacht casteien,
Daß wir in Frieden ruhn.

7. Und haben wir nicht Herrenfutter,
So haben wir doch Brot,
Und schöne frische, reine Butter,
Und Milch, was denn für Not?

8. Das ist genug für Bauersleute,
Wir danken Gott dafür,
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

9. Es präsidiert bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein!
Und kuckt von oben in die Schale
Und thut den Segen h'nein.

*) Panzen = erster Rindermagen, in Norddeutschland als Speise zubereitet (Panse, Banse). — Postet = Pastete. (Gerok schreibt Pastet.)

10. Nun Kinder esset, eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!

Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin glücklich und bin reich!

1. **Gedankengang.** Es ist Abend geworden. Die saure Tagesarbeit ist nun gethan, der Feierabend gekommen. Der Landmann ruft sein liebes Weib zu sich vor das Haus, daß es ihn begrüße, ihm den Schweiß von der Stirn wische und das Essen bereite (Str. 1.) Es bedarf keines Tisches für den genügsamen, glücklichen Hausvater. Unter dem großen Apfelbaum soll die Speise aufgetragen werden; da ist Platz genug für die Familie, und da schmeckt es dem Vater am besten, besser als in der dumpfen Stube (Str. 2.) — Auch nach dem Anblicke seiner kleinen rotwangigen Kinder verlangts ihn, ja die Mutter soll ihm sogar den Kleinsten aus der Wiege herbeibringen, falls er nicht schlafe (Str. 3.) — Der arme Landmann dünkt sich jetzt besonders reich. Ein König kann nicht reicher sein. Zwar sind dessen Speisen kostbarer und reichlicher; derselbe soll sogar täglich Fleisch und Fische zu genießen haben, ja noch größere Leckereien, Panzen, Pasteten. (Str. 4.) Ein eigener Beamter soll sogar bestellt sein, welcher blos für die königliche Tafel zu sorgen, sonst nichts zu thun, jedesmal bei Tische die Anordnungen zu treffen (zu präsidieren) habe („Truchseß") (Str. 5.). Doch ist das alles dem Könige wohl zu gönnen, welcher sich unaufhörlich zu quälen (kasteien) hat, um nur das Wohl seines Landes zu besorgen (Str. 6.). — Der Bauer hat zwar keinen vornehmen Tisch, aber doch schmackhafte Speisen, gutes Brot, frische Milch, reine Butter — was bedarf er mehr? („was denn für Not?") (Str. 7.) — Für zufriedene Bauersleute ist das ein sehr voller Tisch, ein königliches Mahl. Die Beleuchtung geben die Sternenheere (Str. 8.). Vorsitzender bei der Mahlzeit ist der Mond, welcher von oben uns beleuchtet und segnet (Str. 9.) In solchem Glücke kann der Vater den Kindern freudig zurufen: Esset und seid fröhlich, freuet Euch der Gabe, die Gott gegeben hat und segnen mag. Ich tausche mit keinem Könige, ja mein Glück und Reichtum kommen mir weit beneidenswerter vor, als alle scheinbaren Vorzüge des Königs. (Str 10.)

2. **Claudius als Bauerndichter.** Verwandt in ihrer Grundanschauung sind viele Gedichte des Matthias Claudius mit den Idyllen der Zeitgenossen, besonders denen von J. H. Voß; es kommt dem Dichter wesentlich darauf an, das Glück des Bauernstandes in seiner Beschränktheit, in der Einfachheit des Lebens nachzuweisen und zu preisen. Das ist hier und öfter geschehen. Vgl.: Morgenlied eines Bauersmannes (W. W. III, S. 1.), das Lied vom Reisen (W. W. IV, S. 3.), der glückliche Bauer (W. W. V, S. 96), Täglich zu singen (W. W. III, S. 52.), das Bauernlied (W. W. IV, S. 30.) Zugleich zeugen alle diese Lieder nicht nur von des Dichters eigener Bescheidenheit und Genügsamkeit, sondern auch von seiner Vorliebe für den Bauernstand, zu

welchem er sich selbst rechnete. Seit der Rückkehr aus Darmstadt nach Wandsbeck ward er selbst zum „Bauer.“ Bald wurde „die milchende Ziege, weil sie dem Hause nicht mehr den vollen Bedarf liefern konnte, abgeschafft; statt deren traten zwei Kühe in die Wirtschaft. Diese hatten ihren Weideplatz hinter dem Hause, an welches sich zunächst der Obst- und Gemüsegarten anschloß“. (Kahle, S. 45.) Ja es sind persönliche Erfahrungen, welche er in seinen Bauernliedern in so glücklicher Weise ausspricht. Was ihm aber den Bauernstand besonders wert macht, ist der Umstand, daß nach Claudius' Ansicht der Bauer in viel unmittelbarerem Verkehr mit Gott steht, viel leichter und handgreiflicher zu ihm geführt wird.

O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand,
Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand;

Und siehts vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt. („Der glückliche Bauer“ W. W. V, S. 97.)

3 **Schriftliche Aufgaben:** 1) Das Lob des Bauernlebens. — 2) Ein Städter auf dem Lande. — 3) Bericht eines Bauernknaben über den Besuch einer großen Stadt. Vgl. Castelli's Gedicht. — 4) Claudius als Bauerndichter.

4. **Zur Vergleichung** für das 3. Thema der schriftl. Aufgaben diene:

Des Bauernknaben Beschreibung der Stadt.

(Von Ignaz Vincens Franz Castelli.)

[Geb. 6. Mai 1781 zu Wien, † in Lilienfeld bei Wien am 5. Febr. 1863.]

1. Vater! laß mich zu Atem kommen,
Das war was Prächtiges in der Stadt.
Mein Pate — ihr wißt — hat mich mitgenommen
In die große, herrliche Stadt.
Es ist ja da drinnen grad' wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch um und um,
Man wird in dem großen Lärm und Getümmel
— Ihr könnt es mir glauben — ordentlich dumm. —

2. Das ist ein Turm, — potz Donner und Hagel! —
Der reicht euch fast in die Wolken hinein,
Der unsrige ist gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig soll er noch höher sein. —
Die Häuser seh'n alle aus wie die Schlösser,
Sie sind — so wahr ich kein Lügner bin —
So groß als unser Schloß — wo nicht größer —
Da wohnen gewiß nur Verwalter darin. —

3. Doch hat mich gewundert, — das muß ich euch sagen —
Die Thüren von manchem Haus sind so klein,
Da kann ja kein heubeladner Wagen,
Nicht einmal ein rechtschaff'ner Ochse hinein;
Auch hab' ich keine Gärten gesehen,
Nicht Wiesen, noch Aecker bei einem Haus:
So eingesperrt, Vater, könnt' ich nicht bestehen,
Sie sehen auch alle so bleichwangig aus.

4. Die Wagen sind prächtig, mit Gold auch beschlagen,
Doch Eins ist närrisch, — das klärt mir mal auf, —
Die schlecht Gekleideten sitzen im Wagen,
Und die Goldenen und Silbernen steh'n hinten auf, —
Und entweder müssen's den Hafer sparen,
Oder so ein Herr muß gewichtig sein,
Denn will er nur durch ein paar Gassen fahren,
So spannen's ihm oft gar vier Perde ein. —

5. Und Leute gibts, Vater, in allen Straßen,
— Sie stoßen einen bald her, bald hin, —
Das hab' ich mir's einmal nicht nehmen lassen,
Es ist ein ewiger Kirchtag da drin.
Jedoch erschrak ich bei jedem Blicke,
All' Schritt kam mir ein Schulmeister in Lauf,
Sie tragen in Wien zwar keine Perücke,
Doch haben — wie uns'rer — sie Brillen auf. —

6. Ich bin mit dem Patchen im Wirtshaus gewesen,
Da hat man Speisen und Braten vollauf,
Kein Mensch kann den ganzen Zettel durchlesen,
Doch das Beste — die Knödel — steh'n doch nicht drauf. —
Der Wein, lieber Vater, war schwer zu genießen,
's war der, den ihr heißt den Drei-Männer-Wein,
Wo zwei den dritten hübsch halten müssen,
Damit er ihn bringt in die Gurgel hinein.

7. Kurzum! die Stadt hat mir gut gefallen,
Doch bin ich wie närrisch zum Wagen gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitsche knallen,
Und als er rief: „Es ist angespannt!"
Und wie hinter mir war der Häuserhaufen,
Da schrie und jauchzte ich laut vor Lust.
Jetzt, Vater, jetzt laßt auf die Wiese mich laufen,
Denn immer noch ist es mir eng um die Brust.

[Litterarisches: *Kahle, S. 39 ff. — *Kriebitzsch, Musterstücke, S. 80.]

27. Rheinweinlied.

[Werke. 9. Aufl. 3. Teil. S. 79.]

1. Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

2. Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
Noch, wo man Franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

3. Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut!

4. Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle wert.

5. Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

6. Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.

Das bringt nur Silbererz und Koboltkuchen,
Und etwas Lausegold.

7. Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Guckuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

8. Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

9. So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

1. Erläuterungen.

Str. 1. Mit Laub oder mit Blumen bekränzten schon die Alten, Griechen und Römer, die Pokale, namentlich in der Feststimmung; sehr beliebt war die Bekränzung in dem Klopstockischen Kreise (im Hainbunde, dem auch Claudius zugehörte; in diesem trank Hölty fast nur aus bekränztem Becher). Und auch bei uns ist diese Sitte noch hier und da zu finden. — Europia ist eine komische, natürlich absichtliche Entstellung des Wortes. —

Str. 2. Allerdings wächst in Polen kein Wein; das thut aber auch nichts zur Sache; Polen ist für das Ausland, das fernliegende, gesetzt, wie Ungarn und Frankreich. — St. Veit hatte ich bereits in den Berichtigungen am Schlusse des 2. Bandes der 2. Aufl. erklärt: „Aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutet dieser Ausdruck keinen Geringeren, als den Teufel selbst, dessen mittelalterlicher Name Junker (vgl. Ritter!) Valant war. Aus Valant scheint Velten und Veit sich, vielleicht durch Mißverständnis, entwickelt zu haben. Das Sankt ist dann vorgesetzt worden, als man den Veit für einen Kalenderheiligen hielt. Mit Vitus (Veitstanz) läßt sich auch ein Zusammenhang herstellen, da der Veitstanz früher als ein Zeichen der Besessenheit durch einen Teufel aufgefaßt wurde. Jetzt freilich gilt St. Vitus als Schutzpatron und Arzt der Veitstänzer.“ Inzwischen bin ich noch einer, vielleicht der richtigsten, Erklärung auf die Spur gekommen. Der Slaven Hauptgott hieß Swantevit, in Pommern (z. B. auf Arcona) und sonst eifrigst verehrt. Christliche Priester lehrten die Pommern in ihm den Teufel sehen und fürchten und gaben ihnen als Schutz wider den Teufel den ähnlich lautenden Heiligen „Sankt Vitus“. Nun mußte sich Skt. Veit gefallen lassen, daß sein Name gemißbraucht wurde zur Bezeichnung dessen, den er verdrängen und ersetzen sollte, d. h. des Teufels.

Str. 3. Vgl. Klopstocks Ode: „Der Rheinwein“. (1753.) Dort heißt Str. 6. 7.:

Rheinwein, von ihnen hast du die edelste,
Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
Nachahmst! bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark, und von leichtem Schaum leer.

Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Atmender trinkt, und nur gleitend fortschifft.

Die Eigenschaften, welche Claudius dem Rheinweine zuschreibt, decken sich mit denen, welche er den echten Deutschen nachrühmt.

Str. 4. weiland heißt ahd. wîlont, mhd. wîlent und wîlunt; es ist aus dem Dativ des Wortes Weile (ahd. wîla, Dat. wîlon; mhd. wîle, Dat. wîlen) und dem Anhängsel t gebildet und bedeutet ehemals, früher. Gewöhnlich in adverbialer Bedeutung steht es hier wie das Adjektivum: die früheren, alten (Kreter).

Von den Kretern hatte ihr eigner Landsmann (Prophet) Epimenides gesagt, sie seien immerdar Lügner, böse Tiere, faule Bäuche. Sprichwörtlich ist dies Wort erst durch die Bibel geworden, da es Paulus im Briefe an Titus (Kap. 1, 12.) citiert.

Die Berge sind nicht der Stelle wert, des Platzes, den sie einnehmen und anderen, rebentragenden Hügeln versperren.

Str. 5. In Thüringen haben wir zwar schöne Berge, aber ihr Gewächs ist nichts wert. Es wird nämlich von dem Unterharz südlich bis zum Frankenwald und den Henneberger Höhen hie und da Wein gezogen — aber der taugt nicht viel.

Str. 6. Auch das Erzgebirge, welches doch ziemlich viel Platz einnimmt, hat in den Augen des Zechers keinen Wert. Es bringt zwar Silbererze und Kobolt (Kobalt ist ein Metall, welches, mit Schwefel verbunden, Kobaltkies, mit Arsen vereint, Speiskobalt heißt; die tellerförmigen, geschmolzenen Eisenmassen werden von den Hüttenleuten Kuchen genannt.), und etwas Lausegold d. h. lausiges Gold hervor. Aber was hat Kobaltkuchen, Silbererz und das bischen Gold für einen Wert im Vergleich zu dem Rebensaft, und namentlich in den Augen eines vergnügten Trinkbruders!

Str. 7. Der Blocksberg oder Brocken ist der höchste Berg im Harze, 1098 Meter hoch. Dieser bringt nun vollends gar nichts hervor, nicht einmal einen vernünftigen Wald. Das einzige, was ihn auszeichnet, ist der Wind, und darin ist der Brocken dem Riesen Goliath, dem alten Windbeutel, ähnlich (Vgl. 1. Sam. 17, 4.).*) — „Der Guckuck und sein Küster". Viele alte Sagen berichten, daß auf dem Brocken der Teufel und die Hexen ihr Wesen haben. Besonders bekannt ist der Tanz der Hexen in

*) Die jetzige Verwendung des Wortes Philister wird so erklärt: „Im J. 1693 entstanden im Gasthofe zum gelben Engel zu Jena Streitigkeiten zwischen Studenten und Bürgern, wobei ein Student erschlagen wurde. Am Sonntage darauf predigte der Superintendent Götze heftig gegen diese That und sagte: es sei bei diesem Mordhandel hergegangen, wie in der Schrift geschrieben stehe (Richt. 16, 20.): „Philister über dir, Simson." Am Abend liefen die Studenten durch die Gassen und schrieen: Philister über dir, Simson! Von dieser Stunde an wurden die jenaischen Bürger Philister genannt, welche Benennung dann auf andere Universitäten und so allmählich ins bürgerliche Leben überging". (Vgl. Kehrein, Leseb. S. 337.).

der Walpurgisnacht (vom 30. April zum 1. Mai), vor welcher der ländliche Aberglaube alle Haus-, Scheunen- und Stallthüren mit 3 Kreuzen gegen die Beschädigung durch den Teufel und dessen Gesellinnen feit. Auf dem Brocken zeigt man den Hexentanzplatz, auf welchem die Hexen in der Walpurgisnacht zusammenkommen, nachdem sie auf Besen oder Ofengabeln durch die Schornsteine aufgefahren und durch die Lüfte geritten sind. Auf den Blocksberg wünscht man einen meist scherzhaft, statt ihn zum Teufel zu wünschen. An die Stelle des Teufels hat das christliche Mittelalter, welches den Namen des Teufels auszusprechen Bedenken trug, den Guckuk gesetzt, den meist unsichtbaren, im Waldesdickicht wohnenden, altheidnischen Zaubervogel und Unglücksboten, und zum Küster desselben, d. h. zu seinem Handlanger bei dem Teufelsspuk ernannte der Volkswitz den Wiedehopf. Selbstverständlich werden diese Bezeichnungen meist in scherzhaftem Sinne gebraucht.

2. **Der Gedankengang** des volksmäßigen, munteren und humorvollen Liedes ist ganz einfach:

Das Lied beginnt mit der Aufforderung, den mit Rheinwein gefüllten Becher mit einem Kranze zu schmücken. Er hat gewissermaßen unter allen Weinen den Siegespreis verdient. (Str. 1.)

Er stammt nicht aus dem Auslande (Str. 2.), sondern aus dem lieben deutschen Vaterlande, welchem er in jeder Beziehung ähnlich ist; denn er ist gut, edel, stille, kraftvoll, wie der rechte Deutsche (Str. 3.). Doch auch in Deutschland ist er nicht auf allen Bergen zu Hause. (Str. 4.) Berge aber, welche keine Reben tragen, verdienen den Platz nicht. Thüringens Berge haben zwar Trauben, aber ihr Saft wird kein Wein, da man bei diesem Tranke nicht singen und fröhlich sein kann. (Str. 5.) Im sächsischen Erzgebirge findet man zwar Metalle, Kobalt, Silber und etwas Gold, aber das Metall hat für uns keine Bedeutung, nicht einmal das Gold — das Gold im Becher ist weit schöner, wertvoller. (Str. 6.) — Der Brocken nun gar bringt noch weniger hervor, er ist höchstens ein Windmacher und für den Teufel ein passender Aufenthaltsort. (Str. 7.) — Nein, die von uns belobten Trauben wachsen nur am Rheine, dem darum unser Lob und unser Segenswunsch allein gebührt. (Str. 8.) Mit der Aufforderung zur Freude und zum Trunke schließt das Lied, und doch noch nicht völlig; im Glücke und in der Freude kann auch der Deutsche ernste Gedanken hegen, ernste Worte sprechen; ja es ist bezeichnend für den Dichter, daß er zur Spitze seines Liedes den Blick auf die Armen und Traurigen macht, welche ohne Erquickung sind. Opferwilligkeit ist das Zeichen der reinen, wahren Freude, und der leise Gedanke an die Not um für uns der beste Dämpfer, so daß unsere Freude nicht maßlos und unrein werden kann. (Str. 9.)

3. **Die Entstehung des Liedes**. Grade, als ich die zweite Auflage meines Buches bearbeitete, durchlief eine Menge politischer und pädagogischer Zeitungen die Mitteilung, daß dies schöne Lied nicht von

Claudius herrühre. Und eben, als ich diese Zeilen niederschrieb, kam mir schon die zweite Berichtigung zu Gesichte. Die erste brachte der Reichsbote unter dem 31. Mai 1877, gestützt auf W. Herbst (M. Claudius, der Wandsbecker Bote, Gotha, Perthes 1863.), die zweite die deutsche Schulzeitung vom 7. Juni (Nr. 23.). Es ist nicht das erste Mal, daß diese irrige Mitteilung auftaucht. Sie findet sich auch bei Vilmar, Literaturgesch., 4. Aufl. (II. S. 298 u. 368), aber nicht in den späteren Auflagen, ferner bei Kriebitzsch, Musterstücke S. 82., 1859, weiterhin in der Einleitung zu Hebels Werken, I, S. CIV. und sonst. Und doch ist diese Angabe durchaus verkehrt. Sie war zuerst aufgetreten im J. 1837 in Nr. 3 der in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift: Der Spiegel. Damals ward nur als eine in Karlsruhe fortlebende Sage erwähnt, daß der Verf. des bekannten Rheinweinliedes: „Am Rhein, am Rhein 2c.*) nicht Claudius, sondern der 1823 zu Karlsruhe verstorbene Kirchen- und Ministerialrat Nikolaus Sander sei. Damals berichtigte Friedrich Claudius, des Dichters Sohn, in dem „Spiegel" (1837, Nr. 33) und im „allgem. Anzeiger" (Gotha, 1837. Nr. 258) die falsche Behauptung. Widerspruch erfolgte hierauf nicht. Aber nach 10 Jahren tauchte die Behauptung wieder auf. In J. P. Hebels Werken, Tl. I. (Karlsruhe 1847) erzählt nämlich Kölle, der Verf. des vorangeschickten, vom Jahre 1842 datierten Ehrengedächtnisses von Hebel, S. CIV: Hebel und er hätten einst, als sie im Museum zu Karlsruhe „gekneipt" und den Tabakrauch in Ringen ausgestoßen hätten, welche brodlose Kunst Hebel ungemein ergötzt habe, über norddeutsche Dichter und deren größere Strenge in Reimen gesprochen. Auf Kölles Bemerkung, daß Claudius in dem berühmten Rheinweinliede eine merkwürdige Ausnahme davon mache, habe Hebel lächelnd mit einer Art Vaterfreude**) erwiedert: Drinnen sitzt der Verfasser und der Compositeur der beiden Melodien. Kölle habe erstaunt ins Nebenzimmer geschaut, wo der Kirchenrat Sander einsam eine Zeitung gelesen. „Der und kein andrer", habe Hebel fortgefahren, „hat es gedichtet und komponiert zu einer Hochzeit in Pforzheim, wo er Diakonus war. Die Leute hatten trefflichen Rheinwein im Keller. Das Lied gefiel so, daß sie es dem Wandsbecker Boten, dem einzigen Morgenblatt jener Zeit, anonym zusendeten. So druckte Claudius es ab. Mich freut es, daß Ihr das Oberland herausgefühlt habt." — Kölle fügte hinzu, ein verstorbener Neffe Sanders habe ihm 1834 zu Paris diese Notiz bestätigt, mit dem Zusatze, eine

---

*) Komisch ist, daß der Einsender jener Notiz nicht einmal den richtigen Anfang des bekannten Liedes kennt. Es erinnert das an das „Bekanntlich" im Munde vieler Schwätzer, welche von der „bekannten" Sache durchaus nichts Gründliches wissen.

Anm. des Hsg.

**) Es scheint vielmehr, als habe Hebel im Begriffe, seinem jüngeren „Zechbruder" eine faustdicke Mystifikation aufzubinden, schlau gelächelt, und dieses Lächeln habe der tief „Hereinfallende" für Vaterfreude angesehen.

Anm. des Hsg.

Hochzeit in der Familie Wohnlich habe diesem herzlichen Liede den Ursprung gegeben." Soweit Friedrich Claudius Worte. (Vgl. Morgenblatt für gebildete Leser, 1852. S. 429.) Ungern versage ich mir ein genaueres Referat über die glänzende Weise, mit welcher der Sohn den Vater gegen den indirekten Vorwurf des Plagiats verteidigt.

Friedrich Claudius zeigt, daß das Lied gar keine Andeutung auf den reichen Keller, noch die Hochzeit enthalte, was doch bei einem Gelegenheitgedichte unbedingt erwartet werden mußte. Ein Lied ohne jegliche Anspielung am Hochzeitstage gesungen und für diesen Tag gedichtet! Das ist unmöglich. Allerdings findet sich eine Anspielung, aber nur diejenige auf den „kranken Nachbar". Und grade der ernsthafte Schluß bei einem fröhlichen oder scherzhaften Aufsatze oder Gedicht ist dem Dichter Matthias Claudius eigentümlich (umgekehrt macht es Heinr. Heine.). Hierfür führt Fr. Claudius fünf der schlagendsten Beispiele an (von der Freundschaft; Abendlied; Eiszäpfel; Illumination; Trinklied.) Aus dem Gedichte ergibt sich ebenfalls nur, daß Claudius der Verf. war. Ein Süddeutscher hätte doch ohne Zweifel in einer scherzhaften Strophe des Schwarz- und Odenwaldes gedacht oder sonstiger Berge, wo sich kein oder nur schlechter Wein fand. Dagegen sind die Berge Thüringens dem Matthias Cl. von der Universitätszeit her bekannt, und mag er ihr schlechtes Gewächs zur Genüge kennen gelernt haben. Der „Blocksberg" gar ist in Süddeutschland wenig gekannt und genannt, die Redensart „der Kuckuck und sein Küster" ist nur niederdeutsch*). Europia gebraucht schon Claudius im Neujahrswunsch des Wandsbecker Boten 1771. S. 1. — Von Nikolaus Sander aber kennt die Mit- und Nachwelt weder eine Dichtung, noch eine Komposition außer dieser angeblichen. Man weiß von ihm, daß er die lutherische und reformierte Kirche in Baden uniert hat, ein arbeitsamer und beharrlicher Beamter war — sonst nichts. Weiterhin vermag Friedr. Claudius zu zeigen, daß der Wandsbecker Bote weder das „einzige Morgenblatt seiner Zeit", noch ein in Süddeutschland vielverbreitetes Blatt war, daß ferner im Wandsbecker Boten das Gedicht nie veröffentlicht worden ist, sondern nur im Göttinger Musenalmanach von Voß für das Jahr 1776, S. 147—148 mit dem Namen Claudius, und im 3. Teil der gesammelten Werke von Claudius (Asmus omnia sua secum portans), welcher zu Ostern 1778 erschien und von Claudius selbst zusammengestellt wurde. Voß schreibt im Inhaltsverzeichnis seines Musenalmanachs die scherzhaften Worte hinzu: „Matthias, sonst aus (oder auch?) Asmus". Das Gedicht muß im Frühjahre 1775 entstanden, und zwar sowohl gedichtet als komponiert sein. Sander kam aber erst 1775 nach Pforzheim (in unbekannte Verhältnisse und nicht als Diakonus, sondern als Prorektor an der Schule, wurde also schwer-

*) Vgl. Grimm, deutsche Mythol., 3. Aug. II. S. 6. 46. Brem. Wtbch. 2. S. 858. D. Hsg.

lich gleich zu Hochzeiten herangezogen.*) D. Hsg.) Das Gedicht erschien mit des Claudius Namen im Musenalmanache und demnächst in den Werken des Wandsbecker Boten, und keiner, weder der bis 1824 lebende Verfasser, noch der Einsender, noch einer der Hochzeitsgäste**) rührte sich und entlarvte Claudius als Plagiarius, als Betrüger. Warum nahm niemand für Sander das Wort? Warum schwieg Sander selbst? Ist je nur der leiseste Zweifel an der Echtheit des Liedes aufgetaucht?

Weiterhin: warum fragte Kölle bei Hebel oder Sander nie genauer nach? Von Hebel war es nichts Ungewöhnliches, daß er in seinen alten Tagen Scherze und Schnurren zum Besten gab. Kann er nicht in der Weinlaune dem Herrn Kölle eins aufgebunden haben?

Endlich macht Fr. Claudius noch darauf aufmerksam, daß im J. 1775 Voß mit Claudius zu Wandsbeck zusammenlebte, täglich zusammen kam und mit ihm, wie das die Sitte der Glieder des Hainbundes in Göttingen schon gewesen war (Vgl. Gedichte von Hölty, Weißenfels 1814 mit Vorrede von Voß, S. 13 und 34. Voß, Briefe Teil I, S. 255, 257, 287), gewöhnlich Rheinwein trank. Letzteres geht aus einem Briefe von Voß vom 16. Jan. 1776 (Briefe I, S. 298 und 289) an seine Braut hervor: „Ich bin überhaupt seit einiger Zeit ein wahrer Schlemmer. Fast alle Abend trinke ich mit Claudius Rheinwein und Punsch.“ Weiterhin ist der Rheinwein im Musenalmanach von 1776 von Voß und Hölty besungen. Noch im Jahre 1820 bestätigt Voß absichtslos die Autorschaft von Matthias Claudius, indem er von dem Hainbunde und der Sitte der Brüder, gegenseitig Verbesserungen von den Hainbundsgenossen anzunehmen, redend, sagt: „Wir übrigen (im Gegensatz zu den Gebrüdern Stolberg) blieben dem Bunde treu. Auch Claudius nahm von dem Jüngeren (Voß) einiges in sein Rheinweinlied und in den Abendgesang, manches noch in Urians Reise um die Welt.“

Und nun sei es genug. Erwähnen wollen wir noch, daß die beste Komposition von Joh. Abr. Peter Schulz (geb. 1748, † 1800 als Kapellmeister des Prinzen Heinrich von Preußen) herrührt, dessen 17 Kompositionen Claudiusscher Lieder vor 1790 entstanden sind.***)

[Litterarisches: *Kehrein, a. a. O. S. 377. — *Morgenblatt für gebildete Leser 1852. S. 249—432. Nr. 1818 52. 2. Mai. Herausgeg. von Hauff].

---

*) Bezüglich des Ministerialrat Sanders habe ich vom jüngst verstorbenen Dekan L. Gehres in Pforzheim erfahren, daß Sander am 3. Febr. 1775 nach Pforzheim berufen und am 18. April präsentiert worden sei. Auch diese Nachricht spricht gegen die Autorschaft Sanders bez. des Rheinweinliedes. D. Hsg.

**) Und sollte das Lied nicht auch in weitere oberdeutsche Kreise gedrungen sein, nachdem es in Pforzheim so viel Anklang gefunden hatte? D. Hsg.

***) Auch Joh. Friedr. Reichardt († 1814 zu Giebichenstein bei Halle a. d. S.) hat 13 Lieder von Claudius in Musik gesetzt.

28. Ein gülden A B C.

[Werke, 9. Orig.-Aufl. 7 Teil S. 57.]

1. Armut des Geistes Gott erfreut,
Armut, und nicht Armseligkeit.

2. Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
Fahr' zu, gleich zu, wie Paulus thut.

3. Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüte Früchte trägt.

4. Dürst' nicht nach Rache und nach Blut;
Vergeben wäre wohl so gut.

5 Ein edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes ist gediegen Gold.

6. Für was du Gutes hier gethan,
Nimm keinen Lohn von Menschen an.

7. Geduldig sein — Herr lehr' es mich,
Ich bitte dich, ich bitte dich.

8. Hau deinen Götzen mutig um,
Er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

9. In dir ein edler Sklave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

10. Kämpf' und erkämpf' dir eignen Wert,
Hausbacken Brot am besten nährt.

11. Liebt Euch auf Erden, liebt, und wißt,
Daß Gott im Himmel Liebe ist.

12. Merk auf die Stimme tief in dir,
Sie ist des Menschen Kleinod hier.

13. Nimm wahr der Zeit; sie eilet sich,
Und kommt nicht wieder ewiglich.

14. O Herr, lehr' uns bedenken wohl,
Daß wir sind sterblich allzumal.

15. Parabeln sind wohl fein und schön,
Doch muß sie einer auch verstehn.

16. Quäl nicht dein Herz ohn' Unterlaß,
Ein freier Mut gefällt Gott baß.

17. Recht halte heilig bis in'n Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Not.

18. Straf keck das Böse ins Gesicht,
Vergiß dich aber selber nicht.

19. Treib Tugend jeden Augenblick;
Wer nicht voran geht, geht zurück.

20. Und wenn sie alle dich verschrein,
So wickle in dich selbst dich ein.

21. Verlaß dich nicht auf diese Welt,
Sie ist Schaum, der zusammen fällt.

22. Wie wird es dann, o dann uns sein,
Wenn wir der bessern Welt uns freun?

23. In Sturm die Sonne spiegelt nicht
Im Meer ihr heilig Angesicht.

24. Zerbrich den Kopf dir nicht so sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr.

1. **Der Name.** Diese Perlenschnur von einzelnen, mit einander nicht in näherem Zusammenhange stehenden Sprüchen hat ihren Namen erhalten von der Ueberschrift des 119. Psalms in unserer lutherischen Bibelübersetzung: „Der Christen gülden A B C vom Lobe, Liebe, Kraft

und Nutzen des Wortes Gottes". Der 119. Psalm aber hat aus einem besonderen Grunde den Namen ABC verdient; denn der hebräische Text zerfällt in eine ganze Reihe kleiner Abschnitte, von welchen jeder mit einem Buchstaben des hebräischen Alphabets beginnt; er gehört zu den sogenannten alphabetischen Psalmen. Das Wort: gülden deutet auf den inneren Wert gerade dieser Spruchweisheit hin. So hat auch hier der Dichter eine Reihe von 24 Sprüchen zusammengestellt, welche durch das A B C mit einander verknüpft sind. Allerdings steht nicht immer das Tonwort, das Begriffs- oder Kernwort an der Spitze eines Spruches, wodurch dieses Alphabet noch gewonnen haben würde: doch ist es in Spruch 1. 2. 3. 5. 7. 8. 10. 11. 15. 16. 17. 18. 21 und 24 der Fall. Nur mit dem Buchstaben X wußte der Dichter hier gar nichts anzufangen, er läßt ihn aus, während er in dem 2. „silbernen A B C" folgenden Notspruch uns darbietet:

Xerxes verließ sich auf sein Heer;
Allein das Heer auf ihn nicht sehr.

In seinem ersten silbernen A B C aus dem J. 1773, welches absichtlich defekt blieb, hatte er scheinbar noch größere Not gehabt; denn er stellt folgende, übrigens eine zeitgeschichtliche Anspielung enthaltende, Wahrheit auf:

Xantippen fehlten ganz und gar;
Oft ist ein ganzer Vers nicht wahr. (!)

Mehr Mühe noch verursachte ihm das Y. Im „defekten silbernen A B C" tischt er uns folgenden Vers auf:

Ysop wuchs wenig an der Wand,
Nach Hamburg kam ein Elefant.

In unserm „güldenen A B C" muß er J statt Y gebrauchen, und im „Ein silbern dito" bekennt er offen:

Ygreck ein böser Buchstab ist;
Bei ihm hilft nicht Gewalt noch List.

Die Reimpaare sind übrigens den in Abc-Büchern häufig vorkommenden nachgebildet, etwa denen, welche weiland Schulmeister Bienrod in Werningerode im 18. Jahrhundert gedichtet hatte, von welchen z. B. folgende gewiß allgemein bekannt sind:

Der Affe gar possirlich ist,
Zumal wenn er vom Apfel frißt.

Ein toller Wolf aus Polen fraß
Den Tischler sammt dem Winkelmaß.

Die Neuzeit hat Reimpaare noch komischeren Inhalts hervorgebracht, z. B.

Kadetten werden Lieutenant,
Das Kalb wird später Ochs genannt.

Zwiebeln ist der Juden Speise,
Zebras sieht man stellenweise.

Daß wir in dieser ältesten Form der deutschen Reimpoesie, den Reimpaaren, eine Menge von Sinnsprüchen und Sprichwörtern, Bauern- und Wetterregeln besitzen, darf ich als bekannt voraussetzen.

2. Erläuterungen:

Das güldene A B C, in dieser einfachen Form für große und kleine Kinder gleich passend abgefaßt, enthält übrigens eine Menge goldener Wahrheiten, und wie im allgemeinen Sprichwörter und Denksprüche zur Bildung des Verstandes, Gemütes und Willens im Unterrichte sehr fruchtbar verwertet werden können, so kann es mit diesen Sprüchen von Claudius auch geschehen.

1. Armut des Geistes ist eine Tugend, Armseligkeit ein Tadel. Jene wird von Christo hoch erhoben in den Worten: „Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihrer". (Matth. 5, 2.) Der geistlich Arme erkennt seine eigene Ohnmacht, Bedürftigkeitt, Verdienstlosigkeit, Niedrigkeit, Sündhaftigkeit Gott gegenüber an und ein, und er bleibt bescheiden, demütig, sucht nur die Gnade und lebt nur von der Gnade Gottes, welcher er auch sein Wissen und Können, seine Worte und Werke allein verdankt und zuschreibt; der Armselige entbehrt nicht nur der Verdienste, sondern auch der Tugenden, und doch bildet er sich wohl ein, beide zu besitzen. Der erstere ist arm vor Gott, wird aber reich in Gott, der letztere ist reich in seinen Augen, während seine Blöße nicht blos Gott offenbar ist, sondern auch den Menschen.

2. Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut ꝛc. will Reuter (a. a. O. S. 156.) auf 1. Kor. 9, 26—27 zurückführen. Er kennt offenbar das Wort Pauli nicht, noch versteht er den Sinn des Spruches. Gemeint ist die Stelle Gal. 1, 15. 16: Da es aber Gott wohl gefiel, der mich von meiner Mutter Leibe hat ausgesondert und berufen durch seine Gnade, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durch das Evangelium verkündigen sollte unter den Heiden; alsobald fuhr ich zu, und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut". Wir thun, wie Paulus, wenn wir dem an uns ergehenden Rufe Gottes unverzüglich Folge leisten, ohne zuvor nach dem Urteile unserer Mitmenschen, unserer Verwandten, und besonders nach dem unseres eigenen, bald trotzigen, bald verzagten, im Gottesgehorsam so trägen und unwilligen, Menschenurteil und irdische Unbequemlichkeiten gleich sehr fürchtenden natürlichen Herzens zu fragen.

3. Das Kreuz ist ein Kraut, welches, wenn es gepflegt wird, ohne Blüte Früchte trägt.

a) Unter dem Kreuze versteht man hier nicht das eigentliche Kreuz, an welchem Verbrecher zu Tode gebracht wurden, sondern seit Christo, dessen höchstes Leiden am Kreuze erduldet wurde, ohne jedoch sowenig, als alle seine Leiden, verschuldet zu sein, ein den Christen treffendes Leiden, welches er nicht unmittelbar verschuldet hat, also als Strafe nicht auffassen kann, sondern als Zuchtmittel in der Hand Gottes ansehen muß, gegeben zur völligen Läuterung (das Christenkreuz im weiteren Sinne*), und vor allen

*) Vgl. Chamissos Kreuzschau. Erl. Bd. I. S. 127 ff.

Dingen dasjenige Leiden, welches der Christ zu tragen hat, weil er Christ ist, um Christi willen, um der Wahrheit willen, welches er, unschuldig wie Christus, Christo nachträgt, um, wie vor ihm Christus gethan, per crucem ad lucem = durch das Kreuz zum Licht und zur Krone hindurchzubringen. (Das Kreuz im engeren und eigentlichsten Sinne.)*)

b) Das Kreuz wird hier von dem Dichter ein Kraut genannt, welches zwar keine Blüten, d. h. keine Freuden, Genüsse darbietet, vielmehr uns als Last und Bitterkeit, als Schmerzen und Uebel erscheint, nachher aber Früchte der heilsamsten, wertvollsten, süßesten Art hervorbringt bei denen, welche das Kreuz an sich wirken lassen. Solche Früchte sind: Geduld, Bewährung, Hoffnung, Seligkeit.

c) Aber, damit es Früchte trage, will das Kreuzkraut gepflegt sein, wie jede andre zarte und wertvolle Pflanze. Zur Pflege gehört Beachtung, Liebe der Pflanze; ferner, daß sie in gutem Boden wachse, getränkt von gutem Wasser, befreit von schädlichem Unkraute, bestrahlt vom Sonnenlichte, gestützt an feste Stäbe. Die Ausdeutung des Bildes ist nicht schwer. Von ungepflegten Leiden hat man keine Früchte. —

5. Edel und gut unterscheidet Claudius selbst so: „Gut ist ein ander Ding als edel, und Freisein ein ander Ding, als an seiner Kette reißen und rütteln. Edle Menschen giebt es von Natur, aber gut ist niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat.“ (6. Teil 2. Brief an Andres.) „Ich soll dir das aber weiter auseinander setzen. — Edel ist: Ahndung der Heimat; das Gute in Feindes Land, der König im Gefängnis. Wer Freude am Guten hat und gern gut wäre, und mit sich kämpft und streitet, daß ers sei; der ist ein edler Mann.“ — „Edel ist also nicht gut; aber es ist darum edel und nichts gemeines, und ihm gebürt Ehre und Achtung von jedermann, wo es sich sehen läßt“. (3. Brief.)

6. Vgl. An meinen Sohn Johannes 1799 (7. Teil. S. 56.): „Thue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen“.

7. Geduld ist uns not — und doch haben wir sie nicht von Natur, noch können wir sie uns geben, noch können sie Menschen uns lehren. Das kann nur Gott selbst. Das doppelte: „ich bitte dich“ zeigt uns aber, wie gern sie Claudius besäße, wie herzlich er darum bittet, wie sehr er sie vermißt.

8. Ein altes Sprichwort sagt: „Ehr, Wollust, Geld — das sind die Götzen dieser Welt“. Das Umhauen dieser Götzen erinnert an das mutige Fällen der Donnerseiche bei Geismar durch Bonifatius.

9. Der „edle Sklave“ wird von Claudius sonst auch „der unsterbliche Fremdling genannt; es ist also gemeint: die neue Kratur, die aus Gott geboren und unter die Sünde verkauft, von ihr gebunden ist, aber nach Erlösung sich sehnt. — Die Freiheit mußt du ihm erwirken; weil das dir aber nicht aus eigner Kraft möglich ist, darum wende dich an den, „der bei

---

*) Vgl. Matth. 16, 24; 10, 38. Mark. 10, 21. Luk. 14, 27.

Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängnis dachte und verkleidet in die Uniform des Elends zu ihnen kam, um sie mit seinem Blute frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam, die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging. Andres, hast du je etwas Aehnliches gehört, und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimnis, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kommt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes. Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an." (4. Teil, Briefe an Andres I.)

„So ist es denn der Sohn Gottes, welcher uns frei macht, und wer in festem Glauben und in ernster Heiligung von Stufe zu Stufe fortschreitet, bis er den langen, sauern Weg erstiegen hat" — „wer durch sein Wollen und Laufen oder durch Gottes Erbarmen so weit gekommen ist, daß alle Ketten abgefallen sind und keine mehr an ihm klirrt, der ist wahrhaftiglich ein freier Mann."

12. Diese Stimme des Herzens von unberechenbarem Werte ist das Gewissen.

13. Kaufe die Zeit aus. Im Augenblick (pfeilschnell) verfliegt die Gegenwart, und du verlierst mit dem verachteten und vergeudeten ein unwiederbringliches, unersetzliches Gut.

14. „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." (Ps. 90, 12.) — „Aber, Herr, lehre mich doch, daß es ein Ende mit mir haben muß, und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß." (Ps. 39, 5.). Nur der ist klug, der an das Ende denkt. Dieser Spruch steht mit dem vorigen in engem Zusammenhange.

15. Parabeln sind Lehrdichtungen im Gewande der Erzählung, durch welche uns irgend eine höhere, eine himmlische Wahrheit veranschaulicht werden soll. Sie haben aber ein geöffnetes Ohr und gläubiges Herz zur Voraussetzung, wenn sie verstanden werden sollen. (Vgl. Mark. 4, 12.)

16. baß = besser.

18. Vergiß dich aber selber nicht, d. h. zu strafen, damit andre dich nicht einen Heuchler und Splitterrichter nennen können.

19. Vgl. „Stillstand ist Rückgang".

20. „So wickle in dich selbst dich ein" d. h. so tröste dich mit dem Bewußtsein, daß du das Gute willst, aber mit deinem Streben verkannt wirst.

22. Vgl. „Wie wirds sein, wie wirds sein, wenn wir ziehn in Salem ein, in die Stadt der goldnen Gassen, Herr, mein Gott, ich kanns nicht fassen, was das wird für Wonne sein!" (Gustav Knak: Laßt mich gehn.)

23. Im Zorn erkennt man nicht dein besseres, eigentliches Selbst.

24. Selbstverleugnung ist mehr wert als Erkenntnis. Trefflich sagt hierzu Herbst (a. a. O. S. 247): „Allen diesen Stücken sieht man an, es ist Abend und das Leben ist ernst geworden, aber auch das feste Herz, ein neuer und gewisser Geist durchdringt sie."

[Litterarisches: *Kahle, S. 17. — *Meyer, S. 69 ff. — *Reuter, S. 155.]

Biographie des Dichters.

Matthias Claudius, Sohn eines Pfarrers zu Reinfeld in Holstein, wurde am 15. Aug. 1740 geboren und besuchte, nachdem sein Vater ihn eine Zeitlang vorbereitet hatte, die lateinische Schule zu Plön 4 Jahre hindurch. Dann bezog er im Frühjahre 1759 die Hochschule zu Jena, um Theologie zu studieren. Doch ein Brustleiden, mit Blutspeien verbunden, zwang ihn, diesem Studium zu entsagen und juristischen und kameralistischen Studien sich zuzuwenden. Die Hörsäle befriedigten den Studiosus wenig, doch studierte er mit Eifer die alten Sprachen, vornehmlich die griechische, pflegte daneben auch seine Neigung für Musik und Poesie, wurde Mitglied der „teutschen Gesellschaft", gab sogar in Jena 1763: „Tändeleien und Erzählungen" heraus, ein unreifes Jugendprodukt, welches der gereifte Mann für durchaus verfehlt erklärte, in welchem auch die spätere Gabe und Feder des Wandsbecker Boten sich nicht erkennen läßt.*) Leider hatte Claudius kein bestimmtes Fachstudium absolviert, und sein Eintritt ins Leben war wenig versprechend. So blieb er denn noch einige Zeit im väterlichen Hause. Mangel an Willenskraft, und Thatenscheu eigneten ihm, wie er andrerseits „Ehrgeiz, Erwerbstrieb und Lust an gesellschaftlicher Stellung" vermissen ließ. Doch verdankte er manche Anregung einem neuen Bekannten und Nachbarn, Schönborn, welcher ihn an Kenntnissen und männlicher Kraft weit überragte. Am 17. März 1764 begab sich Matthias Claudius nach Kopenhagen, um daselbst eine Sekretärstelle bei einem Grafen Holstein anzutreten. Dort trat er in einen Kreis berühmter Männer, wie Graf Bernstorf, Klopstock, Gerstenberg, ein; aber so viel ihm nach dieser Hinsicht geboten wurde, so fühlte er sich doch in seiner Stellung durchaus nicht wohl, und schon im August des folgenden Jahres ist er wieder bei seinen Eltern in Reinfeld. Hier bleibt er sogar drei ganze Jahre. Für die Entwicklung seines innern Menschen mag diese Zeit ihre guten Früchte getragen haben; äußerlich war das Los des jungen Mannes wenig beneidenswert. Im Spätherbst 1768 übernahm Claudius die Redaktion der „Hamburger Adreßnachrichten", trat nunmehr auch Lessing näher und ward mit Herder 1770 bekannt und befreundet, den er wegen seiner geistigen Größe bewunderte, während Herder an ihm den Seelenadel, die hohe Reinheit und Unschuld des Mannes hoch achtete. Klop-

*) Nur ein Stück ist den gesammelten Werken von ihm einverleibt worden: „Du kleine, grünumwachsene Quelle."

stock traf bald, nachdem Lessing Hamburg verlassen hatt, dorte ein und knüpfte das alte Freundschaftsband wieder an. Seine Stelle als Redakteur hatte er um eines Mißgeschickes auf einer Reise willen Ende 1769 oder Anfang 1770 wieder aufgegeben bzw. verlieren müssen. Zunächst hatte er ein Jahr harter Not durchzumachen. Dann verschaffte ihm der Schriftsteller Bode die Redaktion des „Wandsbecker Boten." Dies Blatt erschien wöchentlich in vier Nummern, jedes 2 Quartblätter enthaltend. Am Schluß der Zeitung, nachdem der politische Teil beendet war, fügte Claudius seine „gelehrten Artikel", gewöhnlich Rezensionen, Gedichte und kleine Aufsätze, hinzu; und so klein und unbedeutend auch jene Zeitung war, so hatte M. Claudius zu Mitarbeitern keine geringeren als Göthe, Herder, Stolberg, Voß, Cramer 2c. In Wandsbeck fühlte sich Cl. sehr wohl. Hier trat er auch mit Rebecka, der zweiten Tochter des Zimmermeisters Joachim Friedrich Behn, in den Stand der heil. Ehe, und zwar am 15. März 1772.

Sein Weib war eine Perle, welche Claudius nicht müde wird zu preisen. So singt er im „Feierlied zur silbernen Hochzeit 1797":

„Ich will nicht von dir sagen, will nicht von dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugnis bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich dich fand;
Doch ich fand nicht, Gott hat dich mir gegeben,
So segnet keine andre Hand." —

Nach der Beschreibung gleichzeitiger Freunde war sie einfach, arm, aber ungemein schön, mit sehr guten Geistes- und Herzensgaben ausgestattet, allezeit fröhlich und liebenswürdig, lauter in ihrer Frömmigkeit, reich in ihrer Liebe zu dem teuren Manne und ihren Kindern. — Aber in die schöne Ehe drangen die Sorgen bald ein, zumal Claudius das ängstliche Sparen nicht kannte, auch in drückenden Lagen seine Heiterkeit und Hoffnung nicht aufgab, umsomehr aber der guten Rebecka zu tragen überließ.

Von Claudius lieblicher Persönlichkeit angezogen siedelte J. H. Voß auch nach Wandsbeck über, und beide Männer, obgleich in religiöser Beziehung nicht zusammen passend, verlebten in gegenseitigem, täglichem Umgange die schönsten Stunden. Aber der Wandsbecker Bote mußte im Mai 1775 aufgegeben werden. Verschiedene Versuche, eine andere feste Stelle und mit derselben Lebensunterhalt zu erlangen, schlugen fehl. Endlich hatte dem guten Claudius Herder, sein Freund und Gönner, eine Stelle in Darmstadt als Ober-Landeskommissarius verschafft und zwar auf Verwendung bei dem Präsidenten Friedrich Karl von Moser hin. Bezüglich dieser Stellung hatte sich nun Claudius getäuscht. Er

sollte nämlich mit zwei Kollegen zur Hebung der Industrie und des Ackerbaus im ganzen Lande thätig sein. Aber hierzu fehlte ihm praktischer Blick ebenso als Geschäftsgewandtheit. Claudius wurde sodann die Herausgabe der hessendarmstädtischen privilegirten Landzeitung übertragen. Darin war Claudius glücklicher. Das Blatt wurde eine zweite Auflage des Wandsbecker Boten, und um des Humors und des volkstümlichen Tones willen weit verbreitet und gern gelesen. Aber doch konnte sich Claudius nicht behaglich fühlen. Er litt viel unter dem Mißtrauen seines nächsten Vorgesetzten, den Zwischenträgereien ihm übelwollender Beamten und auch sonst unter der ganz veränderten Lebensweise, dem Klima; schon nach einem Jahre mußte er seine Stellung wieder aufgeben und kehrte, eben erst von einer schweren Krankheit genesen, nach Wandsbeck im Mai 1777 zurück, wo er fortan ein schönes Stilleben lebte, seine Werke unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten" nach und nach erscheinen ließ, und gute fremdländische Werke übersetzte. Jetzt ist des Claudius innere Umkehr eine völlige geworden. Er geht, im Gegensatz zu den großen Geistern unserer zweiten Litteraturepoche, einen ganz einsamen, aber doch seligen Weg, immer mehr in das Leben des kindlichen Glaubens, in die Erfahrung der weltbewegenden und herzenerneuenden Kraft des Christentums hineinwachsend. So ward er zwar den früheren großen Freunden zumeist entfremdet, aber er hatte in seinem Hause und an seinem Gotte Freunde und Freude genug. In einem eigenen Hause, welches er seit 1781 besaß, verlebte er die glücklichsten Jahre mit seiner immer größer werdenden Kinderschar. Als aber doch seine Einnahme sich nicht in ein Verhältnis zur notwendigen Ausgabe bringen ließ, da half auf seine Vorstellung hin der Kronprinz Friedrich von Dänemark, indem er ihm die Stelle eines Revisors der Schleswig-Holsteinischen Bank zu Altona mit einem Jahrgehalt von 800 Tlr. (etwa 960 Tlr. preuß.) verschaffte. Die Stelle war ebenso einträglich als bequem. Nur wenige Wochen im Herbste verbrachte Claudius zur Ausübung seines Amtes in Altona. — Sein häusliches Leben war nicht ohne schwere Prüfungen. Der Tod seines $1^1/_2$jährigen Sohnes Matthias that dem Dichter sehr wehe, noch mehr der seiner zweiten Tochter, der 20jährigen Christiane. Doch es fehlte ihm auch der Balsam nicht, welcher solche Wunden heilt. An seinen übrigen Kindern erlebte er viel Freude. Drei seiner 4 Söhne sind Geistliche geworden, seine älteste Tochter ward die glückliche Frau des Buchhändlers Friedrich Perthes, die Tochter Anna vermählte sich mit Max Jakobi, einem Arzte und Sohne des Phlosopihen Jakobi.

Obgleich der Greis sich einen stillen Feierabend gewünscht hatte und ihn auch wohl erwarten konnte, so brachte doch der große Franzosenkrieg und besonders der Marschall Davoust dem teuren Manne noch eine schwere Zeit. Perthes mußte als besonders eifriger Patriot vor dem

elenden Henker Davoust fliehen, ebenso seine Frau und Kinder, welche in Wandsbeck umsonst Schutz suchten. Claudius, der alte Vater, folgte ins Innere Holsteins nach. Noch einmal kam eine bittere leibliche Not über ihn, aber auch die Hilfe in der Not blieb nicht aus. Ein frommer Mennonit vermittelte ihm eine bedeutende Geldsumme, mit welcher ihn unbekannte Freunde beschenkten. Im Jan. 1814 zog er von Kiel nach Lübeck, im Mai nach Wandsbeck, wo bislang der Sohn Fritz Haus zu halten gesucht hatte, so gut es gehn wollte. Seine Wohnung war ausgeplündert und demoliert. Diese schreckliche, an Angst und Entbehrungen so reiche Fluchtreise hatte des Alten Gesundheit völlig zerstört. Noch einmal feierte er im Kreise vieler Kinder und Enkel am 15. Aug. 1814 seinen Geburtstag. Dann aber nahmen die Kräfte sichtlich ab, und er mußte den Bitten seiner Tochter Karoline nachgeben und nach Hamburg übersiedeln. Nach langem Kampfe, in welchem sich des Christen Glaube erprobte, und während dessen er fast unaufhörlich leise betete, entschlief er am 21. Jan. 1815. Seine letzten Worte waren: „gute Nacht! gute Nacht!" Sein letzter Blick segnete seine teure Rebecka. — Er wurde am 25. Jan. in Wandsbeck von seinen Kindern begraben, welche ihm auch ein einfaches, gußeisernes Kreuz mit der Inschrift: „Also hat Gott die Welt geliebt" rc. (Joh. 3, 16.) errichteten.

Graf Friedr. Leopold Stolberg feiert sein Andenken mit folgenden Worten:*)

Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.

Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die andern, auch fromm zu sein,
Und sahn sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.

Doch wußten nur wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nun ruhet er selbst in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Ernten des Säemanns ein!

Er säte das Wort, und sein Leben war Frucht,
Er führte lächelnd zu heiliger Zucht;
O, spendet ihm Blumen aufs einsame Grab
Und schauet getrost in die Ruhstätt hinab!

Und begrüßet mit Wünschen sein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib;
Die, mit ihm in heiliger Liebe gepaart,
In Thränen der großen Vereinigung harrt.

---

*) Ges. Werke der Gebrüder Christian und Fr. Leopold Stolberg Hamburg 1821. Bd. 2. S. 326.

Claudius hat außer seiner unreifen Jugendschrift (Tändeleien und Erzählungen) selbst im Laufe der Jahre seine gesammelten Werke herausgegeben. Diese sind, sogar illustriert, vom J. 1774 an (Teil 1. 2.) bis zum Jahre 1812 erschienen. Ein Register zu diesen 8 Teilen hat J. D. Runge, der Freund des Wandsbecker Boten, angefertigt. Eine Nachlese zu den 8 Teilen hat Redlich in demselben Verlage (Gotha, F. A. Perthes) veröffentlicht.

Die gesammelten Werke, welche auch den Titel führen: Asmus omnia sua secum portans (Asmus, alles das Seine mit sich tragend) enthalten in buntem Gemisch Gedichte, kurze Betrachtungen, Rezensionen, Abhandlungen.

In Prosa wie Poesie zeigt der Dichter ein gesundes Urteil und einen feinen Sinn; die naive, originelle Sprache, in welcher Ernst und Humor wunderlich wechseln, die Tiefe, Wahrheit und Keuschheit seiner Empfindungen erwarben ihm einen großen Kreis von Freunden, ja von Nachahmern, und noch heute verlockt sein origineller, übrigens später mehr und mehr manierierter und verkünstelter Stil manche zur Nachahmung. Seine Liebe zur Natur, sein tiefes Verständnis des Volkstümlichen und des Volksbedürfnisses hat ihn dem Volke wie den Gelehrten wert gemacht. Unendlich viel trug dazu die Liebenswürdigkeit des Charakters, die Reinheit und Unschuld, die Geradheit und Selbständigkeit, die Klarheit und Gemütfülle, die Bedürfnislosigkeit und Heiterkeit, die Schalkhaftigkeit und Gutmütigkeit seines Wesens bei. Für diejenigen, welche seinen vollen Wert zu würdigen vermochten, — und deren waren allerdings in jener Zeit wenige und wurden zu seiner Zeit immer weniger — wog seine Frömmigkeit am meisten und die Art und Weise, wie dieser züm Pfarrer verdorbene Mann immer mehr ein Prediger der Gerechtigkeit wurde in der Wüste der Aufklärung jener Zeit, und unbekümmert um die ihm früher so nahe stehenden, jetzt aber sich verstimmt abkehrenden Freunde (Voß, Göthe) und unbeirrt durch den Tadel der urteilsloseren Menge auf dem schmalen, vielgeschmähten Wege weiter schritt, ein Freund und Sänger des häuslichen Glückes, der reinen Naturfreude, des Bauernglückes, ein Bote voll Liebe zum Vaterlande, ein Bote Gottes an das deutsche Volk. —

Schriften des Wandsbecker Boten.

1. Tändeleien und Erzählungen. Jena 1863.
2. Der Wandsbecker Bote. 1770—1775 Okt. Unter dem Namen Asmus mit J. J. Ch. Bode herausgegeben.
3. Asmus omnia sua secum portans, oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten. 8 Teile. 1774—1812. (9 Teil [ed. Redlich] Gotha, Fr. A. Perthes. 1871.) 2. Auflage. 1819. 9. Aufl. 1871. 5 ℳ. Außerdem Ausg. in Stuttgart, z. B. 4. Aufl. 1834—35. 4 Teile. — Breslau 3 Teile mit Kupfern von Chodowiecki. Um 1810.

Schriften über Matthias Claudius.

L. Kunze, Professor in Weimar. Über Matthias Claudius. Rede (24. Juni 1854). Weimar.
W. Herbst, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Gotha 1863.
Paldamus, deutsche Dichter und Prosaisten. 2. Abt. I. Leipz. 1858.
F. H. Kahle, Claudius und Hebel, Berlin 1864.
J. H. Deinhardt, Leben und Charakter des Wandsbecker Boten Matthias Claudius. Gotha 1864.
A. Meyer, Matthias Claudius, ein christliches Lebensbild. 1876. (Christlicher Verein im nördl. Deutschland. Enthält auch in einem Anhange eine Auswahl des Schönsten und Besten aus Claudius' Schriften.)
C. Mönckeberg, Matthias Claudius, ein Beitrag zur Kirchen- und Litteraturgeschichte seiner Zeit. Hamburg 1869.
W. Röseler, Matthias Claudius und sein Humor. 1873.
K. Gerok, Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Darmstadt 1881. — Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Auswahl aus seinen Werken. Gotha 1882. 2 ℳ.
K. Trompetter, Auswahl aus den Werken des Wandsbecker Boten, Matth. Claudius. Mit Biographie. Gütersloh, Bertelsmann 1882. 3 ℳ.

Franz Dingelstedt.

29. Althessische Sage.

[Gedichte. Cotta. 1845. S. 70.]

1. Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang tief innen hörst du's beben;
Das rauscht so dumpf, das klirrt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich kreisend hebt und aufthut aller Orten.

2. Dann stürzen aus der Kluft heraus viel reisige Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen stellen.
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel wehn im Winde,
Und um den Führer sammelt sich das dunkle Heer geschwinde.

3. Fort brausen sie ins bange Thal, daß helle Funken springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, auf Sturm- und Wolkenschwingen:
„Ins Vaterland! Zum Tiberstrand! Die Stunde hat geschlagen!
Und wenn's uns heute nicht gelingt, wir wollen's nimmer wagen!“

4. Der Scharfenstein, der kennt die Mär aus alten Römertagen:
Da ward an seinem steilen Fuß die große Schlacht geschlagen,
Da that die Scholle purpurrot an heißem Blut sich trinken.
Und Romas Adler sieggewohnt in deutschem Staub versinken.

5. Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeschossen,
Von Feind und Felsen allerseits die Römer eingeschlossen,
Hei! flogen da die Hiebe nicht, wie stürzten die Kohorten
Gleich Ähren unter Sichelschnitt, gesenkten und verdorrten!

6. Da warf sich in der höchsten Not mit flehender Geberde
Der Imperator, stolz zu Roß, hernieder auf die Erde:
„So rette du, du bester Gott, du größter, uns vor Schande;
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab in diesem Sklavenlande!“

7. Und ihm zur Rechten donnert's laut; es blitzt aus Jovis Brauen,
Im Nu zerspaltet sich der Berg, entsetzlich anzuschauen,
Verschlungen ist so Freund wie Feind in dunklen Felsenrissen,
Und drüben sieht man starr und stumm den Scharfenstein sich schließen.

8. Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus der deutschen Gruft die Welschen sich erheben.
Den Weg gen Süden ziehen sie, ein langes Heer von Leichen,
Sie ziehn und ziehn und können nie des Zuges Ziel erreichen.

9. Beim ersten Hahnenschrei im Dorf da eilt von allen Enden
Der Zug zurück zum Scharfenstein und rüttelt an den Wänden;
Der Berg geht auf wie dazumal in Feuer und in Flammen
Und thut sich ob dem letzten Mann ganz totenstill zusammen.

1. Erläuterungen: Str. 1. „Im Scharfenstein“: Zwischen den Kreisen Kassel und Fritzlar zieht sich die schöne, beinahe zwei Stunden lange Kette des Langenbergs hin. Unter den darauf folgenden einzelnen Bergen ist besonders der Odenberg (von Odin oder Wodan abgeleitet) hervorragend. Er erhebt sich nahe dem Städtchen Gudensberg, welches von ihm den Namen hat. In seiner Form ist er einem Grabhügel ähnlich, wie der Meißner (der höchste Berg des hessischen Berg- und Hügellandes = 2424'), und die Milseburg in der Vorderrhön (von den Bewohnern der Umgegend nur das Grab, die Totenlade oder auch das Heufuder genannt). Dieser Odenberg, von welchem aus man über 50 Ortschaften übersieht, an den sich eine Menge Sagen knüpfen, schaut — ein zweiter Kyffhäuser — in die goldenen Edderniederungen. Die Ostseite des Odenbergs heißt der Scharfenstein, ein hoher, ganz zerklüfteter Basaltfelsen. Durch die ihn auszeichnende, in unserem Gedichte behandelte Römersage erinnert er an die Kämpfe der Römer und Chatten um Mattium. Schade ists, daß der Scharfenstein durch einen Steinbruch bald vernichtet ist.

gen Mitternacht: Es ist nicht klar ausgedrückt, ob dieser Geister-

spuk allnächtlich stattfinden soll oder — was ich entschieden vorziehen möchte — nur am Jahrestage der Schlacht.

Str. 2. Das bleiche Mondenlicht ist für Gespensterspuk unentbehrlich. Die Gestalten erscheinen dann zwar sichtbar, aber nicht mit der vollen Deutlichkeit. (Vgl. Bürgers Lenore Str. 25, 3. Erl. I³, S. 81.). Der Vokal ei in bleiche und Reihen malt das Geisterhafte.

Tuba = die römische Kriegstrompete.

Str. 3. Es sind Römer, am Strande des Tiber geboren, welche ihrer Heimat zueilen.

Str. 4. „sieggewohnt" ist zu „Adler" gehörig und ist zugleich ein „früher" oder „sonst" zu ergänzen.

Str. 6. „Imperator": Hier wohl nur der Feldherr der Römer.

Der römische Gott Jupiter (Genetiv: Jovis) führte bei den Römern den Beinamen Optimus Maximus d. h. der beste, größte Gott. Daher das Gebet: So rette du, du bester Gott, du größter ꝛc.

Sklaven nannte das stolze Römervolk alle Völker, welche von der Kultur, mit der sie alle Welt beglücken wollten, bislang noch nicht beleckt waren, hier die freien Deutschen des chattischen Stammes.

Str. 7. Zur Rechten donnerts = ein günstiges Vorzeichen der Gebetserhörung.

Jovis = S. Str. 6.

starr und stumm = Allitteration.

2. Schriftliche Aufgabe: Der Scharfenstein. (Der Dichter führt uns in der Nacht dem Felsen zu. Von einer Dorfturmuhr schlägt es 12 Uhr. Der Spuk hebt an. Wir sehen und hören den Abmarsch. Dann erklärt uns der Dichter diesen Vorgang, erzählt die Schlacht — bis zum ersten Hahnenschrei, die Zeit ausfüllend bis zur Rückkehr der hoffnungslosen Römer.)

---

30. Am Grabe Chamisso's.

[Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1845. S. 122. — 2. Aufl. 1858.]

Wo habt ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den engbeschränkten Port,
Darein der Weltumsegler sich gerettet!

Ihr zeigt auf jene dürre Scholle dort,
Wo heut' das erste Herbstlaub niederregnet;
Dort ruht er! sagt mir euer Trauerwort.

O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet!
Du birgst ihn, dem mein Geist viel tausend Mal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet.

Ich sah ihn nie: an seiner Blicke Strahl

Hat meine Kraft sich nicht entzünden sollen;
Er stand zu hoch; ich ging zu tief im Thal.

Doch in der Brust, in der begeist'rungsvollen,
Trag ich sein Bild wohl tiefer und getreuer,
Als sie's in Wort und Farbe malen wollen.

Ich seh' ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
Die lichte Stirn, die Brauen stolz geschweift,
Und streng der Mund, als seien Worte teuer. —

So steht er da, die Locken weiß bereift,
Und in den Flocken, die die Jahre senden,
Den Lorbeerkranz zu vollem Grün gereift,

Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
„Salas y Gomez" ragt er aus der Flut,
Von Wellendrang umbraust an allen Enden.

Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran wie an Vaterbrust die Menschheit ruht.

Wer hat ihr Leid so laut, wie Du, gesungen,
Und wer, wie Du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?

Ein Fremdling warst Du unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als Du ihm worden?

Nun schläfst Du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.

Drauf soll gekreuzt sein Pilgerstecken liegen
Und unser Banner, das dem Sängerheer
Voran er trug, zu kämpfen und zu siegen.

Wir aber stehen klagend rings umher,
Denn gönnen wir ihm die verdiente Rast,
So gönnten wir den Führer uns noch mehr.

O Zeit der Not! Es stürzen Stamm und Ast,
Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald,
Gefallnes Laub wird wirbelnd aufgefaßt.

Die Wolken haben dräuend sich geballt,
Von Sturmesfurchen ist die See gekräuselt; —
Bald hörst Du nur den Herbstwind, welcher kalt

Durch kahle Forsten über Stoppeln säuselt.

1. **Zum Verständnisse und zur Würdigung:** Ueber den Lebensgang des Dichters Chamisso, dessen Grab Dingelstedt im J. 1838 und zwar im Früh-Herbste, also erst wenige Wochen nach dem am 21. August erfolgten Tode des Dichters besucht hat, wurde schon früher einiges mitgeteilt. (Vgl. Erl. I, S. 143 ff.) Chamisso war erst 57 Jahre alt, als er starb, und dennoch war er ein Greis schon mehrere Jahre hindurch gewesen. Seit 1831 kränkelte er, und sein Brustleiden hat ihn früh zum Greisen gemacht. Es singt ja Chamisso von sich schon 1827 in seinem Gedichte: Das Schloß Boncourt:

> Ich träum' als Kind mich zurücke
> Und schütt'le mein greises Haupt; 2c,

So hat denn Dingelstedt wohl recht, wenn er den Entschlafenen einen Alten nennt. Sein Grab ist ihm ein engbeschränkter Port. Oft vergleichen Dichter das Grab einem Hafen, wo das Schifflein geborgen ist gegen Sturm und Wellen, und die Seele das Land der seligen Ruhe begrüßt. Zwiefach treffend ist hier der Vergleich bei dem Weltumsegler Chamisso, welcher von 1815—1818 den russischen Kapitän Otto von Kotzebue als Naturforscher auf der großen Entdeckungsreise durch die Südsee und um die Welt begleitete. Die Bedeutung Chamissos stieg mit den Jahren und namentlich seit dem Tode Göthes. So kann Dingelstedt jene Worte, voll von Lob und Dank gegen den Dichter, aussprechen, und wenn er, in dem Bedauern, daß er nie den liebenswürdigen Chamisso persönlich habe kennen lernen können, die Worte gebraucht: „Er stand zu hoch, ich ging zu tief im Thal", (Str. 4. 3.) so sollen diese Worte eben nur auf die räumliche Entfernung der beiden Dichter, auf die große Altersverschiedenheit und auf die unbesiegliche Schwierigkeit, welche einer Reise des jugendlichen Dichters nach dem weiten Berlin entgegenstand, hinweisen. Persönliche Unnahbarkeit war des alten Chamisso Schwäche nicht. Schweres hat der Alte erlebt, sein Vermögen, seiner Väter Schloß, seinen Adel, seine Aussichten auf eine glänzende Berufsstellung, seine Heimat, sein Vaterland — hat ihm die Revolution geraubt; die schweren Jahre des Kriegs zwischen Frankreich und Deutschland, der alten und der neuen Heimat, haben sein Herz fast gebrochen; denn er liebte sein Vaterland und war unglücklich in seiner Liebe; er verließ Deutschland und bot dem Vaterlande seine Kräfte an; man gebrauchte sie nicht. Die Reise um die Welt hat seinen Geist gestählt und sein Herz beruhigt, so daß er seit der Heimkehr denen ganz angehören konnte, welche ihn aufgenommen und ihm ein neues Daheim geschenkt hatten. Alle diese Erlebnisse haben seine Begeisterung nicht auslöschen können, wohl aber seinen Charakter festigen müssen; und so kann Dingelstedt den Chamisso einen zweiten Salas y Gomez, d. h. einen Felsen nennen. Salas y Gomez war jener Fels im indischen Ocean, welchen Chamisso in einem seiner bedeutendsten Gedichte besingt, und auf dessen Beschrei-

bung Dingelstedt hier anspielt. Chamissos Gedicht beginnt nämlich mit den Worten:

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und blos,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos, x.
(Vgl. Erl. I, S. 104—121.)

Nun preist der jüngere den älteren Dichter ob seines warmen, für die ganze Menschheit schlagenden und alle echte Menschlichkeit befördernden Herzens. (Str. 9—10.) Chamisso selbst hatte diesem seinem Streben, das Edle, wo er es finde, zu besingen, in den Worten Ausdruck verliehen:

Ich aber will auf mich raffen.
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land. (Vgl. Erl. I, S. 148.)

So kann er denn auch singen und thuts mit gewissem Stolze:

Und der das Lied euch gesungen,
Hat auch die Welt sich beschaut:
Er hat bei den Wilden gehauset
Und sich mit ihnen erbaut.
(Chamisso, Josua, Schlußstrophe.)

Die zahmen Horden, welche Dingelstedt in Str. 10 erwähnt, sind die Menschen, welche trotz der äußeren Civilisation die furchtbarsten Greuel verüben. Denn Civilisation schützt nicht vor Bestialität, wie wir in der Revolutionszeit in Paris und ganz Frankreich, in allen Revolutionszeiten, während der Schreckenstage der Pariser Kommune reichlich zu erkennen Gelegenheit haben. Aber wie Christus der Schönste unter den Menschenkindern heißt, so ist auch im Christentum die Humanität zur höchsten Vollendung emporgehoben. — Der Fremdling, der Franzose, er dichtete und fühlte zuletzt, wie ein Sohn des deutschen Vaterlandes. Dieses bietet dem Fremden ein Grab mit Lorbeer, dem Symbole des Ruhmes, und mit Mohn, dem Sinnbild des Schlafes. Er ruht. Der Stab des müden Erdenpilgers und das Banner der Dichter, welches der Führer einige Jahre den dichtenden Zeitgenossen vorantrug, ruhen, ins Kreuz gelegt, auf seinem Grabe. (Vgl. das Sternbild des Kreuzes am Schlusse von Salas y Gomez.)

Ein Seufzer, daß der Dichter den Zurückbleibenden zu frühe geschieden sei, da jetzt die Zeit der Not*) starke Männer, treue Führer fordere und es an solchen mangele, schließt das Gedicht, die Elegie, das Klage- und Ehrenlied am Grabe Chamissos.

Auch die Form ist eine Anerkennung Chamissos, des Meisterschaft in der Handhabung der italienischen Terzinen dadurch von Dingelstedt anerkannt wird, daß er dies zu Ehren des Entschlafenen gedichtete Lied in jene Form eingegossen hat. (Vgl. über die Terzine Erl. I, S. 89 ff.)

2. Die Dichtgattung. Die Elegie ist eine Mischgattung, sie gehört

*) Vgl. Chamissos Seufzer: „Das ist die Zeit der schweren Not x."

ebensowohl der epischen als der lyrischen Dichtgattung an. **Die Betrachtung der außer dem Dichter liegenden Wirklichkeit ist die Grundlage und zugleich das epische Element in der Elegie.** Aber der Dichter schaut nicht nur den Gegenstand an und stellt denselben dar, sondern er begleitet ihn zugleich mit den eigenen Empfindungen; er verweilt bei einem schönen und großen, meist vergangenen Gegenstande, und sein Verweilen ist ein sinniges, gefühlvolles. Doch sind die Gefühle nicht leidenschaftlicher Art, sondern milder, zarter; und zwar ist es die Stimmung der Wehmut, welche den meisten Elegieen neuerer Dichter eigen ist. Mit der sanften Klage hat die Elegie gemein, daß sich das Herz beider, des Dichters und des Klagenden, nicht beengt fühlen darf. Deshalb ist die Sprache der Elegie nicht eine kurze, schlagende, prägnante, sondern eine solche, welche gern bei allem, das sie schaut und fühlt, länger verweilt, alle Bilder und Gedanken ausmalt und ausführt, alle Seiten betrachtet und alle Saiten ausklingen läßt.*)

Biographie des Dichters.

Am 30. Juni 1814 wurde Franz Dingelstedt zu Halsdorf in Oberhessen (unweit Rauschenberg) geboren. Er studierte in Marburg Theologie und Philologie, war nach vollendeten Studien Lehrer an einem Privatinstitute des Hauptmanns von Trott in Ricklingen bei Hannover, wurde 1836 Gymnasiallehrer in Kassel, aber schon 1839 wegen Veröffentlichung mißliebiger Gedichte in gleicher Eigenschaft nach Fulda versetzt. Kaum dort angekommen, veröffentlichte er einen zweiten Band Gedichte: „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ (1840.) Obwohl trotz der in diesen Gedichten enthaltenen Rücksichtslosigkeit gegen die Regierung die letztere den jungen Dichter unbehelligt ließ, so legte dieser doch seine Stelle 1841 nieder und wanderte von Stadt zu Stadt, Augsburg, Paris, London, Wien und Stuttgart zum vorübergehenden Aufenthaltsorte erwählend, und erwarb sich sein Brot als Litterat, besonders durch Beiträge für Zeitungen, namentlich für die Augsb. Allg. Zeitung. 1843 machte ihn der König von Württemberg zum Hofrat und Handbibliothekar und 1846 sogar zum Legationsrat und Hoftheaterdramaturgen. Im Jahre 1844 heiratete er die berühmte Wiener Sängerin Jenny Lutzer (geboren 4. März 1816 zu Prag) und fand seitdem häufig Gelegenheit, sein eheliches Glück in den glühendsten oder zartesten Tönen zu besingen. In dieser ehrenvollen Stellung verblieb er bis zum Jahre 1850, um dann die Intendantur des Hof- und Nationaltheaters in München zu übernehmen. Veranlaßt war dieser Ruf durch das Drama des Dichters: „Das Haus Barneveldt“. Auch dieses Amt bekleidete er mit Geschick

---

*) Die gewöhnliche Form der Elegie ist das Distichon (das elegische Versmaß). Vgl. Schillers: Pompeji und Herkulanum, Spaziergang; Göthes: Römische Elegieen. Über das Distichon wird später gehandelt werden.

bis zum Jahre 1857, wo er von Gegnern zur Seite geschoben wurde. Nunmehr berief ihn aber der Großherzog von Sachsen-Weimar nach Weimar und übertrug ihm die Generalintendantur des dortigen Theaters. Gleichzeitig hob ihn der König von Baiern in den persönlichen Adelstand. Auch in dieser Stellung erwarb er sich ebenso wie in München großen Beifall und mancherlei Auszeichnungen. Hatte er sich in München durch die im Jahre 1854 veranstalteten berühmten „Mustervorstellungen klassischer Dramen", in welchen die größten deutschen Schauspieler mitwirkten, ein bleibendes Denkmal gesetzt, so veranstaltete er unter großem Beifall in Weimar 1864 den Cyklus der Shakspeare-Historien in neuer Bearbeitung zur Säkularfeier des englischen Dramatikers. Auch hat er zuerst Wagners Opern: „Tannhäuser" und „Lohengrin" im Verein mit Franz Liszt auf die Bühne gebracht und dadurch ihnen den Weg auf die deutschen Bühnen gebahnt. Mit der Übernahme der Direktion des Wiener Hofoperntheaters (am 1. Okt. 1867) erfolgte durch den König von Baiern Dingelstedts Erhebung in den erblichen Adelstand. Bald folgte die Ernennung zum k. k. Hofrat und zum Direktor des Hofburgtheaters. (1870.)

In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober 1877 verlor er in Wien seine Frau durch den Tod. Am 15. Mai 1881 folgte er selbst ihr im Tode nach.

Dingelstedt hat eine reiche, allerdings in folge der bedeutenden amtlichen Thätigkeit nicht vollständig zur Entfaltung gekommene dichterische Begabung. Wir besitzen von ihm drei Sammlungen lyrischer Gedichte (Gedichte 1838. Neue Aufl. 1843. 1845. — Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters 1840. Neue Aufl. 1842. — Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte. 1851.), welche in der Gesamtausgabe den 7. und 8. Bd. füllen. Die beiden letztgenannten Sammlungen enthalten vorwiegend politische Zeitgedichte. In den Liedern des kosmopolitischen Nachtwächters zeigt der Dichter sich als glücklichen Nachahmer der Grünschen Spaziergänge eines Wiener Poeten im äußeren Gewande, während er sonst seine selbständige dichterische Begabung in einer eleganten, graziösen Form, in einem witzigen, oft sarkastischen Tone und vor allem in der Originalität seiner Gedanken zeigt. Die Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters sind wesentlich die Lieder eines hessischen Revolutionärs, und sie haben an ihrem Teile auch die Ereignisse des Jahres 1848 vorbereiten helfen, obgleich Dingelstedt weit weniger leidenschaftlich als Hoffmann, Freiligrath, Heine und vor allem Herwegh war und das Aristokratische seines Wesens sich nie verleugnete. Dafür hat den „titel- und ehrensüchtigen" Abgefallenen natürlich der Spott der Parteigänger empfindlich getroffen, am stärksten in Herweghs „neuen Gedichten eines Lebendigen (1877)". Seinem politischen Gesinnungswechsel, welcher aus dem ehemaligen Demokraten einen konservativen Beamten, aus dem Gegner schier aller deutschen Fürstenhöfe einen Hofrat machte, sind damit — ob mit

Recht oder Unrecht, bleibe unentschieden — von seinen ehemaligen Parteigenossen unedle Beweggründe untergelegt worden.

Sehr wirkungsvoll sind die nicht politischen Lieder; zum Teil sind es lyrische Blüten ersten Ranges, obgleich sich auch hier der Ton Heinescher Blasiertheit nicht selten einschleicht, den Leser in seinen Genusse störend, und alle sind wegen der Originalität der Gedanken beachtenswert und anziehend. „Dingelstedt als Lyriker wird seine Stelle auf dem deutschen Parnasse behaupten: Anmut und Schwung, gelegentlich Schärfe und Witz und eine originelle, zum Teil blasiert geniale Physiognomie sichern ihm eine aparte Nische in unserm lyrischen Pantheon.“ (R. v. Gottschall, a. a. O. S. 730.)

Seine geistvollen Novellen sind zum großen Teil frisch und fesselnd; Humor, Ironie und Sarkasmus sind eine pikante Zugabe zu der an sich schmackhaften Kost; besonders glücklich bewegt der Dichter sich auf dem Salonboden. Sein einziges selbständiges Drama „das Haus Barnevelb“ zeigte ein sehr schönes Talent, und ist es sehr zu bedauern, daß der spätere Intendant nicht Zeit gefunden hat, außer Bearbeitungen anerkannter fremdländischer Werke und kleinerer Festspielen selbständige dramatische Werke von noch größerer Reife zu schaffen und uns darzubieten.

Schriften Dingelstedts.

Gedichte. Kassel 1838. Neue Aufl. 1843.

Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Hamburg 1840. Neue Aufl. 1842.

Licht und Schatten in der Liebe. Novellen. Kassel, 1838.

Frauenspiegel. Mit 6 Kupfern. Nürnberg, 1838.

Hessisches Album. Kassel, 1838.

Die neuen Argonauten. Ein komischer Roman. Fulda, 1839.

Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen. Roman. 2 Teile. Leipzig, 1840.

Heptameron. Gesammelte Novellen. 2 Bde. Magdeburg, 1841.

Sieben friedliche Erzählungen. Stuttgart, 1844. 2 Bde.

Gedichte. Neue Sammlung. Stuttgart 1845.

Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte 1851. Stuttgart.

Wanderbuch. Leipzig 1639—43.

Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland. Leipzig 1847.

Das Haus Barnevelbt. Trauerspiel in 5 Akten. (Ungedruckt. Aufgeführt in Dresden (am 30. Sept. 1850; etwas später und mit glänzendem Erfolge in München.)

Gesammelte Werke. 1876. 1877 12 Bde. Berlin.

Über den Dichter.

Schlesinger, Dingelstedt. Gegenwart, herausg. von Paul Lindau. 1876. (S. 69. 107.)

Gottschall, Dingelstedt in der Zeitschr. Unsere Zeit. 1878. S. 721.

Ad. Strodtmann, Dingelstedt. (Deutsche Revue II. Bd.)

Leberecht Dreves.

31. Der Bäume Wettstreit.

1837.

(Gedichte. 1849. S. 263.)

1. Jüngst in eines Freundes Garten
Mußt' ich mit Verwund'rung sehen
Bäume gar verschied'ner Arten
Friedlich bei einander stehen.

2. Tanne, die das ewig gleiche
Dunkle Grün gewählt zum Kleide,
Ihr zur Rechten eine Eiche,
Ihr zur Linken eine Weide.

3. Wunder, daß an einem Orte
Diese drei zusammenkommen,
Größ'res Wunder noch die Worte,
Die ich horchend so vernommen.

4. Sprach die Weide: „Nicht verschweigen
Kann ich's, wie doch meinen schlanken,
Leichtgebog'nen, glatten Zweigen
Hat der Mensch so viel zu danken.

5. Für den Säugling muß ich sorgen,
Ihm besorgend*) eine Wiege;
Drin er, seinen Lebensmorgen
Still verträumend, schlummernd liege.

6. Sprach die Tanne: „Nur geringe
Ist dein Dienst, du allzu Stolze,
Gegen jenen, den ich bringe
Ihm mit meinem leichten Holze.

7. Die zwei Brettchen und vier Bretter
Giebt man ihm von meinem Stamme,
Wenn der Tod, der Ruheretter,
Ihm gelöscht des Lebens Flamme."

8. Sprach die Eiche: „Euer keine
Dient als ich dem Menschen besser,
Zur Bewahrung seiner Weine
Macht aus meinem Holz er Fässer.

9. Nimmer wird er anerkennen
Eure Mühen, nie sie schätzen,
Meine wird er dankend nennen,
Wenn ihn Weinesflammen letzen."

10. Als ich so dem Wortgefechte
Zugelauscht, dem schönen, leisen,
Mußt' ich da mit vollem Rechte
Meinen Freund nicht glücklich preisen,

11. Dessen Bäume also sorgen
Treulich für sein ganzes Leben,
Ruh' am Abend, Ruh' am Morgen
Und am Mittag Wein zu geben?

1. **Grundgedanke.** Der Dichter wandelt im Garten seines Freundes und sieht die verschiedenartigsten Bäume nebeneinander: Weide, Tanne, Eiche. Noch verwunderlicher ist ihm, dem das Ohr für die Sprache der Bäume geöffnet ist**), der Inhalt ihrer Unterredung. Alle Bäume bestimmen ihren Wert nach dem Grade des Nutzens, welchen sie den Menschen erweisen. Die Weide, welche ihm die Wiege, die Tanne, welche ihm den Sarg darbietet, die Eiche, aus welcher er Fässer

*) Die Wiederholung des Stammes sorgen in zwei Reihen ist störend.

**) Vgl. Rückerts: Die Straßburger Tanne: Hat Einer wohl vernommen, was, als die Wurzel brach, im Herzen tiefbeklommen, zuletzt die Tanne sprach? Ein Widerhall vernahm es, der trug von Ziel zu Ziel es weiter, und so kam es hier in mein Saitenspiel.

bereitet — eine jede glaubt dem Menschen den höchsten Dienst zu leisten. Nach der Darstellung des Dichters trägt in diesem Wettstreite die Eiche den Sieg davon. Denn die Dienste der Weide und der Tanne wird der Mensch niemals erkennen und anerkennen können, während er für die am Mittage des Lebens durch Hilfe der Eiche genossenen Freuden dankbar ist. Darin mag nun die Eiche oder der Dichter recht haben. Uebrigens will der Dichter den Streit nicht endgiltig entschieden haben. Ihm ist schließlich wichtiger, als die Frage, wem der Vorrang gebühre, die Erwägung, daß es für den Menschen ein ungemein wohlthuender Gedanke sei, zu wissen, daß die ganze Natur von Gott zum Dienst und zur Freude des Menschen geschaffen ist.

2. **Der Wettstreit** der Bäume hat auch andere Dichter, aber auf anderm Standpunkte stehende zu Dichtungen angeregt. Ich ziehe zur Vergleichung zwei heran:

Preis der Tanne.

(Von Justinus Andr. Kerner.)

[Geb. 18. Sept. 1876 zu Ludwigsburg, † als Oberamtsarzt zu Weinsberg 21. Februar 1862.]

[Gedichte. Stuttgart 1844. S. 6.]

1. Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt.

2. Spend' auch ich nur kurzen Schatten
Wegemüden gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten —
O wie leicht! der Heimat zu.

3. Und im Herbste, welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wenn die alte löschet aus."

4. So, sich brüstend, sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

5. Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!"

6. Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

Der Bäume Gedanken.

(Von Ludwig Adolf Stöber.)

[Geb. 7. Juli 1810 zu Straßburg, seit 1840 Pfarrer und seit 1860 Oberschulrat und Konsistorialpräsident zu Mühlhausen i. E.]

[Gedichte. Hannover 1856.]

1. Im Walde da regt sich ein Plaudern und Flüstern,
Wenn kühlende Dämmerung ladet zur Ruh';
Da stehen sie traulich beisammen im Düstern,
Die Buchen und Eichen, die Tannen und Rüstern,
Und schicken viel heimliche Reden sich zu.

2. „Ihr Schwestern, ich will's im Vertrauen euch sagen",
Nimmt rauschend die Eiche, die stolze, das Wort,
„Mich treibt es hinauf in den Himmel zu ragen,
Bis über die Wolken die Krone zu tragen,
Stets höher zu tragen, Jahrhunderte fort! —

3. „So hoch sich erheben! Mir bangte vor Blitzen!"
Entgegnet die Buche, die tüchtige, drauf.
Mir genügt es, bescheiden und wacker zu nützen,
Die Müden zu schirmen, die Armen zu schützen;
Wie zehrt' ich im Eifer so gerne mich auf!"

4. „Nein", schüttelt die Birke die zierlichen Locken,
„Mir fließt in den Adern ein leichtes Geblüt;
So lange die Freuden mir leuchten und locken,
So will ich mich freun, eh' die Säfte mir stocken,
Das Leben ist flüchtig, die Jugend verblüht."

5. „Das ewige Grünen! das ewige Freuen!"
Erwidert die Tanne, die strengere, nun;
„Der Lust bin ich müde; mich sollt' es nicht reuen,
Die grünenden Nadeln zur Erde zu streuen,
Auf immer zu schlummern, auf immer zu ruhn."

6. Salweide dagegen: „O fröhliches Leben,
Die Zweige zu wiegen im sonnigen Blau,
Die Falter zu schauen, ihr Schillern und Schweben,
Zu trinken wie würzige Säfte der Reben
Mit durstigen Zügen erquickenden Tau!"

7. „Vor allem ergetzt mich der Vögelein Singen,"
So läßt sich vernehmen der Ahorn darauf;
„Wenn schlagende Drosseln vorüber sich schwingen,
Und schmetternde, helle Jagdhörner erklingen,
Durchzittert mich Lust von der Wurzel zum Knauf."

7. So hört man im Walde das Flüstern und Plaudern
Von tausend redseligen Zungen umher,
Doch nun, wie sie plötzlich erschrecken und zaudern!
Wie bange die Gipfel sich sträuben und schaudern!
Es naht sich ein Wetter, so dunkel und schwer.

9. Schon fallen des Donners gewichtige Keile
Mit hohem Gepolter ins knarrende Holz;
Hier fahren der Blitze vielschneidige Beile
Und schlagen mit mächtigen Hieben in Eile
Zu Boden der Eiche hochfahrenden Stolz.

10. Die Buche, daß nun ihren Segen thue,
Sie fiel einem Armen zum freundlichen Los.
Bald kam auch die Tanne, die ernste, zur Ruhe;
Sie bot ihre Bretter dem Müden zur Truhe
Und sank in der Grüfte verschwiegenen Schoß.

11. Die lustige Weide gab ihr Gewinde
Der weinvollen Tonne zum schürzenden Reif.
Die Birke, die leichte, bot Reiser und Rinde
Zur strafenden Rute dem fehlenden Kinde,
Der Mutter zum Fliegen abwehrenden Schweif.

12. Nach Wunsche muß alles dem Ahorn gelingen;
Er dienet, gewölbt, einer Laute zur Brust;
Und wenn die metallenen Saiten sich schwingen
Und helle melodische Weisen erklingen,
Da zittert der liederentzückte vor Lust.

In dem erstgenannten Gedichte streiten Rebe und Tanne um den Vorrang, und der Dichter giebt der letzteren den Sieg. Lebensfrohe labt der Rebensaft, Lebensmüde labt der Tanne enger Schrein. Wir erkennen unschwer, daß der alte Weinsberger Dichter, dessen Geistesaugen sich immer mehr der Ewigkeitswelt, der Betrachtung des Lebens nach dem Tode zuwandten, jemehr die leiblichen Augen unfähig wurden, die irdische Welt zu betrachten, auf solche ernsten Gedanken kommen mußte, während der jugendliche Dichter Dreves, welcher noch des irdischen Lebens sich freut und dafür dankbar ist, daß er in des Lebens Mittage steht, die Eiche preist und noch mehr die Rebe preisen müßte.

Stöber geht in seinem Gedichte von ganz anderen Gedanken aus: Er will den Nutzen der Bäume als das Ziel ihres Strebens oder als ihrem Charakter entsprechend nachweisen. Es geht einzelnen unter den Bäumen nach dem Götheschen Worte: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Die Buche, das Bild der Unterordnung und Hilfbeflissenheit, wünscht, zu dienen den Müden und Armen. Ihres Herzens Wunsch wird erfüllt, da sie bestimmt ist, einem Armen zu nützen. Die ernste Tanne hatte eine Zeit der Ruhe und des Schlummers sich gewünscht nach lange andauernder ruheloser Thätigkeit; — als Sarg wird ihr die Ruhe, während sie selbst wieder einem Müden zur Ruhekammer dient. Die Salweide ist das Bild der unschuldigen Lebensfreude; wie Rebensaft schlürfte sie durstig den erquickenden Tau ein: jetzt dient sie mit zur Aufbewahrung des Rebensaftes. Der Ahorn hatte seine Lust am Gesang der Vögel und Klang der Jagdhörner; nun wird ihm nach seinem Ende der musikalischen Freuden eine unendliche Fülle zu teil, und er darf nicht blos hören, sondern im Reiche der süßen Töne helfen. — Anders ergeht es der Eiche, hier dem Symbole des Hochmutes. Der Blitzstrahl zerschellt sie und mit ihr die

himmelstürmenden Pläne. Auch die leichtfertige **Birke** empfängt die Strafe ihres Leichtsinns. Sie wird das Mittel zur Strafe des Leichtsinns und zur Abwehr der verbotenen Sinnenlust. — Immer entspricht das Los dem Leben, der Lohn dem Streben.

3. Eine Vergleichung der drei Gedichte wird ergeben, daß alle drei Dichter in ihrem Gedichte die Gedanken der Bäume über sich selbst aussprechen, welche der Dichter Ohr den Bäumen abgelauscht hat, daß alle das Verhältnis der Bäume zu den Menschen darlegen, den Wert der verschiedenen Bäume nach ihrem Nutzen für die Menschheit abschätzend, daß in den beiden letzten die Bäume als allegorische Figuren aufgefaßt werden und Menschen bezeichnen können; und zwar wird im Preise der Tanne nicht nur die Sterbenssehnsucht des frommen Greisenalters angedeutet, sondern auch das ernste Gefühl, welche jede edle Seele, auch wenn sie noch nicht lebenssatt ist, dann ergreift, wenn der Gedanke an den Tod ihr nahe gelegt wird. Im letzten Gedichte sind die Bäume gradezu Symbole der verschiedenen Menschen, der bösen und der guten; beide empfangen den Lohn ihrer Thaten, die einen werden gestraft, ihrer Sünde entsprechend, die andern erquickt nach Maßgabe ihres Strebens und ihrer Wünsche.

4. Schriftliche Aufgaben: 1. Der Wettstreit der Bäume. (Material aus allen 3 Gedichten zu schöpfen.). — 2. Vergleichung der beiden ersten Gedichte. —

---

32. Zwei Poeten.

1839.

[Gedichte 1849. S. 280. — 3. Aufl. S. 143.]

1. Als ich jüngst der Heimat zu
Schritt, ein trauriger Wand'rer,
Kam entgegen ohne Schuh'
Mir ein lustiger and'rer.

2. Und obzwar des Baches Well'
Starrte, vom Froste bezwungen,
Hat mir doch der luft'ge Gesell
Also entgegengesungen:

3. „Weil uns lockt der Frühling nun
Und die Welt, die schöne,
Greifen zu den Reiseschuh'n
All' wir Handwerkssöhne."

4. Hab' ich den Mann zur Rede gestellt,
Wie er könne singen
Jetzt vom Lenze, da doch die Welt
Starre in eisigen Schlingen;

5. Wie er singen könne „wir",
Da er doch ganz alleine,
Und von Schuhen reden hier,
Wo er doch habe keine.

6. Hat gesprochen drauf der Mann:
„Hätt' ich von all' den Dingen,
Wär's von Nöten wohl alsdann,
Erst mir's zu ersingen?

7. Denn gerad' nur, wo's gebricht,
Tritt ein Lied in die Stelle;
Aber ihr versteht das wohl nicht,
Seid ja kein Handwerksgeselle."

8. Und ich sagte: Ihr seid ein Poet,
Tragt ihr in eurem Ranzen
Auch nicht das allerkleinste Paquet
Mit Sonetten und Stanzen.

Grundgedanke: Poesie ist eine Gottesgabe, nicht eine Kunst; sie ist nicht an die höheren Stände gebunden, sondern findet sich auch bei den Geringen, z. B. bei dem Handwerksburschen. Denn das ist wirkliche Poesie, welche uns über die Gebrechen und Entbehrungen unseres Lebens hinaushebt, der ist ein wahrer Poet, welcher im Reich der Dichtung das empfängt und dessen sich freut, was das Leben ihm versagt. Der Dichter aber fühlt sich in diesem Augenblick von dem Handwerksgesellen und seiner poetischen Auffassung nicht nur überwunden, sondern beschämt. Denn er reiste der Heimat zu, und doch ist er traurig, freudlos und stumm; Lieder hat er nicht, um sich selbst zu heilen. Der andre aber geht in die Fremde, unbeschuht in kalter Winterszeit, und ist doch fröhlich und dichtet sich Schuhe an, den Lenz herbei und verwandelt das öde Winterkleid der Welt in das schöne, in tausend Blumenfarben gewirkte Lenzgewand.

Den Dichter vom Beruf drückt die Einsamkeit nieder, der Handwerksgeselle dichtet sich Freunde herbei, ja die ganze Zunft der reisenden Handwerker. Wer ist klüger, wer glücklicher? Wer hat in dieser Stunde den Sieg davon getragen?

---

33. Ein Christabend.

1835.

[Gedichte S. 277.]

1. Es scheint der Mond der klare,
Die Mutter sitzt allein;
Was spricht für tiefe Pein
Aus ihrem Augenpaare?

2. Am Markt und vor den Thoren
Da singen sie mit Schall:
„Zu Bethlehem im Stall
Ward uns ein Kind geboren.“

3. Aus ihrem Augenpaare
Ein Strom von Thränen bricht,
Sie kann es hören nicht
Das Lied, das wunderbare.

4. „Ward uns ein Kind geboren?“
Fragt sie und rufet: „Nein!
Mein Kind, so hold, so rein,
Ich hab es heut' verloren.“

5. Das Lied, das wunderbare,
Weckt ihren tiefsten Schmerz,
Sie preßt an's wunde Herz
Ihr Kind mit blondem Haare.

6. „Ich hab' dich heut verloren,“
Ruft sie, „dich, meine Lust;
An meiner warmen Brust
Bist du erstarrt, erfroren.“

7. Dein Kind mit blondem Haare,
(O Mutter, jauchze doch!)
Blick her, es regt sich noch,
Es hebt sein Aug' das klare.

8. Bist du erstarrt, erfroren
Nun selber, Mutterherz?
O blicke himmelwärts
Zu dem, der heut' geboren.

9. Es sah' sein Aug', das klare
Auf dich und deinen Harm —
Ihr lebend Kind im Arm,
So kniet sie an der Bahre.

1. Erläuterungen: Str. 9. Der Gedanke der ersten Hälfte dieser Str. ist in der Mitte abgebrochen: Christi helles Auge schaute auf deinen Harm und deine gramverschleierten Augen und schenkte dir dein Kind auf's neue, damit auch du heute singen könntest: Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute. — Und als die Mutter dieses Geschenkes inne wird, da kniet sie nieder an der Bahre, ihr neugeschenktes Kind auf dem Arme, jubelnd und dankend aus tiefstem Herzen und aufschauend zu Christo, welcher heut am Christabende nur Freude bringen will und der Mutter ruft: Weine nicht, und dem Kinde: Ich sage dir, stehe auf!

2. Die Form des Gedichtes: Es sind V. 1 und 4 jeder Strophe dreifüßige jambische Verse mit überzähliger Kürze (Trimeter jambicus hypercatalectus), die beiden inneren Verse (V. 2. 3) drei vollständige Jamben (Trimeter jambicus acatalectus, ⏑ — ⏑ — ⏑ —). Die Reime sind umarmend: abba. Eine besondere Kunst, welche vielleicht mehr Künstlichkeit zu nennen wäre, zeigt außerdem der Außenreim. Hier wechseln die Reime are und oren regelmäßig ab; jener findet sich in den fünf ungeraden, dieser in den vier geraden Strophen. Ferner wird die Schlußzeile jeder Strophe die Anfangszeile der zweitfolgenden, nur hie und da mit leisen Veränderungen. „Aus ihrem Augenpaare" steht als Schlußvers in Str. 1, als Anfangsvers in Str. 3., der Schlußvers dieser Strophe kehrt als Anfangsvers der fünften wieder, u. s. f. Ebenso Str. 2, V. 4 kehrt wieder Str. 4, V. 1. Nur bekennt jenes die gläubige, fröhliche Gemeinde, während hier ein trauriges Herz die Wahrheit der Worte unter dem Eindruck persönlicher Erfahrungen anzweifelt und fast verzweifelnd die Frage: Ward uns ein Kind geboren? mit Nein! beantwortet.

3. Grundgedanke: Wollten wir diese persönliche Erfahrung einer Mutter, welche an einem Christabende den größten Mutterschmerz durchlebte, um dann die größte Mutterfreude der Maria nachzuempfinden, verallgemeinern, so würde es der Gedanke sein: Oft ist am Christabend unsere Stimmung die des Charfreitags, aber Gott ist es auch noch möglich, uns aus tiefstem Leid zur höchsten Freude emporzuheben. —

4. Schriftliche Aufgaben: Ein Christabend. Erzählung. —

Biographie des Dichters.

Lebrecht Blücher Dreves wurde am 12. Sept. 1816*) zu Hamburg geboren. Hier empfing er auch seine Schulbildung bis zum Jahre 1836, wo er, die Rechte zu studieren, die Universität Jena bezog. Dort

*) Der Feldmarschall Blücher führte auch den Namen Lebrecht; er starb übrigens am 12. Sept. 1819, also genau drei Jahre nach der Geburt des Knaben, welchem seine Namen beigelegt worden waren.

und in Heidelberg weilte er bis 1838 und ließ sich dann als Advokat in Hamburg nieder. Hier gab er auch ein Journal: „Neue Hamburger Blätter“ heraus. Im Jahre 1846 trat er zur katholischen Kirche über, verließ Hamburg und lebte vom Jahre 1860 an in Feldkirch in Vorarlberg, wo er am 19. Dec. 1870 verstorben ist.

Der Dichter lehnt sich in seinen Jugendprodukten an ältere Dichter an, besonders an die Romantiker und namentlich an den Freiherrn Jos. v. Eichendorff, welcher auch die erste Auflage der „Gedichte“ herausgab und bevorwortete. Durch diese Geistesverwandtschaft erklärt sich m. E. auch vollkommen der Übertritt des Dichters von der evangelischen zur katholischen Kirche. Sind schon mehrere hervorragende Häupter der romantischen Schule, ihrer Hinneigung zu den schönen Fernen folgend, zu der römischen Kirche übergetreten, in dem Wahne, Poesie und Kunst, Glaubenseinheit und Kraft seien nur dort zu finden und nur dort vereint, so wirkte auf Dreves wohl vorab der Einfluß und die Stellung Eichendorffs, den er zum Vorbilde sich erkoren, dessen inneren Entwicklungsgang er nacherlebt hat.

Besonders hervorragend zeigt sich des Dichters lyrische Begabung; und eben in seinen Liedern zeigt er außer einem tiefreligiösen Gemüte sinnige Naturbetrachtung, frische Natürlichkeit. Auch in dem Lustspiele hat er sich mit Erfolg versucht. Von seinem zweiaktigen Lustspiel: „Der Lebensretter“ sagt Kurz: „Der Dialog ist rasch, die Charaktere sind gut gehalten, die Verwirrung ist um so wirksamer, als sie es nicht für den Zuschauer ist. Die Lösung ist zwar willkürlich, jedoch nicht störend. Das Lustspiel macht im Ganzen einen heiteren Eindruck.“

Schriften des Dichters.

Lyrische Anklänge. Altenburg 1837. 312 SS. 4,50 M.
Vigilien, Nächtliche Lieder. Bonn 1839. 3,50 M.
Der Lebensretter*). Lustspiel in 2 Aufzügen. Manuskript. Mit einer Musikbeilage. Hamburg 1841. — 2. Aufl. 1868. 1 M. (Halle, G. E. Barthel).
Schlichte Lieder. Hamburg 1843. 4 M.
Lieder eines Hanseaten. Wesel 1843.
Das heutige Recht der Erbgüter in seiner Beziehung zur testamentifactio. Eine Abhandlung aus dem Hamburgischen Erbrechte. Hamburg. 3,50 M.
Lieder der Kirche. Deutsche Nachbildungen altlateinischer Originale 1. Aufl. Schaffhausen, Hurter. (Anonym) 3 M. — 2. Aufl. 6 M. 1868.
Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Hamburg 1848. (Anonym) 30 ₰.
Gedichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff. [Mit dem Portrait des Dichters.] Berlin, 1849. A. Dunker, jetzt Halle, G. E. Barthel. 4 M. — 2. Aufl. Auswahl letzter Hand. Halle 1869, 3 M. — 3. Aufl. Halle 1870. 3 M.

*) Gedichtet 1839

Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona. 1850 Schaffhausen. 4,50 M. (Anonym). — 2. Aufl. (stark vermehrt.) 6 M. 1866.
Carmen discessuri valedictorium. Hamburg 1862. Als Manuskript gedruckt. Mit drei Vignetten.
Leben des heiligen Ansgar, zu dessen tausendjähriger Todesfeier am 3. Febr. 1865 aus dem Lat. des heil. Rembert übersetzt und mit erläut. Anmerk. und einem hymnolog. Anhange begleitet. Paderborn 1864. 1,50 M.
Das heil. Bonaventura Nachtigallenlied, In deutscher, dem lat. Originaltexte zur Seite gestellter Nachbildung. Einsiedeln 1864. 1,80 M.
Annuae missionis Hamburgensis a 1589 ad 1781. Freiburg 1867. Mit Titelkupfer. 4,40 M.

Karl Egon Ebert.

34. Frau Hitt.

[Gedichte. 3. Aufl. Stuttgart und Tübingen 1845. S. 269.]

Der **Text** des Gedichtes ist bereits S. 69 mitgeteilt.

1. Die Grundlage: Die Br. Grimm erzählen uns:

„In uralten Zeiten lebte im Tyrolerlande eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hitt genannt, und wohnte auf den Gebirgen über Inspruck*), die jetzt grau und kahl sind, aber damals voll Wälder, reicher Aecker und grüner Wiesen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim, weinte und jammerte; Schlamm bedeckte ihm Gesicht und Hände, dazu sah sein Kleid schwarz aus, wie ein Köhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Steckenpferde abknicken wollen; weil der Baum aber am Ende eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupt in den Moder gesunken; doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hitt tröstete ihn, versprach ihm ein neues schönes Rößlein und rief einen Diener, der sollte weiche Brosamen nehmen und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen, mit der heiligen Gottesgabe also sündlich umzugehen, so zog ein schweres, schwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte, und ein entsetzlicher Donner schlug ein. Als es wieder sich aufgehellt, da waren die reichen Kornäcker, grünen Wiesen und Wälder und die Wohnung der Frau Hitt verschwunden, und überall war nur eine Wüste mit zerstreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte; in der Mitte aber stand Frau Hitt, die Riesenkönigin, versteinert und wird so stehen bis zum jüngsten Tage".**) (Deutsche Sagen Nr. 233.)

*) Ein gekrümmtes Felshorn am Ufer des Inn nordwärts von Innsbruck führt den Namen „Frau Hütt."

**) In vielen Gegenden Tirols, besonders in der Nähe von Innsbruck wird bösen und mutwilligen Kindern die Sage zur Warnung erzählt, wenn sie sich mit Brot werfen, oder sonst Uebermut damit treiben. „Spart eure Brosamen", heißt es, „für die Armen, damit es euch nicht ergehe, wie der Frau Hitt." —

Vgl. hiermit Grimm deutsche Mythologie S. 489: „Man dachte sich die Riesen auf Felsen und Bergen hausend; ihre ganze Natur hängt mit dem Steinreich zusammen, sie sind entweder belebte Steinmassen, oder versteinerte, früher lebendige Geschöpfe. Hrüngnir hatte ein dreieckiges, steinernes Herz, sein Haupt und Schild waren von Stein. Ein andrer Riese hieß Vagnhöfdi = Wagenhaupt.“ Fast überall galten die Riesen als jeglichen edlen Gefühles bar, grob und roh, die Zwerge, deren geistige Überlegenheit sie anerkennen und fühlen mußten, und noch mehr die Menschen hassend, welche die glücklichste Harmonie in der körperlichen Entwicklung und in der geistigen Kraft in sich darstellten. Nur die Sage vom Riesenfräulein auf der Burg Nideck im Elsaß, welche auch Chamisso bearbeitet hat, macht von dieser Regel eine wohlthuende Ausnahme. Übrigens kommt eben diese Sage vom Riesenfräulein nicht nur im Elsaß, sondern auch im Harze, Odenwald, in Oberhessen (auf den Hippersberg zwischen Kölbe, Wehrda und Goßfelden bei Marburg verlegt) vor.

2. **Erläuterungen:** **Str. 7.** falb = blaßgelb, wenn es vom Pferde gebraucht wird; sonst bedeutet es so viel als blaß, bleich, z. B. ein falbes Grün. — **Str. 9.** spähen = scharf sehen. — **Str. 11.** Vasall = derjenige, welcher von einem andern etwas zu Lehen trägt, Lehnsmann.

3. **Das Gedicht und die Sage.** Während die Sage die Versteinerung der Riesin als eine Strafe für den von der Riesin an der edlen Gottesgabe des Brotes verübten Frevel bezeichnet, hat Ebert in sofern die Sage glücklich verändert, als er die Hartherzigkeit der Frau Hitt als die Ursache ihrer Versteinerung darstellt. Sie hat ein Herz wie Stein, sie reicht statt Brotes einen Stein, sie wird zum Stein, — das ist der Faden der Sage nach Eberts Darstellung. Der Dichter konnte nunmehr durch die Kontraste der Armut und des Reichtums, der höchsten Not und des größten Überflusses den Stoff noch wesentlich heben und besonders die Grausamkeit und Gefühllosigkeit dieses Herzens deutlich werden lassen. — Bemerkenswert ist übrigens auch, daß Ebert, was wir durchaus billigen müssen, Frau Hitt der Riesennatur völlig entkleidet und vor uns eben nur Menschen reden und handeln läßt. Dadurch wird Frau Hitt uns nicht nur näher gerückt, sondern die ganze Handlung wird aus dem Gebiete der Mythologie herausgehoben und gewinnt soviel an ethischem Werte, als sie an mythologischem Gewande einbüßt.

4. **Frau Hitt und der wilde Jäger.** Kunstvoller und planmäßiger im ganzen und im einzelnen ist jedenfalls der wilde Jäger von Bürger, und, wenn man die beiden Gedichte auf Kunst im Vers, im Wort und Plan ansehen wollte, so wird ohne alle Frage das Gedicht Bürgers den Sieg behalten. Doch ist keineswegs Eberts Frau Hitt unpoetisch zu nennen. Es ist auch nicht ohne Vorzüge vor dem Gedichte Bürgers; seine Einfachheit und Volkstümlichkeit sind zweifellos wirksamer als die

Kunstmäßigkeit des Gegenstückes. Interessant ist übrigens, die Vergleichung beider Gedichte ohne Beziehung auf ihren poetischen Wert fortzusetzen. Dort wie hier ist ein Strafgericht Gottes geschildert, welches die Hartherzigkeit eines hochgestellten Menschen trifft; während aber im „wilden Jäger“ der Graf eine dreigliedrige Reihe von Unthaten an den Tieren, an Menschen und Gott begeht, und diese Verbrechen sich steigern bis zum höchsten Gipfel der Gotteslästerung, findet sich hier nur eine Steigerung des Frevels gegen die Armut in einem Falle, aber allerdings in drei Gliedern als Sünde des Herzens (stolz, aber arm an Tugend und Sitte Str. 8.), des Mundes, welcher die Armut zurückweist, der Geberden und der That, welche die Armut verhöhnen.

Im wilden Jäger spricht der Klausner zwar das kommende Verderben aus, aber doch nicht als Fluch, sondern als Prophezeiung; in Frau Hitt flucht die verachtete, verhöhnte Mutter in ihrem wütenden Schmerze, und der Fluch erfüllt sich alsobald. Das Strafgericht Gottes ist in beiden Gedichten mehrfach ähnlich geschildert. Dort wie hier ist der Reiter festgebannt und vermag weder durch Wort noch Stoß das Roß zum Fortgehen zu bewegen, dort wie hier versagen dem Frevelnden die Kräfte, die Zunge, in beiden Fällen werden die Frevler verwandelt,*) jener Graf wird nur schließlich zu rastloser Flucht vor der höllischen Jagd verurteilt, während Frau Hitt zu Stein wird. In beiden Fälleu werden die unschuldigen Gefolgsleute der Strafe entrückt, welche nur der eine Sünder verwirkt hat.

---

35. Schwerting der Sachsenherzog.

[Gedichte 3. Aufl. Stuttgart und Tübingen 1845. S. 265.]

1. Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmal,
Da schäumten Weine perlend im eisernen Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

2. Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

3. „Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?

*) Str. 22. schildert die Umwandlung des menschlichen Leibes in einen Stein durch die polysyndetische Verbindung sehr schön: das strahlende Antlitz wird finster und bleich, das Auge wird starr und leblos, der einst so glatte und zarte und weiche Leib wird rauh und grau und hart. Grau ist hier Bezeichnung des Unschönen, durch Wind und Wetter Entstellten, Verwitterten im Gegensatz zu der früheren weißen Farbe des jungen, lebendigen, weiblichen („zarten“) Leibes.

Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich euch zu finden in güldenem Gewand'."

4. „„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt:
Wär' eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

5. „„Doch, mein' ich, giebt's noch Mittel, zu lösen solches Erz:
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und mutig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur lösen und tilgen niedre Schmach!""

6. Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal;
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

7. Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln wie Feuersglut empor;
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund gekommen!" sprach dumpf der ganze Kreis.

8. Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„„Halt, steh, und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!""

9. Und heißer, immer heißer wirds in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rote Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

10. Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf,
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wütend auf.

11. „„Schau hin, du stolzer Sieger! erzittre, feiges Herz!
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!""
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen alle, und nieder stürzt das Haus.

1. Die geschichtliche Grundlage. „Frotho IV. hatte ums Jahr 435 den Herzog Schwerting in Holstein und einen anderen sächsischen Fürsten überwunden, sie Gehorsam schwören lassen und seitdem stark besteuert. Wiewohl der Sohn Frotho's die Tochter Schwerting's zur Gemahlin erkor, nagte der Schmerz der Unterdrückung so sehr am Herzen des freiheitliebenden Herzogs, daß er wie Simson mit dem eigenen Leben die Rache erkaufte". (Hub, II, S. 576.)

2. Zur Würdigung. So lösen Helden ihre Sklavenketten, dieser Grundgedanke ist in kräftiger, zum Teil kunstvoller Weise hier dargestellt worden. Die unheimlich ernste Feierlichkeit, zu welcher Frotho erschienen ist, kann nicht wirkungsvoller geschildert werden: eiserne Pokale, eiserne Schüsseln, Eisenpanzer, Eisenketten, Eisenspangen. Auf einen solchen Anblick war Frotho nicht vorbereitet. Er hoffte, sein Waffenbruder werde allen Goldesglanz entfalten, und Freude werde das Mal des Verschwägerten würzen. Doch die köstlichen Speisen und Weine munden nicht bei solchem Anblick, aus eisernen Bechern und Schüsseln, in solcher ernsten, lautlosen Tafelrunde. Der König spricht sein Erstaunen aus über das Rätselhafte des Anblicks; noch unheimlicher aber sollte es ihm zu Mute werden, als er die ernste Antwort seines Vasalen empfängt, welche ebensoviel grausige Rätsel hinzufügt, als sie aufzuklären vermag. Und wieder ist der Mund aller Tafelgenossen stumm. Ein neuer, schrecklicher Anblick nur sind die zwölf schwarzen Sachsenritter, welche mit Fackeln in den Saal treten und auf Schwertings leises Wort, die Brände schwingend, davoneilen. Und nun wächst die Spannung des Lesers und Hörers von Zeile zu Zeile; — denn jede Zeile bringt ein neues Bild vor unser Auge. Furchtbar ist die Katastrophe dieses Dramas, reich ist sie an Scenen, von welchen die folgende die vorausgehende überragt, großartig ist die Kraft des eisenfesten Herzogs, die Kraft der Arme, des Herzens, des Hasses, des Freiheitsdranges, aber fast noch preiswürdiger die Macht der Treue dieser nordischen Helden, welche mit ihrem Herzoge zu sterben und sterbend sich selbst zu befreien entschlossen sind. — Die Anaphora, der Kontrast, welche Mittel Ebert hie und da, z. B. in Str. 1 (Da), Str. 2 und 3. (Eisenketten — güldenes Gewand), Str. 4, V. 3. 4., Str. 5 (Das muß — das muß), Str. 7. (Nicht lang, da — nicht lang, da —), Str. 9. (Und heißer, immer heißer — und lauter, immer lauter, — und heller, immer heller), der Wechsel in der Stimmung des Herzogs in Str. 10, 7 und 4 (ruhig — wütend): alles das muß den Wert der wirklich schönen Ballade noch erhöhen.

3. Form: Neuere Nibelungenstrophe. (S. 2. Aufl. II. Bd. S. 271.)

[Litterarisches: *Hub a. a. O. — *Kurz, III. S. 454].

---

36. Der Sänger im Palast.

[Gedichte 3. Aufl. Stuttgart und Tübingen. 1845. S. 324.]

1. Ein Sänger tritt, die Harf' im Arme,
Durch das Gewühl des Volks hervor,
Und drängt sich aus dem lauten Schwarme
Zu des Palastes Säulenthor.

2. Gehöhlt und bleich sind seine Wangen,
Sein Haar durchschlingt ein grüner Kranz,

Sein grau Gewand mit schwarzen Spangen
Paßt seltsam zu des Hauses Glanz.

3. Der Höfling, wie der Edelknabe,
Mißt schnell die klägliche Gestalt,
Die, wie ein Geist, entrückt dem Grabe,
Durch die geschmückten Gänge wallt.

4. Der Schalksnarr ruft mit kind'scher Posse:
„Ei seht! da kommt Gevatter Tod!
Kein Herz schlägt morgen mehr im Schlosse,
Und keine Wang' ist morgen rot".

5. Den Sänger macht der Spott nicht wirre,
Er lächelt nur ein einzig Mal,
Und schreitet fort, und wird nicht irre,
Die Treppen aufwärts in den Saal.

6. Dort sitzt der König ernst im Throne,
In dunkel-purpurnem Gewand,
Auf stolzem Haupt die goldne Krone,
Das blanke Schlachtschwert in der Hand.

7. Vor ihm, gebückt, in schweren Banden,
Ein Mann, dem Qual im Antlitz liegt,
Einst Herrscher von gewalt'gen Landen,
Jetzt von des Königs Arm besiegt.

8. Und ringsumher in weitem Kreise
Der Rät' und Richter hohe Schar,
Der Hofmann, Ritter und der Weise,
In Goldwams, Panzer und Talar.

9. Da tritt mit sich'rem, ruh'gem Gange
Der schlichte Sänger vor den Thron:
„Herr, wollest horchen meinem Sange
Und meiner guten Harfe Ton!"

10. Der König drauf mit finstrem Blicke,
Der flammend schießt nach seinem Feind:
„„Ja, singe mir von Falsch und Tücke,
Von allem, was das Herz versteint.

11. Denn eben will ich schwer mich rächen,
An dem, der mir mein Land zerstört;
Ein hartes Urteil will ich sprechen,
So hart, wie's nie die Welt gehört!""

12. Der Sänger zu dem König wieder:
„Herr, gern erräng' ich deine Gunst,
Doch kenn' ich keine harten Lieder,
Der Sang ist eine milde Kunst.

13. Auch sing' ich nicht vor dieser Menge,
Mein Lied gehört für dich allein,
Entfliehen laß uns dem Gedränge,
Dann mag ich gern dir willig sein."

14. Da hebt der König sich vom Throne,
Er öffnet leis ein still Gemach,
Er winkt dem schlichten Liedersohne,
Der folgt ihm rasch und freudig nach.

15. „„Was gönnt der Herr so hohe Rechte
Dem überkecken Liedermann,
Der nie das Schwert hob im Gefechte,
Der nie im ernsten Rate sann?

16. Gilt mehr ein Lied, als ein Gerichte,
Der Harfner mehr ihm als der Rat,
Nun denn, so wähl' er solche Wichte,
Und bleibe ohne Rat und That.""

17. So murrt's die Reihen auf und nieder,
Der Saal erdröhnt von dem Gebraus,
Da öffnet sich die Thüre wieder,
Der König tritt bewegt heraus.

18. Zu seinem Feind mit nassen Blicken
Tritt er in stiller Heiterkeit,
Und lös't die Hände ihm vom Rücken,
Die von den Fesseln er befreit.

19. „„Zieh heim!““ so ruft er,
„„zieh in Frieden,
Und denk' an dieses Mannes Sang,
Und geht's dir einst noch wohl hie-
nieden,
So dank' es dieser Harfe Klang!““

20. Dann bricht er aus der gold'nen
Krone
Die größte Perle flugs heraus:
„„Nimm hin, o Sänger, dies zum Lohne,
Und kehr' einst wieder in mein Haus!

21. Die Perle sei ein Bild der
Thräne,
Der Thräne, die mir heute floß,
Als sich der Wohllaut deiner Töne
So lindernd mir ins Herz ergoß.““

22. Und zu des milden Königs
Füßen
Stürzt dankbar der befreite Feind,
Der Sänger neigt mit freud'gem
Grüßen
Sich vor dem König, geht und weint.

23. Und staunend seh'n ihn alle
scheiden
Und blicken ihm voll Ehrfurcht nach,
Der Höfling selbst muß ihn beneiden.
Der so den Sinn des Königs brach,

24. Der Schalksnarr kann nun nim-
mer scherzen,
Er beugt sich vor der Gramgestalt,
Er steht mit reuerfülltem Herzen
Und ehrt des Liedes Hochgewalt.

25. Der Sänger aber eilt von hinnen,
Schon steht er wieder vor dem Haus,
Mit seiner Perl' und frohen Sinnen
Zieht er in's weite Land hinaus.

1. Erläuterungen. Str. 4. Gevatter Tod. (Vgl. Kindermärchen der Gebr. Grimm Nr. 44.) — Im Althochdeutschen heißt der Gevatter (Pate) toto (mhd. tote), der Tod tôt. Da die Quantität beider Wörter verschieden ist, so glaubt Grimm nicht, daß ein Wortspiel das Märchen veranlaßt habe; ich halte das zwar doch für möglich, immerhin wollte ich auf diesen auffallenden Gleichklang aufmerksam gemacht haben, ehe ich an das Märchen erinnere, in welchem der Tod einem armen Manne zu Gevatter steht und seinen Paten mit der Gabe beschenkt, ihn, wenn er sich Kranken nahe, leiblich zu erblicken und aus seiner Stellung zu entnehmen, ob der Sieche genese oder nicht. Der Pate wird Arzt und gelangt zu Ehren und Reichtum: wenn der Tod an des Kranken Haupt steht, so ist er ihm verfallen, steht er zu seinen Füßen, so kommt der Kranke davon. Einigemal dreht der Arzt den Kranken um und überlistet den Tod, zuletzt aber rächt sich der Tod und läßt seines Paten Licht*) unversehens umfallen.

*) Das „Lichtauslöschen“ hinwiederum ist wie das „Stüllein rucken“ (Hans Sachs) soviel wie den Garaus machen. „Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus.“ (Bürgers Lenore, Str. 11). Noch jetzt kommt scherzhaft gebraucht der Ausdruck vor: „Wart, dir will ich schon das Stühlchen rücken“. Das Lebenslicht (vgl. die Geburtstagslichter) ist eine altheidnische Vorstellung. Dem Neugebornen zündet die Norne das Licht an, dem Sterbenden senkt der Genius die Fackel und löscht sie aus. Die Norne (besonders häufig auch die Feen) wird in Märchen zur Gevatterin gebeten, — darin liegt übrigens deutlich ausgesprochen, wie in obigem Märchen vom Gevatter Tod, daß diese überirdischen Wesen freundlich und nachsichtig mit dem Menschen verfahren. Ein Schreckensbild ist der Tod hier noch nicht, kein Gerippe mit Stundenglas und Hippe, kein Bleckezahn und Streckebein, kein Dürr- und Klapperbein, wie ihn das Mittelalter nannte, das Volk vielleicht noch nennt.

Ohne allen Zweifel ist der Tod in diesem Märchen als ein freundliches Wesen gedacht, wie dies ähnlich in der Bezeichnung Freund Hain oder Hein ausgedrückt liegt. Freund Hain ist übrigens eine sehr junge Bezeichnung des Todes. Musäus, Claudius, Gotter gebrauchen ihn zuerst, Claudius widmet ihm sogar seine Schriften, ja Asmus soll nach Schellenberg (Freund Heins Erscheinungen, Winterthur 1785) diesen Namen erst erfunden haben; vielleicht hat er ihn zuerst in die Litteratur eingeführt.

2. **Der Grundgedanke** des Gedichtes ist sehr leicht zu erkennen. Der Sänger überwindet auch die Mächtigsten dieser Erde, unter der Voraussetzung freilich, daß in dem Menschenherzen noch der Sinn für das Edle und Hohe, das Schöne und Wahre vorhanden ist. Die Macht des Gesanges tritt auch in einer Reihe von Gedichten anderer Dichter hervor (vgl. Schillers Künstler, Kraniche des Ibykus, Macht des Gesanges; Conz' Gesanges Macht), die hohe Bedeutung des Sängers erkennen wir aus Uhlands „des Sängers Fluch", Schillers „Graf von Habsburg", Göthes „Der Sänger", während Schlegels und Tieks „Arion", Apels „Simonides" uns darstellen, daß der Sänger in einer heiligen Hut stehe, daß die Götter seine Rettung unternehmen, wie sie sonst seine Rache ausführen (Kraniche des Ibykus) und seinen Fluch vollziehen (des Sängers Fluch).

3. **Eberts: „Sänger im Palaste" und Uhlands: „Des Sängers Fluch".**

Während man Conzens: Gesanges Macht, in welcher Ballade ein Sänger aus Räuberhänden, in die er gefallen, sich durch einen die Herzen der Räuber ergreifenden Gesang befreit, als ein — allerdings nur schwaches — Seitenstück zu Schillers Kranichen des Ibykus ansehen kann, ist Eberts: Sänger im Palaste ein Gegenstück zu Uhlands: Des Sängers Fluch. Allerdings ist Uhlands Gedicht großartiger, farbenprächtiger, aber wirkungslos ist auch das etwas zu langsam, zu gemütlich fortschreitende Gedicht Eberts nicht. Man darf es nur eben nicht mit fremdem Maßstabe messen wollen. Ohne Zweifel hat die unerwartete Erscheinung des alten, ernsten, abgehärmten Antlitzes den König, welchen der Gedanke an den abzuurteilenden Feind in eine gewisse Aufregung gebracht hatte, in einer Weise ergriffen, daß er für des Sängers Worte und Weise besonders gestimmt war, und diese Stimmung mußte in dem edlen Könige im voraus hervorgerufen werden, wenn das Lied des Sängers auf einen fruchtbaren Boden fallen sollte. Sehr geschickt aber war es, daß der Dichter den Gesang uns nicht mitteilt, auch nicht einmal andeutungsweise den Inhalt desselben verrät. Die Stimmung der Zuhörer war eben nicht die des Königs, in dem Antlitz des Hofnarren und des feinsten Hofmannes war Verachtung des Sängers zu lesen, für die Hofleute war der Eintritt des Sängers ein unangenehm störender Zwischenfall. In diesem Momente fesseln auch die Lieder nicht, mit welchen Göthes Sänger die Ritter zum mu-

tigen Dreinschauen, die Schönen zu holdem Erröten bringt, in dieser Stimmung kann man nicht von Lenz und Liebe, Freiheit und Männerwürde singen, sondern nur ein ganz besonderes Lied, ein Privatissimum, welches des Königs Herz fassen und zum Vergeben, zur Gnade, geneigt machen soll. Wir kennen ihn nicht, es ist für uns, wie für die Hofleute, dieser Gesang ein Geheimnis geblieben, aber gerade dies äußerlich Geheimnisvolle entspricht hier so sehr der innerlich wirkenden und auch geheimnisvollen Macht des Gesanges*); und da wir die schönen Früchte dieses Gesanges vor uns sehen, so schauen wir mit derselben Ehrfurcht auf den greisen Fremdling, wie Hofleute und Hofnarren, und freuen uns über den alten Sänger, der des Königs Herz besiegt, in des Königs Augen Thränen gelockt, in sein Herz Milde, Huld, Gnade gegossen hat, ja wir fühlen mit dem gerührten Könige, dem Dankes- und Freudethränen weinenden Sänger, dem zu des Königs Füßen knieenden, Dank stammelnden Gefangenen und nun Begnadigten die Macht des Gesanges, die auch Fürstenherzen besiegen kann. — Im Uebrigen vgl. Uhlands: Des Sängers Fluch. —

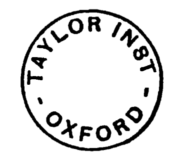
[Litterarisches: *Hub, a. a. O. 566. — *Kurz, III. S. 415.]

Biographie des Dichters.

Karl Egon Ebert, der Sohn eines Dr. jur., Landesadvokaten und Fürstlich Fürstenbergischen Hofrates, ward am 5. Juni 1801 zu Prag geboren, von dem Vater zunächst und dann von den Piaristen zu Wien erzogen, studierte seit 1818 Philosophie und Jurisprudenz zu Prag, ward schon 1825 von dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, welcher mit dem Vater des jungen Dichters innig befreundet war, zum Archivar und Bibliothekar, 1829 sogar schon zum fürstlichen Rate und später zum Archivdirektor ernannt. Der Fürst, welcher seine praktische Begabung immer mehr erkannte und seine Treue erprobt hatte, übertrug ihm späterhin die Sorge für andere wichtige Angelegenheiten, so auch für die Administration der in Böhmen gelegenen Fürstenbergischen Güter, ernannte ihn zum Hofrat im Jahre 1848 und übergab ihm die Oberverwaltung seiner sämtlichen Güter in Böhmen im Jahre 1854. Aber schon in demselben Jahre starb sein edler Gönner und Freund, und dieser Verlust beugte den treuen Freund und Diener so tief, daß er um seine Emeritierung einkam. Seitdem lebt Ebert in Prag den Musen.

Der Dichter hat ein schönes, auch von Göthe, Rückert, Tiedge, Baggesen, Varnhagen von Ense, sofort nach Erscheinen seiner lyrischen

*) Vgl. Schillers: Macht des Gesanges:
Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt.



Gedichte bereitwillig anerkanntes, aber kein so hervorragendes Talent, um ein großer selbständige Bahnen gehender Dichter werden zu können. Dazu wirkte sein Beruf vielfach lähmend und ablenkend.

Am meisten Anerkennung fanden seine lyrischen Gedichte, unter den Balladen haben nur wenige hervorragenden Wert; oft hat er sich im Stoffe zu sehr vergriffen, hauptsächlich aus Neigung zum Allzuschaurigen. Die Dramen seiner Jugend — er hat in zwei Jünglingsjahren nicht weniger als 24 Dramen verfaßt — sind unreife Produkte, später hat er mit mehr Verständnis und Erfolg seine dramatischen Arbeiten fortgesetzt.

In hohem Grade ansprechend ist sein echter, biederer, gemütvoller Sinn, und so kann der wackere Dichter, an dem jeder Zoll ein Mann ist, der Liebe seiner Zeit- und Fachgenossen, namentlich in Österreich, noch immer in hohem Grade sich erfreuen.

Schriften Eberts.

Dichtungen, 2 Bdch. Prag 1825. 2. Aufl. 1828.
Wlasta, böhmisch-nationales Heldengedicht in 3 Büchern 1829. Prag.
Das Kloster, idyllische Erzählung in 5 Gesängen. Stuttgart 1833.
Bretislav und Jutta, dramatisches Gedicht. Prag 1835.
Gedichte. 3. Aufl. in 3 Büchern. Stuttgart 1845.
Trauerspiele: Czestmir, Stir, Udalrich und Bozena.
Oper: Lidwinna ꝛc.
Ein Denkmal für Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg. Sonette. Prag. 1855.

Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff.

37. Die stille Gemeine.

[Gedichte, Berlin. Dunker und Humblot. 1837. S. 454.]

1. Von Bretagne's Hügeln, die das Meer
Blühend hell umsäumen,
Schaute ein Kirchlein trostreich her
Zwischen uralten Bäumen.

2. Das Kornfeld und die Felder weit
Rauschten im Sonntagsglanze,
Doch keine Glocken klangen heut
Vom grünen Felsenkranze.

3. Denn auf des Kirchhof's schatt'gem Grund
Die Jakobiner saßen,
Ihre Pferde alle Blumen bunt
Von den Grabeshügeln fraßen.

4. Am Kreuze auf der stillen Höh'
Feldflasch' und Säbel hingen,
Derweil sie, statt des Kyrie,
Die Marseillaise singen.

5. Ihr Hauptmann aber lehnt' am Baum,
Todmüde von schweren Wunden,
Und schaute wie im Fiebertraum
Nach dem tiefschwülen Grunde.

6. Er sprach verwirrt: „Da drüben stand
Des Vaters Schloß am Weiher.
Ich selbst steckt's an; das war ein Brand,
Der Freiheit Freudenfeuer!"

7. „Ich seh' ihn noch: wie durch den Sturm
Zwischen den feur'gen Zungen
Mein stolzer Vater da vom Turm
Sein Banner hat geschwungen."

8. „Und als es war entlaubt vom Brand,
Die Fahn' im Wind zerflogen:
Den Schaft als Kreuz nun in der Hand
Teilt' er die Flammenwogen."

9. „Er sah so wunderbar auf mich,
Ich konnt' ihn nicht ermorden —
Da sank die Burg, er wandte sich
Und ist ein Pfaff geworden."

10. „Seitdem hör' ich in Träumen schwer
Von ferne Glocken gehen
Und seh' in rotem Feuermeer
Ein Kreuz allnächtlich stehen."

11. „Es sollen keine Glocken geh'n,
Die Nächte zu verstören,
Kein Kreuz soll mehr auf Erden steh'n,
Um Narren zu bethören."

12. „Und dieses Kirchlein hier bewacht,
Sie sollen nicht Messe singen,
Wir reißen's nieder über Nacht,
Licht sei, wohin wir dringen!" —

13. Und als die Nacht schritt leis daher,
Der Hauptmann stand am Strande,
So still im Wald, so still das Meer,
Nur die Wachen riefen im Lande.

14. Im Wind die Glock' von selbst anschlug,
Da wollt' ein Hauch sich heben,
Wie unsichtbarer Engel Flug,
Die über's Wasser schweben.

15. Nun sieht er auch im Meere fern
Ein Lichtlein hell entglommen.
Er dacht', wie ist der schöne Stern
Dort in die Flut gekommen.

16, Am Ufer aber durch die Nacht
In allen Felsenspalten
Regt sich's und schlüpft es leis und sacht,
Viel dunkle, schwanke Gestalten.

17. Nur manchmal von den Buchten her
Schallt Ruderschlag von weiten,
Auf Barken lautlos in das Meer
Sie nach dem Stern hin gleiten.

18. Der wächst und breitet sich im Nahn
Und streift mit Glanz die Wellen,
Es ist ein kleiner Fischerkahn,
Den Fackeln mild erhellen.

19. Und einsam auf des Schiffleins Rand
Ein Greis kommt hergezogen
In wunderbarem Meßgewand,
Als wie der Hirt der Wogen.

20. Die Barken eine weite Rund'
Dort um den Hirten machen,
Der laut nun über'm Meeresgrund
Den Segen spricht im Nachen.

21. Da schwieg der Wind und rauscht' das Meer
So wunderbare Weise,
Und auf den Knieen lag ringsher
Die stille Gemeine im Kreise.

22. Und als er das Kreuz hob in die Luft,
Hoch zwischen die Fackeln trat er —
Den Hauptmann schauert in Herzensgrund,
Es war sein alter Vater.

23. Da taumelt er und sank ins Gras,
Betend im stillen Grunde,
Und wie Felsenquellen im Frühling brach
Sein Herzblut aus allen Wunden.

24. Und als die Gesellen kommen zum Strand,
Einen toten Mann sie finden —
Voll Graun sie sprengten fort durch's Land,
Als jagt' sie der Tod in den Winden.

25. Die stürzten sich in den Krieg so weit,
Sie sind verweht und zerstoben,
Das Kirchlein aber steht noch heut
Unter den Linden droben.

1. Erläuterungen: Str. 3. Die Jakobiner = die von dem Schreckensregiment (vgl. Erl. I. S. 138) ausgesandten Soldaten. Den Namen leiten sie her von dem Jakobinerkloster in der Straße St. Honoré in Paris, wo sich — zunächst aus den Abgeordneten der Bretagne — ein täglich wachsender Klub von Volksvertretern zusammenfand, welcher später die Regierung an sich riß, im Mai 1792 die blutroten Mützen als Partei- und Siegeszeichen annahm und später seinen Namen mit Schmach und Fluch bedeckte.

Str. 4. Kyrie = Kyrie eleyson oder Herr erbarme dich. So heißt das Sündenbekenntnis in der Liturgie.

Die Marseillaise: V. 1. dieses Liedes heißt:

Allons, enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé;
Contre nous de la tyrannie :,:
L'étandard sanglant est levé, :,:
Entendez-vous dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Ils viennent jusque dans vos bras
Egorger vos fils, vos compagnes.
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons, marchons! qu'un sang impur abreuve nos sillons.

Die Marseillaise hat Josef Rouget de Lisle (geb. 1760, gest. 1835), damals Ingenieur-Offizier zu Straßburg, vor dem Abmarsche der Freiwilligen zur Rheinarmee während der Revolutionszeit gedichtet. Obwohl das Lied das Schiboleth der Revolutionäre (in deutscher Nachbildung ist es neuerdings der Kampfgesang der Socialdemokraten geworden bei Wahlkämpfen, Volksversammlungen und Klopffechtereien à la Tölke) und in Frankreich ungemein rasch berühmt wurde, so vergaß man doch des Liedes in der Zeit des Kaiserreiches und der Bourbons wieder. Erst die Juli-Revolution 1830

konnte das Lied neu verwerten, und in jener Zeit erinnerte man sich auch des bisher vergessenen, übrigens charakterlosen Dichters, welcher noch lebte, und schenkte ihm eine Jahrespension von 6000 Franken, welche der Dichter großmütig der Schule seines Dörfchens schenkte. Komponiert ist die Marseillaise nicht, wie man früher annahm, vom Dichter de Lisle, sondern von dem kurpfälzischen Kapellmeister Holtzmann. Die Melodie war ursprünglich ein Credo aus einer Messe. Das Manuskript trägt die Jahreszahl 1776.

Es liegt übrigens in dem letztgenannten Liede, wie auch in der Melodie, eine außerordentliche Gewalt, und die Bedeutung eines solchen Gesanges kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

2. **Vergleichung** mit Chamissos: „Die stille Gemeinde". Der Schauplatz und die Zeitumstände sind durchaus dieselben; diese Erzählungen sind in die Zeit der grausamen Kämpfe der Jakobiner mit den Einwohnern der Vendée und Bretagne verlegt. Dort und hier ist die Schilderung der Sammlung und des Gottesdienstes der „stillen Gemeinde" auf dem Meere dieselbe. Der Kahn des Priesters ist in der Mitte, von einem hellen Lichte erleuchtet, und ein alter, treuer Hirte, welcher bei seiner Gemeinde ausgeharrt, erquickt dieselbe durch Trost aus Gottes Wort und durch Gebet. So bleibt die Gemeinde auch in den schwersten Anfechtungen und unter den höchsten Gefahren und Schwierigkeiten dem Gotte ihrer Väter treu, ein leuchtendes Vorbild dafür, was unsere Gemeinden thun sollen, wenn moderne Jakobiner ihnen die Kirchen zerstören, den Glauben nehmen und, Freiheit und Gleichheit rufend, alle ihre zeitlichen und ewigen Güter zu entreißen trachten.

Eichendorffs Gedicht ist das ältere, dasjenige Chamissos stammt aus dem Todesjahre des Dichters (1838), während das erstgenannte schon 1837 erschienen war. Dennoch hat Eichendorff in seinem Gedicht nicht den Schwerpunkt auf das eben dargelegte, beiden Gedichten Gemeinsame legen, sondern offenbar die stille Gemeinde zum Hintergrunde nehmen und die beiden Personen, den alten Priester und den jungen Hauptmann der Jakobiner, den Vater und den Sohn, besonders herausheben wollen. Dadurch bekommt das ganze Bild ohne Frage mehr Leben, diese beiden Porträts müssen den Hörer und Leser anziehen, ja ergreifen. Es ist so von dem Dichter in die Spezial-Geschichte des Dorfes noch die speziellste Geschichte zweier Männer hineingewoben, und das ist m. E. ein Vorzug des Eichendorffschen Gedichtes. Chamisso hat auch einen Jakobinerhauptmann und einen Alten, den Mund des felsenfesten Glaubens der Gemeine, aber diese beiden sind sich fremd, kennen und achten sie sich nicht, während hier grade der Eindruck, welchen Eichendorff hervorbringt, dadurch entsteht, daß die beiden Personen, welche sich hier wiederfinden, der eine auf den Bahnen des Verderbens, der andere auf den Wegen des Segens, Sohn und Vater sind.

Chamisso läßt die Kirchen zerstört, verbrannt werden, und das mag auch häufig genug geschehen, das mag die Regel gewesen sein; Eichen-

dorffs Jakobinerhauptmann hat auch die Zerstörung des trostreichen Kirchleins, dessen Kirchhof die Jakobiner schon entweiht und verwüstet haben, beschlossen und als Nachtarbeit angeordnet. Sein Tod aber verhindert die Genossen an der Zerstörung, und so „steht es noch heut unter den Linden droben“. Und grade diese Schlußstrophe in Eichendorffs Gedichte spricht die tröstliche Wahrheit aus, daß die Kirche mit ihrem Troste stehen bleibe trotz allen Hasses der Verfolger, und während diese zerstieben und verweht werden in alle Winde, wie Spreu, so bleiben die Frommen in ihrem Lande, das ihnen Gott gegeben hat.

3. **Gedankengang.** Auf einem der schönen Hügel, welche das Meer an Bretagnes Küste begränzen, steht ein weither vom Meere aus sichtbares Kirchlein, seinerseits von alten Bäumen umrahmt. (Str. 1.) Es ist Sonntag heut, und die Natur prangt im Sonntagskleide und sieht so schön aus in ihrem Sabbathsfrieden. (Str. 1.) Die Kirche allein ist heute nicht ein Bild des Friedens. Denn auf dem Kirchhofe haben die Jakobiner sich gelagert; ihre Pferde weiden die Grabhügel ab (Str. 3.), sie selbst haben an das Christusbild roher Weise ihre Feldflasche und Säbel gehängt, und ohne jegliche Scheu vor dem Heiligen singen sie die Marseillaise statt frommer Lieder (Str. 4.). Ihr Hauptmann lehnt schwer verwundet am Baume; kaum vermag er sich aufrecht zu erhalten, Fieber durchrast seine Glieder, und er sieht sein Ende nahe. Darum schaut sein Blick unverwandt und doch fieberhaft hinunter in die Ebene. (Str. 5.). Er kennt diese Gegend; es ist sein Heimatland; dort stand seines Vaters Schloß, welches er selbst, der wahnsinnige Sohn, im Freiheitstaumel angezündet hat. Noch rühmt er sich seiner That, aber es ist die unwahre Freude eines Fieberkranken. (Str. 6.) Und aus der Erinnerung an den Brand hebt sich dann ein besonderes Bild heraus. Sein Vater schwingt sein Banner stolz vom Turme, als das Schloß in Flammen aufgeht; er kämpft bis zum letzten Augenblick, als ein echter Edelmann, — und sein Sohn ist ein Aufrührer, ein Brandstifter, ein Mordbrenner geworden! (Str. 7.) Die Fahne verbrennt, nur der Schaft bleibt in der Hand des alten Helden, und dieser Schaft, nunmehr wie ein Kreuz aussehend, teilt die Flammenwogen, so daß der Edelmann dem Tode des Feuers entgeht (Str. 8.). Auch der zweiten Gefahr, den Mörderhänden seines Sohnes, entkommt er. Des Vaters Blick trifft den Sohn so eigentümlich, daß der auf der Bahn des Verbrechens schon weit fortgeschrittene Sohn vor dem äußersten Grade der Sünde zurückbebt. Und der Vater wendet den rauchenden Trümmern und dem Antlitz seines gottvergessenen Sohnes den Rücken und, da seine irdischen Freuden und Hoffnungen zerstört sind, so wird er ein Geistlicher, in dem Blick auf die Ewigkeit Trost suchend für die Schmerzen dieses Erdenlebens, und gewiß auch betend für das Seelenheil seines armen Sohnes. (Str. 9.) Diesem aber läßt sein Gewissen seitdem keine Ruhe mehr. In der Nacht foltern ihn die Träume. Da hört er die Glocken — wohl die Sturm-

glocken, — da sieht er das Kreuz — zunächst das feuerversengte Fahnenkreuz, welches sein Vater geschwungen. Der Träumende verbindet dann jenes Sturmgeläute — unter dem vermittelnden Gedanken, daß der Vater jetzt seinen Beruf geändert und ein Priester geworden ist — mit dem Kirchengeläute, das Fahnenkreuz wird zum Kruzifix (Str. 10.) Und am Tage droht er aufs neue Untergang allen Kirchenglocken und Christusbildern (Str. 11.). So auch heute. Selbst das Kirchlein seiner Heimat will er vernichten, seines Vaters letzten Trost, und damit glaubt er noch der Menschheit einen Dienst zu leisten. Die nächste Nacht ist für das schmähliche Werk ausersehen. (Str. 12.) Als aber die Nacht gekommen war, steht der Hauptmann am Strande, allein mit seinen Gedanken, und die alten Bilder der Vergangenheit treten wieder vor seine Seele und zeigen ihm den Weg des Verderbens, den er gewandelt ist. (Str. 13.) Und jetzt hört sein Ohr wieder Glockenklang, nicht durch Menschenhände, sondern durch den Wind hervorgerufen, und zugleich ists ihm, als ob er einen himmlischen Hauch vernehme, welcher das Wasser sanft bewege. (Str. 14.) Dann aber sieht sein Auge deutlich in der Ferne mitten im Meere ein helles Licht, und aus größerer oder geringerer Entfernung nähern sich leise und heimlich viele Gestalten dem Strande und besteigen die Boote und ziehen dem Sterne im Meere zu, welcher näherkommend als ein von Fackeln erhellter Kahn erkennbar wird. (Str. 15—18.) Auf diesem Kahne ist nur eine Gestalt zu sehen, die eines greisen Priesters. (Str. 19.) Die anderen Boote schließen einen großen Kreis um dasjenige, in welchem der Priester laut betet und segnet. (Str. 20.) Und nun schweigt des Windes Tosen, und die Klänge des frommen Gesanges kommen in das Ohr des Hauptmanns, und seine Augen schauen eine betende Gemeine. Alle liegen auf ihren Knieen. Nur dort steht noch einer, der Priester, und hier am Strande ein andrer, der Feind aller Priester. Ist er es noch? Er weiß es nicht. Sein Auge schaut unverwandt auf die Beter und den Greis im Kreise der Beter. Jetzt hebt dieser das Kreuz in die Luft, und das Licht der Fackeln beleuchtet voll und klar die Gestalt des Priesters. Der eine Augenblick läßt den Sohn s e i n e n V a t e r erkennen (Str. 22.). Und was thut der Sohn? Ueberwältigt von diesem Anblick sinkt er nieder, ein Glied jener betenden Gemeinde, — der Sohn betet wieder, und einen Betenden ruft der Tod ab. Das Ende jenes Schächers am Kreuze ist das Ende dieses Hauptmanns. Der zweite Blick des Vaters hat den Sohn zurückgebracht, nicht mehr in die Arme des Vaters, in das Schloß der Väter, aber in die Arme des himmlischen Vaters, welcher auch in der zwölften Stunde noch verlorene Söhne wiederfindet und annimmt. (Str. 23.) Inzwischen suchen die Soldaten ihren Führer hin und her, kommen zum Strande, sie finden ihn, aber tot — die Hände zum Gebete gefaltet. Betend war der gestorben, der ihnen im Lästern und im Verfolgen der Kirche bisher ein schreckliches Vorbild gewesen war. Dieser Anblick

des auf solche Weise Gestorbenen erschüttert sie mehr, als der Tod von Hunderten, die neben ihnen niedergesunken waren oder mit deren Blut sie ihr Gewissen belastet haben. Sie eilen fort aus der Gegend, welche sogar ihnen ein Grauen einzuflößen vermocht hatte. (Str. 24.) Sie haben sich nicht bekehrt, sie sind im Kriege der folgenden Jahre zerstreut worden und untergegangen. Aber die von ihnen verfolgte christliche Wahrheit ist nicht untergegangen, und das Kirchlein steht noch dort oben und ist ein redender Zeuge dafür, daß Gott sein Wort und seine Gnadenmittel auch aus sieben Nöten erretten kann. (Str. 25.)

38. Das zerbrochene Ringlein.

(Gedichte. 1837. S. 432.) 1812.

1. In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

2. Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

3. Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und geh'n von Haus zu Haus.

4. Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

5. Hör' ich das Mühlrad gehen;
Ich weiß nicht, was ich will. —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

1. Zur Würdigung. Unter allen den vielen Liedern Eichendorffs ist ohne Zweifel dieses neben dem andern: „Wer hat dich, du schöner Wald &c. das bekannteste, und daran hat ein sehr erhebliches Teil die sehr schöne Melodie von Fr. Glück, aber ebenso viel hat wohl auch die Einfachheit des Liedes selbst das Lob so vieler hervorgerufen, welche dies Lied sogar für dem echten Volksliede nahe, ja gleichstehend angesehen haben oder ansehen. Nun ist allerdings das Lied in einzelnen Strophen dem Volksmäßigen nahestehend, besonders in Str. 1 und 2. Aber sehr wenig motiviert ist das Reisen als Spielmann, das Fliegen als Reiter, und vor allem das Sterbenwollen des verlassenen Bräutigams. Es erscheint das dreimalige: ich möcht' nicht als völliger Ernst, am aufrichtigsten klingt noch immer das: „ich weiß nicht, was ich will".

Mit Recht bezeichnet Vilmar grade diesen letztgenannten Zug als ein Zeichen „der nervösen Kränklichkeit der modernen Welt" gegenüber der Gesundheit der alten Zeit. Um die Wahrheit dieser Behauptung zu erkennen, will ich hier einige der bedeutendsten Volkslieder der Deutschen mitteilen, welche die Untreue zum Gegenstande haben.

2. Die Untreue im deutschen Volksliede.

1. Die Untreue des Jünglings.

1. Ach Gott, ich klag dir meine Not!
Ich bin verwundt bis in den Tod,
Und mir ist misselungen:
Ich hätt mir ein feins Lieb auserkorn,
Von ihm bin ich verdrungen.

2. Er hatt mich lieb, er hatt mich wert,
Ich thät alls was sein Herz begehrt
In Züchten und in Ehren;
Er hat eine andre viel lieber denn mich,
Er hat mich übergeben.

3. Was hilft dich, Knab, dein falsche List,
Daß Du so gar der Untreu bist,
Magst nit auf mich gewarten?
Dein Untreu hab ich längst gewist,
Kränkt mir mein Herz, Mut und Sinne.

4. Hätt ich dein Untreu vor gewist,
Deiner Liebe hätt mich nit gelüst,
Du hast mir oft gelogen.
Fahr hin! Fahr hin!
Du mußt mir aus dem Herzen.

5. Der sich auf einen Distelbaum setzt,
Und sich auf junge Knaben verläßt,
Der läßt sich ein Blinden leiten,
Art die läßt von Arte nit,
Unkraut will aus dem Garten nit.

6. Ich hätt' mir ein Apfel, war hübsch und rot,
Hat mich verwundt bis in den Tod,
Noch war ein Wurm darinne;
Fahr hin, fahr hin, mein Apfel rot!
Du mußt mir aus dem Sinne.

Dies Lied ist einfach und wahr; während das Mädchen in den ersten Strophen seinen Schmerz ausspricht über die erfahrene Untreue — tröstet es sich wieder in den letzten, und, was hier das Zeichen einer wirklich gesunden, starken Seele ist, die Verlassene versenkt sich nicht immer tiefer ins Klagen, Jammern und Weinen, sondern sie richtet sich an dem Gedanken auf, daß sie ja ihre Liebe einem Lügner geschenkt, an einen Leichtfuß hingegeben, an einen Unwürdigen verschwendet hat. Und wenn der Apfel noch so schön und rot war, so war er doch w u r m i g — Grunds genug, den Verlust zu verschmerzen, den Untreuen zu vergessen. Noch kann sie es nicht, die Wunde blutet ja noch, aber die Verlassene bemüht sich doch, sie kämpft gegen die Erinnerung, und er wird auch aus dem Sinne m ü s s e n, und ihr Herz muß genesen von dieser Wunde, ob sie gleich erst tödlich (Str. 1.) schien. So kämpft ein Mädchen, ein schwaches Mädchen, — aber Eichendorffs Bräutigam giebt den Kampf auf, möchte spielen und spielt nicht, möchte reiten und reitet nicht, sterben und wird auch gewiß nicht gestorben sein. Da steht sich W a h r h e i t der E m p f i n d u n g und S e n t i m e n t a l i t ä t gegenüber, Mädchenkraft und Männerschwäche!

2. Die Untreue des Mädchens.

1. Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest,
Da bin ich schon viel tausendmal
Bei meinem Lieb gewest.

2. Da sitzt ein schöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderschön;
Ich und mein Schätzchen lauern auf,
Wenn wir miteinander gehn.

3. Der Vogel sitzt in seiner Ruh,
Wohl auf dem höchsten Zweig,
Und schauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er allsogleich.

4. Der Vogel sitzt in seinem Nest,
Wohl auf dem grünen Baum;
Ach Schätzel, bin ich bei Dir gewest,
Oder ist es nur ein Traum?

5. Und als ich wiedrum kam zu Dir,
Gehauen war der Baum;
Ein andrer Liebster steht bei ihr —
O du verfluchter Traum!

6. Der Baum, der steht im Odenwald,
Und ich bin in der Schweiz;
Da liegt der Schnee, und ist so kalt,
Mein Herz es mir zerreißt.

Dies Lied, übrigens eines der neuesten wirklichen Volkslieder (Wunderhorn 3, 116—117), stellt im grünen Baume mit seinem Vogel ein

Bild der Treue dar. Das Brautpaar war mit beiden verwachsen. Dorthin lenkten sie oft ihre Schritte, dort lauschten sie dem Vogelsang, und der Vogel freute sich dieses Liebesbundes und sang, wenn die Liebenden erschienen und nach ihm aufschauten. Und als der Treue nach einiger Trennung wieder kam — der Vogel saß nicht mehr droben, der Baum grünte nicht mehr, sondern war abgehauen, und der Schatz — fehlt nicht blos, sondern hat seine Liebe einem andern geschenkt. Das ganze, süße Zusammensein der Liebenden ist jäh zerrissen, wie ein schöner Traum! Der Verlassene verflucht diesen Traum, die Vergangenheit, von welcher die Gegenwart nur die schmerzliche Erinnerung gerettet hat, er zieht weit weg von dem Ort seiner Liebe, aber je weiter er fortzieht, desto kälter ists um ihn, und diese Kälte ist es eben, welche sein Herz nicht genesen läßt.

Von den neueren Dichtern besitzen wir übrigens auch einige Lieder von volksmäßigem Gepräge, welche eben durch den Grad dieser Volksmäßigkeit Eichendorffs Lied in Schatten stellen:

1. Das verlassene Mägdlein.

(Von Eduard Möricke.)

[Geb. 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, † 4. Juni 1875 zu Stuttgart.]

1. Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

2. Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so darein
In Leid versunken.

3. Plötzlich dann kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von Dir
Geträumet habe.

4. Thränen auf Thränen dann
Stürzen hernieder;
Dann kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Das Gedicht Eichendorffs ist glücklicher in der Form, seine jambischen Verse fließen so weich und wehmütig dahin, daß das Gedicht, gesprochen und gesungen, die elegische Stimmung sehr gut erkennen läßt, in welcher es entstand und welche es hervorrufen soll. Möricke hat Daktylen eingeschoben (wenigstens in V. 1 und 2 jeder Strophe), welche mehr einen springenden Rhythmus hervorrufen und mit dem Springen der Funken in Harmonie stehen, aber die Singbarkeit des Liedes verringern. Sonst aber steht dies Lied sehr hoch. Einfach und volksgemäß ist es von Anfang bis zu Ende, und recht glücklich ist der Gedanke ausgeführt, daß sich die Gedanken an den Untreuen entwickeln während des Hineinschauens in die Flamme. In früher Morgenstunde, wenn die übrigen Hausbewohner noch schlafen, steht das Mägdlein schon am Herde und zündet Feuer an. Die Einsamkeit macht ja an sich melancholisch, und dieser Stimmung läßt sich ganz besonders nachhängen, wenn man unverwandten Blickes in die Flamme schaut. Ohne irgend welche Gedanken schaut das Mädchen in die Flammen. Plötzlich springt, wie der Funke vom Herde,

ein Gedanke an die in Leid Versunkene, der Gedanke an den Traum der letzten Nacht, in dem sie sich mit ihrem Geliebten beschäftigte. Ob der Traum ein liebliches Bild ihr vorführte, welches mit der Wirklichkeit zu grell kontrastierte, oder ob derselbe den Untreuen in aller seiner Treulosigkeit zeigte? Der Dichter deutet nur an, daß, aber nicht, was das Mädchen geträumt hat. Für die Arme ist diese Erinnerung eine reiche Quelle der Schmerzen, sie fürchtet sich vor dem Tag, der ihr nun verleidet ist, sie sehnt sich den Abend herbei, wo sie ihr Herz besser durch Thränen erleichtern kann, als am Tage, wo Hausbewohner sie beobachten können.

2. Wenn sich zwei Herzen scheiden*).

(Von Emanuel Geibel.)
[Geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck.]
(Gedichte. 77. Aufl. S. 275.)

1. Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wies größres nimmer giebt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar!
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt.

2. Als ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag,
Mir war's, als sei verschwunden
Die Sonn' am hellen Tag.
Mir klang's im Ohre wunderbar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar,
Da ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag.

3. Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl warum;
Die Lippe, die mich küßte,
Ist worden kühl und stumm.
Das Eine Wort nur sprach sie klar;
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar!
Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl warum.

Dies Gedicht spricht nicht von einer Liebe, welche der Tod trennt, sondern von dem Bande eines Jünglings und einer Jungfrau, welches letztere einseitig und ohne zureichenden Grund löst. Sie spricht so ruhig, so entschieden, so kühl und so definitiv — als hätte sie nie geliebt, und ihre Liebe kann keine tiefe gewesen sein. „Auf immerdar!" Ja die Liebe kann brechen — und des Lebens Frühling ein jähes Ende nehmen. —

[Litterarisches: *Barthel, deutsche Nationallitteratur der Neuzeit 4. Aufl. S. 121. — *Kurz III. S. 432.]

---

39. Das kranke Kind.

[Gedichte. Berlin 1837. S. 378. — 3. Aufl. 1850. S. 453. — 8. Aufl. 1873. S. 456.]

1. Die Gegend lag so helle,
Die Sonne schien so warm,
Es sonnt' sich auf der Schwelle
Ein Kindlein krank und arm.

2. Geputzt zum Sonntag heute
Ziehn sie das Thal entlang;
Das Kind grüßt alle Leute,
Doch niemand sagt ihm Dank.

*) Ueber dies Lied und seine Beziehung zu dem Lebensgange des Dichters vergleiche man meine Schrift: Emanuel Geibel, des Dichters Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. Wolfenbüttel, Zwißler. 1877.

3. Viel Kinder jauchzen ferne,
So schön ist's auf Welt!
Ging' auch spazieren gerne,
Doch müde stürzt's im Feld.

4. „Ach Vater, liebe Mutter,
Helft mir in meiner Not!"
Du armes Kind! die ruhen
Ja unterm Grase tot.

5. Und so im Gras alleine
Das kranke Kindlein blieb,
Frug keiner, was es weine,
Hat jeder seins nur lieb.

6. Die Abendglocken klangen
Schon durch die stille Welt,
Die Engel Gottes sangen
Und gingen über's Feld.

7. Und als die Nacht gekommen,
Und alles das Kind verließ,
Sie haben's mitgenommen,
Nun spielt's im Paradies.

Der Grundgedanke dieses so überaus einfachen und ebenso ergreifenden Gedichtes ist ähnlich demjenigen, dem wir in dem schönen Gedichte Rückerts: „Des fremden Kindes heilger Christ" begegnen werden. Ein krankes, armes, verwaistes Kind, um welches sich niemand kümmert von den zahllosen Wanderern, welche an diesem schönen Sonntage ihr Vergnügen suchen, rafft seine letzten Kräfte zusammen und geht auf das Feld, wo es aber bald ermattet zusammen bricht. Fern von Menschen, völlig von menschlicher Hilfe verlassen — stirbt es an Entkräftung. Vater und Mutter haben es verlassen müssen, die Menschen haben seiner nicht geachtet, aber die Engel führen die Seele ins Paradies, und der Herr nimmt es auf, denn Er ist der Waisen Vater.

[Litterarisches: *Reuter, S. 405.]

Biographie des Dichters.

Am 10. März 1788 ward Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff auf dem Gute seines Vaters Lubowitz bei Ratibor geboren. Nachdem er den ersten Unterricht durch Hauslehrer erhalten hatte, ward er in dem katholischen Gymnasium zu Breslau bis 1805 vorgebildet. Von da ab studierte er bis 1808 in Halle und Heidelberg die Rechte. An letzterem Orte trat er mit den nachmaligen Führern der romantischen Schule, mit Arnim, Brentano und Görres in nähere Verbindung. Nach vollendeten Studien ging E. auf Reisen, lernte ganz Deutschland, auch Paris und besonders Wien kennen, trat aber, als der große Kampf gegen den französischen Unterdrücker begann, freiwillig in die Reihen der Streiter. Im Lützowschen Jägercorps hielt er, bald zum Offizier befördert, wacker bis zum Friedensschlusse aus und ging dann in den preußischen Staatsdienst über. Von 1816 ab war er an der Kgl. Regierung zu Breslau als Referendar thätig; das Jahr 1821 brachte ihm seine Ernennung zum Regierungsrat, und von 1821 bis 1825 wirkte er erst in Danzig, sodann in Königsberg. Im Jahre 1831 ward er als Geh. Regierungsrat in das Kultusministerium nach Berlin berufen und widmete seine Kraft der Bearbeitung der katholischen Schulangelegenheiten des Königreichs. Im Jahre 1845 gab er jedoch den

Staatsdienst auf und lebte zuletzt mißmutig, ja schwermütig auf Lubowitz, seinem Stammsitze, oder zu Berlin bis 1857, in welchem Jahre er am 26. November zu Neiße verstorben ist.

Eichendorff ist eine hervorragende Erscheinung in der romantischen Schule, und unstreitig eine der wohlthuendsten. Das Krankhafte und Outrierte in dem Wesen andrer Romantiker, das Ueberschlagen aus der unreligiösen Leichtfertigkeit in die strenge Form des Katholizismus blieb ihm, der von Haus aus Katholik war, erspart. Es ist an ihm nichts Ungesundes. Mit wahrer, lebenskräftiger Frömmigkeit verbindet sich ein frischer, ungekünstelter Humor; tiefempfunden ist seine Lyrik, mag er die Schmerzen des Patrioten zur Zeit der Knechtschaft in den Zeitgedichten aushauchen, oder mit den Sängern des Waldes und Feldes wetteifern in seinen Waldliedern, oder in den Wanderliedern der sangeskundigen fahrenden Schüler einer geworden zu sein scheinen, mag er über den Verlust der Geliebten trauern oder in noch viel herzbewegenderer Weise über den Tod seines Kindes, immer ist Wahrheit in seiner Lyrik, und wenn dieselbe auch nur die subjektivste Stimmung austönen läßt. Allerdings fehlt ihm ein großer Horizont; die Zeitlage berührt ihn kaum; über die großen Zeitereignisse will er — namentlich in späteren Jahren — sich nicht aussprechen, am wenigsten auf dieselbe Einfluß gewinnen. Die große Welt stößt ihn ab, aus ihr flieht er in seine kleine Welt, wo er nichts schaut als seine Wälder, nichts hört, als seine Nachtigallen. Es ist ein beschränktes Gebiet, — aber in demselben leistet er Großes, freilich nur, wenn er, der nur als Lyriker Begabte, singt, nicht wenn er Romanzen oder gar Dramen verfaßt, für welche dem Dichter die Gabe fehlt. Unter den Novellen, welche im allgemeinen auch große Fehler in der Form aufweisen, sind am gelungensten, bekanntesten und gepriesensten: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und „Dichter und ihre Gesellen“.

Schriften Eichendorffs.

Ahndung und Gegenwart. Ein Roman. Mit einem Vorwort herausgegeben von Fouqué. Nürnberg 1815.
Krieg den Philistern. Dramatisches Märchen in 4 Abenteuern. Berl. 1824.
Aus dem Leben eines Taugenichts, und: das Marmorbild. Zwei Novellen. Nebst einem Anhang von Liedern und Romanzen. Berlin (3. Aufl. 1851.)
Meierbeth's Glück und Ende. Tragödie. (Satire.) Berlin 1828.
Ezelin von Romano. Trauerspiel. Königsberg 1828.
Der letzte Held von Marienburg. Trauerspiel. Ebd. 1830.
Die Freier. Lustspiel. Stuttgart 1833.
Viel Lärmen um Nichts. Novelle. Berlin 1833.
Dichter und ihre Gesellen. Novelle. Berlin 1834.
Gedichte. Berlin 1837. 3. Aufl. 1850. 8. Aufl. 1873.

Der Graf Lucanor von Don Juan Manuel, übersetzt. Berlin 1840, 2. Aufl. 1843.
Werke. 4 Bände (1841—1843.) [Enthalten alles Vorauserschienene.] Verl.
Geistliche Schauspiele des Don Petro Calderon de la Barca; übersetzt. Stuttgart und Tübingen 1846.
Über die epische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1848.
Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum. Berlin 1852.
Julian. Leipzig 1853.

Ueber Eichendorff.

K. Gutzkow, Beiträge zur Gesch. der neuesten Litteratur I. S. 314—22.
Kühne, F. G., Berliner Jahrbücher f. wissensch. Kritik. März 1838. Blätter für litterarische Unterhaltung. 1837. Nr. 262. (Sehr abfällig und abgeschmackt.)
Nodnagel, deutsche Dichter d. Gegenwart erläutert. 1. Heft. Darmstadt 1842.
Pfizer, G., Blätter f. lit. Unterhaltung. 1843. Nr. 274 ff.

Ferdinand Freiligrath.

40. Löwenritt.

[Gedichte. 37. Aufl. 1877. S. 168.]

1. Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

2. Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

3. Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

4. Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabraken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?

5. In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

6. Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

7. Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

8. Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

9. Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

10. Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise;
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

1. **Form:** Achtfüßige, durch einen Einschnitt (Diärese) geteilte trochäische Verse:

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Meist sind die Verse akatalektische (und dann die Reime klingend); zweimal sind sie katalektisch (und der Reim stumpf. Vgl. Str. 2b und 7b). Die Reime sind gepaart.

2. **Erläuterungen:**

Str. 1. Der Löwe. Der Kaplöwe ist eine besonders große Spielart mit dunklerer Mähne, als sie der Senegallöwe und der bekannteste Löwe, der Berberlöwe, besitzt. Lagune: Vertiefungen an der Meeresküste, welche mit Schlamm und Meerwasser gefüllt sind, führen diesen Namen. (Vgl. die Lagunen bei Venedig.) — Sykomore (Ficus Sycomorus L.) = Maulbeerfeigenbaum. Er wächst in Egypten und im Orient (auch im Kapland?)

und erreicht die Höhe von 40—50 Fuß. Sein Holz ist fast unverweslich und darum von den Egyptern zu den Särgen der Mumien verwendet worden.

Str. 2. Kraal ist das Dorf der südafrikanischen Negerstämme. Die Hütten haben die Gestalt eines Bienenkorbes.

Tafelberg, ein hoher Berg (1000 Meter hoch) unweit der Kapstadt, der seinen Namen von der 1/2 Stunde langen und 3000 Fuß breiten Platte führt, welche seinen Gipfel bildet; der Berg hat durch seine prachtvollen Pflanzen und verschiedenartige Beleuchtung ein buntes nnd zugleich wechselndes Aussehen (Signale). —

Hottentotten und Kaffern sind Gesamtnamen für verschiedene Negerstämme in Südafrika, welche nördlich vom Kaplande ihren Wohnsitz haben. — Der Kaffer ist einer der höchststehenden Negertypen, intelligenter und stärker als viele seiner schwarzen Brüder aus anderen Stämmen. — Karoo (spr. Karu) ist das unfruchtbare Hochland nördlich vom Kaplande. — Gnu ist eine sehr eigentümliche Antilopenart von der Größe eines kleinen Pferdes, mit einer starken Mähne im Nacken und sonderbar gebogenen Hörnern. Es lebt in Herden nördlich vom Kaplande und ist das schnellste Tier der südafrikanischen Ebene.

Str. 3. Die Giraffe ist jenes riesiggroße, alle Wüstenbewohner weit überragende Tier der südafrikanischen Ebene. — Das Wild, welches abends seine Trinkstelle aufsucht, gebraucht in der Regel die Vorsicht, unter dem Winde derselben zu nahen, weil es in dem Schilfe einen solchen Feind vermuten darf, und in solchem Falle gelingt es den meisten, der zierlichen Antilope wie der mildäugigen Giraffe, dem Zebra und dem Kapbüffel, dem gewitterten Gegner zu entkommen. Geht ein Tier dieser Art unvorsichtiger Weise mit dem Winde zum Wasser, so ists verloren.

St. 4. Schabracken sind die Pferdedecken für edle Rosse, etwa die in einem königlichen Marstall. Marstall heißt, wie Marschall, eigentlich marschalk, ursprünglich Pferdediener hieß, eigentl. Pferdestall schlechthin. Jetzt hat sich das mhd. Wort march (engl. mare) = Streitroß in seiner Bedeutung verschlechtert (Märe ist nun ein altes, abgetriebenes Pferd), dasselbe Wort aber in den Kompositen Marschall und Marstall sich verbessert.

Str. 5. Bug ist das Vorderteil der Brust, zugleich das Schulterblatt; die Giraffe hat allerdings mit dem Kameel auch in der Gestalt, mit dem Pardel (Panther) in der Farbe große Ähnlichkeit; daher nannten es die Alten Camelopardalis. — In der von Ule und Müller herausgegebenen Ztschr.: „Natur“ (Jahrg. 1855, Nr. 13) ist diese Scene bildlich dargestellt.

Str. 6. „hört die stille Wüste klopfen“. Eine sehr schöne und darum dem Dichter willig verziehene Übertreibung (Hyperbel).

Str. 7. „Yemen“ (oder Jemen) ist der am roten Meere gelegene Küstenstrich Arabiens. Hier wird allerdings Yemen in anderem Sinne, näm-

lich von der Halbinsel Sinai, gebraucht, da auf dieser die Kinder Israels durch die Wolkensäule geführt wurden, während sie in den vierzigjährigen Wüstenzügen das Land Yemen schwerlich betreten haben.

Schemen ist ein niederdeutsches Wort (am Mittelrhein sagt man Schiem) und bedeutet: „das durch mattes Licht geworfene dunklere Abzeichen eines Dinges", dann Schattenbild, Schattenwesen. Die Geister, Elfen nennt Freiligrath in „der Blumen Rache" Schemen:

Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!
Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach, die Schemen weichen. —
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

fahl ist die gelblich-graue Farbe (Nüancen sind: erdfahl und aschfahl). Trombe (la trombe franzöf.) = Wasserhose; eine „sandgeformte Trombe" = Sandhose. — „Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer wirbelt eine gelbe Säule Sandes" ꝛc. Man beachte diese nicht nur statthafte, sondern offenbar beabsichtigte Annominati on!

Freiligrath ringt ohne Zweifel nach einem ihm völlig zusagenden Bilde. Jedes der vorgebrachten hat ein verschiedenes tertium comparationis, die Feuersäule ist mit der gelben Sandsäule vergleichbar, da beide in der Nachtzeit leuchteten, jene im eigenen Lichte, diese vom Monde beleuchtet. (Das Bild ist nicht geschickt. Denn jene Säule ging voran, diese folgte nach; jene leuchtete und führte, diese war nur in mondbestrahlter Fläche sichtbar. [Vgl. 4. Mos. 9.]; wie ein Geist der Wüste ist diese schwebende Wüstenerscheinung, wie ein Schemen, so „luftig" so schattenhaft („Schemen"), so unheimlich („fahl"), wie eine Wasserhose auf dem Meere oder eine Sandhose auf dem Sandmeer (Metapher) der Wüste in Bezug auf die Gestalt und die Bewegung als die trichter-kreiselförmige, sich verändernde Gestalt.—

Str. 8. Geier. Hier irrt der Dichter. Die Naturforschung hat festgestellt, daß der Geier nie Nachts, sondern nur am Tage dem Löwen folgt, und mit dem Teile der Mahlzeit vorlieb nimmt, welchen der König der Tiere ihm übrig läßt. — Die Hyäne wird auch Grabtier und Leichenwolf genannt.

Str. 9. Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen. Sonderbarer Weise bezieht Kriebitzsch das Wort zagend (als Akkusativ) auf den Löwen und erklärt: „Die Giraffe wird immer matter, ihr Gang immer schwanker, unsicherer, daher sein zagendes Sitzen". Ohne alle Frage nimmt sich ein Gebieter dann am lächerlichsten aus, wenn er zagt. Weshalb soll er zagen? Fürchtet er abgeworfen zu werden? Richtig ist nur zagend als Nominativ zu fassen; selbst die größeren Raubtiere folgen ihrem „Gebieter" nur mit einer gewissen Angst; der Löwe weiß es dem Schmarotzergefolge durchaus nicht Dank, daß es ihm das Geleit giebt, und hat schon manchem allzu naseweisen Schakal mit einem Tatzenschlage nicht blos den Appetit verdorben. Solches hat Livingstone oft selbst erlebt.

Str. 10. Von manchen Autoritäten, wie z. B. von dem großen Afrikareisenden und Missionar Livingstone, wird freilich dem Löwen ausdrücklich die Fähigkeit abgestritten, auf den Rücken der Giraffe zu springen; auch sei ein solcher Fall noch niemals beobachtet, am wenigsten ein solcher langandauernder Wüstenritt. Doch hält Brehm (Tierleben, 2. Aufl. I., S. 364.) an der Möglichkeit des Aufspringens noch fest, giebt aber zu, daß das Vorkommnis ein sehr seltenes sein möge. Der Aufsprung ist um so leichter möglich, da die Giraffe knieend trank. Der Wüstenritt aber sei um deswillen nicht glaubhaft, weil die Giraffe wegen des Mißverhältnisses ihrer Vorderbeine zur hinteren Höhe sich nicht so außerordentlich rasch fortzubewegen vermag, als hier angedeutet zu sein scheint. Diese letztere Beobachtung hat schon Strabo gemacht. Neuere Forscher sagen, daß ein tüchtiges Pferd die Giraffe sehr wohl einholen könne.

3. Disposition:

1. Der Löwe begibt sich in sein abendliches Versteck und harrt der Beute: Str. 1.
2. Die Beute kommt — spät am Abend — durstig nach der Lagune: Str. 2. 3.
3. Der Löwenritt: Str. 4—10, 2.
   a. Der Sprung des Löwen auf sein Reitpferd. Str. 4, 1. 2.
   b. Die Schilderung des Löwen als Reiters und der Giraffe als Reitpferdes. Str. 4, 2—4. St. 5, 1—2.
   c. Der Ritt selbst. Str. 5, 3. 4. — Str. 6, 4.
   d. Ihre Spur in der Wüste. Str. 7.
   e. Des Königs gieriges Gefolge. Str. 8—9, 1. 2.
   f. Das Roß sinkt zusammen — eine Speise des Reiters. Str. 9—10, 2.
4. Schluß. Der Tag dämmert über Madagaskar. Die ganze Nacht hat der Wüstenkönig gebraucht, sein Reich zu durchreiten: Str. 10, 3. 4.

4. Einen **Grundgedanken** ethischer Art darf man in einer poetischen Naturschilderung*) nicht suchen. Minkwitz findet zwar die „Idee allegorisiert, daß die Gewalt über den Schwachen schonungslos dahinzufahren pflegt;" allein daß dieses nicht der Gedanke war, welcher den Dichter leitete, ergibt sich klar aus der ersten und der letzten Strophe. Der Löwe ist ein König der Wüste**) — er regiert über ein

*) Kurz (und nach ihm Gude und andere) nennt das Gedicht eine „Ballade aus der Tierwelt."

**) Daran, daß der Löwe als Wüstenkönig bezeichnet wird, hat Kriebitzsch unnötigen Anstoß genommen unter Bezugnahme auf Pütz, Geogr. (1859. S. 137.): „Reißende Tiere halten sich von der Wüste fern, die ihnen weder Beute noch Wasser giebt." So ernsthaft hat Freiligrath trotz der Worte: „durch der Wüste nackte Strecken" das Wort Wüste schwerlich genommen. Es ist wohl die Wildnis im Gegensatze zu der bewohnten und bebauten Fläche hier Wüste genannt. Die Hottentottenkraale liegen ja auch in der Nähe und schwerlich in der baum-, gras- und wasserlosen Wüste. Übrigens hat

weites Reich; doch durcheilt er es, die Giraffe als Reitpferd benutzend, in einer Nacht.*) „So durcheilt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen“, d. h., wenn er sein Gebiet einmal durchfliegen will. (Vgl. Str. 1, 1.) Das ist der Gedanke, den Freiligrath uns veranschaulicht in dieser farbenreichen Schilderung. So kehrt der Dichter am Schlusse zum Ausgangspunkte zurück.

5. **Die Darstellungsweise** ist überraschend. Daß das Gedicht ein Lieblingsgedicht der Jugend geworden ist, ist Thatsache und durchaus nicht zu verwundern. Die Jugend mit ihrer lebhaften, auch dem Furchtbaren und Schrecklichen zugeneigten, Phantasie, findet hier volle Beschäftigung, reiche Anregung, dauernde Spannung. Über dem ganzen Gedichte liegt es wie Majestät; die langen, weitwallenden Verse, die mächtigen, neuen Wort- und Reimformen, die ungewohnte Zone des Schauplatzes, — und nun auf majestätischem Rosse des Löwen Majestät! Es durchschauert uns, wir zittern mit, wir fühlen Angst, Gefahr, Schmerz, Todespein mit, wie Augenzeugen, ja, wie wenn wir es ähnlich von diesem großen Gegner zu erleben hätten; — es faßt uns alles an, und nichts stößt uns ab; denn das eigentlich Gräßliche, das Zerfleischen des unglücklichen Schlachtopfers durch den Löwen, hat der Dichter weise zugedeckt. — So ist dieses Gedicht ein wohlgelungenes Nachtstück aus dem Tierleben. Einer Schilderung des Inhaltes der einzelnen Strophen darf ich mich überhoben halten. Ähnliche Darstellungen sind früher von mir gegeben worden und sind nicht allzuschwer. Vgl. die sehr schöne von Gude (II., 2. Aufl. S. 216—218.).

6. **Ähnliche Schilderungen,** welche dem Dichter zum Vorbilde gedient haben könnten, aber nachweislich ihm unbekannt geblieben sind, finden sich übrigens auch in der deutschen wie in der englischen Litteratur. In Dr. Rud. Meyers charakteristischen Tierzeichnungen**) (zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt. Zürich 1833) findet sich folgende Stelle:

„Der Löwe ruht unter dem Baldachin der Gebüsche, auf dem Purpur und Gold der Blumen, aber ihn erlaben Duft und Schimmer der Lilien nicht, nicht der Palmen Fächeln, nicht der Gesang der Vögel, wie den Tyrannen wohl ein rohes Schlachtlied erschüttert, doch kein heller Harfenton erquickt. Er lauert im Gebüsche, sein breites Gesicht starrt aus brauner Mähne, wie das Haupt der Meduse; da regt es sich im Laube, das Auge des Löwen erschaut die Gazelle; er drückt den platten, dicken Leib zu Boden, schleicht heran und hat blitzschnell, in gewaltigen Sprüngen, sie geworfen. Er zerbeißt den Nacken des zuckenden Tiers, legt sich neben seine Beute,

---

der „Wüstenkönig“ hier nicht sein Reich von Westen nach Osten, also von der Küste Westafrikas bis zu derjenigen Ostafrikas durchritten, sondern nur einen Ritt in seinem viel kleineren Reiche in der Nähe der Hottentotten- und Kaffernkraale gemacht, welche im Osten Afrikas liegen. Die Dauer des Rittes ist auf alle Fälle auf mindestens 6 Stunden anzuschlagen und darum durchaus unwahrscheinlich.

*) Ob dieser Vorgang möglich sei (und er ist's nicht), vergessen wir ganz zu fragen; so reißt uns der Dichter mit sich fort, so überwältigt uns seine Darstellung.

**) Diese Tiere haben satirischen Charakter, sind also verkleidete Menschen.

leckt mit stachlichter Zunge das Fleisch, und sein stählerner Zahn zermalmt die Knochen, während er in Gier und Wollust das Auge zerdrückt. Dann schreitet er ins hohe Gras dem Strome zu, unter den bleichen Schädeln und Gerippen der Tiere, welche er gemordet, während auf die verlassene Beute der Geier wie ein Pfeil hernieder schwirrt." — „Er schwingt sich auf die Giraffe, sie rennt mit ihm in die Wüste, er hakt sich fest und drückt sie zu Boden".

Noch merkwürdiger ist das Gedicht des englischen Dichters Pringle, eines Zeitgenossen Freiligraths, welches unter Ueberschrift: the lion and the giraffe in den Gems from british poets living authors p. 209 veröffentlicht und von Nordnagel übersetzt worden ist (Vgl. Erwinia 1839. Nr. 25. — Deutsche Dichter der Gegenwart I. S. 56.) Es lautet, wie folgt:

Willst du des Löwen Höhle sehn,
Mußt fern von Menschenlagern gehn,
Dort wo der riedbekränzte Quell
Herab vom Felsen sickert hell,
Des Grün man ferne schon erspäht
In nackter Wüste braun und öd!
Dicht an dem schilfumwachsenen Rand
Lauscht, kauernd sich, der Leu entbrannt,
Bis ihm des späten Tages Schluß
Bestimmte Beute bringen muß.
Die schlanke Giraffe kniet am Rand
Zum Trunke sorglos in den Sand.
Auf sie der Räuber springt; er brüllt
Grausam in Luft! Ihr Ächzen füllt,
Ihr banger Ton die Wüste heiß, —
Ihr Leben ist des Kampfes Preis! —
Sich beugend sucht mit wildem Rütteln
Vom Nacken sie den Feind zu schütteln,
Dann tobt ein Wirbelwind sie hin
Und denkt durch Hast ihm zu entfliehn,
Indeß nur Blut der Mörder heischt,
Stolz auf ihr reitend sie zerfleischt.
Das Opfer in der Stund' der Not
Für's Leben alle Kraft aufbot.
Für's Leben, ach! in Angst und Graus
Kämpft's, flieht und haucht das Leben aus,
Und schwer von Schreck, Durst, Pein bewegt,
Mit wildem Huf es die Fläche schlägt.
Umsonst der durstige Boden trinkt
Sein rieselnd Blut, die Kraft ihm sinkt,
Des Siegers scharfe Kralle greift
Die Seiten, die mit Blut bestreift,
Die Brust im Todeskampfe keicht,
Es wankt, es hat sein Ziel erreicht.
Hinsinkt es, zuckend und erschlafft
Beugt es sich vor des Gegners Kraft,
Der nun beim Todesröcheln schmaust,
Indeß der Geier, der hier haust,
Fliegt kreischend, mager von dem Nest,
Bis satt der Leu die Beut' ihm läßt.

Aber, so auffallend diese Ähnlichkeit auch sein mag, so daß das eine der beiden Gedichte die Vorlage des andern gewesen zu sein scheinen kann, so hat doch Freiligrath dem gewandten Uebersetzer des englischen Gedichtes Nodnagel versichert, daß er Pringle nicht gekannt habe, sondern nur durch eine kurze Bemerkung eines Reisenden angeregt worden sei. Da übrigens auch Pringle Südafrika mehrere Jahre bereist hat, so mag doch wohl der Löwenritt auf der Giraffe, den somit drei Quellen bezeugen (Meyer, Freiligraths unbekannter Reisender und Pringle) nicht so ganz in das Reich der Fabeln gehören, in welches ihn Livingstone verweisen möchte.

7. Schriftliche Aufgaben: 1. Der Löwenritt. (Schildernde Erzählung.) — 2. Innerer Gedankengang des Gedichtes: Löwenritt. — 3.

Was macht den Löwen zum König der Tiere? — 4. Vergleichung dieses Gedichtes mit Freiligraths: Unter den Palmen. — 5. Würdigung des Gedichtes.

8. **Zur Vergleichung** stehe hier noch ein Gedicht von Adolf Bube:

Der Rossebändiger.

(Von Adolf Bube.)

[Geb. 23. Sept. 1802 zu Gotha, † als Archivrat und Vorstand des Herzoglichen Kunstkabinets daselbst am 17. Okt. 1873.]

1. Weiden dort in grüner Pampa[1]) am Paraguaygestade[2])
Wilde, mähnenreiche Rosse, bildend eine schöne Gruppe,
Dann, geweckt von ihrem Wiehern, naht auf schilfverdecktem Pfade,
Leise schleichend, wie die Schlangen, oft ein Bänd'ger ihrem Truppe.

2. Wählet sichren Blicks das schönste sich zur Beute, wie ein Kenner,
Schwingt in abgemessnem Sprunge sich auf seinen glatten Rücken,
Schlingt sich fest um seinen Nacken, drückt die Lenden an den Renner,
Haut und reißt mit scharfen Sporen beide Flanken ihm in Stücken.

3. Wütend schlägt das Roß die Lüfte, schüttelt sich und sträubt sich bäumend,
Doch es hält sich ohne Sattel, ohne Bügel fest der Reiter,
Spornt es rastlos wild und wilder, treibt es blutbefleckt und schäumend,
Durch die ungeheure Fläche, durch die hohen Halme weiter.

4. Wem sich naht der Rossezwinger, den befällt ein Todesschrecken,
Pfeilschnell flüchten Hirsch und Stiere Matacanis[3]) durchs Gefilde.
Schwimmen brüllend durch die Fluten, sich im Urwald zu verstecken,
Selbst die Terekey[4]) am Strande birgt ihr Haupt im bunten Schilde.

4. Bis zum dunklen Waldesdickicht dauert aus die Kraft der Stute,
Dann erschöpft stürzt sie zu Boden, röchelt, sucht sich zu erheben,
Sinkt auf neu' und streckt sich zuckend aus in ihrem hellen Blute:
Also, über sich den Bänd'ger, haucht sie aus ihr edles Leben!

6. Wenn nun nach so kurzer Stunde der gewalt'ge Ritt zu Ende,
Dann zerlegt das Roß der Reiter, schlürft des Blutes frische Welle,
Streift die Haut mit raschem Griffe von dem Bug und speist die Lende,
Läßt zuletzt nur das Gerippe an des Mahles blut'ger Stelle.

7. Langsam schleicht er weg und lagert sich im Schilf, im Waldesdunkel,
Doch nicht lang', so späht er wieder, ob er nicht ein Roß gewahre,
Die Begier zu neuem Ritte glüht in seines Blicks Gefunkel —
Hütet euch, ihr edlen Rosse, flieht, entflieht dem Jaguare!

---

[1]) Die Steppen Südamerikas, nach den Regenzeiten mit üppiger Vegetation geschmückt, führen diesen Namen. Ähnliches bedeuten die Bezeichnungen Prärien, Savannen, Llanos. — [2]) Paraguay ist ein Fluß Südamerikas, rechter Nebenfluß des Rio de la Plata oder Silberstromes, zwischen jenem und dem Parana oder Rio de la Plata liegt die Republick Paraguay. — [3]) Matacanis vermochte ich in der ersten Auflage nicht zu erklären. Vielleicht bin ich auf der richtigen Spur, wenn ich jetzt sage: Hirsch und Stiere flüchten durch das Gefilde des Matakanflusses. Denn Matakan ist der Name eines Flusses in dortiger Gegend. So scheint das Komma nach Stiere zu tilgen zu sein. [4]) Emys Terekay ist der Name einer besonders am Orinoko vorkommenden Schildkröte, welche die Eingebornen Terekay nennen. Ihre Eier liefern ein gutes, zum Brennen und zur Bereitung von Speisen benutztes Oel.

Den Dichter Bube hatte der Ruhm, welchen Freiligrath durch seine Bilder aus fremden Ländern sich rasch und reich errungen hatte, nicht schlafen lassen, und er hat flugs Freiligraths Dichtungen „dieser Manier“, wie Bube es nennt, nachgeahmt; manchmal mit nicht geringem Erfolge. In unserm Falle bleibt die Nachahmung sehr weit hinter dem Originale zurück. Das Versmaß ist zwar dasselbe, aber schon der gekreuzte Reim in so langen Versen ist ein entschiedener Mißgriff. Und nichts ist in der Schilderung störender, als das flickende Dann in Str. 1, 4, welches verrät, daß die beiden ersten Verse als ein Nebensatz der Zeit oder der Bedingung anzusehen sind, das oft ein Bänd'ger“ (Str. 1, 4.), welcher Ausdruck durch seine Allgemeinheit das ganze Leben aus der Schilderung nimmt. Auch Str. 4, V. 1 ist ein sehr matter Anfang, durch welchen der Dichter aus der Schilderung in die Beschreibung herabsinkt; ähnlich tadelnswert ist das: „Wenn nun nach so kurzer Stunde — — dann“ (Str. 5, 1. 2.) Und wenn wirklich jemand noch im Zweifel war, wer der kühne und geschickte Renner war, so muß ihm die widerliche Ausweidung der Stute und die rohe Beschreibung des rohen Mahles einerseits klar machen, daß das kein Mensch, sondern nur ein Raubtier sein könne, und andererseits den Appetit an dieser Strophe gänzlich verderben. Unter solchen Umständen ist das Aufsparen des Wortes „Jaguar“ bis zum Schlusse unnötig; denn das Rätsel — und das soll doch eigentlich dies Gedicht sein — muß sich eher lösen, als die Auflösung gegeben wird. Freiligraths Anfang: „Wüstenkönig ist der Löwe“ steht weit höher, als Bubes Schlußmahnung: „Flieht, entflieht dem — Jaguare!„

[Litterarisches: *Viehoff, Archiv I, 102—107. —*Nodnagel I, 53—62. — *Kriebitzsch, Musterstücke, 204. — *Gude II, S. 215.].

---

41. Der Liebe Dauer.

[Freiligraths gesamm. Werke, II. S. 157. Stuttgart. 1871. Stereotyp-Ausgabe. 2. Abdruck.]

1. O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

2. Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb;
Und mach ihm jede Stunde froh
Und mach ihm keine Stunde trüb'.

4. Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein herbes Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andre aber geht und klagt.

5. O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

6. Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen trüb und naß —
Sie sehn den andern nimmermehr! —
In's lange, feuchte Kirchhofgras!

7. Und sprichst: „O sieh auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab' —
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst.

9. Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

10. O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

1. **Erläuterungen:** **Str. 1.** magst = kannst, vermagst.

Str. 6. „Sie seh'n den andern nimmermehr" = „nämlich nicht auf Erden; keineswegs soll hier die Hoffnung eines Wiedersehens jenseit der Gräber vernichtet werden". (Nodnagel.)

Str. 9. „Doch still!" Da der Entschlafene jetzt zu der letzten Ruhe eingegangen ist, so sollen ihn nicht unsere Klagen und unsere gegen uns selbst gerichteten Vorwürfe in seiner Ruhe stören. —

2. **Der Grundgedanke** dieses Liedes, welches so einfach und kunstlos dahinfließt, wie wir es bei Freiligrath eigentlich nicht gewohnt sind, ist in den vier Zeilen ausgesprochen, welche als Str. 1 des Liedes Thema bilden, das der Dichter, nachdem er es eine Zeit lang variiert, (in Str. 5.) nochmals aufgreift, aufs neue behandelt, um dann auch mit dieser Strophe das ganze Lied zu beschließen. Auf diese Weise erklingt der Inhalt des ganzen Gedichtes noch einmal in der letzten Strophe, und nachher klingt derselbe noch eine gute Weile nach:

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Es ist übrigens keine leere Wiederholung (Tautologie) in V. 1 und 2 dieser Strophe. Jene erste Zeile verstehe ich von der Fähigkeit unseres Herzens zu lieben, von welcher die Wirklichkeit der Liebe noch verschieden ist, da letztere davon abhängig ist, ob wir auch einen Gegenstand der Liebe haben. Wie mancher, fähig, ein Herz voll Liebe zu haben, liebt nicht, weil ihm der Gegenstand der Liebe fehlt. — Übrigens scheint Freiligrath unter dem „Lieben" etwas anderes zu verstehen, als wir thun. Die wahre Liebe dauert ja über das Grab hinaus; der am Grabe klagend steht, liebt auch noch. — Freiligrath versteht unter Lieben: Liebe beweisen und Liebesbeweise annehmen.

3. **Gedankengang:** Übe Liebe, so lange du Gelegenheit und Kraft hast. Leider kommt die Stunde früh*) genug, wo du gern manchem Liebe erzeigtest, aber es nicht mehr kannst. (Str. 1.) Trägt dir ein Herz Liebe entgegen, so sorge, daß auch du Liebe für dasselbe em-

*) Das drückt das zweifache: „Die Stunde kommt" aus.

pfindest, hegst und nährst. (Str. 2.) — Wer dir sein Herz aufschließt, dem erweise gleiche Herzlichkeit; suche ihm jede Stunde eures Zusammenseins angenehm zu machen, verbittere ihm keine (Str. 3.). — Wie leicht kann ein bitteres Wort ein Liebesband zerschneiden; es ist vielleicht nicht so bös gemeint, als es lautete, aber es hat verletzt, und verletzte Liebe ist zerstörte Liebe. Darum hüte jeder seine Zunge! (Str. 4.) — Nun wiederholt sich Str. 1 als Str. 5; dieselbe hat aber jetzt einen andern Ton, als am Anfang. Jetzt liegt der Schwerpunkt auf den beiden letzten Zeilen. Die Nähe des Todes soll dich immer daran erinnern, deiner Liebespflichten keine zu versäumen. Wie bald stirbt der vielleicht, den du heute hart anließest und verletztest; möglicherweise siehst du ihn nicht mehr lebend. (Str. 5.) Und wirst du dann ans Grab geführt, statt in sein Haus, dann kniest du vielleicht an der Gruft und verbirgst deine nassen Augen in dem Grase des Friedhofs. Zu spät! Du siehst sein Antlitz nicht mehr. (Str. 6.) Du rufst in Verzweiflung: O siehe meine Thränen, sie sind aufrichtig und heiß, o vergieb mir, der du in dem Himmel droben wohnst, indeß ich deinen Staub mit meinen Thränen netze! So wars ja nicht gemeint, als es lautete, als du es aufgefaßt haben magst! O daß ich dich noch einmal sehen und sprechen könnte! (Str. 7.) Doch das ist alles vergebens. Sein Auge sieht, sein Ohr hört, sein Arm umfängt dich nicht, der Mund spricht nicht mehr zu dir: Ich habe dir längst vergeben. (Str. 8.) Gleichwohl hat er es gethan, nachdem er die Schmerzen, welche dein Wort geschaffen hatte, durchgekostet und überwunden hatte. Gönne ihm jetzt die ewige Ruhe — um die zeitliche hast du ihn lange Zeit hindurch gebracht. Jetzt hat er auch alles das irdische Leid hinter sich. Er ist am Ziele. (Str. 9.) Darum — daß du nicht am Grabe des Gekränkten dir Vergebung suchen mußt, liebe, übe Liebe im Geben und Empfangen, so lange du auf Erden wallest, die Stunden später Reue sind gar schwer und bitter, wenn du die Liebe andrer zurückgestoßen und vernichtet hast. (Str. 10.)

4. **Die Verwendung dieser Gedanken im Unterrichte** wird dann eine sehr leichte und wirksame sein, wenn man den Kindern ihre Pflichten gegen die Eltern, gegen die Lehrer, gegen die Geschwister und Mitschüler vor die Seele führt und die Fälle vorzeigt, wo sie nicht nur ihre Liebe nicht genug gepflegt, sondern auch die der andern zurückgestoßen haben und später von den Qualen des Gewissens gefoltert werden. Mancher Schüler macht den Lehrer, der ihn aufrichtig liebte, durch sein Betragen bitter; ja mancher hat sich später vorzuwerfen gehabt, daß er an seines Lehrers Tod durch sein Betragen mitschuldig gewesen sei. Der Schüler Undank und Ungehorsam war oft schon ein Nagel zum Sarge des Lehrers. O lasse es mit dir nicht dahin kommen, daß die Stunde für dich anbreche, wo du reuevoll an Gräbern stehst und klagst.

[Litterarisches: *Rodnagel. S. 75. —]

42. Die Auswanderer.

[Freiligraths Gedichte 37. Aufl. S. 10. Stuttgart 1877.]

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden:
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwald-Mädchen, braun und schlank;
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild;

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

6. Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt! Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

1. Gedankengang: Nach Beendigung seiner Lehrzeit war Freiligrath längere Zeit in Amsterdam als Kommis thätig. Dort ward ihm auch sonst mancherlei Anregung durch die vielen, allen Zonen und Landen angehörenden Schiffe und Schiffer geboten, aber sein Auge ward doch am meisten gefesselt durch den Anblick deutscher Auswanderer, welche aus dem Schwarzwald und Spessart stammen und nun im Begriffe stehen, ihre Habe den Schiffern in das große Boot (Schaluppe) zu reichen, damit dieselbe auf das Schiff gebracht werde, das sie selbst dann über das Weltmeer nach dem Missouri tragen soll. Es geht eilig zu, die Zeit der Abfahrt ist nahe. Dort tragen Männer auf dem Nacken schwere

mit Brot beladene Körbe; wohl ist es Schiffsbrot, aber aus deutschem Korne noch gebacken und auf dem heimatlichen Herde kurz vor der Abreise geröstet. Hier stellen die schönen, schlanken Schwarzwaldmädchen ihre Krüge und Töpfe sorgfältig ins Boot. Diese zerbrechlichen Gefäße sollen die weite Reise mitmachen — sie werden dereinst auch am Missouri das Bild der Heimat vor die Seelen der Mädchen rufen. Mit diesen Krügen zogen sie ja alle Tage zum Brunnen im Heimatsdorfe, und welche schönen Stunden haben sie in traulichem Wechselgespräch an diesem Brunnen verlebt! und wenn sie dann nach Hause gebracht und geleert waren, wie glänzten dann diese Krüge neben dem Herde auf dem Wandgesimse! Dort in der Heimat, o ihr Mädchen, kanntet ihr jedes Haus und Gesicht, aber am liebsten war euch das eigne Haus, das Haus der Väter! Jetzt werdet ihr ein bretternes, rohgearbeitetes Blockhaus euch erst in der Einöde, fernab von Bekannten, errichten müssen, und wenn ein Besuch eurer Hütte naht, dann ists vielleicht ein Tscherokese, ein brauner Indianer, der von der Jagd ermattet durch fremde Sprachen und Zeichen — euch um einem Trunk Wassers bittet. — Wassers! denn Wein habt ihr dort nicht mehr — die Freuden der Rebenlese kennt man dort nicht. Und noch mehr entbehrt ihr. Das liebliche, fruchtbare Neckarthal bot reichlich Speise und Trank, kräftiges Getreide, lieblichen Wein. Die Gauen des Schwarzwaldes hätten ausgereicht, euch Holz für eure Wohnungen zu bieten und gegen den Winterfrost Brennholz. Welche treffliche Weiden hat der Spessart, und wie klingen dort die Reigen des Hirtenbuben, so lieblich schier, als auf einer Alp in der Schweiz! Das alles werdet ihr dort nicht finden, nicht Weizen und Wein; auch Weiden und Wälder werden ganz anders in der neuen Heimat euch vorkommen! O und wie oft wird sich eure Seele rückwärts sehnen in die alte Heimat und an dem Bilde, das die Erinnerung bewahrt, sich weiden, und wenn ihr am Tage es vergäßet, im Drang der Arbeit, die Träume werden es euch vorführen. Gott gebe nur, daß Heimweh euch dann nicht das Herz verzehrt, Gram darüber, daß ihr zu leicht die schöne Heimat verließet, preisgabet. — Doch jetzt will ich euch keine Vorwürfe mehr machen, es ist zu spät. Der Bootsmann winkt, die Reise beginnt. So gebe euch Gott Frieden in die Seele und bewahre euch vor Heimweh, er schütze euch auf eurer langen, gefahrvollen Reise, er gebe euch ein neues Heimatland, zwar nicht ähnlich dem ersten in den Erzeugnissen, aber doch fruchtbar, und an Reis und Mais reich, und ein Leben, zwar nicht traulich, wie am Spessart und im Schwarzwald und am Neckar, aber doch reich an andern Freuden. Lebt wohl! Gott mit Euch!

Sie scheiden — aber der Dichter steht noch am Strande und sieht den Scheidenden nach, und tiefe Wehmut durchzieht sein Herz, sein Auge füllt sich mit Thränen. Es sind ja Deutsche, herrliche, kernige Gestalten, treu wie Gold, — und doch ist ihnen ihr Heimatland verleidet, das

schöne Baden und Schwaben! Werden sie ihre Zukunftsträume verwirklicht sehen? Werden ihrer viele nicht untergehen im fremden Lande, da man kein Herz für Fremde, sondern nur für sich hat? Könnte denn unser schönes deutsches Vaterland nicht derart sein, daß es den so gemütreichen Deutschen auch mit tausend Armen hielte, zu bleiben ihn liebreich lockte oder ihn heiß umfassend zum Bleiben zwänge?

Das sind die Gedanken, welche der Anblick der Auswanderer bei dem Dichter wecken und welche das Lesen dieses an Kontrasten so reichen, so tiefempfundenen Gedichtes in uns hervorrufen.

2. Zur Vergleichung: Der Auswanderer am Orinoko.

Der Auswanderer am Orinoko.

(Von Adolf Bube.)
[Geb. 23. Sept. 1802 zu Gotha, † daselbst 17. Okt. 1873.]

1. Ich stand auf einem Berg im Abendstrahle
Und schaut hinab auf Feigenbaum und Palme,
Auf Mais und Blumenpracht im nahen Thale
Und auf des Orinoko's[1]) Bambushalme.

2. Und weit und weiter über die Savanah,[2])
Wo schimmernd wogten tausendart'ge Pflanzen,
Bis zu dem Urwald, bis nach Uruana,[3])
Um dessen Saum des Stromes Fluten tanzen.

3. Viel Kolibri's und andre Fittigschläger
Umkreisten farbenreich mich im Gewimmel,
Und leuchtend flattert' ein Laternenträger[4])
Mir dicht um's Haupt und schwang sich auf zum Himmel.

4. Dort las ich in dem höchsten Glanz der Sterne:
„Fern bist du hier vom Vaterland im Süden!"
Dort stand voll Glut der Mond in dunkler Ferne
Und winkte majestätisch Ruh' dem Müden.

5. Da plötzlich hört' ich brüllen eine Herde,
Und sanft harmonisch läuten ihre Glocken,
Es war, als weh' ein Hauch von deutscher Erde
Den Klang herüber, mich zurückzulocken.

6. Ich sah im Geist mich in der Waldung Schatten,
Die ich so oft durchstreift als muntrer Knabe,

---

[1]) Der Orinoko, ein großer Strom in N. von Südamerika, ergießt sich in den atlantischen Ocean. — [2]) Während das Grasmeer im Stromgebiet des Rio de la Plata Pampas genannt wird, heißen die baumlosen Ebenen im N. des Orinoko Ljanos (Llanos). Die Savannen finden sich im W. des Missisippi. Hier steht Savannah (st. Savanne) für Grasflur überhaupt. Man unterscheide die Stadt Savannah (28000 E.) im Staate Georgia in Nordamerika! — [3]) Was ist Uruana? Eine Stadt oder Ansiedlung am Urwald? — [4]) Der Laternenträger (Fulgora laternaria) ist eine grünlich-gelbe Zirpe, welche in Südamerika zu Hause ist, besonders in Surinam oder holländ. Guiana vorkommt. Die Indianer halten sie für giftig. Das Leuchtvermögen grade dieser Art (surinamische Laternenträger) ist noch nicht genügend untersucht.

Sah meiner Heimat Herd' auf grünen Matten,
Und bei ihr steh'n den Hüter mit dem Stabe.

7. Sah all die Teuren, die ich schnöd'[1]) verlassen,
Wie trauervoll sie meiner sich erinnern.
Da konnt' ich mich in Wehmut nicht mehr fassen,
Ich weint' und fühlte mich zerknirscht im Innern.

8. Nun sind so öd' mir all die prächt'gen Räume,
Wo ich geglaubt des Daseins Glück zu finden.
Nach Morgen schau ich, wo der Kindheit Träume
Wie Epheu sich um traute Pfosten winden. —

9. Hierher, ihr Schiffer, steuert eure Masten!
Führt mich zurück zum vaterländ'schen Boden;
Gern will ich tragen dort die alten Lasten,
Um einst zu schlummern bei geliebten Toten.

3. Schriftliche Aufgaben: 1. Gedanken einer Auswandererin im Blockhause beim Anblick eines deutschen Kruges. — 2. Das Heimweh des Auswanderers (Nach Bube's: Der Auswanderer am Orinoko.) — 3. Schicksale einer Auswandererfamilie. —

[Litterarisches: *Gude II, S. 294. — *Reuter, S. 546.]

43. Der Tod des Führers.

[Gedichte. 37., bezw. 20. Aufl. 1877. S. 72.]

1. „Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern' am Maste!
Grau das Wasser, grau die Luft.
Totenwetter! — zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Frau'n!
Betet! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Toten schau'n!"

2. Und die deutschen Ackersleute
Schreiten dem aus Boston nach,
Treten mit gesenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach.
Die nach einer neuen Heimat
Ferne steuern über's Meer,
Sehn im Totenhemd den Alten,
Der sie führte bis hierher;

3. Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Neckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ocean;
Der, ein Greis, sich schweren Herzens
Losriß vom ererbten Grund;
Der da sagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!"

4. Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenrot!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Lot!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo kein totes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt.

[1]) Leichtsinnig, ohne zureichenden Grund, ihrer Bitten und Thränen nicht achtend.

5. Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
Euren Patriarchen sein!
Laßt uns leben wie die Hirten
In dem alten Testament!
Unsres Weges Feuersäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

6. Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enkeln schau' ich
Ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
Noch die Heimat wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

7. Auf darum, und folgt aus Gosen
Der Vorangegangnen Spur!" —
Ach, er schauete, gleich Mose'n
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruhn;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!

8. Ratlos die verlass'ne Schar jetzt,
Die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schaun beklommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln sehn.

9. „Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
Betet! laßt die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!"
Thränen fließen, Wellen rauschen,
Gellen Schrei's die Möve fliegt;
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

1. Erläuterungen: Str. 2. Dem aus Boston". In dieser Weise pflegt der Landmann Fremde zu benennen; an dem Familiennamen liegt ihm nicht so viel, aber den Heimatsort des Fremden prägt er sich leicht und fest ein. Die große Menge von Familiennamen, welche entweder Ortsnamen oder Ableitungen von letzteren sind, ist so entstanden, indem in der Fremde der Familienname unterdrückt wurde.

Str. 4. „Abendwärts glüht Morgenrot" = Im Westen winkt uns die Aussicht auf ein freieres und glücklicheres Leben.

Str. 5. Die Savannen vgl. Erl. I³ S. 229. — Patriarchen nennen wir die Erzväter des alten Bundes, einen Abraham, Isaak und Jakob, und patriarchalisch ein Regiment, welches der Aelteste und Vater des Stammes über seine sämtlichen Nachkommen führt. Hier sollen sich alle die Auswanderer wie zu einer großen Familie zusammenschließen und dem Alten die Rechte des Vaters und Richters, des Priesters und Lehrers übertragen. — Gleich Mose, welcher Israel ein Führer durch Meer und Wüste war, will der Führer sie leiten auf dem Meer und durch die Savannen, selbst geleitet und geschützt durch „das Licht, das ewig brennt" = das Wort Gottes, das Urbild jener Feuersäule, welche Israel einst führte.

Str. 6. V. 5. „Sie — ach". Der mit Sie begonnene Satz ist plötzlich abgebrochen (Aposiopese.). Derselbe hätte wohl gelautet: Sie allein (nämlich die Enkel) geben mir noch Kraft und Lust zur Reise, während ich, falls ich meiner eignen Neigung nachgeben wollte, lieber in heimatlicher Erde meinen alten morschen Gliedern ein Grab gegönnt hätte.

Gurt = eine Reisetasche, welche umgeschnallt wird.

Str. 7. Gosen hieß der schöne Landstrich in Egypten, aus welchem Israel auszog, nachdem derselbe durch die unerträglichste Knechtschaft dem Volke verleidet war. — Der alte Führer geht, ein zweiter Mose, diesen Auswanderern, welchen ihre Heimat auch verleidet und entfremdet ist, voran auf dem Wege nach der neuen, schöneren Heimat, welche freilich der Führer ebensowenig betreten sollte, als Moses Kanaan betreten hat.

2. **Entstehung des Gedichtes:** Wir besitzen von Freiligrath außer dem vorhin erläuterten: Die Auswanderer (1832) und diesem (1836) im Musenalmanach zuerst veröffentlichten ergreifenden Gedichte noch zwei andere, ähnliche Gedanken aussprechende Gedichte, nämlich „einem Ziehenden (1835)“ und den unvollendeten Cyklus von Gedichten: „Der ausgewanderte Dichter.“ In letzterem versetzt er sich selbst in die neue Welt, in welche ihn die Knechtschaft der Heimat getrieben hat, und singt dort eine Reihe von Gedichten, nicht minder groß wegen der farbenprächtigen Schilderung jener Gegenden und des dortigen Lebens, als wegen der Freiheitsglut einerseits und des verzehrenden Heimwehs andrerseits, welches sie aushauchen. Man sieht, wie den jungen Dichter nicht nur die fremden, ausländischen Stoffe erfüllen, sondern auch die damals ansteckende Krankheit Lenau'scher Europamüdigkeit schießlich wenigstens angefallen hat. — Und ein Fortschritt ist in den 4 genannten Gedichten auch wahrzunehmen. Den „Auswanderern“ gegenüber warnt er noch und möchte abraten, wenn es nicht zu spät wäre; im „Tod des Führers“ deutet er an, daß der Reiseplan wohl gut gemeint, aber doch im Ganzen ziemlich unbedacht gewesen sei und läßt es uns ahnen, in welche trostlose Lage möglicherweise die ungebildete, führerlose Schar gekommen, und daß an der Stelle der Erfüllung ihrer Wünsche vielleicht eine große Enttäuschung den Auswandrungslustigen beschieden ist. Das Gedicht „Einem Ziehenden“ ist schon eher ein Preis des Auswanderns und deutlich von Lenau's und Chamissos Geiste berührt. Im „ausgewanderten Dichter“ endlich hats den Dichter wenigstens im Geiste nach dem Eldorado aller Europamüden gezogen. Und was hat er dort? Heimweh im Herzen, Thränen in den Augen, Seufzer auf den Lippen — die Trauer um das dahingegebene Heimatland erfüllt und verzehrt ihn. So aber hat der Dichter gewissermaßen die Krankheit seiner Zeit in sich überwunden, indem er sich in jene Gegenden versetzte, welche reich genug sind an Pracht und Leben, eines Dichters wie Freiligraths Phantasie zu den schönsten Dichtungen anzuregen, aber zu arm, des deutschen Dichters Gemüt dauernd zu befriedigen und ihm die verlorne Heimat zu ersetzen.

3. **Gedankengang:** Einfacher, als sonst seine Weise ist, verfährt hier der Dichter. Mit wenigen, aber festen Strichen zeichnet er den Hintergrund des Gemäldes, Luft, Wasser, Verdeck — das Totenwetter, um dann sofort uns mit den Auswanderern, welchen der ernste, derbe,

wortkarge, zugleich fromme Kapitän voranschreitet, in die Kajüte an ein Totenbett zu führen. Dort ruht der Tote, der bislang der Führer der Auswandererkolonie gewesen war. Er hatte im Schwarzwalde den „Hüttenkahn", ein Floß mit Hütten für die einzelnen Familien, gezimmert; er hatte zuerst in seiner Seele den Entschluß gefaßt und zuerst denselben ausgesprochen, daß man wegziehen wolle aus dem Heimatlande in das ferne Land der Freiheit*), in die amerikanischen Urwälder und Savannen, um dort eine neue Heimat zu gründen und ein freies Leben unter patriarchalischem Regimente zu führen. Das Wort Gottes soll die Leuchte ihres Fußes sein, das Licht auf ihren Wegen. Mit schwerem Herzen hatte sich der lebensmüde Greis losgerissen, nur um der Enkel willen.

Jetzt ist der, welcher so besonders zum Führeramte sich eignete, verschieden. Er hat das Land der Sehnsucht nicht mehr schauen sollen. Ihm ist ja so wohl. Denn ihn nimmt ein andres Land auf, dessen Bürger er seit lange schon war, obgleich er es von ferne nur geschaut hat, das Kanaan droben, wo er sich glücklicher fühlen wird, als in der schönsten Savanne der neuen Welt. Vielleicht ist ihm eine große Täuschung erspart geblieben. (Str. 7.) — Die zurückgebliebene Schar aber ist nicht nur durch diesen Todesfall aufs Schmerzlichste bewegt, sondern sie fühlt auch den Verlust in seiner ganzen Schwere. Es fehlt ihrer Gemeinschaft der Tröster und Ratgeber, der Mittelpunkt und Führer, dem sie sich willig unterordnen, sie fühlen sich wie verwaiste Kinder, verlassen und ratlos. (Str. 8.) Noch hat der Himmel sich nicht aufgeheitert, dasselbe düstere Totenwetter umgibt die Schar auf dem Verdecke, als unter stillem Gebet der Leichnam in der nassen Gruft gebettet wird. Eine seltsame und darum für Landleute zwiefach ergreifende Feier; das Begräbnis in der See und nun gar ihres Führers. Der Nebel tropft, die Thränen fließen, die Wellen schließen sich rauschend über dem Toten zusammen, die Möve fliegt schreiend vorüber — wer fühlt nicht die Beklommenheit aller mit, welche dieses traurigen Vorgangs Teilnehmer sein mußten?

[Litteratur: *Nodnagel S. 27.]

44. Der Alexandriner.

[Gedichte. 37. Aufl. S. 95.]

Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — Solch ein Tier bewältiget kein Schah,
Kein Emir, und was sonst in jenen

---

*) Daß der Dichter hier übertreibt, ist offenbar. Auch zu den schlimmsten Zeiten dieses Jahrhunderts passen die Worte auf deutsche Staaten nicht Str. 4, 5—8: „Dort laß uns die Scholle wenden, wo die Garben holt, wer pflügt". Es beruht dieses Wort auf völliger Verkennung unseres staatlichen Organismus und seiner Segnungen.

Östlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt; —
Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Wie es geschrieben steht, so ist dein Wiehern: Ha!
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, stehst du da!
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blitzt, und deine Flanke schäumt:
Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt
Und mit Franzosenwitz geschulet!

Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur!
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen feinen, saubern Alten.
Er weiß, daß eitler Mut ihm weder ziemt noch frommt:
So schnäufelt er, und hebt die Hüflein, springt und kommt
Ans andre Ufer wohlbehalten.

Doch dir, mein flammend Tier, ist sie ein Felsenriß
Des Sinai: — zerbrecht, Springriemen und Gebiß —
Du jagst hinan, da klafft die Ritze:
Ein Wiehern und ein Sprung! dein Hufhaar blutet, du
Schwebst ob der Kluft; dem Fels entlockt dein Eisenschuh
Des Echos Donner und des Kiesels Blitze!

Und wieder nun hinab, wühl' auf den heißen Sand!
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.
Nicht achte du den Schweiß! — sieh', wenn es dämmert, lenk'
Ich langsam seitwärts dich, und streichle dich und tränk'
Dich lässig in den großen Meeren.

1. **Zum Verständnisse des Gedichtes.** Zweck des Gedichtes ist, den in der deutschen Litteratur einst vielgebrauchten, dann aber in Verruf gekommenen Vers, welcher den Namen Alexandriner führt, wieder zu Ehren zu bringen, d. h. zu zeigen, daß dieser Vers die Mängel nicht an sich zu zeigen brauche, welche denselben so sehr in Verruf gebracht haben. Zu dem Ende führt uns der Dichter zwar Alexandriner vor, aber doch solche, welchen jener Mangel nicht anklebt.

Unter einem Alexandriner versteht man einen sechsfüßigen jambischen Vers, welcher regelmäßig nach dem dritten Fuße, also gerade in der Mitte einen Einschnitt, eine Diärese oder, wie es Freiligrath nennt, Cäsur*) hat, dessen Form also die folgende ist:

◡ — ◡ — ◡ — || ◡ — ◡ — ◡ — (◡)

*) Ueber den Unterschied von Cäsur und Diärese vgl. die Erläuterung des Gedichtes: Der Hexameter v. A. W. v. Schlegel (Erl. 1. Aufl. I. S. 71. — 2. Aufl. IV, S. 225.)

Woher dieser Vers den Namen Alexandriner führe, ist nicht völlig aufgeklärt. Nach einigen soll schon im 13. Jahrhundert in diesem Versmaße ein Gedicht zu Paris erschienen sein, welches des macedonischen Königs Alexander des Gr. Leben und Thaten besungen habe; nach andern habe der Verfasser jenes Gedichtes, ein Mönch, den Namen Alexander geführt. Wenn Freiligrath seinen Alexandriner mit einem Rosse vergleicht und an die Wüste bei Alexandria in Egypten denkt, so ist diese Beziehung keineswegs als ein Versuch, den Namen zu erklären, sondern vielmehr nur als ein Wortspiel anzusehen.

Eben diese ständige Diärese in der Mitte des Verses unterscheidet den Alexandriner von dem Senarius der Alten, welche die Cäsur in dem dritten und vierten Fuße eintreten ließen, und führt ihn zusammen mit dem daktylischen Pentameter, welcher sich auch in zwei gleiche Teile auseinanderlegt.

Die deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts hatten diesen Vers, welcher von den französischen Dichtern mit besonderer Vorliebe benutzt war, gelernt und in der deutschen Litteratur eingeführt. Während aber die westlichen Nachbarn, welche ihre Verse mehr nach einem nur numerierenden Prinzipe bauten, dieses Versmaß mit Erfolg anwenden konnten und noch anwenden, war es von Anfang an in der deutschen Sprache das Muster von Eintönigkeit und Langeweile. Man lese z. B. folgendes in Alexandrinern abgefaßte Gedicht von Martin Opitz von Boberfeld, welches zugleich ein Muster eines Sonettes jener Tage sein mag:

(Freiheit und Dienstbarkeit.)

Du güldne Freiheit du, mein wündschen und begehren,
Wie wohl doch were mir, im fall ich jederzeit
Mein selber möchte seyn, und were ganz befreyt
Der Liebe, die noch nie sich wollen von mir kehren,

Wiewohl ich offte mich bedacht bin zu erwehren.
Doch lieb' ich gleichwol nicht, so bin ich, wie ein Scheit,
Ein Stock und rowes Bley. Die freye Dienstbarkeit,
Die sichere Gefahr, das tröstliche Beschweren

Ermuntert meinen Geist, daß er sich höher schwingt,
Als wo der Pöfel kreucht, und durch die wolken dringt,
Geflügelt mit Vernunft und mutigen Gedancken.

Drumb geh' es, wie es will; und muß ich gleich darvon,
So überschreit' ich doch des Lebens enge Schranken:
Der Name, der mir folgt, ist meiner Sorgen Lohn.

Die überzählige Silbe, welche am Ende des Verses hie und da zugefügt wird und also wenigstens einen Wechsel von weiblichem und männlichem Reim ermöglichte, reichte nicht aus, den armseligen Gleichklang der zwei Vershälften zu beseitigen, und das schöne Beispiel des Alexandriners, welches Minckwitz*) anführt,

*) Verskunst §. 209.

◡ — ◡ — ◡ — || ◡ — ◡ — ◡ —
Wir haben nicht geweint, wir haben nur gelacht.

läßt uns ahnen, daß, wenn es etwas gibt, was uns zum „Aus der Haut fahren“ unausstehlich ist, der Alexandriner diesem Etwas nahe stehe.

Nachdem der Vers hinlänglich, auch im deutschen Drama, abgeleiert war nnd sich völlig unmöglich gemacht hatte, wich er den frischen Tönen, welche Klopstock anstimmte, und dem lebendigen und belebenden Takt, in welchen uns Lessing brachte, und unsere Väter brauchten ihn nicht mehr.

Nur die Franzosen haben ihn weiter gepflegt, und ihre Alexandriner sind auch weit angenehmer für das Ohr, als die deutschen.

In der Neuzeit sind es nun zwei deutsche Dichter, welche den Alexandriner wieder zu Ehren bringen wollten, Rückert und Freiligrath. Jener verwendete ihn zu seiner bekannten Spruchdichtung: Weisheit des Brahmanen z. B.

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen als den Weda der Natur;

Hat viel gesehn, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;

Spricht bald, was klar ihm ward, bald, um sichs klar zu machen,
Von ihn angehenden halb, halb nicht angehnden Sachen.

Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.

Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

— — — — — — —

Unseliger ist nichts, als wenn dir's immer ist,
Du seiest nicht zu Haus, wo du zu Hause bist.

Man wird nicht leugnen können, daß für die Spruchdichtung der Vers, welcher durch seine Zweiteilung für Darstellung der Gegensätze, Wortspiele sich sehr eignet, nicht zu verwerfen ist, für Dramen, Epen, für lyrische Gedichte eignet er sich jedoch gar nicht.

Freiligrath schlägt einen anderen Weg ein, den Alexandriner genießbar zu machen. Er gesellt ihm andere kürzere, vier- und fünffüßige jambische Verse der Abwechselung wegen zu, und verbindet diese mit den Alexandrinern zu Strophen. So haben wir in dem in Rede stehenden Gedichte sechszeilige Strophen, in welchen V. 1. 2. 4. 5. Alexandriner sind, während V. 3 und 6 nur

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
Kein Emir, und was sonst in jenen

vierfüßige jambische Verse sind. (Dieselbe Strophe findet sich in Freiligraths: Vier Roßschweife, An das Meer.) In den Gedichten: Afrikanische Huldigung, Florida of Boston, der Schwertfeger von Damaskus 2c. ist die sechszeilige Strophe aus 5 Alexandrinern und einem Schlußverse von 4 Jamben, welcher mit V. 3. durch Reim verbunden ist, bestehend.

Zugleich behält Freiligrath nicht nur die charakteristische Diärese bei, sondern er verwandelt diesen durch alle Verse gezogenen „Graben" in einen „Felsenriß des Sinai" und giebt dem ganzen Verse einen aufgeregten und aufregenden Charakter, und darin besteht nicht nur die Lebenskraft des Freiligrathschen Alexandriners, sondern nach seiner Meinung auch die wirkliche Lebensberechtigung seines neugebildeten Verses.

So gelingt es allerdings Freiligrath, den Vers einigermaßen lesbar zu machen; neu eingebürgert hat er ihn jedoch nicht wieder, so daß sein Trostwort an seinen Liebling: „Ich bringe wieder dich zu Ehren" sich nur halb und kaum halb erfüllt hat.

2. Erläuterungen: Str. 1. Schah ist ein Titel orientalischer Fürsten, ähnlich unserm Königstitel. (Der Schah von Persien hat sich ja durch seine europäische Rundreise bekannt genug gemacht.) Emir ist ein arabischer Häuptling, Anführer, Fürst. — Dies „Wüstenroß von Alexandria" (einer in Egypten von Alexander d. G. gegründeten Stadt, nachmals eines Mittelpunkts weltlicher und geistlicher, heidnischer und christlicher Gelehrsamkeit) ist in seiner Wildheit und Freiheit unerreicht.

Str. 2. Boileau war einer der gefeiertsten Dichter Frankreichs während der Regierung Ludwig des Vierzehnten. (1636—1711.) Die Franzosen nennen ihn wohl ihren Horaz. Er ahmte wenigstens als Odendichter, Satiriker, Gesetzgeber der Dichtkunst dem Horaz nach. Nicolas Boileau Despréaux wurde am 1. Nov. 1636 in Paris geboren. Eine alte Wärterin, welcher der Säugling überlassen war, hatte nicht verhindern können, daß nicht ein gereizter Truthahn, auf das Kind losstürzend, dasselbe im Gesichte mit seinem Schnabel übel zurichtete, so daß das Antlitz des talentvollen Boileau immer verunstaltet blieb. Anfänglich widmete er sich dem Studium der Rechte, dann aber ganz ausschließlich litterarischen Neigungen. Eine kleine Rente, das väterliche Erbe, nährte ihn leiblich; der König gab ihm bald 2000 Fr. Jahrgehalt und machte ihn zum Reichsbiographen. Er wurde Mitglied der Akademie 1684 und seitdem von ganz Europa als erste kunstrichterliche Autorität angestaunt und angerufen. Wie er viele in litterarischen Fehden bekämpft, so fand er sich auch von sehr vielen verfolgt und angegriffen, bis er, halb taub, vereinsamt, von der eitlen Welt ab- und der Ewigkeit zugewandt, an der Wassersucht am 13. März 1711 starb.

Seine Satiren richten sich besonders gegen die Heuchelei und Anmaßung der Jesuiten, gegen Dichterlinge und Kritikaster; seine Episteln zeigen den Dichter als armseligen Schmeichler gegenüber dem elenden Ludwig dem Vierzehnten: seine Art poétique (Dichtkunst), ebenfalls einem Werke des Horaz nachgeahmt, machte zu seiner Zeit außerordentliches Aufsehen inner- und außerhalb Frankreichs. Sein Verstand war klar und nüchtern, Phantasie und Herz fehlten ihm fast ganz. Aber für ein Muster des feinen Geschmacks (le législateur du goût) hielt er sich und galt er seinen Zeitgenossen.

(Buhlet = spielt.)

Die Schilderung des wilden Pferdes wird fortgesetzt und dieser freie Renner dem zahmen, gezäumten Parade- und Schulpferde Boileaus gegenüber gestellt.

Str. 3. Der Dichter betrachtet sich den langsamen, bedächtigen Gang des Boileau'schen Pferdes, für welchen die Cäsur in der Versmitte ein Heerstraßgraben ist, welcher ohne jegliche Anstrengung mit leichtem Sprunge glücklich überwunden wird. Zu einem größeren Sprunge fehlt es diesem alten Pferde an Kraft, zu einem gefährlicheren an Mut. — Heerstraßgraben = der schmale Graben, welcher zu beiden Seiten einer Heerstraße (Chaussee) läuft.

Str. 4. Für den Renner Freiligraths ist die Cäsur ein Felsenriff des Sinai, also etwas viel breiteres, gefahrvolleres; aber der Renner setzt hinüber. Er vermeidet die Gefahr nicht, sondern er sucht und überwindet sie.

Str. 5. Nicht ganz glücklich scheint mir der Satz: „Ich bringe wieder dich zu Ehren." Diese Worte passen nicht zu dem Bilde Freiligraths, welches zwei alexandrinische Pferde, ein gezäumtes altes und ein wildes junges, uns darstellt. Jenes ist ein anderes, als dieses. Jener französische Vers ist in Unehre geraten in der deutschen Litteratur; dieser, von Freiligrath vorgeführte und zugerittene Renner ist selbst noch nicht in Verruf gewesen, außer soweit er an dem Mißkredit teilnimmt, unter welchem die ganze Raçe leidet.

[Litterarisches: Viehoffs Archiv, I. S. 91. — Mir nicht zugänglich.]

---

45. Der Blumen Rache.

[Gedichte. 37. Aufl. 1877. S. 44.]

1. Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

2. Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

3. Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

4. Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

5. Aus den Blütenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

6. Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Tau.

7. Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter keckes Mutes:
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

8. Auf der Haube nickt die Feder

Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb, ist ihr Schleier.

9. Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

10. Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

11. Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

12. Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die Geister wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

13. „Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen.

14. „O wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

15. „Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

16. „Hell umfloß uns Tau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn — doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!“

17. Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

18. Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

19. Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.—
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

20. Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft gerötet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getötet!

1. Erläuterungen. **Str 1.** Kissen. Minder gebräuchlich, aber richtiger ist Küssen*) (Pfühl, Polster); denn es heißt ahd. cussin, mhd. küssen, küsse, ital. cuscino, franz. coussin, engl. cushion.

Str. 3. Schon in den letzten Worten der 2. Str. traten die Vokale **u** und **ü** besonders hervor, welche uns eine gewisse unheimliche, düstere Stimmung vermitteln. Die „dumpfe Schwüle“ drückt einen zweifachen Zustand aus, 1) einen drückenden Grad von Hitze, welcher den Atem erschwert, die Brust beklommen macht, und 2) einen Zustand, wo unsere Sinne geschwächt erscheinen, das Gehör namentlich beengt wird. Wir denken unwillkürlich an

*) Vgl. Leimbach, J. H., Entwickelung der deutschen Orthographie. Marburg 1874. Programm. S. 11.

die „schwülen“ Lüfte und die „dumpfe“ Stube in Schwabs Gewitter, Str. 1.

Str. 4. Allitteration: lispelt — lüstern; vgl. Locken — lose Str. 6, 3.

Str. 5. Das Geisterhafte malt der Vokal **ei** in G**ei**stergl**ei**che, — Kl**ei**der.

Str. 6. Die Rose, das Symbol der Schönheit, der Weiblichkeit und Liebe, birgt eine schöne Frau; der Eisenhut einen Ritter (Aconitum napellus ist eine Gift- und ebenso eine vielangewendete Arzneipflanze); auf Pickelhaube und Krieger wird der Dichter durch den Namen geführt. Die verschiedenen Arten dieser Pflanze, welche zum Teil eine Zierde der oberen Gebirgswaldungen und quellenreichen Abhänge von Gebirgskämmen sind, zum Teil auch als Zierpflanzen unserer Gärten gepflegt werden, enthalten ein in starken Gaben betäubendes Gift, welches aber gegen rheumatische und gichtische Leiden sehr heilsam wirkt; sie führen verschiedene Namen, z. B. Mönchskappe (Ac. napellus L.), Sturmhut, Wolfswurz. — Der Reiher, namentlich der Silberreiher liefert zu den „Reiherbüschen“ seine langen, feinfaserigen Seitenfedern.

Str. 9. Türkenbund. Es gibt zwei Zierpflanzen dieses Namens 1) Lilium Mártagon L. und 2) Cucúrbita Melopepo L. Letztere ist der abgeplattet-kugelige, längsgefurchte oder gerippte Früchte tragende Kürbis und selbstredend hier nicht gemeint, obwohl auch er Turbankürbis heißt. Vielmehr ist hier die auch wegen ihrer goldgelben Zwiebeln Goldwurz genannte Lilienart gemeint, welche auf unseren Bergwiesen und als Zierpflanze in Gärten sich findet, verwandt mit der in Str. 8 gemeinten weißen Lilie (Lilium candidum L.), welche aus Syrien stammt. „Turban*) ist der türkische Kopfputz, welcher aus einer Art Mütze von Zeug auf verschiedene Art gewunden und gebunden besteht, mit dem Halbmond geschmückt.“ (Kehrein a. a. O. S. 248.)

Str. 10. Die Kaiserkrone (welche aus Persien stammt und Fritillaria imperialis L. heißt) blüht schon im April und Mai; Glockenblumen hängen unter einem Blätterschopfe. Mit der Iris dagegen ist, weil die Blüte blau genannt wird, nicht die, wie Kehrein angibt, Schwertel genannt Blume, welche ja blutrote Blüten hat (Gladiolus communis), sondern wohl Iris pumila gemeint. Den Dichter erinnern Kaiserkronen ebenso unwillkürlich an den Scepterträger, also Kaiser, wie die Iris (oder Schwertlilie) an die Schwertbewaffneten = Krieger.

Str. 11. Narzisse = Narcissus Pseudo-Narcissus L. oder Märzbecher.

Narkissos war ein reizender Knabe, der Sohn eines böotischen Flußgottes Der blinde Seher Teiresias, befragt, ob der Knabe ein hohes Alter erreichen würde, antwortete: „Wenn er sich selbst nie sieht.“ — Im sechzehnten

*) Schuppius, † 1611, schreibt: Der Turbant = das um die Mütze gewickelte Nesseltuch (ital. turbante). Im Persischen heißt das Wort dulbent, im Türkischen tulbent; daher schreibt Lessing: Tulban.

Jahre ward er von allen Mädchen und Jünglingen heißgeliebt, aber er blieb allen gegenüber gleichgiltig. Die unglückliche Nymphe Echo liebte ihn, aber, ohne ihre Liebe erwiedert zu sehen; ja es verschmachtet die Zurückgestoßene. Endlich flehte eine der verschmähten Nymphen — denn Echo war nicht die einzige — die Nemesis (Vergeltung) an: „O möchte der Gefühllose doch auch einst Liebe finden, aber ohne Erhörung." Und das Gebet ward erhört. Es sah sich der Jüngling in einem Quelle und staunt die Augen, den Hals, das anmutige Gesicht, die roten Wangen voll Entzücken an, ohne zu wissen, daß er sich sieht. Er will das geliebte Kind umfangen und greift ins — kalte Wasser. Seitdem blieb er dort und grämte sich in der wahnsinnigsten Liebe zu einem Schattenbilde zu Tode. Als er tot war, betrauerten ihn Najaden, Dryaden und auch die arme Echo. Man holte eine Bahre und Brand und Fackeln; man kam zurück:

> Doch war nirgends der Leib; für den Leib ein gelbliches Blümlein
> Fanden sie, rings um den Kelch weiß schimmernde Blätter gegürtet.

Str. 13. „Schmachten, welken, sterben" = eine sehr schöne Steigerung (Klimax).

Str. 16. Lache (vom lat. lacus = See, ahd. lacha abgeleitet) ist Sammelwasser ohne Abfluß in irgend einer Vertiefung der Erde; oft meint man zugleich ein schmutziges, verdorbenes Wasser, und so faßt das Wort der Dichter hier.

Str. 18. Das dreimalige Wie = Anaphora!

Str. 19. Schemen = Schatten, Geisterwesen (Vgl. I. S. 219.). — Lager — lieblichste — Leichen = wirkungsvolle Allitteration. (Über die Elfen vgl. auch Göthes Ballade: Erlkönig im 2. Bde. der Erl.)

2. Idee des Gedichtes: Es kommt nicht so ganz selten vor, daß Menschen durch den starken Geruch von Blumen, welche in dem Schlafgemache standen, zu Schaden kommen, ja getötet werden. Einen solchen Fall hat nun der Dichter poetisch darzustellen unternommen. Ein junges schönes Mädchen ruht auf ihrem Lager. Frischgepflückte Blumen, besonders der Eisenhut und die Narzisse, verbreiten ihren starken, sogar giftigen Duft im Zimmer und vergiften das schlafende Mädchen. Am andern Morgen findet man eine Leiche. So lautet der prosaische Bericht. — Der Dichter stellt sich auf den Standpunkt der Sage, welche in den Blumenkelchen Elfen wohnen läßt, denen mit dem Brechen der Blumen Wohnung und Lebenskraft entzogen wird. Solche hat also die Jungfrau tödlich beleidigt, ja todeswund geschlagen, indem sie die Blumen im Garten pflückte und als Zimmerschmuck dem Verwelken und Untergange weihte. Dafür nehmen die beleidigten Geister Rache, indem sie das Leben des Wesens zerstören, welches ihr Leben dem Tode geweiht hatte. Daß der Dichter mit brennenden Farben zu malen versteht, wissen wir aus schon früher besprochenen Gedichten. Die Sprache ist voll Glut und Pracht, der ganzen Schilderung vollkommen entsprechend.

3. **Über den Vortrag** schreibt R. Benedix: „Der Grundton des ganzen Gedichtes ist eine sehr mäßige Tonstärke. Der Ton muß immer nur halblaut sein. Str. 1 und 2. Ton des Berichts, gut auseinandersetzend, mäßiges Zeitmaß, mäßige Tonstärke. Str. 3. Etwas langsamer, dumpfe Tonart. Str. 4, 1. Ganz langsam, ganz leise. Str. 4, 2—4. Plötzlich lebhaft, und immer lebhafter, aber immer leise. Str. 5. Geheimnisvoll. Str. 6. Freundlicher Ton. Str. 7 und 8, 1—2: Etwas kecker Ton, doch immer leise. Str. 8, 3—4: Sanfter Ton. Str. 9—11: Etwas kräftiger. Str. 12: Eintönig, das Versmaß etwas hören lassend. Str. 13: Langsam, hohl, mit einem Anflug von Singen, etwas lauter, aber immer doch leise. Str. 14—16, 1: Klagend, etwas heller. Str. 16, 2. Plötzlich dumpf. Str. 16, 3—4. Auf verblüh'n und Rache einen Nachdruck. Scharf abschließend. — Str. 17: Immer langsamer, immer leiser. Str. 18: Ausrufend, aber ganz leise — dumpf, immer mehr verschwimmend: St. 19, 1—2: hell, ziemlich laut, etwas rasch. Str. 19, 3—4: Langsam, zwischen dumpf und hell. Str. 20: Immer langsamer, mit sanftem, hellem Ton."

4. **Die Form:** Strophen zu 4 Versen; jeder Vers ist ein vierfüßiger, vollständiger Trochäus, also — ◡ — ◡ — ◡ — ◡. Der Reim ist stets klingend. Nur in V. 1 und 3 der meisten Strophen finden sich nicht Reime, sondern Assonanzen angewandt. In spanischen Romanzen finden wir überhaupt keinen Reim, sondern nur Assonanz, d. h., es zieht sich durch die letzten Tonsilben aller Verse der gleiche Vokal. So ists nun hier nicht, wohl aber ist in Str. 1 Kissen — Wimper; Str. 2. Stuhle — Blumen, Str. 5. schweben — Nebel, Str. 8. Feder*) — Mädchen ꝛc. durch den Gleichklang der Stimmlaute in der Tonsilbe (und Übereinstimmung im tonlosen e der Nachsilbe) passend verbunden. Diesen Gleichklang der Vokale, den man schon einen Halbreim**) nennen könnte, nennen wir eben Assonanz.

Geibel vergleicht in trefflicher Weise Reim und Assonanz in folgendem Epigramme:

> Wenn vieltönig im Reim sich die Zeilen des Liedes verschlingen,
> Schließt anlautender Klang fest der Romanze Geweb',
> Jenes ergötzt wie ein Strauß buntwechselnder Blumen, es fesselt
> Dies wie ein Kranz einfach blühender Nelken den Sinn.

[Litterarisches: *R. Benedix, der mündliche Vortrag. 3. Teil 1860. S. 72. — *Kehrein, Lesebuch für Gymnasien. 5. Aufl. Oberstufe. S. 248. — *Reuter, S. 445. — *Heinze. S. 72.]

---

*) Das erste e in Feder wird fast wie ein ä gesprochen.
*) Minckwitz, Verskunst. 1854. S. 60.

46. Aus dem schlesischen Gebirge.

[Ein Glaubensbekenntnis. 1844. S. 127.]

1. „Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wags einmal:
Rübezahl!

2. Hört er's? Ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen—
Es ist ein richt'ges, volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein beß'res wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
Rübezahl!

3. Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Not!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zum Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur! Zum drittenmal:
Rübezahl!

4. Er half so vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mir oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

5. Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel' auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

6. Dann trät' ich froh ins kleine Zimmer
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder—
O käm', o käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!" —

7. So rief der dreizehnjär'ge Knabe;
So stand und rief er matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Thal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Thränen noch ein Mal:
Rübezahl!

8. Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte und lallte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichen-tuch! —
Rübezahl?!

1. Entstehung. Das Gedicht entstand im März 1844 zu St. Goar.

2. Die Sage von Rübezahl. Im schlesischen Riesengebirge hielt sich ein Spukgeist auf, den Gnomen (Berggeistern) zugehörig, der spottweise Rübezahl genannt wurde, was ihn sehr erzürnte, während er sich am liebsten „Gebirgsherr“ nennen ließ. So lange er nicht von den Menschen böswillig geneckt wird, ist der gutartige Geist mildthätig gegen die Armen, freundlich gegen alle Frommen und geleitet die verirrten Wanderer auf den rechten Weg. Wer ihn beleidigt, den straft er nicht am Leben, aber durch tausend Neckereien, Unannehmlichkeiten, Verluste. Er ist der Gebieter über alle unterirdischen Schätze seines Gebirges, kann angerufen und ungerufen sich jeden Augenblick an jedem Orte seines Territoriums zeigen; er kann sich in alle möglichen menschlichen, tierischen und sonstig beliebten Gestalten verwandeln.

3. Gedankengang: Ein 13jähriger Knabe erscheint im Gebirge und freut sich der Zeichen des erwachenden Lenzes in der Natur — zunächst offenbar, weil er nun nicht mehr zu frieren braucht, wie während des Winters; dann aber, weil sein Herz für das Schöne in besonderem Grade aufgeschlossen erscheint. Hierher ist der arme Junge heimlich gegangen, um die Hülfe Rübezahls zu erbitten. Das Herz klopft ihm etwas, doch ruft er den Berggeist an (Str. 1.), und dann redet er für sich weiter. Der Geist ist nicht böse — hier will ich mein Leinwandpäckchen hinlegen, bis er kommt; volle 60 Ellen und treffliches Gewebe. Rübezahl kommt nicht — ich will ihn nochmals rufen. (Str. 2.) Aber Rübezahl läßt sich nicht sehen, auch nicht auf den zweiten Ruf. Nun erzählt der Knabe den — Steinen weiter, in welcher Not er mit den Seinen stecke: „Die Mutter ist gramverzehrt und hungernd; der Vater ist auf den Markt mit Fluchen gegangen, um seine Leinwand abzusetzen; es wird wohl wieder, wie so oft, vergebens sein. Ich dagegen will es mit Rübezahl versuchen“; und er ruft nochmals: „Rübezahl!“ (Str. 3.) Dann gedenkt der Knabe der vielen Beispiele von wunderbarer Hilfe, die arme Leute erfahren haben; und er hofft, seiner Not werde sich Rübezahl um so williger erbarmen, da er ja nichts erbetteln, sondern nur seinen Vorrat an Leinen verkaufen wolle. Nochmals ruft der Arme den Berggeist (Str. 4). Ja der Junge wiegt sich in süße Träumereien ein: „Vielleicht gefällt dem Geiste die Ware, und er bestellte nach, vielleicht gar unsern ganzen Vorrat zu Hause oder — nachdem ich die ins Pfandhaus gewanderten wieder eingelöst habe — auch diese! O, welch ein Jubel!“ Zum fünften Male ruft er Rübezahl (Str. 5.) und beachtet es kaum, daß dieser nicht erscheint. In seinen Betrachtungen fährt er vielmehr fort: „Wenn ich dann nach Hause käme und das viele Geld ausschütten könnte, dann fluchte gewiß der Vater nicht mehr, dann würde die Mutter wieder einmal fröhlich sein und uns Kindern ein reichliches Mahl gönnen. O wie würden sich meine kleinen Brüder freuen!“ (Str. 6.) — Aber das nochmalige Rufen nützt nichts. Der arme Knabe

steht matt und bleich, hungrig und durchfroren, aber die Hilfe erscheint nicht. Thränen stürzen aus seinen Augen, Schluchzen erstickt seine Stimme, als er hoffnungslos und halblaut zum letzten Male den Rübezahl anruft (Str. 7). Er schleppt sich nach Hause —; die Leinwand ist schwer, der Knabe zittert vor Hunger und Frost — der lange Aufenthalt in der kalten Märzluft hat ihm ohne Zweifel eine schwere — der Dichter ahnt eine tödliche — Krankheit zugezogen. Sein Vater wird ihm wohl, dem reichbegabten, frommen Knaben, das Leichentuch weben müssen. — (Str. 8.)

4. **Grundgedanke.** Rübezahl, der gute Geist, der Helfer der Armen, lebt nicht mehr — und ein anderer Helfer ist nicht da, um die Not der schlesischen Weber und der Arbeiter überhaupt zu lindern, obgleich er da sein könnte. Rübezahl ist nicht Schuld, wenn so viel Elend und Hunger ungestillt bleibt (deshalb ist am Schlusse ein ?! hinter das Wort Rübezahl gesetzt); und der, welcher helfen könnte, wird vom Dichter nicht genannt. Ob er den Fürsten oder den Staat oder die reichen Grundbesitzer dortiger Gegend oder die Reichen insgemein an ihre Pflicht erinnern will, den Armen ein Rübezahl zu werden? es ist nicht ausgesprochen; doch wird man nicht fehl gehen, wenn man in dem Liede eine politische, ja revolutionäre Tendenz vermutet, da es sich ja unter den Gedichten des Glaubensbekenntnisses findet. Wahrscheinlich ist unter dem Rübezahl der Staat, der helfen könne, zu dem die Augen der Notleidenden vergebens aufschauen, gemeint; für uns aber soll das ergreifende Gedicht die Wirkung haben: Wo dich der Hunger ansieht und anruft, da zeige dich — zur Hilfe bereit, soweit du kannst.

5. **Der Refrain** „Rübezahl“ hat hier am Ende jeder Strophe eine andere Färbung; auch die Betonung muß jedesmal eine andere sein: Mit ängstlichem, klopfendem Herzen ruft der Knabe das erste, mutiger schon das zweite Mal. Etwas enttäuscht, aber doch hoffend, daß der zum dritten Male Gerufene erscheinen werde, klingt das Rübezahl in Str. 3. Inständig klingt der Ruf in Str. 4, fröhlich in Str. 5, ungeduldig in Str. 6, verzweifelnd in Str. 7. — Der letzte Ruf Rübezahl?! ist ein Ruf um Hilfe, wie ihn der Dichter ausstößt, der sich und dem Leser jedoch nicht verhehlt, daß der Retter einen andern Namen als Rübezahl tragen müsse. —

---

47. Unter den Palmen.

[Freiligraths Gedichte. 37. Aufl. Cotta 1677. S. 873.]

1. Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh' den Tiger mit dem Leoparden ringen!

2 Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

3. Weh', kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug'!
Rot sein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt, gleicht einer Schale,
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

4. Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

5. Siehe, welch ein Sprung! — Der Springer hat den Toten Arm erfaßt!
Zerrend flieht er, doch der andre läßt nicht von der blut'gen Last.
Ringend, ungestüm sich packend, stehn sie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwischen sich den starren, mit emporgerafften Blanken.

6. Da — o sieh, was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich schillernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum; —
Riesenschlange, keinen einz'gen lässest du den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

1. Erläuterungen: Str. 1. Mähnen hat weder der Tiger noch der Leopard. Was für Mähnen der Dichter sich gedacht haben mag, weiß ich nicht. Teekbaum (oder Tekbaum, Tectonia grandis L. fil.) ist ein ansehnlicher Baum Ostindiens mit vierkantigen Ästen. Die Blätter sind groß, scharf, gegenständig; die Rispen der kleinen weißlichen Blüten endständig. Dieser Baum, dessen bitteres Holz leicht, aber äußerst dauerhaft ist, liefert den Engländern das beste Schiffsbauholz.

Str. 3. Fackeldisteln (Cacteae) sind strauch- oder baumartige Pflanzen, welche in den heißesten und dürrsten Gegenden der Erde wachsen und viel wässerigen oder milchigen Saftes enthalten. Die Blüten mehrerer Arten gehören zu den größten und schönsten Prachtblumen des Pflanzenreichs. Um der wunderlichen Gestalten willen und wegen der reizenden, oft, wie bei der Königin der Nacht (Cereus grandiflorus Mill.), nur in einer Nacht geöffneten, duftigen Blüten werden diese Pflanzen bei uns kultiviert; im Morgenland werden sie zur Anlegung lebender Zäune benutzt.

Str. 5. Mit den Pranken sind ohne Zweifel die Beine gemeint; „mit emporgerafften Blanken" = Akkusativ = indem sie mitten zwischen sich den toten (starren), gleichzeitig mit emporgerafften Blanken oder Weißen halten.

Str. 6. Daß die Riesenschlange keine Giftzähne hat, ist bekannt; ob der Dichter das nicht gewußt hat oder ob er nur angenommen hat, daß der Speichelschaum der Schlange auf alle Fälle die Wirkungen des Giftes hervorbringe, muß unentschieden bleiben.

2. Zur Würdigung. Es ist Freiligrath ebenso oft zum Lobe als zum Tadel angerechnet worden, daß er sich mit besonderer Vorliebe das Fremdartige in Situationen, Stoffen, Bildern auswähle; er verantwortet sich selbst in seinem Gedichte: Meine Stoffe, dessen letzte Strophe so lautet:

> O könnt' ich folgen eurem Rat!
> Doch düster durch versengte Halme
> Wall' ich der Wüste dürren Pfad; —
> Wächst in der Wüste nicht die Palme?

Für Freiligrath wuchs die Palme allerdings, nicht in der Wüste im besondern, sondern in der Ferne überhaupt; die fremdartigen Stoffe darzustellen, ist seine Gabe, und es ist ein schönes Wort Ruges (Hall. Jahrb., 1839, Nr. 5. S. 40): „Das ist eben sein (des Freiligrath) Verdienst, er kennt die Poesie nur als das begeisterte Durchschauen der Welt, die der Mühe lohnt, sich in sie zu vertiefen überall, wo er sein Seher-Auge prüfend ansetzt“. Ja, wir dringen mit des Dichters Hilfe „tief in die Eigentümlichkeit des Gegenstandes, sei es die Wüste mit den Karavanen und Beduinen, sei es der Neger mit seiner wüsten Kampflust, sei es das Meer, das wunderbare, mit seinen Schätzen und fernstrebenden Schiffen“. (Ruge, a. a. O. S. 39.) Das gilt auch von dem Gedichte: Unter den Palmen; es ist ein echtes Gegenstück zu dem Löwenritt. Zwei Eingeborene, willens auf die Jagd zu gehen, werden unerwartet Ohren- und dann Augenzeugen eines furchtbaren Kampfes zwischen einem Tiger und Leoparden tief in einem ostindischen Walde. Nach außen dringt nur das Brüllen und Stampfen; den beiden, die sich leise nahe herangeschlichen haben, ist es möglich, den Kampf deutlich zu übersehen. Kampfpreis ist der Leichnam eines jungen europäischen Naturforschers, welchen der Forschergeist in die Ferne trieb und — in den Tod. Der Eingeborne auf dem Teekbaum möchte wohl den Weißen retten, welchen der Tiger überfiel, als er auf einer naturwissenschaftlichen Exkursion unter eines Baumes Schatten ermüdet eingeschlafen war, — aber es ist zu spät. Er ist schon tot. Der freche Leopard versucht — auf seine Schnelligkeit vertrauend — dem Tiger den Raub zu entreißen. Es gelingt nicht. Ein furchtbarer Kampf ist entbrannt, und diesen schlichtet die Riesenschlange, welche so lange, grün in dem Grün der Blätter verborgen, zugeschaut hatte, und jetzt von dem „Recht des Stärkeren“ Gebrauch macht. Sie umstrickt und zermalmt den Mörder, den Räuber und das Opfer.

3. Schriftliche Aufgaben: 1. Der letzte [hoffnungsreiche] Brief [des jungen Forschers aus Ostindien] an die Mutter [in Deutschland, Heimkehr in Aussicht stellend, von dem reichen Ertrag der Sammlungen redend, die Gefahren der Gegend verringernd, um die Mutter nicht zu ängstigen.]

— **2.** Ein Trauerbrief an die Mutter [welcher die übersandten

Schätze des Verunglückten begleitet und auf Grund glaubhafter Mitteilungen von Eingeborenen das ungeahnte, rasche Ende des Sohnes darstellt], von einem Freunde oder Missionar oder einem deutschen Konsul verfaßt. [Der Inhalt wird nach der Verschiedenheit der Absender verschieden sein.]

---

48. Die Bilderbibel.

[Gedichte. 37. Aufl. S. 139.]

1. Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeß'nen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

2. Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! Durch Dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt.

3. Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

4. Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Tritte,
Ihr Ziehn und Herdentränken,
Das hab' ich oft gesehn,
Konnt' ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn.

5. Mir ist, als läg'st du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder!
Als beugt ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder:
Als stände, was vor Jahren,
Mein Auge staunend sah,
In frischen, wunderbaren,
Erneuten Farben da;

6. Als säh' ich in grotesken,
Verworrenen Gestalten
Auf's neue die Votesken,
Die bunten mannichfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinn'ger Deutung reich!

7. Als trät ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn;
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder;
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

8. O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die teuren Eltern beide,
Der stillzufried'ne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

1. Erläuterungen. Str. 1., 7. spielvergessen = das Spiel vergessend.

Str. 3., V. 6. So = welche ihre (der begeisterten Seher) Worte schildern.

Str. 4., V. 7. Konnt' ich = so oft ich konnte.

Str. 6., V. 1. Groteske Gestalten nennt man zunächst diejenigen, welche dem Gebiete des Niedrig-Komischen, des Närrisch-Seltsamen angehören, dann überhaupt irgend eine Verbindung von Gestalten der verschiedensten Art zu einer, somit durch ihre Absonderlichkeit auffallenden Gruppe. — In der Architektur ist Groteske fast gleichbedeutend mit Arabeske; nur gebraucht man es mehr von Bauwerken italienischen Stiles. Moreske = die Einfassung der einzelnen Bilder, und zwar das den Arabesken der Araber ähnliche Ornament der Mauren, wie es sich auf spanischen und sicilischen Kunstwerken noch vorfindet.

2. Zum Verständnisse. Unter den Erinnerungen an die Jugendzeit steht wohl eine am höchsten, diejenige an die große, in braunes Leder gebundene, Bibel mit ihren seltsamen und doch so anziehenden Bildern. Sie hat dem Auge des Knaben eine Fülle von Freuden bereitet, so daß er der Knabenspiele gern vergaß, falls dieser Genuß ihm winkte (Str 1.); ja sie hat dem Knaben das Verständnis für die Dinge des Orients eröffnet und ihn mit einer Welt bekannt und vertraut gemacht, welche dem Herangewachsenenen fast eine zweite Heimat seines Geistes werden sollte. Das ganze Land mit seinen Produkten, seinen Tieren, den menschlichen Wohnplätzen und Bewohnern brachte dies Buch klar vor das Auge des staunenden Knaben (Str. 2.). Ebenso die Weisen und die Helden jener Zeit und jenes Volkes, die schönen Töchter des Landes, eine Rebekka, Rahel, Ruth, die Schicksale und Führungen der Patriarchen, ihr Wandern und ihren Glauben — das alles hat er mit andächtigem Auge geschaut, das alles ist seinem andächtigen Ohre gedeutet worden (Str. 3—4.). Und jetzt in reiferem Alter glaubt er jene Bilderbibel wieder vor sich zu schauen auf dem Stuhle im elterlichen Wohnzimmer und sieht sich davor stehen, staunend und gläubig (Str. 5.). Wieder sieht er die schönen, seltsamen Bilder mit ihren wundersamen bildlichen Einfassungen, welche, so vielfacher Deutung fähig, der Phantasie einen unendlichen Genuß bereiteten. (Str. 6.). Er tritt im Geiste nochmals vor die Mutter und bittet um Erklärung der Bilder, und die Mutter gibt sie so gern und noch mehr, als das Verlangte, sie lehrt den wißbegierigen Knaben Sprüche und Lieder, wie sie zu jenen Geschichten paßten, und des Vaters Auge schaut glücklich auf den aufgeweckten, wißbegierigen, frommen Knaben. (Str. 7.) Aber die Erinnerung entspricht nicht der Gegenwart. Die Jugendzeit, die Zeit der Bilderbibel und der Frömmigkeit des Dichters, die Zeit des Staunens und Glaubens, die Eltern und ihr kindlich frommer Sinn, sein Glück und seine Zufriedenheit, alles ist dem Dichter entronnen. (Str. 8.) Der Dichter steht auf einem anderen religiösen Standpunkte, als der war, den seine Eltern einnahmen, auf dem sie ihn gern gesehen hätten, aber auf keinem glücklicheren. Ist die

Bibel daran schuld? Mit Nichten; denn aus ihr schöpfen noch heute Weise und Helden, Denker und Dichter, ebenso groß oder größer als Freiligrath, ihren Trost, ihre Hoffnung und ihren „stillzufriednen Sinn.“ Die Bilderbibel hat ihre Kraft und ihren Reiz noch nicht verloren, nur Freiligrath ist dieser seiner Lehrmeisterin entwachsen und hat den Glauben seiner Väter aufgegeben und damit, wie hier das schmerzliche Eingeständnis uns belehrt, den Frieden und die wahre Freude seiner Seele eingebüßt. Oder sollte der Dichter, was ich auch für möglich halte, nur das Glück der unbefangenen, unangefochtenen, glaubensgewissen Jugendzeit haben feiern wollen?

---

49. Das Gesicht des Reisenden.

[Gedichte 37. Aufl. S. 170.]

1. Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

2. Schlaflos lag ich; statt des Pfühles dient mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

3. Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

4. Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüstentiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde: unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: „Herr, die Geisterkaravane!“

5. Ja, sie kommt! Vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Üppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend wie Rebekka
Einst am Brunnen: Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

6. Mehr noch! — Nimmt der Zug kein Ende? Immer mehr! Wer kann sie zählen?
Weh, auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Tiere Zügel fassen.

7. Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

8. Immer mehr! — Noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

9. Haltet aus! Die Rosse schlagen! Jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderherde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: „Allah!" — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

10. Harret bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröte werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher;
Seht, er dämmert schon: Ermut'gend grüßt ihn meines Tiers Gewieher.

Zur Würdigung.

Mit nicht geringerer Meisterschaft, als sie der Dichter im „Löwenritte" bekundet hatte, stellt er uns hier ein zweites Nachtbild vor das geistige Auge, dessen Schauplatz abermals der heißen Zone, dem Erdteile Afrika angehört. Nur werden wir jetzt nicht ins Natal- oder Betschuanenland, sondern nach Nordafrika in die Wüste Sahara geführt, welche sich schier endlos durch diesen Erdteil hinzieht.

Die Karavane, welcher sich (im Geiste) der Dichter angeschlossen hatte, hat am Abend mitten in der Wüste halt machen müssen. Sie hat keinen Brunnen, keine Baumgruppe, keine, wenn auch noch so kleine, Oase erreichen können; so befindet sie sich, obgleich nur ein oder zwei Tagereisen von dem Nilgebirge entfernt, doch mitten in der Wüste. Die Reisegefährten, der Wüstenwanderung kundige und gewohnte Beduinen, haben die Rosse von ihren Zäumen befreit, aber an den Füßen festgekoppelt, damit sie nicht entlaufen können, und dann bald die Ruhe des Schlafes gefunden. Soeben taucht der Mond im fernen Osten am Horizonte auf und beleuchtet des Sandmeers östliche Grenze, das Nilgebirge, beleuchtet auch die ruhende Karavane hinreichend, daß der Dichter die Knochen der im Flugsande umgekommenen Dromedare um sich zerstreut schauen kann. (Str. 1.) Ein unheimlicher, ungewohnter Anblick für den Dichter, dessen ganze Phantasie wundersam erregt wird. Er kann nicht einschlafen auf diesem Leichenfelde; ganz davon abgesehen, welch' ein ungewohntes, wenig bequemes Lager ihm die Wüste darbot. So gut es gehen wollte, hatte er sein Nachtlager sich bereitet, den Sattel zum Pfühle genommen und durch Unterschieben des Dattelsackes die Lage des Kopfes noch erhöht; sein Kaftan (Mantel), welcher Brust und Füße deckte, konnte ihm die Bettdecke ersetzen. Alle seine Waffen waren für den immerhin möglichen Fall eines nächtlichen Überfalles des Lagers zurecht gelegt, das Schwert aus der Scheide gezogen, das Gewehr geladen, die Spieße bereit, — er brauchte vorläufig nichts zu besorgen. Und doch kann er nicht schlafen. (Str. 2.) Alles um ihn her

liegt in der tiefsten Ruhe, die nur zuweilen (wirkungsvolle Anaphora in Str. 3.) durch das Knistern des Feuers, durch den Schrei eines verirrten Geiers, durch das Stampfen eines träumenden Pferdes oder durch das Greifen eines träumenden Reiters nach dem Wurfspieße für Augenblicke unterbrochen wird. (Str. 3.) Da plötzlich ändert sich die Scene. Das Mondlicht erlischt. Eine gespenstische Dämmerung verdunkelt die Landschaft. Die Wüstentiere, zuerst das kommende Ereignis ahnend und fliehend, jagen mit Zeichen der größten Angst vorüber. Die Pferde erwachen, schnauben und bäumen sich, auch die Menschen sind voll Angst vom Lager emporgeschnellt. Der Führer der Karavane, zunächst an einen nächtlichen Überfall denkend, ergreift die Fahne, versucht die Sammlung seiner Leute, die Abwehr des Feindes — aber der Schreck lähmt seine Glieder, gegen dieses Schreckbild vermag auch sein Mut nichts. Ein Blick nach Westen sagt ihm genug. Leise spricht er die Worte: Herr, die Geisterkaravane! — (Str. 4.) Er hat sich nicht getäuscht. Da kommt schon der Anfang des ungeheuren Zuges der Geister: Treiber, die Kameele hinter sich her ziehend, Weiber, schleierlos auf den Kameelen sitzend, dann Mädchen mit Krügen zu Fuß, vorbeisprengende Reiter. — (Str. 5.) Unaufhaltsam ziehn sie vorbei, unabsehbar, unzählbar. Und ein neues Schrecknis thut sich den zitternden Reisenden kund. Auch rings um sie herum erhebt sich's und wird lebendig, und es einen sich Knochen und Sand zu Kameelen und Männern, welche sofort dem Zuge sich anschließen. (Str. 6.) Und nun unterbricht der Dichter die Schilderung seines grausigen Erlebnisses, von welchem er vorläufig keine neuen Züge mitzuteilen hat, mit der Erklärung desselben. Es ist dies die jährlich einmal wiederkehrende Geisternacht, in welcher die große Wüste all' ihren Raub, all' den zu Staub zertretenen Raub an Menschen- und Tierleben herausgeben muß, damit die auf Stunden dem Leben zurückgegebenen Menschen ihren Zug nach Mekka, der heiligen Stadt, antreten und dort ihre Gebete verrichten können. (Str. 7.) Noch immer zieht's nach Osten vorwärts, während bereits der Anfang des Zuges zurückkehrend vorbeieilt. So haben diese „nächtigen Zieher“ den schier endlosen Weg von dem grünen Vorgebirge, dem Westkape Afrikas, bis zur Babel-Mandeb-Enge, dem östlichsten Punkte desselben Erdteils, in kurzer Frist zurückgelegt. Noch hat das Reitpferd des unfreiwilligen Zuschauers sich nicht befreien können. (Str. 8.) Aber während alles in Verwirrung ist, und die Pferde besonders im höchsten Grade der Angst ausschlagen, hat der Führer seine Besinnung zurückerhalten und treibt jeden Mann zu seinem Pferde, damit diese kein Unheil anrichten. Die Lebenden brauchen für sich von den Toten nichts zu fürchten. Das eine Wort Allah macht den Geisterspuk für sie unschädlich. (Str. 9.) Der letztere wird und kann nur andauern bis zum Grauen des Morgens. Dann zerfällt der Leib der nächtlichen Waller wieder in Staub, und die Knochen mischen sich aufs neue mit dem Sande der Wüste. So ist es auch. Dem ersten

Morgengrauen wiehert des Führers solcher nächtlichen Schauspiele nicht ungewohntes Roß, wie von einem Alpe erlöst, froh entgegen. Das Schreckbild ist verschwunden. (Str. 10.)

Welche Kraft entfaltet der Dichter hier in dieser Schilderung einer Vision! Wie bekommt hier alles Leben und Gestalt und Farbe! In dieser Schilderung, welche des Aufregenden so viel bietet, ohne sich in Detailmalerei des Gräßlichen eines solchen Anblickes zu verirren, vermag der Dichter uns uns nicht nur die Oede und Einsamkeit, sondern auch die Gefährlichkeit der Wüstenwanderung darzustellen. Wir sehen ja alle die Opfer, die dieses unerbittliche Sandmeer an Menschenleben schon gefordert hat, vor uns, die Verhungerten, die Verdursteten, den Raub der Wüstentiere, die Opfer der menschlichen Wüstenräuber, die Opfer des Glutwindes und der Sandwirbel; die Wüste, das große Leichenfeld, muß uns in lebenden Bildern ihre tausendjährige Geschichte vorführen. Kann ein Dichter lebendiger die Lebenzerstörerin uns schildern?

[Litterarisches: *Gude, II. S. 288.]

---

50. Der Mohrenfürst.

[Gedichte. 1877. S. 37.]

1.

1. Sein Heer durchwogte das Palmenthal.
Er wand um die Locken den Purpurshwal;
Er hing um die Schultern die Löwenhaut;
Kriegerisch klirrte der Becken Laut.

2. Wie Termiten wogte der wilde Schwarm.
Den goldumreiften, den schwarzen Arm
Schlang er um die Geliebte fest;
„Schmücke Dich, Mädchen, zum Siegesfest!

3. Sieh', glänzende Perlen bring' ich dir dar!
Sie flicht durch dein krauses, schwarzes Haar!
Wo Persia's Meerflut Korallen umzischt,
Da haben sie triefende Taucher gefischt.

4. Sieh', Federn vom Strauße! Laß sie dich schmücken,
Weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken!
Schmücke das Zelt! bereite das Mahl!
Fülle, bekränze den Siegespokal!"

5. Aus dem schimmernden weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr,
So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle hervor.

6. Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
Da grüßt ihn stampfend der Rosse Huf.
Ihm rollt des Negers treues Blut,
Und des Nigers rätselhafte Flut.

7. „So führ' uns zum Siege, so führ' uns zur Schlacht!"
Sie stritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elephanten gehöhlter Zahn*)
Feuerte schmetternd die Kämpfer an.

8. Es fleucht der Leu, es fliehn die Schlangen
Vor dem Rasseln der Trommel, mit Schädeln behangen.
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod;
Das Gelb der Wüste färbt sich rot. —

9. So tobt der Kampf im Palmenthal!
Sie aber bereitet daheim das Mahl;
Sie füllt den Becher mit Palmensaft,
Umwindet mit Blumen der Zeltstäbe Schaft.

10. Mit Perlen, die Persias Flut gebar,
Durchflicht sie das krause, schwarze Haar,
Schmückt die Stirne mit wallenden Federn, und
Den Hals und die Arme mit Muscheln bunt.

11. Sie setzt sich vor des Geliebten Zelt;
Sie lauscht, wie ferne das Kriegshorn gellt.
Der Mittag brennt und die Sonne sticht:
Die Kränze welken, sie achtet's nicht.

12. Die Sonne sinkt, der Abend siegt;
Der Nachttau rauscht, und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodill,
Als ob es der Kühle genießen will.

13. Es regt sich der Leu und brüllt nach Raub,
Elephantenrudel durchrauschen das Laub.
Die Giraffe sucht des Lagers Ruh',
Augen und Blumen schließen sich zu.

14. Ihr Busen schwillt vor Angst empor:
Da naht ein flüchtiger, blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung, verloren die Schlacht!
Dein Buhle gefangen, nach Westen gebracht!

15. An's Meer! Den blanken Menschen verkauft!"
Da stürzt sie zur Erde, das Haar zerrauft,
Die Perlen zerdrückt sie mit zitternder Hand,
Birgt die glühende Wange im glühenden Sand.

2.

1. Auf der Messe, da zieht es, da stürmt es hinan
Zum Cirkus, zum glatten, geebneten Plan.
Es schmettern Trompeten, das Becken klingt,
Dumpf wirbelt die Trommel, Bajazzo springt.

2. Herbei, herbei! — das tobt und drängt;
Die Reiter fliegen; die Bahn durchsprengt
Der Türkenrapp' und der Brittenfuchs;
Die Weiber zeigen den üppigen Wuchs.

*) Die Trompete der Neger.

3. Und an der Reitbahn verschleiertem Thor
Steht ernst ein krausgelockter Mohr;
Die türkische Trommel schlägt er laut,
Auf der Trommel liegt eine Löwenhaut.

4. Er sieht nicht der Reiter zierlichen Schwung,
Er sieht nicht der Rosse gewagten Sprung:
Mit starrem, trock'nem Auge schaut
Der Mohr auf die zottige Löwenhaut.

5. Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger,
Und daß er im Kampfe geschwungen das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;

6. Und daß Sie Blumen für ihn gepflückt,
Und daß Sie das Haar mit Perlen geschmückt —
Sein Auge ward naß, mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang.

1. Erläuterungen: I. **Str. 2.** Die Termiten, weiße Insekten, welche unter dem Namen weiße Ameisen bekannt sind, gehören zwar nicht zu dem Geschlechte der Ameisen, leben aber wie diese in einem gemeinsamen Neste und führen die seltsamsten, kunstvollsten Bauten aus. Es besteht ihr Staat aus König und Königin, Geschlechtstieren, unfruchtbaren Arbeitern und Soldaten. Die Männchen und Weibchen, welche wahrscheinlich nur in der Regenzeit mit Flügeln versehen sind, die sich übrigens leicht abbrechen lassen, vollziehen in Zeiten der Überfüllung des Nestes das Schwärmen, stürzen sich dann in die menschlichen Wohnungen, von den Lichtern derselben angezogen, und erfüllen die Luft mit einem laut rasselnden Geräusche. Es soll einen furchtbaren, fast gespenstischen Anblick gewähren, im Halbdunkel die weißliche, in ihren Umrissen beständig wechselnde Wolke dieser Tiere tanzen zu sehen.

Str. 3, 2. „Sie flicht" = flicht dieselben (die Perlen).

V. 3. Sehr schöne Korallen werden im persischen Meerbusen gefischt.

Str. 6. Des Nigers rätselhafte Flut. Rätselhaft ist sie natürlich nur uns, die wir Innerafrika noch immer nicht gründlich kennen, nicht dem Fürsten, der dies Land beherrscht.

Str. 10, 3. Es ist ein Mangel, ein so unbedeutendes Wörtchen, wie „und", zum Reimwort in einem männlichen Reime zu verwenden und dadurch von dem ganzen Satze, den es beginnt, loszureißen.

Str. 12. Die Sonne sinkt, und der Abend (die Nacht) siegt: ein prächtiges, tiefergreifendes Vorspiel zu dem Folgenden. Denn so unterliegt auch ihr Verlobter dem mächtigeren Feinde, so sinkt auch die Sonne ihres Glückes vor der Nacht namenlosen Schmerzes.

II. **Str. 5.,** 2. Der Tiger ist in Afrika nicht heimisch.

2. Der Grundgedanke des Gedichtes ist leicht zu erkennen: Die Neger, welche uns zu Gesichte kommen und meist uns nur ein Gegenstand der Neugierde und Unterhaltung sind, haben auch ihre Lebensgeschichte

und zwar sehr oft eine traurige, ja hochtragische. Wir amüsieren uns an ihrem Anblick und denken uns fast nie in ihre Lage, in ihre Leiden.

3. Gedankengang — Disposition. Nicht nur bei den Weißen giebt es zerbrochene Herzen, zerstörtes Lebensglück, die Neger sind auch Menschen, empfinden, hoffen und leiden, wie wir. Dieser Gedanke ist gewiß so allseitig anerkannt, als er alt sein wird, obwohl er selten ausgesprochen sein mag und von uns nicht grade häufig gedacht wird. Wie ergreifend ist aber dieser Gedanke von Freiligrath individualisiert worden! Zwei lebende Bilder — und ein ganzes Leben eines Negers ist erzählt. Und welch ein Kontrast ist zwischen diesen beiden Bildern! Dort ein Mohrenfürst, schön, reich, jugendfroh, tapfer, innig liebend und innig geliebt — hier ein Mohrensklave, traurig, vereinsamt, als Lockmittel und Anziehungspunkt für einen Cirkus verwertet, ein Gegenstand der teilnahmlosen Neugier, und dabei so heimweh- und liebeskrank, so todunglücklich. Dort in der Heimat, hier in der Fremde! Dort geliebt, hier mißachtet oder mißhandelt! Dort mit der Löwenhaut geschmückt, die hier zum Schmuck der Trommel dient, die er zu schlagen verurteilt ist. Dort von seinen Scharen kampfesfroher, krieg- und jagdlustiger Eingeborener umgeben, die ihn bewundern und verehren, hier ein Anblick für Fremde, die ihn begaffen, eine Ware für den Besitzer, der ihn ausnutzt. Dort eine Braut, erst so glücklich mit ihm verbunden, nun von ihm getrennt auf Nimmerwiedersehen! Man denke diese Gegensätze aus, und das Gedicht muß uns ergreifen, ja der Anblick eines jeden Negers, der uns in ähnlicher Lage aufstößt, muß in uns die teilnahmvolle Frage erwecken: Was für einen traurigen Lebenspfad mag dieser Arme schon gewandert sein!

Und nun die prächtige Ausführung! Das erste Gedicht zerfällt in zwei größere Abschnitte:

I. Aufbruch zum Kampfe und der Kampf selbst. Str. 1.—8.

1. Der Mohrenfürst im kriegerischen Schmucke, umgeben vom kampfbereiten Heer. Str. 1.
2. Während das Heer vor Kampflust brennt und zum Aufbruche drängt, nimmt der Fürst im Zelte von seiner Geliebten einen innigen, siegesfrohen Abschied, reicht ihr noch köstliche Geschenke (Perlen und Straußenfedern) als Abschiedsgabe, verheißt baldige, siegreiche Heimkehr und erwartet dann festlichen Empfang. Str. 2—4.
3. Der Fürst tritt kampfbereit zu seinem Heere — ein prächtiger Anblick, der alle zum frohesten Siegesjubel begeistert. Str. 5. 6.
4. Der Kampf beginnt und währt bis zur Nacht, ein furchtbares Ringen, ein grimmiges Würgen und Blutvergießen ohne Entscheidung. Str. 7. 8.

II. Erwartung des Sieges und des Siegers — und die Trauerbotschaft. (Str. 9.—15.)
  1. Die Geliebte in froher Stimmung (Str. 9.—11.)
    a) bereitet das Mahl,
    b) schmückt das Zelt des Geliebten (Str. 9.),
    c) schmückt sich selbst (Str. 10.),
    d) harrt vor dem Zelte des Geliebten in gespannter Erwartung auf den Ausgang des Kampfes und die Heimkehr des teuren Siegers. (Str. 11.)
  2. Die Geliebte in banger Ahnung. (Str. 12—14, 2.)
    a) Die unheimlich veränderte Umgebung am Abend weckt die Angst. (Str. 12.)
    b) Die Töne der Raubtiere vermehren die Angst. (Str. 13, 1. 2.)
    c) Tiere und Pflanzen finden die Ruhe, dieses Menschenherzens Angst wächst immermehr. (Str. 13, 3. 4. Str. 14, 1. 2.)
  3. Die Schreckenskunde: (Str. 14, 3. 4. 15, 1.)
    a) die Schlacht verloren (Str. 14, 3.),
    b) der Buhle gefangen (Str. 14, 4.),
    c) der Buhle an die Weißen verkauft! (Str. 15, 1.)
  4. Die Geliebte in ihrem Schmerze. (Str. 15, 2—4.)

So enthält auch das zweite Gedicht in den zwei Teilen, in welche es sich zerlegt, einen tiefergreifenden Gegensatz.

I. Die äußere Erscheinung und das Geschäft des Mohren. (Str. 1—3.)
  1. Die Messe, der Cirkus, der Bajazzo, die Reitpferde und Kunstreiter — als Hintergrund. (Str. 1. 2.)
  2. Die Hauptperson unseres Bildes: Der Mohr:
    a) ernst,
    b) die Trommel mechanisch schlagend (Str. 3.).

II. Die Empfindungen des Mohren und ihr Ausbruch. (Str. 4—6.)
  1. Ohne Teilnahme für die bunte Lust der Umgebung steht er da. (Str. 4, 1. 2.)
  2. Starr schaut sein Auge auf die Löwenhaut, die einst seinen Nacken geziert, die jetzt die Trommel schmückt. (Str. 4, 3. 4.)
  3. Seine Gedanken führen ihn von dem Anblick der Löwenhaut rückwärts in die Heimat, zu seinen Thaten auf der Jagd und im Kriege, zur letzten Schlacht, aus welcher er zu seiner geschmückten Braut heimzukehren gedachte, um aus ihren Händen den Siegespreis zu empfangen. (Str. 5—6, 2.)

4. Der Kummer über sein trauriges Loos, noch mehr aber Heimweh und Liebe erfassen die Seele aufs neue und mit voller Kraft; er zerschlägt die Trommel unabsichtlich, aber im Ausbruch seiner Gefühle. (Str. 6, 3. 4.)

4. **Die Schilderung** ist auch hier eine meisterhafte. Kräftige, überraschend glückliche Vergleiche, wie der Kriegerschwarm und sein Tosen und Wogen mit dem lärmenden Schwärmen der Termiten; der schöne Vergleich des Mohren mit dem Monde, in einer Strophe gegeben und doch so reich an Vergleichungspunkten, wenn man an die Farben des Mondes und des Mohren, der Wolken und des Zeltes, an den prächtigen Anblick des Heraustretens des Mondes aus der Wolke, des Mohren aus dem Zelte denkt; der stumme Vergleich zwischen dem Siege der Nacht über die Sonne und dem Siege des Feindes und Unheils über ihren Freund und ihr Glück (Str. 12.); der stumme Kontrast zwischen den sich schließenden Augen der Tier- und Blumenwelt und den Augen des unglücklichen Weibes, welche die Angst groß und starr macht, wie diese auch den Busen emporschwellen läßt. Und im zweiten Gedichte erst das starre, trockne — dann nasse Auge des Negers, welch ein Kontrast! Und welch' eine Wirkung übt die zweiteilige Anaphora: Und daß e r — und daß S i e auf den Leser und Hörer aus! Wie vermag uns Freiligrath jede Stimmung auch durch die Sprache so leicht hervorzurufen, das stolze Siegsgefühl und die rasende Angst und den dumpfen Schmerz so in Worten zu malen! Wir glauben schon am Schall der Worte zu hören, daß eine Schlacht tobt oder eine lärmende Messe stattfindet, des Inhaltes der Worte meinen wir nicht zu bedürfen. Wie harmonisch ist die Schilderung des Abends in I., Str. 12. 13! Und dazu nehme man die kräftigen, inhaltsvollen Beiwörter: den goldumreiften, den schwarzen Arm (damit ist das uns an dem Negerarme Auffallende der Farbe und des Goldschmuckes hinreichend charakterisiert); die t r i e f e n d e n Taucher; die s c h ä d e l b e h a n g e n e n Trommeln, den l a u e n Strom, die g l ü h e n d e Wange im g l ü h e n d e n Sand 2c. 2c. Es ist ein wahres Meisterstück in der Darstellung und gehört unbedingt zu den schönsten Gedichten, welche die Muse dem Dichter geschenkt hat. —

---

51. Die Tanne.

[Gedichte. 1877. S. 125.]

1.

1. Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne schlank und grün,
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn.

2. Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

3. Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwangre Nadelkissen.

4. Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen
Winzig klein, und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,

5. Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

6. Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln in's Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen
Und des Goldes Glut, die gelbe.

7. Aber oben, mit den dunkeln
Ästen sieht sie schön'res Leben;
Sieht durch Laub die Sonne funkeln
Und belauscht des Geistes Weben,

8. Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt;

9. Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaus't,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

10. Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

11. Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Tiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

12. Menschen fern; — nur Rotwildstapfen
Auf dem moosbewachs'nen Boden:
O, wohl magst Du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

13. O, wohl magst Du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen,
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgentau behängen.

14. O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt ich mit dir tauschen!

2.

1. Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast
Mit Segel, Flagg' und Matte:
Ihn beugt der Jahre Last.

Der schaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid?

3. Was helfen mir die Fahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes innres Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

4. In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer sollt ich befahren
Und fremde Länder schauen.

5. Ich habe die See befahren;
Meerkön'ge sah ich thronen;
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

6. Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

7. Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich in's Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

8. O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!"

1. Erläuterungen. I. Str. 2. Die Arme der Tanne = ihre Zweige. Eine Personifikation, der wir auch sonst häufig begegnen, z. B. in Hölderlins Rückkehr in die Heimat:

Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt.

Str. 3. Regenschwanger = mit Regen angefüllt. — Nadelkissen ist auch eine Metapher, von der Anschauung entlehnt, daß die Tanne all' ihre Nadeln in die Wolke hineinstecke und dadurch den Regen hervorlocke.

Str. 4. Die Alraunen faßt Freiligrath hier als gleichbedeutend mit Zwergen. Das sind nun die Alraunen nicht. Vielmehr ist alruna die alte Bezeichnung einer persönlich gedachten Pflanze (der Mandragora officinalis). Die Wurzel dieser Pflanze soll menschlich gestaltet sein, und ihr Ausreißen wird nach Grimm (Mythologie II, S. 1154) folgendermaßen beschrieben:

„Wenn ein Erbdieb [der noch reiner Jüngling ist] erhängt wird [und das Wasser oder den Samen fallen läßt*)], wächst unter dem Galgen die breitbrättrige, gelbblumige Alraun. Beim Ausgraben ächzt und schreit sie so entsetzlich, daß der Grabende davon sterben muß. Man soll also Freitags vor Sonnenaufgang, nachdem die Ohren mit Baumwolle oder Wachs verstopft sind, einen ganz schwarzen Hund, an dem kein weißes Härchen sei, mitnehmen, drei Kreuze über die Alraun machen und rings herum graben, daß die Wurzel nur noch an dünnen Fasern hange. Dann werden diese mit einer Schnur an den Schwanz des Hundes gebunden, dem Hund ein Stück Brot gezeigt und eiligst weggelaufen. Der Hund, nach dem Brote gierig, folgt und zieht die Wurzel aus, fällt aber von ihrem ächzenden Wehruf getroffen tot hin. Hierauf wird die Wurzel aufgehoben, mit rotem Wein gewaschen, in weiß und rote Seide gewickelt, in ein Kästlein gelegt, alle Freitage gebadet und alle Neumonde mit neuem weißem Hemdlein angethan. Fragt man sie nun, so offenbart sie künftige heimliche Dinge zu Wohlfahrt und Gedeihen, macht reich, entfernt alle Feinde, bringt der Ehe Segen, und jedes über Nacht zu ihr gelegte Geldstück findet man frühmorgens verdoppelt, doch überlade man sie nicht damit. Stirbt ihr Eigner, so erbt sie der jüngste Sohn, muß aber dem Vater ein Stück Brot und Geld in seinen Sarg legen. Stirbt er vor dem Vater, so geht die Alraun über auf den ältesten Sohn, der aber seinen jüngsten Bruder ebenso mit Brot und Geld begraben muß."

Str. 7. Während die bergbefahrenden, die Metalle bearbeitenden Waldleute (auch wilde, Holz-, Moosleute genannt) als Zwerge gedacht werden, faßt die Sage den wilden Mann, den Obersten derselben, als ein riesenmäßiges Ungeheuer auf. Die verschiedenen Gebirge haben verschiedene Berggeister, das Fichtelgebirge den Katzenveit, das Riesengebirge den Rübezahl (slavischer Name = Rybrcol), der Harz den Hübich. Von diesen größeren Berggeistern weiß die Sage zu berichten, daß sie Tannenbäume in der Hand tragen. (Str. 9.)

Str. 9. Hier scheint der Dichter wieder mehr an den wilden Jäger zu denken, dessen Zug besonders in der Zeit der Wintersonnenwende, in der

*) Die Klammern sind in usum Delphini angebracht.

Zeit der Zwölften (Siehe die Erläuterung zu dem Gedichte Göthes: „Der getreue Eckart" Bd. II.) stattfinden soll.

Die Wildschur ist das Fell eines Wolfs (von poln. wlczura = Wolfspelz) oder Bären, welches mit nach außen gekehrter rauher, haariger Seite getragen wird.

Str. 12. Die Loden sind die jungen, schlank aufgewachsenen Bäume; hier scheint die ganz junge Tannensaat gemeint zu sein, gewissermaßen die Kinderschar der lebenskräftigen und lebenslustigen Tanne, welche sich unter ihren Augen jährlich vermehrt und kräftig heranwächst.

Str. 13. Das Haar der Tanne — eine ähnliche Metapher, bezw. Personifikation, wie oben die Arme.

II. **Str. 1.** Fregatte ist ein leichtes Kriegsschiff. — Matte = eine grobe, feste Decke zum Schutze der Taue und Masten, damit die letztgenannten nicht durch Tauwerk zerrieben werden.

Str. 6 Borden = Küstenstriche.

Str. 8. Halde = Bergabhang, vgl. helden = sich neigen, schräge stehen.

2. Grundgedanke: Wie glücklich ist die Jugendzeit, die in der Heimat verlebt werden darf. — Die größten Herrlichkeiten in der Fremde können die Heimat nicht ersetzen, die höchsten Auszeichnungen des späteren Lebens reichen nicht an das Glück der Jugend heran. —

3. Die Form: Das 1. Gedicht ist in Trochäen, das zweite in jambischen Versen geschrieben. Dort sind 4 vollständige Trochäen und folglich weibliche Reime (abab = gekreuzte Reime)*), hier dreifüßige jambische Verse, von welchen V. 1 und 3 immer eine überschüssige Silbe haben, wäh- V. 2 und 4 bald 6, bald 7 Silben zählen. Somit ist der V. 1 und 3 immer weiblich, der 2. und 4. Vers bald männlich, bald weiblich gereimt.

Außerdem ist des Dichters Wort: „Tanne! könnt' ich mit dir tauschen!" am Schlusse des ersten Gedichtes eine Zusatzzeile, so daß Str. 14 aus fünf Versen besteht (mit dem Reimbilde abaab).

4. Zum Verständnisse: Der Dichter wünscht am Schlusse des ersten Gedichtes mit der Tanne tauschen zu können; die Tanne erscheint ihm als des größten Glücks teilhaftig. Sie spielt mit den Wolken und belauscht die Zwerge, behorcht den Gesang der Vögel, das Gemurmel der Bäche, freut sich an dem Anblick der lebensfrohen Hirsche und Rehe, welche bislang des Jägers Auge nicht erspäht, des Hundes Bellen und der Büchse Knall noch nicht erschreckt und verstört hat, sie freut sich endlich ihres eigenen Nachwuchses. Solch' ein Leben, ganz in Freiheit und in die schöne Sagenwelt versenkt, im höchsten Frieden genossen, im Kreise einer glücklichen Familie geführt, wünscht sich der Dichter, der schon in seiner Jugendzeit aus Heimat und Elternhaus, stiller Freude und sinniger Naturbetrachtung, aus dem Reiche der Poesie und Sage

*) Nur Str. 1, 8 und 9 haben auch einen männlichen Reim.

in die Laufbahn des Kaufmannes gelenkt, in fremde Kreise geführt, zu unpoetischer Arbeit angehalten worden ist. Er beneidet die Tanne — bis er auf ihr Ende schaut, wo auch sie ihrem Lebensboden entrissen, fern von der Heimat unglücklich ist trotz scheinbarer Herrlichkeit. Sie ist heimwehkrank und wird die Heimat nicht mehr wiedersehen. Da ist der Dichter doch glücklicher; er hat noch eine Heimat, in welche er, nachdem er die Fremde durchgekostet hat, sich einst zurückziehen kann. Er beneidet die Tanne nicht mehr.

5. **Schriftliche Aufgaben:** Die Lebensgeschichte eines alten Mastbaumes. Von ihm selbst erzählt.

---

52. Hurrah, Germania!

Juli 1870.

[Rheinische Zeitung 31.*) Juli 1873. — Lieder zu Schutz und Trutz. Prachtausgabe. I. S. 205.]

1. Hurrah, du stolzes, schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Julizeit
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig wohlgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

2. Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried', in Freud', in Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Ährenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah! Germania!

3. Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein, zum Rhein, zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah! Germania!

4. Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

5. Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!

---

*) Am 19. Juli ward die Kriegserklärung Frankreichs in Berlin überreicht.

Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

6. Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

7. Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt und Art, —
Für jeden heilgen deutschen Hort,
Hurrah! zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

8. Auf, Deutschland, auf, und Gott mit Dir!
Ins Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Blut's, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor,
Hurrah, Germania!
Hurrah, Viktoria!
Hurrah, Germania!

1 **Erläuterungen. Str. 1.** Ganz getreu der in dieser Strophe gegebenen Schilderung wird Germania auf zahlreichen, zum Teil vortrefflichen Bildern dargestellt, wie sie auf einem Berge am rechten Rheinufer (z. B. auf dem Niederwald) mit gezücktem Schwerte und vorgebeugtem Leibe dasteht, eine zornige und schlachtenfrohe Jungfrau oder Frau. —
risch = vgl. Erl. I. S. 63.

Str. 4. Vergessen ist der alte Span. Span bedeutet eigentlich ein von Holz, Eisen, Horn, Papier ꝛc. abgetrenntes dünnes Stückchen, besonders häufig den Holzsplitter (wie er z. B. zum Leuchten als Licht- oder Kienholzspan gebraucht wird), dann aber auch die Zersplitterung, Trennung, Spaltung, Uneinigkeit. Und so auch hier: Der alte Groll, welchen die Süddeutschen gegen Preußen hatten, den die Annektierten des Jahres 1866 gegen den Eroberer bislang gehegt haben mochten, ist jetzt vergessen. Dem auswärtigen Feinde gegenüber ist Deutschland eins!

Str. 5. enthält eine Anspielung auf das Lied Arndts: Was ist des Deutschen Vaterland? Der Dichter übersieht in seiner Freude über Deutschlands Einigung, daß doch noch ein großer Teil deutscher Brüder, nämlich die deutschredenden Östreicher, vom deutschen Reiche losgelöst und ausgeschlossen sind. Arndts: „Deutsches Vaterland" dürfen wir also immer noch als größer ansehen, als das deutsche Reich. Noch ist Alldeutschland nicht geeint (vgl. Str. 6.).

2. Gedankengang des Gedichtes.

Die kampfbereite Wehrkraft Deutschlands stellt uns der Dichter unter dem Bilde des stolzen, schönen Weibes Germania dar und redet sie an: Schnell bist du, Germania, nach dem Rheine geeilt, gegürtet und gerüstet, zornig über den Frevel der französischen Kriegserklärung, froh, da du alle deine Kinder geeint siehst, voll Zuversicht, da du für eine gerechte Sache kämpfst. (Str. 1.) — Noch vor kurzem lagst du, Deutschland, der vollsten Friedensarbeit ob, du mähtest die Ernte deiner Kornfelder, da drang plötzlich, vollständig ungeahnt, der Kriegsruf Galliens an dein Ohr. (Str. 2.) Unvermutet traf er dich, Germania, und ungerüstet, aber du bedurftest keines langen Vorbereitens, um dich wehrhaft zu machen; Sichel und Ährenkranz warfst du ins Korn und, nachdem der erste Zornesausbruch vorüber war, riefst du alle deine Kinder und hießest sie eilend am Rheine sich sammeln*). (Str. 3.) — Und sie kommen alle, die Kinder, welche Germania gerufen hat: vom Haff im fernen Osten aus der Provinz Preußen, aus Mecklenburg und aus Schleswig und Holstein, den neugeeinten deutschen Ländern am Belte, von der Oder die wackeren Schlesier und Pommern, von der Elbe die Sachsen und Brandenburger, die Hannoveraner und Hessen von der Weser, die wackerem Schwaben vom Neckar, die Baiern, und alle — alle! Sogar der Main, dieser unglückliche Strom der Grenze von Nord- und Süddeutschland, flutet mit Macht heran und reißt die Mainlinie zusammen. Alles, was trennte, ist vergessen oder abgethan, alle sind eins. (Str. 4.) — Alle deutschen Staaten sind verbündet, die Streitmacht von Nord und Süd ist zu einem Heere vereint, die Frage Arndts: Was ist des Deutschen Vaterland? ist nun beantwortet: Das ganze Deutschland soll es sein! Ein Geist beseelt alle Verbündeten, Ein Arm ist ihre gesamte Wehrkraft geworden, Ein Leib und Ein Wille ist seit heute das große, weite Deutschland. Ist eine solche Zeit je erlebt worden? Ist es nicht eine große Zeit? (Str. 5.) — Deutschland ist stark, weil es einträchtig ist, Deutschland ist siegsgewiß, weil dieser Kampf für seinen Herd und sein Heim ihm eine Ehre, dem Feinde aber, welcher von einem Kronenräuber, einem Usurpator, das Schwert sich in die Hand drücken und zu einem frevelhaften Kampfe mißbrauchen läßt, eine unauslöschliche Schande ist. (Str. 6.) — Alle deutschen Güter haben wir in diesem Kriege gegen den fremden Frevelmut zu verteidigen. Wir kennen unsere Verantwortung, unser Loos, wenn wir unterliegen sollten, unsern Preis, wenn wir siegen. (Str. 7.) — Und wir werden siegen. Denn Gott wird mit der gerechten Sache sein. Wohl wird es große

*) Der dreimalige Ruf „zum Rhein!“ ist ein Zeichen, daß die Sache eilig ist; dann zeigt derselbe, wo das Vaterland bedroht ist; im Westen, von dem Volke, welches uns stets den Rhein mißgönnt hat und ihn als Grenze höchstens gelten lassen wollte. Der Rhein ist bedroht, Deutschlands Strom nicht nur, sondern Deutschlands größter, schönster, sagenreichster Strom!

Opfer kosten, und wir gedenken derselben mit Wehmut, noch ehe das erste Blut geflossen ist. Aber mit diesen Opfern wird der Sieg nicht nur, sondern Deutschlands Größe, Kraft und Unabhängigkeit in vorher nicht gesehenem Grade erkauft werden. Und um solchen Preis ist das Opfer nicht zu groß, welches dargebracht werden muß. Unsere zuversichtlichste Hoffnung ist der Sieg und Deutschlands volle Einigkeit. Darum begrüßt der Dichter mit Hurrah sein Vaterland, er triumphiert vor der Schlacht und darf es. (Str. 8.) — Der Refrain, jener nachmals von den Franzosen so gefürchtete Schlachtruf der Deutschen, ist der Ausdruck des Stolzes, mit welchem der Dichter auf sein neugebornes Vaterland schauen kann, der Freude über die herzliche Eintracht aller deutschen Volksstämme, der Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde, der Kampfeslust und Kämpferkraft, welche aus dem heiligen Zorn über den Frevel der Kriegserklärung hervorgeht, mag man auf die Form oder den Vorwand jenes, mag man auf das Frevelhafte jedes begonnenen Krieges seinen Sinn richten. Es ist nicht der Übermut, die Vermessenheit, welche den Feind unterschätzt, die Frivolität, welche des göttlichen Segens nicht zu bedürfen glaubt, der Leichtsinn, der den Krieg mit all seinen Schrecken als eine interessante Abwechslung in dem Einerlei des Friedens ansieht, es ist nicht eines dieser Gefühle, welches hier den Sieg vorausverkündet, sondern der frohe Mut, welchen Eintracht und gerechte Sache in einer Zeit großer Gefahr darreichen.

[Litterarisches: *Gude IV, S. 363.]

---

53. An Wolfgang im Felde.

12. August 1870.

[Lieder zu Schutz und Trutz. Prachtausgabe III. S. 19.]

1. Daß bald dies Blatt Dich finde,
Wohl wünsch' ich's, lieber Sohn!
Drum werf' ich's in die Winde,
Die bringen es Dir schon.
Die werden es zu Dir tragen,
Wo immer auch Du weilst;
Wo, wenn die Schlacht sie schlagen,
Du treu zur Wahlstatt eilst.

2. Du wolltest im heiligen Kampfe
Mitkämpfen, Deutschlands wert;
Nun stehst Du im Pulverdampfe,
Doch ziehst Du nicht das Schwert.
Nun übst Du im Gefilde,
Statt mitzuhau'n im Streit,
Ein Amt der Lieb' und Milde,
Ein Amt der Menschlichkeit.

3. Dich trieb Dein Herz, das warme,
Aus England trieb's Dich her;
Das rote Kreuz am Arme,
Bist Du gefolgt dem Heer.
Die bleich und unverbunden
Am blut'gen Boden ruh'n,
Die Sterbenden, die Wunden
Erquickst Du freundlich nun;

4. Träufst Labung auf die Lippe,
Die dürr und brennend lechzt;
Legst weicher ins Gestrüppe
Die Brust, die fliegend ächzt;
Hörst manches letzte Flehen
Im Nachtwind leis verweh'n;
Der Mond lugt über die Höhen —
Und Du wirst sterben seh'n. —

5. Sei stark, mein Wolf! nicht beben!
Schwerernst ist Deine Pflicht;
So grimm sah'n Tod und Leben
Dir nie noch in's Gesicht;
Im Frieden still befriedet,
Blieb weich Dein gutes Herz —
Des Krieges Erzzeit schmiedet
Und hämmert es zu Erz!

6. Das sei Dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
Verdien' Dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf auf's Messer: —
Lern' Du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist!

7. Durch Sterbende und Tote
Geh' Deines Weges treu;
Halt hoch das Kreuz, das rote,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf Deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem Einen,
Der uns zum Schlachten zwang!

8. Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Knabe!
Gott mit Dir für und für!
Verbinde, tröste, labe —
Mein Segen ruht auf Dir!
Und kehrst Du mit im Schwarme
Der Sieger — Knabe, dann
Fliegst Du in unsre Arme,
Kein Knabe mehr: ein Mann!

1. **Die Veranlassung des Gedichtes** ergiebt sich aus dem Inhalte selbst. Freiligraths Sohn Wolfgang war kurz nach der Kriegserklärung aus England nach Deutschland mit dem Plane geeilt, mitzukämpfen für Deutschlands Ehre, Eintracht und Macht, ward aber, weil er zu jung und schwach war, nicht zum Kriegsdienste zugelassen. Doch erlaubte ihm sein Vater, damit er doch ein Opfer seinem lieben Vaterlande bringe, den Reihen der Krieger als Krankenpfleger nachzufolgen; und das hat er unter dem roten Kreuze der Genfer Konvention auch gethan.

2. **Der Zweck** des Gedichtes ist nun nicht etwa eine Verherrlichung des eignen Sohnes des Dichters, sondern eine Verherrlichung des Samariterwerkes der Krankenpfleger und ein Preis aller derer, welche bereit und bemüht sind, Wunden zu heilen.

3. **Erläuterungen. Str. 1.** Es ist wahrscheinlich, daß der Dichter in den ersten 4 Versen hat sagen wollen, daß er, um das Blatt so rasch als möglich dem Sohne vor die Augen zu bringen, es in einer Zeitung veröffentlicht habe, in der Hoffnung, daß es so rascher verbreitet und auch dem bekannt werde, an dessen alleinige Adresse es scheinbar gerichtet war. Scheinbar — denn an dem Beispiel seines Sohnes zeigt er die schöne Liebesarbeit des ganzen Standes der Krankenpfleger. — Bekanntlich that in jenem Feldzuge auch die trefflich organisierte Feldpost die besten Dienste.

Str. 3. Das rote Kreuz auf weißem Felde ist das gemeinschaftliche Erkennungszeichen aller, welche zu der Genfer Konvention gehören, die am

22. Aug. 1864 zu Genf von den gebildetsten Staaten Europas abgeschlossen wurde. Man trägt dasselbe am rechten Arme, auch werden die Geräte derselben mit diesem Kreuze versehen. Dadurch wird Person und Geräte für neutral erklärt, und der Feind darf solche Personen nicht töten, solche Geräte nicht erbeuten. Leider haben französische Ärzte diese Konvention bisweilen gebrochen und den Deutschen viele Nachteile zugefügt.*)

Str. 4. lugen = aufpassen, spähend schauen. Das Wort ist nur noch süddeutsch und schweizerisch. Davon das niederdeutsche Luke (Ausgucksloch), vgl. das engl. to look.

Str. 5. Des Krieges Erzzeit = die Zeit des Kriegs ist eine ernste, harte, den Charakter stählende Zeit. Vgl. Geibels Heroldsrufe S. 133: „Eisern, eisern ist die Zeit."

Str. 6. „Das sei dir unverloren!" soll sich wohl auf das gute Herz beziehen, welches nun zu der Güte noch die Festigkeit und Tapferkeit gewonnen hat. Mögest du dieses gute, tapfere Herz stets behalten.

Der Beruf des Krankenpflegers ist edler, als der des Kriegers, obgleich der letztere notwendig ist. Denn Wunden heilen ist ohne Frage besser als Wunden schlagen.

Str. 7. Beflecke dein rotes Kreuz, deinen allgemeinen menschlichen Beruf nicht mit Blut oder Grausamkeit, mit Verletzung deiner Pflichten. Für dich gibts keine Feinde, außer dem Einen, der den Krieg auf dem Gewissen hat.

4. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen:

I. Einleitung:
1. Art der Veröffentlichung des Briefes. Str. 1.
2. Brief an Wolfgang im Felde, der
   a) nicht als Krieger, sondern
   b) als Pfleger wirkt. Str. 2. 3.

II. Der Beruf des Krankenpflegers:
1. Die Lippen der durstigen Verwundeten zu erquicken;
2. Die Verwundeten bequem zu betten und ihrer zu warten;
3. Den Sterbenden mit Trost nahe zu sein. Str. 4.

III. Die Schwere des Berufes (Str. 5, 1—4.) und der Lohn (V. 5—8.)

IV. Die Eigenschaften des echten Krankenpflegers. Str. 6. 7.
1. Fest und tapfer bei der schwersten Arbeit.
2. Voll Liebe gegen alles, was der Pflege bedarf.

*) So schreibt ein Schweizer Arzt: „Die Genfer Konvention ist in den Gefechten in den Wäldern von Orleans vielfach verletzt worden. Ich sah den 30. November einen französischen Militärarzt, von dem nicht nur französische Gefangene behaupteten, sondern der es selbst offen eingestand, daß er mit seinem Revolver viele preußische Gefangene erschossen. Viele Freischützen, so erzählten uns zahlreiche Verwundete, zogen bei rückgängigen Bewegungen Genfer Binden aus der Tasche. Das Schießen auf Verwundete kam öfters vor."

3. Versöhnlich, unverworren mit dem Hasse oder der Grausamkeit der Krieger.
4. Unparteilich, Freund und Feind gleich haltend.

V. Persönlicher Schluß: Str. 8.
1. Gottes Hand behüte und segne dich, wie ich dich segne und Gottes Hut über dich erbitte.
2. Thue deine Schuldigkeit im
   a) Verbinden,
   b) Trösten,
   c) Laben.
3. Kehre einst wieder in unsere Arme aus dem Berufe, in dem du rasch zum Manne gereift bist.*)

5. **Schriftliche Aufgaben: 1.** Das Amt der Krankenwärter im Felde. — 2. Wunden heilen ist schöner als Wunden schlagen. — 3. Ein Blatt aus dem Tagebuche eines Felddiakonen.**)

---

54. Die Trompete von Vionville.***)

1870.

[Lieder zu Schutz und Trutz. Prachtausgabe. III. S. 98.]

1. Sie haben Tod und Verderben gespie'n;
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammmengesprengt,
Küraſſiere wir und Ulanen.

3. Doch ein Blutritt war's, ein Todesritt,
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

---

*) Dem Dichter ist der Schmerz nicht erspart geblieben, seinen heißgeliebten hoffnungsvollen Sohn Wolfgang, welcher aus dem Kriege glücklich heimgekehrt war, bald nach demselben sich im Tode vorangehen zu sehen. Ob er des Todes Keim in seinem Berufe empfangen hat? Ich weiß es nicht genau. Aber wahrscheinlich ist es mir. Wenn ich nicht irre, starb Wolfgang Freiligrath an der Auszehrung.

**) Als Quellenstudium für diese Themata empfehle ich Dr. Hottinger, der deutsch-französische Krieg, S. 135—144. Straßburg in E., Selbstverlag, eine auch sonst ganz vorzügliche Schrift. (1 ℳ 20 ₰. im Partiepreis.)

***) Das Gedicht führte früher den Namen: „Trompete von Gravelotte“, offenbar in Folge einer Verwechslung des Dichters. Die Schlacht bei Gravelotte fand am 18. Aug. die von Mars-la-Tour oder Vionville am 16. Aug. statt.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun Trompeter, zum Sammeln geblasen!

5. Und er nahm die Trompet' und er hauchte hinein;
Da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

6. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallnen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die wunde!

7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten.

1. **Erläuterungen: Str. 1.** Sie, d. h. die V. 3 derselben Str. 1 genannten französischen Fußsoldaten und Artilleristen. — Das Verderben, welches ihre Geschosse spieen, traf zunächst nicht die Reiter, welche der Dichter mit „Wir" einführt und erzählen läßt, sondern die beiden Divisionen von Stülpnagel und von Buddenbrock von dem 3. Armeekorps, welche ihr General Konstantin von Alvensleben zum Angriff gegen den Feind am Morgen des 16. August gesandt hatte und welche bis 2 Uhr Nachmittags vier feindlichen Armeekorps stand zu halten hatten. — Diesen braven Brandenburgern, besonders denen in der schwerbedrängten Buddenbrockschen Division, eilte die Kavalleriebrigade Bredow zu Hilfe. („Wir habens nicht gelitten.")

Str. 5. An und für sich ist die Inversion von „die mutig mit schmetterndem Grimme rc. . . . hinein", welcher Satz ein Nebensatz zu dem Hauptsatze: „Der Trompete versagte die Stimme" ist, an dieser entscheidenden Stelle, wo statt des erwarteten Tones das Wimmern hörbar wird, nicht übel angebracht; leider ist nur die Inversion zu lange, und so erschwert sie, namentlich bei dem Vortrage, das Verständnis.

Str. 8. „hindann" = fürder, weiter von dannen, von dort aus; eine auffallende und wohl sonst nicht bezeugte Zusammensetzung.

2. **Die geschichtliche Grundlage** erzählt Hottinger in dem oben erwähnten Buche folgendermaßen:

„Schlacht bei Vionville = Mars-la-Tour am 16. August.

Am 16. August begann das Ringen auf's neue. Während am 14. August nur Teile der I. Steinmetz'schen Armee gekämpft hatten, fiel diesmal die Hauptaufgabe Truppen des II. Heeres unter dem Prinzen Friedrich Karl zu. Die an diesem Tage geschlagene Schlacht wird nach den Orten Vionville (spr. Wiongwill) und Mars-la-Tour (spr. Mars-la-Tuhr) genannt. Prinz Friedrich Karl selbst langte erst um 4 Uhr auf dem Schlachtfelde an, nachdem ihm im Laufe des Nachmittags gemeldet worden war, daß ein großer Kampf entbrannt sei. Er legte in einer Stunde zu Pferde eine Strecke von mehr als 6 Stunden zurück, um rechtzeitig einzutreffen.

Noch am 15. hatte sich Bazaine (spr. Basähn) aufgemacht, um westwärts über Verdun abzumarschieren. Als am Morgen des 16. französische Dragoner grade abkochten und ihre Pferde tränkten, fuhren plötzlich aus großer Nähe deutsche Granaten in ihre Reihen. In wilder Flucht jagten sie davon und brachten die französischen Lager in Bewegung. Damit begann die blutige Schlacht. Dieselbe entbrannte bald in großer Heftigkeit. Der kommandierende General des 3. preußischen Armeekorps, Konstantin von Alvensleben, befiehlt seinen beiden Divisionen von Stülpnagel und von Buddenbrock, den Feind anzugreifen. Wohl müssen es seine Brandenburger mit 2 französischen Korps aufnehmen, aber sie spannen alle Kräfte an und dringen großer Verluste ungeachtet vorwärts. Auf französischer Seite fochten ganz ausgezeichnete Truppen, z. B. die Gardekürassiere, welche in ihren stählernen Harnischen prachtvoll aussahen. Die Garde stand bei den Franzosen in gutem Rufe. Um ihre Tapferkeit zu bezeichnen, führte man gern ihren Wahlspruch an: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht." Die Deutschen ließen sich jedoch auch von ihnen nicht bange machen.

Mittags um 12½ Uhr erhielten z. B. Gardekürassiere den Befehl, preußische Infanterie niederzuhauen. Die 6. und 7. Kompagnie des 52. Regiments erwartet, in Linie entwickelt, mit aufgenommenem Gewehre die Reiter. Als dieselben auf 250 Schritt herangekommen sind, erhalten sie mörderisch wirkendes Schnellfeuer. Die Kürassiere, welche zu entrinnen vermochten, stürmen rechts und links an den kleinen Häuflein vorüber. Nun macht das zweite Glied der Preußen kehrt und feuert von hinten auf sie. Nur ein kleiner Rest vermochte sich durch die schnellste Flucht zu retten. 22 Offiziere, 208 Kürassiere und 243 Pferde kostete dieser Reiterangriff die Franzosen. Einen besonders schmerzlichen Verlust erlitten aber auch die Zweiundfunfziger; ihr tapferer Führer, der Hauptmann Hildebrand, fiel.

Als bald darauf braunschweigische Husaren dicht am Geschütze der Gardeartillerie herankamen, bemerkten sie einen hohen französischen Offizier. Sie reiten auf ihn zu, er zieht seinen Degen. Französische Offiziere drängen sich um ihn, seine Husaren vermögen ihn nur noch mit genauer Not zu retten; es war Bazaine, welcher den Deutschen fast in die Hände gefallen wäre.

Bis Nachmittags 2 Uhr waren bereits 4 feindliche Armeekorps von dem Einen brandenburgischen am Abmarsch verhindert und in's Gefecht verwickelt worden. Und immer langten noch frische französische Truppen an. Besonders heftig drückte die Übermacht auf die Division des Generals von Buddenbrock, welche schon lange gekämpft hatte und in starkem feindlichem Geschützfeuer stand. Konnte man hoffen, daß die ermatteten Männer noch lange Stand zu halten vermöchten, zumal da der französische Marschall Canrobert (sprich: Kansrobähr) sich anschickte, mit allen ihm zu gebote stehenden Kräften einen Hauptstoß auszuführen? Sehnsüchtig schauten sie aus nach Hilfe."

„Plötzlich schmettern Trompeten und erdröhnt die Erde unter dem Hufschlag von Rossen, welche flugs daherkommen. Es ist die Kavallerie-Brigade Bredow, welche den bedrängten Kameraden zu Hilfe eilt. Eine Infanterie-Reserve hat General von Alvensleben nicht mehr zur Verfügung, darum muß er die Reiter dem Feinde entgegensenden. Die Männer da droben auf den Pferden wissen, daß es für viele unter ihnen ein gewisser Ritt in den Tod ist; denn der Empfang, auf welchen sie

zu rechnen haben, ist ein Willkomm aus den Feuerschlünden der feindlichen Geschütze und Gewehre. Sie haben den Befehl, am Walde durchzubrechen und die französischen Batterien zum Schweigen zu bringen. „Ich soll hier am Walde die Infanterie durchbrechen?“ hatte General von Bredow gefragt. „Ja wohl“, war die Antwort, „wir haben das Dorf bereits genommen und können nicht an den Wald herankommen; das Schicksal der Schlacht hängt davon ab, daß alles aufgeräumt werde, was längs des Waldes steht. Sie müssen angreifen und zwar auf das Thatkräftigste.“ Nun denn, magdeburgische Kürassiere und märkische Ulanen, drauf! Gott schütze Euch! Und wirklich: todesmutig, jauchzend stürmen sie an. Ihr Schlachtgeschrei durchdringt noch Kanonendonner und Gewehrfeuer, und nun beginnt ein gewaltiges Schlagen, Stoßen, Schießen, Aufbäumen von Rossen, Niederreiten von Menschen. Dicke Staub- und Dampfwolken hüllen eine Zeit lang Feind und Freund ein und werden dann wieder durch blitzende Schüsse durchbrochen.. Wohl fallen viele, aber wer hätte Zeit, auf sie zu achten? Jede Sekunde ist kostbar, die nächste kann den eben noch Unversehrten unter die Hufe der schnaubenden Rosse werfen. Vorwärts geht's! Es ist eine wilde verwegene Jagd. Die Reiter dringen durch die ersten Reihen der Infanterie vorwärts. Die Kürassiere hauen mit ihren Säbeln, die Ulanen stechen mit ihren Lanzen nieder, was ihnen in den Weg kommt. Hurrah! Das erste feindliche Infanterietreffen ist durchbrochen, und mehrere Geschütze sind gewonnen.

In einer Batterie wurden alle Leute niedergeritten bis auf Einen. Der rief: „Ich ergebe mich, ich ergebe mich!“ Die deutschen Kürassiere verstanden jedoch den französischen Ruf nicht und hätten den Mann niedergehauen, wenn ihn ein preußischer Offizier nicht noch gerettet hätte.

Aber noch lange ist die Arbeit nicht vollendet. Weiter hinten steht eine zweite Infanteriereihe und eine zweite Batterie. Auch auf sie geht es los. Schon springen die Vordersten von ihren Pferden, um die Geschütze gegen ihre bisherigen Verteidiger zu wenden — da jagen aus dem Walde französische Kürassiere und Dragoner hervor. Werden die blutenden, müden Helden auch noch diesen Stoß aushalten? Eine Zeitlang versuchen sie's, aber nein, es liegt nicht in menschlicher Kraft! Zurück! rufen die Trompeten. Ach, wie viele hören den Ruf nicht mehr, wie viele hören ihn wohl, können ihm aber nicht mehr folgen, weil sie geschossen, zerstochen, gequetscht, zertreten zwischen den Pferden liegen! Aber die leicht oder gar nicht Verwundeten folgen ihm. Noch will Lieutnant Campbell ein Zeichen ihrer Tapferkeit mitnehmen. Er ringt mit dem Fahnenträger, um ihm das Banner zu entreißen. Da umzingelt ihn eine überwältigende Anzahl französischer Reiter. Er muß seine Kühnheit wohl mit dem Leben büßen. Nein, deutsche Kürassiere sprangen heran, hauen ihn heraus; er kann mit den Braven davon reiten. Sie reiten, aber manche von den niedergeworfenen Infanteristen haben sich wieder

kampfbereit gemacht und wollen sich rächen. Nochmals müssen die Schwerter und Lanzen blutige Arbeit verrichten. Major Graf Schmettow befiehlt, daß das Regimentssignal geblasen werde. Aber wo ist ein Trompeter? 10 waren gefallen. Doch er findet noch einen. Der setzt an, aber was für ein klagender Ton dringt aus der Trompete hervor! Eine Kugel hatte sie durchlöchert. Es war, als ob die Töne, welche daraus hervorächzten, mit einstimmen wollten in das Jammern der Verwundeten und den Toten ein Klagelied singen. Von den kaum 800 Mann starken 6 Schwadronen verloren

die Kürassiere 7 Offiziere, 189 Mann, 209 Pferde,
die Ulanen 9 „ , 174 „ , 200 „

Schmettow schrieb: „Jeder von uns konnte sich sagen, daß Gottes Gnade allein ihn bewahrt; daß soviel noch herausgekommen, ist ein Wunder, eigentlich konnte keiner darauf rechnen."

Dieser Todesritt erregte selbst bei den Gegnern Bewunderung. So sagte z. B. ein französischer General von den deutschen Reitern: „Sie waren wie ein Sturmwind in meiner Batterie. Ich rettete mich mit genauer Not, als die Reitermasse dicht an mir und meinen Adjutanten vorübersauste und meine Batteriemannschaft zertrat, aber es war ein so großartiges militärisches Schauspiel, daß ich mich trotz der Gefahr nicht enthalten konnte, meine Bewunderung auszusprechen. Im Zurückjagen rief ich meinem Adjutanten zu: „Sehen Sie, welch ein prachtvoller Angriff!" — —

„Dieser Reiterangriff hatte der Division Buddenbrock wieder Luft gemacht."

Nun traf auch im Lauf des Nachmittags das 10. Armeekorps (Hannoveraner) unter General von Voigts-Rhetz ein, ebenso Teile des 8. und 9. und die 25. Division (Hessen-Darmstadt). Die Verluste waren ungeheure.

„Die Zweiundfünfziger (Brandenburger) büßten 50 Offiziere und 1202 Mann, die Elfer 41 Offiziere und 1119 Mann ein. Ebenso wie die Brigade Bredow unternahmen Gardedragoner Abends gegen 6 Uhr für 2 gefährdete Infanterieregimenter, die 16er und die 57er, einen Ritt auf Leben und Tod. Ihr Kommandeur Oberst von Auerswald wurde dabei verwundet und übergab seinem Nachfolger die Führung des Regiments mit einem Hoch auf den König."

„Überhaupt war dieser 16. August ein wahrer Ehrentag für die deutsche Kavallerie. Abends gegen $6^3/_4$ Uhr rangen mehr als 5000 Reiter mit einander. Die Französischen wurden in die Flucht geschlagen, die Deutschen gewannen einen glänzenden Sieg; es war das großartigste Reitertreffen in diesem ganzen Kriege."

„Der Hauptkampf blieb aber doch der Artillerie und Infanterie, blutig wogte er hin und her."

„Bis zum Abend war der Sieg unentschieden. Um 7 Uhr befahl Prinz Friedrich Karl das Dransetzen der letzten Kräfte von Mann und Pferd, um den Sieg den Deutschen zuzuwenden. Es geschah und es gelang. Erst um 10 Uhr hatte der Kampf ein Ende."

„Ohne Offiziere und Trainsoldaten hatten die Deutschen in dieser Schlacht 64,246 Infanteristen und Pioniere, Kavallerie mit 13,171 Pferden und 246 bespannte Geschütze. Die Franzosen waren an Infanterie mehr als doppelt so stark und verfügten auch über eine bedeutend größere Anzahl von Geschützen. Die Verluste waren auf beiden Seiten ungeheuer, sie betrugen etwa 16,000 Deutsche und 17,000 Franzosen. Gefangene waren nicht viele gemacht worden." Soweit Dr. Hottinger.

Aber etwas Wichtiges hatte diese blutige Schlacht für die Deutschen erreicht. Bazaine, welcher nach Verdun zu vormarschieren und sich mit Mac Mahon vereinigen wollte, konnte nicht durchbrechen und mußte zurückmarschieren. Daher nannten die deutschen Soldaten später diese Schlacht Marschretour statt Marslatour. Und was dieser Schlacht an entscheidender Kraft noch fehlte, erlangte die blutigste aller Schlachten bei Gravelotte am 18. August, durch welche Bazaines geschlagenes Heer in die Festung Metz hineingeworfen und eingeschlossen, demnächst zur Übergabe genötigt wurde.

3. **Zur weiteren Vergleichung** des historischen Vorgangs mit dem Gedichte:

Das Werk des großen Generalstabs erzählt die That dieser beiden Regimenter der Brigade Bredow also:

„Mittlerweile (nachdem von jedem der beiden Regimenter eine Schwadron ausgelost und zum Rekognoscieren vorgesandt war) war die Krisis in der allgemeinen Gefechtslage eingetreten und vom General von Alvensleben erkannt worden. Um zunächst der 6. Infanterie-Division Luft zu machen und zugleich eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, schien es vor allem darauf anzukommen, die feindlichen Batterien an der Römerstraße zum Schweigen zu bringen. Der Chef des Generalstabes, Oberst v. Voigts-Rhetz, überbrachte dem General v. Bredow den Befehl zum Angriff. Letzterer übersah alsbald, daß unter den obwaltenden Umständen nur eine energische Attacke zum Ziele führen könne, bei welcher die Kavallerie sich rücksichtslos einsetzen, nötigenfalls auch opfern sollte und müßte. In dieser Auffassung ging der General ohne Säumen an die Ausführung des Befehls. Er ließ seine noch verfügbaren 6 Schwadronen zunächst die Front gegen Osten nehmen und dann links einschwenken, um zur weiteren Vorbewegung die deckende Mulde nördlich von Vionville zu benutzen, in dieser letzteren wieder mit Zügen rechts schwenken und im Anreiten gegen den östlich vorliegenden Höhenrand Abstand nehmen und aufmarschieren.

Aus nächster Entfernung vom heftigsten Artillerie- und Gewehrfeuer empfangen, wirft sich die Brigade in entwickelter Linie, links Major Graf Schmettau mit dem Magdeburgischen Kürassierregimente Nr. 7, rechts Major v. d. Dollen mit dem Altmärkischen Ulanenregimente Nr. 16 auf die nächststehenden Massen des Feindes. Das erste französische Treffen wird überritten, die Artillerielinie durchbrochen, Bespannung und Bedienungsmannschaft zusammengehauen. Das zweite Treffen vermag den mächtigen Reitersturm nicht aufzuhalten; die Batterien auf den weiter rückwärts gelegenen Höhen protzen auf und wenden sich zur Flucht. Von Kampfesmut und Siegeseifer fortgerissen, durchjagen die preußischen Schwadronen sogar noch jene Thalmulde, welche sich von der Römerstraße nach Rezonville hinabzieht, bis ihnen endlich nach 3000 Schritt langer Attacke von allen Seiten französische Kavallerie entgegengeht.

Die bei Beginn der Schlacht teilweise auseinandergesprengte Kavallerie-Division Forton war bekanntlich vom Marschall Bazaine nördlich von Rezonville wieder gesammelt und verdeckt aufgestellt worden. Es

bot sich ihr jetzt die günstigste Gelegenheit, um die am Morgen erlittene Schlappe auszuwetzen. General Forton ließ die Dragonerbrigade Murat gegen die Front, sein 7. Kürassierregiment gegen die linke Flanke der Preußen*) anreiten und zwei Schwadronen des 10. Kürassierregiments ihnen in den Rücken gehen. Von Rezonville her bewegte sich gleichzeitig die Kavallerie-Division Valabrègue vor.

General von Bredow läßt Appell blasen. Atemlos von dem langen Ritte, von den feindlichen Geschossen gelichtet, ohne Reserven hinter sich und auf allen Seiten nun auch von feindlicher Kavallerie umringt, gilt es, sich rückwärts durchzuschlagen. Nach einzelnen heißen Einzelkämpfen mit den feindlichen Reitern werden noch einmal die vorher überrittenen Artillerie- und Infanterietreffen durchjagt; von dichtem Kugelregen überschüttet und verfolgt, eilen die Rosse der beiden Kavallerie-Regimenter auf Flavigny zurück. Die feindliche Kavallerie unternahm keine ernstliche Verfolgung; sie begnügte sich vornehmlich damit, die verwundeten und wegen Ermattung ihrer Pferde zurückbleibenden Reiter gefangen zu nehmen.

Die Brigade Bredow sammelte sich hinter Flavigny. Jedes ihrer beiden Regimenter vermochte aus den drei an der Attacke beteiligten Schwadronen zunächst nur eine herzustellen, denn etwa die Hälfte an Reitern und Pferden hatte der kühne Angriff gekostet. Der Kommandeur des Ulanenregiments, Major v. d. Dollen, war, unter seinem erschossenen Pferde liegend, in Feindes Hand geraten, beim Kürassierregiment war der Rittmeister Meyer an der Spitze seiner Schwadron gefallen. — —

Die Opfer des todesmutigen Rittes waren nicht vergeblich gefallen. Die begonnene Vorbewegung des 6. französ. Korps war zum Stehen gebracht und wurde nun gänzlich aufgegeben. Wenigstens unternahmen die Franzosen von Rezonville her an diesem Tage keinen neuen Vorstoß mehr."

Die zuletzt gegen die 6 Schwadronen vorgehende feindliche Kavallerie zählte nach französischen Berichten 3109 Pferde.

---

55. An Deutschland.

[Gesammelte Werke. 1870. Widmungsgedicht.]

1. Nun grüß' dich Gott, du wunde,
Du bleiche Siegerin!
Ich tret' in ernster Stunde,
Du Herrliche, vor dich hin.

Wohl sah' ich freudig glänzen
Das Schwert in deiner Hand;
Wohl gehst du einher in Kränzen —
Doch schwarz ist dein Gewand.

*) Also das französ. 7. Kürassierregiment gegen das preußische Kürassierregiment Nr. 7. (!)

2. Und zornige Thränen springen
Durch deine Wimpern heiß;
Obsiegtest du im Ringen, —
Doch teuer war der Preis.
Umsonst mit eisernen Tritten
Für den frech bedrohten Herd
Bist du westwärts nicht geschritten,
Hast ein Reich du nicht zerstört.

3. Viel tausend Männer und Knaben,
Vieltausend, Schar bei Schar,
Begraben, begraben, begraben
An Mosel, Maas und Saar!
O, der Witwen und der Waisen,
O, der armen Eltern nun!
Und immer noch darf das Eisen,
Das blutige, nicht ruhn.

4. Noch muß es leuchten und klingen
Durch Feindesland weithin;
Muß noch zum Frieden zwingen
Die trotzige Nachbarin:
Zum Frieden, dem rechten, rechten,
Dem dauernden fortan,
Daß die Welt nach allem Fechten
Aufatmen endlich kann,

5. Daß auf's Geklirr der Waffen
Ein langer goldner Tag
Für der Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag;
Daß, thronend in aller Mitte,
Du walten magst in Ruh'
Des Rechts, des Lichts, der Sitte,
Freieiniges Deutschland du!

6. Gescheh' es bald, du Hohe!
Heut' hälst du noch Gericht,
Heut' rötet noch die Lohe
Des Krieges dein Gesicht;
Heut' noch um Babels Zinnen
Rüstest du kalt das Erz, —
Kalt außen, doch tief innen
Den heiligen, großen Schmerz,

7. Den Schmerz um deine Kinder,
Die gefordert schon der Sieg;
Den Schmerz um sie nicht minder,
Die dich zwingen noch zum Krieg;
Den Schmerz um jede Wunde,
Die du schlägst auf deiner Bahn, —
Deutschland, und in der Stunde
Tret' ich an dich heran!

8. Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick, —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück und Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

9. Und, deß zum armen Zeichen,
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen, —
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauhgestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt,
Da ist's! Verschmäh' es nicht!

10. Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut':
O, lange träumt ich und sann ich,
Doch däucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist gerauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee,
O, könnt' ich dir Bess'res geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

11. Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner wert,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Herd!
Die „alten Liederkerzen,"
Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

12. Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!

Drum hab ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren,
Mehr, als ich denken kann!

13. So laß dir denn gehören
Dies Werk — es ist für dich!
Nimm's an im Jahr' der Ehren,
Im Jahre Siebenzig!
Rasch nun, — fliegt aus, ihr Blätter,
Schon tönt heran im West,
Trompeten und Hörnergeschmetter!
Fliegt aus, — zum Friedensfest!

Der Gedankengang:

Das Gedicht bezeichnet sich selbst als Widmungsgedicht in der Str. 13, in welcher Freiligrath es ausspricht, daß er seine gesammelten Werke im Ehrenjahre Deutschlands, im J. 1870, Deutschland selbst widme.

Deutschland hat gesiegt in einem schweren Kampfe, aber die schlachtenfrohe, kampfesmutige Germania ist wund, bleich; zwar bekränzt mit den Zeichen des Siegs, aber im Trauerkleide. (Str. 1.) Sie weiht Thränen des Zornes über den, welcher sie zu diesem Kriege gezungen; denn schwer, sehr teuer ist der Sieg erkauft. (Str. 2.) Wie viel Herzeleid hat dieser Krieg den Deutschen gebracht! Wie viele Wunden sind uns selbst geschlagen! Und noch immer ist der Krieg nicht zu Ende. (Str. 3.) Wollte Gott, daß Deutschland bald einen dauernden Frieden erkämpfte und als Siegespreis Einheit und Freiheit im Innern erlangte und andern Völkern ein Vorbild in der Gerechtigkeit, in der Wissenschaft, in der Sitte würde. (Str. 4—5.) Noch hast du dies nicht erreicht, o Deutschland, du kämpfst noch, um Paris, das moderne Babel, zu bezwingen, äußerlich ruhig und kalt, aber tief innen voller Schmerzen um deine Kinder, welche du hingeben mußtest, und um die Kinder der Feinde, die du töten mußtest, um jede Wunde, welche du schlägst und empfängst. In dieser Stunde widmet der Dichter das Werk seines Lebens dem heißgeliebten Vaterlande. (Str. 6. 7.) Was soll er sagen zu ihm in solchem Augenblicke? Er kann nur den Stolz aussprechen, daß er diese große, neue Zeit auch hat miterleben dürfen. Ein Zeichen dieser Freude soll die Widmung seiner Werke sein, in welcher sich sein ganzes Leben widerspiegelt, seine ganze Lebensarbeit gewissermaßen niedergelegt ist, mit all ihren Schwächen und Verirrungen. (Str. 8—8.) Er ist alt geworden und hat doch vierundvierzig Jahre von seinen Sechzigen gedichtet, aber den Wert seiner Leistung kann er nicht so hoch anschlagen, als er gern möchte. Manches alte Lied berührt ihn jetzt selbst unangenehm, er hat geirrt und sieht seinen Irrtum jetzt ein. Aber er hat auch im Irrtum sein Vaterland lieb gehabt, und dies ihn auch; ja letzteres hat ihm so viel Liebe gespendet, daß er niemals genug danken kann. Ein Zeichen seiner Dankbarkeit soll sein Werk sein; und dies, welches längst schon Deutschland gehörte, soll in diesem hehren Jahre dem teuren Vaterlande förmlich und feierlich geweiht werden. (Str. 10—13, 4.) Und nun zum Schlusse! Der Dichter hat schon eine lange Widmungsrede gehalten; er will die

Angeredete nicht länger aufhalten in ihrer Arbeit oder zurückhalten von der Feier des heißersehnten Friedensfestes. (Str. 13, 5—8.)

Biographie des Dichters.

Ferdinand Freiligrath ist am 17. Juni 1810 in Detmold geboren. Sein Vater war Bürgerschullehrer daselbst. Von ihm empfing er den ersten Unterricht, später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, dieses jedoch nur bis zum 15. Lebensjahre. Unter seinen Lehrern wirkte besonders anregend der durch seine Arbeiten über deutschen Stil auch in weiteren Kreisen bekannte Falkmann auf ihn ein. Seine fromme Mutter hatte Freiligrath schon im J. 1817 verloren. In der Hoffnung auf die Erbschaft eines reichen Oheims in Schottland wurde der Sohn von seinem Vater aus dem Gymnasium herausgenommen und für die Kaufmannslaufbahn bestimmt. In Soest überstand er in einem kleinen Geschäfte bei einem Verwandten die Lehrzeit und verblieb dort bis zum Jahre 1831. Dann war er bis zum J. 1836 in Amsterdam in einem bedeutenden Handelshause thätig. Von dort zurückgekehrt lebte er ein Jahr ohne Stellung in Soest und arbeitete sodann bis 1839 in einem Geschäfte zu Barmen. Freiligraths lebendige Phantasie fand reiche Nahrung in den Umgebungen und Erscheinungen einer großen Handels- und Seestadt, wie Amsterdam, in welcher er eben mit den Produkten der ganzen Welt bekannt gemacht wurde. Je weniger innere Befriedigung der junge Kaufmann in seinem Berufe fand, desto mehr suchte er Trost und Erholung in der Poesie. Seine ersten Gedichte, welche er in verschiedenen Zeitschriften, besonders in Chamissos Musenalmanach, veröffentlichte, fanden einen so allgemeinen Beifall und machten den jungen Dichter, für den sich besonders der greise Chamisso aufs lebhafteste interessierte, dessen Vorliebe für die fremden Zonen und das Seltsame Freiligrath in verstärktem Maße teilte, so rasch berühmt, daß Freiligrath sich im J. 1839 entschloß, ganz den Kaufmannsberuf aufzugeben und sich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen, hoffend, daß die Musen, wenn er sich ihnen ganz weihen könne, ihn auch äußerlich nicht im Stiche lassen würden. In Unkel, wo er sich einige Zeit aufhielt, lernte er Ida Melos, eine Erzieherin in einer englischen Familie, aus Weimar gebürtig, kennen und verlobte sich mit ihr, verbrachte auch den Winter 1840—41 teils zu Weimar, teils im Hause der Eltern seiner Braut zu Monre. Im J. 1841 führte er seine Braut heim und wollte in Darmstadt sich bleibend niederlassen. Zu Neujahr 1842 überraschte ihn der kunstliebende, edle König Friedr. Wilhelm IV. von Preußen mit einem Jahrgehalte von 300 Thalern, und Freiligrath zog es nun vor, sich an dem Rheine, der ihm schon früher lieb geworden war, anzusiedeln und wählte St. Goar zum Aufenthaltsorte. Hier verbrachten mit ihm Geibel und Schücking den Sommer 1842, hier besuchte ihn eine Reihe älterer und jüngerer Dichter, und es lebte der jungvermählte Dichter ein

fröhliches Leben voll Anregung und Freude, bis ihn im J. 1844 der Dichter Hoffmann, der sich von Fallersleben nannte, aufsuchte und in einer durchwachten Nacht zu Coblenz so lange bearbeitete, bis er ihn aus seinem Frieden herausgerissen und den harmlosen, unpolitischen Dichter in den wilden Strom politischer Leidenschaft geworfen hatte. Er verzichtete auf das „kleine Gehalt“, wie er es selbst undankbar genug in einem an seinen königlichen Gönner gerichteten Schreiben zu nennen wagte, lehnte auch eine in jenen Wochen vom Erbgroßherzog von Weimar ihm angetragene Stelle eines Bibliothekars ab, — und veröffentlichte „ein Glaubensbekenntnis“, eine Reihe politischer, regierungsfeindlicher Gedichte. Aus dem Günstling der Fürsten war ein eifriger politischer Agitator geworden.

Die Folge hiervon aber war, daß Freiligrath zwar seinen Namen noch mehr bekannt machte, aber, wie dieser Schritt seine äußere Lage nicht besserte, so auch weder seinen Ruhm vermehrte, noch seine dichterische Kraft hob. — Ja, er mußte bald sein Vaterland meiden. Er irrte durch Belgien und die Schweiz, ohne irgend festen Fuß fassen und ein sicheres Unterkommen und Brot finden zu können, und kam endlich nach England, wo er in London in dem Bankhause F. Huth und Co. eine einigermaßen ausreichende Stellung als Korrespondent fand. Schon war er willens und im begriff, der freundlichen Einladung des amerikanischen Dichters Longfellow, dessen Gedichte er teilweise und meisterhaft übertragen hatte, zu folgen und zur neuen Erde auszuwandern, da brach der Sturm des Jahres 1848 auf dem Kontinent los, und der Dichter kehrte nach Deutschland zurück. Er trat an die Spitze der Demokraten zu Düsseldorf.

Dies Jahr brachte ihm aber keine Rosen, sondern nur viele Dornen. Aus einer Untersuchung ging er zwar durch freisprechenden Wahrspruch der Geschworenen ohne Strafe hervor, unter lautem Jubel der Zuschauer. Aber der Boden wankte unter seinen Füßen, je mehr die Regierung ihre Stellung befestigte, und Freiligrath hielt es schließlich für wohlgethan, der Reaktion und einer neuen, ihn hart bedrohenden Untersuchung auszuweichen und dem Schauplatz des Bürgerkrieges sich zu entziehen, zumal er sah, daß der Kampf der Linken doch vergeblich sei. Er kehrte nach London zurück und war abermals in einem Handlungshause thätig. Nebenbei übersetzte er wohl englische und schottische Dichtungen, aber nur noch selten erschienen eigene Gedichte. Im Jahre 1867 verlor er seine Stelle, während eine allgemeine Amnestie seine Rückkehr nach Deutschland wesentlich erleichterte. Die Redaktion der Gartenlaube veranstaltete eine Sammlung zu einer Freiligrathsstiftung mit dem besten Erfolge. Freiligrath konnte, 1868 zurückgekehrt, von den Zinsen des gesammelten Kapitals sorgenfrei leben. Anfangs wohnte er am Bodensee in Bregenz, später in dem reizenden Cannstadt bei Stuttgart. Im Jahre 1870 hat ihn der deutsch-französische Krieg zu neuen Gedichten begeistert, von welchen

oben eine Reihe der schönsten besprochen ist, später aber der Tod eines erwachsenen, seines jüngsten Sohnes schwer gebeugt. Am 18. März 1879 starb er selbst zu Cannstadt.

Freiligrath hat einen außerordentlichen Beifall für seine Gedichte geerntet. Mehrere glückliche Umstände halfen dazu mit. Die Gedichte waren übrigens auch überraschend durch die Neuheit der Stoffe, ihre etwas fremdartige, aber auch darum anziehende, reiche, volle Sprache, ihre brennenden Farben in den Schilderungen tropischer, fremdländischer Pracht; die Anschaulichkeit und das Fesselnde in der Schilderung, seine kühnen Bilder, Wortverbindungen, Reime — alles das hat den Ruhm Freiligraths begründet. Das Interesse, welches der politische Eiferer weckte, erhöhte vielleicht in manchen Kreisen seinen Ruhm, diese ganze Wendung seines Herzens und Lebensganges war aber für seine dichterische Bedeutung nur hinderlich.

Seine Leistungen als Übersetzer lyrischer Poesieen aus dem Englischen und Französischen verdienen dagegen unbedingtes Lob, und auch von einzelnen tief empfundenen lyrischen Gedichten müssen wir sagen, daß sie wohlgelungen sind.

Freiligrath ist wie Rückert ein Meister in der Form. Seine volltönenden, oft fremdklingenden Reime, in welchen statt der Infinitivformen die Substantiva und Adjektiva vorherrschen, geben seinen Gedichten ein ganz besonderes Kolorit und einen hohen Reiz. Er braucht nicht mehr zur Sonne die Wonne herbeizuziehen, oder die Liebe mit dem Triebe zusammenzuspannen, ihm fließen neue, kräftige, wirksame Reime nur so zu. Gleichwohl darf man nicht denken, daß alle seine Gedichte in der Korrektheit eines Platen gereimt wären. Seiner Stärke sich wohl bewußt, stieß er sich so wenig als Rückert, der große Reimkünstler, daran, wenn ein unreiner Reim oder ein fehlerhafter mit einlief. Schon oben sahen wir einzelne Beispiele, daß er einen Artikel oder eine Partikel ohne besonderen Ton in den Reim einschob (und, der 2c.), ja sogar solche unselbständige Wörtchen von den übrigen Satzteilen völlig isolierte. Doch überwiegen die Vorzüge die Fehler bei weitem.

Einen großen, seine Produktion fast zerstörenden Fehler hat aber Freiligrath begangen, indem er sich verleiten ließ, ein politischer Dichter zu werden. Noch 1841 hatte er in dem Gedichte: „Aus Spanien“ die Strophe gesungen;

> Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt!
> Ob jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
> Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
> In Ilium und außer Ilium!
> Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
> Und hört mit Zürnen d'Enghien's Todesschrei:
> Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
> Als auf den Zinnen der Partei.

Leider hat sich Freiligrath, der eigentlich gar kein Politiker war,

von Hoffmann von Fallersleben auf die ganz verkehrte Bahn der Parteidichtung führen lassen und hat in dieser Zeit nicht nur seine Lebensstellung auf viele Jahre untergraben, was das geringere ist, sondern auch seine poetische Kraft gebrochen. Was hilft es, daß er die Jakobinermütze aufsetzt und die Blouse anzieht, daß er Glaubensbekenntnis, Ça ira, sowie neuere politische und sociale Gedichte verfaßt — seine Gabe und seinen Berufskreis hatte damit Freiligrath überschritten, und das thut niemand ungestraft. Freiligrath kann schildern und malen, seine Einbildungskraft kann uns fremde Zonen und Nationen, Scenen und Handlungen in trefflicher Weise gegenwärtig machen, uns zu Mitgenießengen des von seiner Einbildungskraft geschauten Fremden machen, aber er kann uns nicht, was doch politische Lieder wollen und sollen, begeistern, fortreißen, überreden oder verführen. Seine schönen Gemälde gefallen uns wohl, aber sie entzünden uns doch nicht, und sie zünden auch dann nicht, wenn er aus seinem poetischen Malkasten die feuerähnlichsten Farben nähme und noch so stark auftrüge; vielmehr bringt er es höchstens dahin, daß uns — wie das bei den politischen Liedern der Fall ist, — nun das Gemälde nicht einmal mehr gefällt, sondern unser Gefühl beleidigt.

Die Kraft des Wortes, die zündende und besiegende, die verführende und verwirrende Kraft des politischen Liedes kann man bei Herweghs „Gedichten eines Lebendigen“ erkennen, nicht in Freiligraths revolutionärsten Liedern. Solche „politische“ Lieder durfte übrigens Göthe „garstige“ nennen. Es ist ist ein andres, Freiheits- oder Demokratenlieder singen, ein anderes, Vaterlandsdichter wie Arndt und Körner und Schenkendorf, oder Revolutionsdichter, wie Hoffmann und Herwegh, sein. Daß der Dichter selbst später seinen Irrweg eingesehen, daß er seine Jakobinermütze beschämt in der Truhe verborgen und mit der monarchischen Verfassung Deutschlands sich vollkommen ausgesöhnt hat, dafür sind seine nicht politischen, sondern patriotischen Dichtungen im Jahre 1870 ein deutliches Zeugnis.

Werke Freiligraths.

I. Eigene Dichtungen.

Gedichte, Stuttgart und Tübingen 1838. — 37. Aufl. 1877. (3 M.)

Rheinisches Odeon, mit Ignaz Hub und Aug. Schnezler herausgegeben. 2 Jahrgänge. Koblenz 1837. 39.

Rolands-Album, herausgegeben zum Besten der Ruine. Köln 1840. (1 M. 70 ₰.)

Rheinisches Jahrbuch, herausgegeben (mit K. Simrock und Ch. J. Matzerath) 2 Jahrgänge. Köln 1840. 1841.

Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Stuttgart 1842. (4 M. 50 ₰.)

Das malerische und romantische Westfalen. Herausgegeben mit Levin Schücking. Mit 30 Stahlstichen. Barmen 1842.
Gedicht zum Besten des Kölner Domes (mit Ed. Duller). Darmstadt 1842.
Ein Glaubensbekenntnis. Zeitgedichte. Mainz 1844. (3 M.) 2. Aufl. 1849.
Zwischen den Garben. Stuttgart 1847. (3 M.)
Ça ira. 6 Gedichte. Herisau 1847.
Neuere politische und sociale Gedichte. 1. Heft 1848. 2. Heft 1851. Köln und Düsseldorf. (Selbstverlag.) 3 M.
Gesammelte Dichtungen. Stuttgart 1871. 6 Bde. 8 M. 10 ₰. Neue verm. Aufl. 20 Lfg. à 0,50 M.
Neue Gedichte. Stuttgart 1870. 1877. 4 M.

II. Übersetzungen:

Viktor Hugos Oden und vermischte Gedichte. Frankfnrt 1836. (1,13 M.)
Viktor Hugos Dämmerungsgesänge. Stuttgart 1836. 6. Aufl. 1843. (1,13 M.)
Molières sämtliche Werke (mit Ed. Duller) 1837.
Venus und Adonis von Shakespeare. Düsseldorf 1843.
Englische Gedichte aus neuerer Zeit. Nach Felicia Hemans, F. C. Landon, Robert, Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und andern. Stuttgart und Tübingen 1847. (3,75 M.)

Über Freiligrath.

Dingelstedt, F. Freiligrath. Ein Litteraturbild. Hamburg 1839. (Jahrbuch der Litteratur. S. 219—256. — Blätter der Börsenhalle 1838. Nr. 1546. 1547: Gedichte von Freiligrath, beurteilt von L. W. (Wienberg.) — Blätter für litterar. Unterhaltung 1838. Nr. 244—247: Freiligraths Gedichte (von G. Pfizer?) — Heidelberger Jahrbücher 1839. I. S. 199. Rezension von G. Schwab. — Halle'sche Jahrbücher. 1839, Nr. 5. (Ruge.) Allgemeine Litteraturzeitung. Aug. 1841. Rezension von Konrad Schwenck. (Sehr abfällig und ungerecht.) — *Nodnagel, deutsche Dichter der Gegenwart. 1. Heft. 1842.
Moderne Klassiker. 6. Bd. 1852.
A. Kippenberg, Ferd. Freiligrath. Zum Verständnis des Dichters und als Beigabe zu seinen Werken. Leipzig. 1868. 1,80 M.
Schmidt-Weißenfels, Ferd. Freiligrath. Ein biograph. Denkmal. Stuttgart 1876. 2,40 M. 2. Aufl. 1 M.
Paul Lindau, Freiligrath. (Gegenwart 1876. S. 197.)
Freiligrath und Bret Harte. Von H. Kindt. (Gegenwart 1876. S. 393.)
Adolf Strodtmann, Dichterprofile. I. Stuttgart 1879.

Abraham Emanuel Fröhlich.

56. Hang und Zwang.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 27. — 3. Aufl. 1853. — Ges. Schriften. Frauenfeld, 1853. I. S. 22.]

In Nacht und Schacht beisammen lag
Der Diamant und Kieselstein,
Und auf des Bergmanns Hammerschlag
Gab auch der Kiesel Funkenschein.
5 Da sprach er zu dem Diamant:
„Auch mir ist Farbenglanz und Tag;
Ich bin dir gleich, nicht nur verwandt".
Der aber sagt: „Nur in der Not
Wird dir ein Fünklein blasses Rot;
10 Stets brennt des Edelsteines Pracht
Im Sonnenlicht und in der Nacht.

1. Erläuterungen. V. 1. „In Nacht und Schacht" = ein vortrefflicher Binnenreim nicht nur, sondern ein Hendiadys (ein Begriff durch zwei Begriffe ausgedrückt) statt: „im dunklen Schacht".

V. 6. Tag = Licht. —

2. Der Grundgedanke oder die Moral dieser Fabel ergibt sich aus der trefflich gewählten Überschrift: „Hang und Zwang." Mancher, welcher gezwungen etwas Gutes vollbringt, stellt sich in seiner Einbildung demjenigen gleich, dessen eigenste Natur es ist, nur Gutes hervorbringen zu können.

3. Beispiele: Manch einer hält sich für einen Dichter, weil ihm unter dem Zusammenwirken äußerer Umstände ein oder das andere gute Gedicht gelang, während nur der ein Dichter genannt werden kann, welcher aus eigener Fülle heraus schöpft, ohne der äußeren Anregung zu bedürfen. — Viele halten sich für große Geister, weil sie bisweilen einen guten Gedanken hervorgebracht haben, viele für tugendhaft, weil sie auf irgend eine Weise sich haben zu einer äußerlich guten Handlung bestimmen lassen. Und doch ist nicht der hoch zu preisen, welcher zu einem scheinbaren Verdienste sich hat von außen nötigen lassen, sondern nur der, dessen ganzes Leben, Wirken, Sein für andere eine Freude, ein Genuß, ein Segen gewesen ist, der nicht gezwungen, sondern freiwillig Gutes that, der nicht äußerlich genötigt wurde, sondern sich von innen heraus gedrungen fühlte, so zu handeln, daß er anderen nützte.

---

57. Ellengröße.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 42. — 3. Aufl. 1853. — Ges. Schriften. Frauenfeld 1853. I. S. 23].

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?"
Es sagt; „Ich bin erfreut,
5 Daß ich nicht blos ein Holz,
Nicht eine leere Stange".
„Was!", ruft die Pappel stolz,
Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!"

Man mißt den Wert eines Dinges nicht nach den äußeren Vorzügen, sondern nach den inneren, nicht nach der Länge, sondern nach der Frucht. Gar manches scheint äußerlich sehr groß und bedeutend, und ist doch hohl und nutzlos; während andererseits manches Ding den Augen der Oberflächlichen unbedeutend vorkommt und doch einen sehr hohen innern Wert hat.

---

58. Kunst und Gunst.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 13. — Ges. Schriften 1853. I. S. 150].

Zur Ulme fleht die Rebe:
„Reich mir die Hand und hebe
Mich auf zu Luft und Licht.
Was ich empor auch strebe:
5 Gedörn, so mich umflicht,
Läßt mich gedeihen nicht.
Du bist so groß und mächtig;
Ich mache dich noch prächtig;
Ich will dein Haus umschlingen
10 Rundum mit einem Kranz,
Hinein dir Düfte bringen
Und goldner Früchte Glanz". —
Die Ulme war gewogen,
Hat sie emporgezogen
15 Und prangt vor andern weit. —
Darnach, als Sturm und Zeit
Den Baum darniederbogen,
Ward ihm die Reb' ein Stab,
Der lang' noch Haltung gab.

Das Verständnis dieser Fabel ergibt sich aus der Überschrift. Der Künstler bedarf eines Mäcenas, der die Kunst begünstigt und den Künstler emporhebt. Dann umstrahlt hinwiederum der Ruhm des Künstlers auch den Kunstfreund und Pfleger der Musen.

Die Rebe bedeutet den Künstler, dem es anfänglich sehr schwer wird, aus dem Gedörn*) der Mittelmäßigkeit, der Neider, der Not sich emporzuarbeiten, und die Ulme den nach irgend einer Seite hin einflußreichen Mann, der sich des ungekannten und darum noch nicht anerkannten Künstlers annimmt. Die Dienste, welche der Kunstfreund dem Künstler leistet, sind nur äußere, minder hoch anzuschlagende, und doch tragen dieselben ihm reiche Frucht. Von dem Ruhm, zu welchem er jenem geholfen, empfängt auch er einen Widerschein als Lohn und oft mehr als das. Der Gestützte wird zur Stütze dem früheren Wohlthäter.

---

*) Gedörn = Dornenhecke, ähnlich gebildet wie Gebirg von Berg, Gestrüpp, Gesträuch.

59. Erdenloos.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 172. — Ges. Schriften. Frauenfeld 1853. I. S. 183].

Aus Thälern, grün in Klee,
Entflohen auf zum Schnee
Die Gems und ihre Kinder. —
„Zwar ist der Weidung minder,
5 Sagt sie, „um Eis und Schnee;
Doch süße Kräuter sprießen
Hier in der reinen Luft,
Und keine Luchse schießen
Herab aus Baum und Kluft.
10 Hier sind wir alle freier,
Als drunten in dem Thal“.
Sie sagt's. — ein Lämmergeier
Stürzt auf sie wie ein Strahl.

Die Bedeutung dieser Fabel ist nicht etwa die, daß dem Besten auf Erden kein vollkommenes Glück gegönnt werde, sondern: Jeder Stand, jeder Beruf, jeder Ort, jede Zeit hat neben den Licht- auch ihre Schattenseiten. Es ist nichts vollkommen hier auf Erden und soll es nicht sein. Einer Gefahr entgeht — und in eine andre fällt man. Das ist das Erdenloos. —

---

60. Nachbeter.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 39. — Ges. Schriften. Frauenfeld 1853. I. S. 21].

Der Fink zum Echo sprach:
„Du singest alles nach
Und wiederholst mit Preisen
4 Das Lied der Nachtigallen,
Wie das Geschwätz des Wichts.
Hast du auch eigne Weisen,
Kannst etwas oder nichts?“ —
8 „Nichts, nichts“, hört man erschallen,

Denjenigen gegenüber, welche nur nachahmen, aber nichts eigenes leisten können, den armseligen Geistern gegenüber, welche zwischen dem Schönsten und dem Erbärmlichsten keinen Unterschied wissen, darf man sich glücklich preisen, wenn man auch keine Nachtigall sondern nur ein Fink, d. h. wenn man auch nicht der Großen und Größten einer ist, falls man eben nur ein selbständiger Geist ist.

---

61. Wörterkur.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 119. — Ges. Schriften 1853. 1. S. 77.]

„Aber Wörter sinds doch nicht,
Was du singest“, also spricht
Zu der Nachtigall der Staar,
Dem gelöst die Zunge war,
5 Der auch mit den Wörtern bald
Will bekehren seinen Wald. —
„'S ist drum“, sagt sie „sonderbar,
Daß so viel zum Herzen dringt,
Was man nicht in Worte bringt.“

Auf die Worte kommts nicht an, sondern auf die Sache. Das

Höchste und Tiefste, was Menschenherzen bewegt, ist wortlos: ja je tiefer eine Empfindung ist, desto weniger ist sie in Worte einzufassen, desto weniger bedarf sie der Worte, desto deutlicher spricht sie sich andern aus — ohne Worte.

---

62. Flach und tief.

[Gesammelte Schriften. Frauenfeld, 1853. I. S. 148].

Der flache Bach zum Borne spricht:
„Du folgst dem Geist der Zeiten nicht.
Gleich aber, wenn die Zeit erglüht,
Wird's mir auch wärmer im Gemüt;
5 Erhebet Sturm im Lande sich,
Alsbald betrübet das auch mich;
Doch hat das Wetter ausgewühlt,
Schnell bin auch ich dann abgekühlt.
Man sollte sich denn doch bequemen,
10 Und Teil am Wohl des Landes nehmen.
„Das thu' ich", sagt die Quelle leis,
„Das ist mein Ernst und ganzer Fleiß.
Und ist's im Lande drückend schwül,
So findet mich der Durst'ge kühl;
15 Bist du betrübt in Sturmsgefahr,
Da bleib' ich ruhig, spiegelklar;
Bist du in Abkühlung erstarrt,
Hab' ich noch Wärme mir gespart.
Ich sammle tief und nicht gemächlich;
20 Nicht gerne wär' ich oberflächlich.

Diese Fabel lehrt uns, in wie verschiedener Weise die Oberflächlichen und die Gediegenen ihre Aufgabe in bezug auf die Gegenwart auffassen.

Der Oberflächliche ist ohne Urteil: Schlagwörter hat er nötig, und mit Schlagwörtern wird er regiert; ein solches Schlagwort ist: Man muß dem Zeitgeiste folgen. Was ist der Zeitgeist? und wer macht ihn? Wo findet er sich ausgedrückt? Es ist ein Schlagwort — der Zeitgeist, und zwar im Munde einer Partei, welche sich für die größte, bedeutendste, allein berechtigte hält, weil sie dermalen regiert oder die Hoffnung hegt, die Regierung an sich zu reißen. Der Oberflächliche ist ohne Charakter. Er verändert seine Überzeugung ebenso rasch wie das Wetter. Sieht er andere begeistert, wird ers auch; sind andere unruhig, wird er auch aufgeregt; predigt man Empörung, so erhebt er die Waffen; sprechen die Führer zum Frieden oder blasen sie zum Rückzuge, so thut auch er es: ja je toller er seine Überzeugung aufnimmt und aufgiebt, für desto überzeugungstreuer hält er sich. Und weil er den Irrlichteleien des Zeitgeistes folgt, blind folgt, so sieht er die Zickzackbewegungen nicht, welche er macht, und glaubt sich stets auf dem geraden Wege. Schwimmt er doch mit dem Strome, der urteils- und charakterlose, aber selbstbewußte, von seinem Verständnisse, seinem Werte und seiner Macht gleich überzeugte Mensch; und mit dem Strome schwimmen, in allen Sätteln reiten können, sich stets möglich erhalten —

das ist die große Weisheit der Oberflächlichen. Weiter ist der Oberflächliche über die Maßen eingebildet; denn er hält seine Halbbildung für die wahre, einzige Bildung und seine papageienhafte Fertigkeit im Nachsprechen angelernter Schlagwörter für höchste Beredsamkeit, seine Thätigkeit für eine dem Vaterlande unter allen Umständen ersprießliche; er hält sich für selbständig, während es nicht einmal das Leiborgan, die Zeitung ist, aus welcher er seine Weisheit Tag um Tag schöpft, an welcher er die Urteile anderer mißt und schätzt. Endlich ist der Oberflächliche unduldsam: Wer nicht denkt, redet und handelt wie er und Seinesgleichen, der ist mindestens kein Freund des Vaterlandes, wenn er nicht gar Feind und Verräter desselben ist.

Anders der unter dem Bilde der Quelle charakterisierte „Tiefe“. Er ist bescheiden; der Dichter deutet das durch das leise Reden der Quelle an. Je reicher die Bildung, desto bescheidener macht sie den Träger derselben. Es ist kein Hochmut in seinem Gebaren, und doch tritt die Hoheit, die Seelengröße des wahrhaft gebildeten Mannes überall deutlich hervor. Von seinem Werke macht er nicht viel Worte, aber mit Unverdrossenheit, Ausdauer, Geduld verfolgt er sein Ziel, und alle seine Arbeit bezweckt das Wohl des Vaterlandes. Er ist der wahre Freund des Vaterlandes, welcher in Zeiten der Hitze seine Besonnenheit, in Zeiten der Aufregung seine Ruhe und Würde bewahrt, aber ebenso in Zeiten der Gleichgiltigkeit und Erschlaffung noch Wärme übrig hat und seine Liebe zum Vaterlande so in umgekehrter Weise als der Oberflächliche, aber in um so wirksamerer bethätigt. Er schwimmt gegen den Strom und beweist dadurch die Selbständigkeit seines Urteils, die Kraft seines Charakters, den Ernst seines Strebens, die Wichtigkeit seiner Aufgabe.

---

63. Der Redner.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 161. — Ges. Schriften. 1853. I., S. 68.]

Predigten vom Berg zu halten,
Steht der hohe Nebel dort,
Königlich, in vielgestalten
Gold- und purpurhellen Falten
5. Und sein Haupt erstrahlet mild,
Mild erklingt sein tröstend Wort,
Himmelstau dem Saatgefild.
Und gewandt zur öden Seite,
Wo das Unkraut giftig wallt,
10. In Geklüften sumpfig kalt,
Zeigt er gleiche Macht im Streite:
Aus der Brauen zorn'gem Dunkel
Sprühen Blicke Blitzgefunkel;
Donnerlaut ist seine Stimm';
15. Und er schlägt mit Hagelregen
Nieder hier im hohen Grimm,
Wie er dort erbaut mit Segen.

Nach einer Seite zeigte sich dem Dichter der Nebel in wunderbarer Schöne, wie jener milde König Israels, bereit, vom Berge herab seine Predigten zu halten. Die Sonne verklärt sein Haupt, seine Worte sind

der erquickende Tau des Himmels, der sich auf die Saatfelder senkt. — Aber nach der anderen Seite, auf das giftige Unkraut schaut er voll Zornes, und seine Blicke sind Blitze, sein Schelten ist Donner, seine Worte sind Hagel, welcher alles niederschlägt und vernichtet. — Dem predigenden Könige des Friedens ähnlich ist der Nebel; wie jener (vgl. Lukas ev.) seine Seligpreisungen nach der einen Seite, sein Wehe nach der anderen Seite sendet, so segnet der Nebel hier, dort flucht er; darin wieder ist dem Nebel jeder wahre Redner gleich, welcher zwei Ämter verwaltet, das Trostamt an denen, welche der Erquickung bedürftig, das Strafamt an denen, welche der Vernichtung wert sind. Er muß bauen —, aber er muß auch kämpfen und stürzen können; den Guten ein Segen, dem Gifte ein Feind sein! —

---

64. Die stille Nacht.

[Gesammelte Schriften. Frauenfeld 1853, II. S. 6.]

1. In einer stillen Nacht
Hob duftig sich der Frühlingswind,
Der Lebensodem lau und lind;
Der Himmel stand in Pracht,
Sein Tau kam unsichtbar geflossen;
Die Keime hofften noch verschlossen
In stiller Nacht.

2. In dieser stillen Nacht
Da hat die leise Allgewalt
Verwandelt rings Gefild und Wald;
Die Sonn' in neuer Pracht
Flammt in die laub- und blusterhellten,
Verklärten Paradieseswelten
Nach stiller Nacht.

3. In einer stillen Nacht,
Wenn bald der Keim die Hülle sprengt
Und das verdorrte Laub verdrängt,
Harr' ich der ew'gen Macht,
Und mit des andern Morgens Scheine
Werd' ich mich sehn im neuen Haine
Nach stiller Nacht.

1. **Erläuterungen. Str. 1.** Herrliche dreifache Allitteration: Lebensodem lau und lind. — **Str. 2.** V. 5 blusterhellt = durch Bluft erhellt. Bluft, sprachlich verwandt mit flos, mhd. bluost, schweizerisch und allemannisch bluest heutzutage oder blust gesprochen = Blüte. Vgl. Ab nimmt den Kranz voll Bluft und Laub. (Fröhlichs Frauenkloster zu Engelberg, Str. 7, 1.) Auch die neuhochdeutschen Dichter scheinen das Wort einbürgern zu wollen. Vgl. Geibels: „Spielmanns Heimkehr" (Spätherbstblätter 1877. 2. Aufl. S. 77.) Str. 2.

Einst zog ich hinaus in die klingende Welt,
Da standen die Rosen in Bluft.
Von der Nachtigall lernt ich das Reisen,
Und ich habe die schmelzendsten Weisen
Und die feurigsten Lieder gewußt.

2. **Inhalt:** In der Stille einer Nacht vollzieht sich gemeiniglich der Umschwung vom Winter zum Frühling. Der laue, linde, lebenskräftige

Frühlingswind erhebt sich, die Sterne schauen auf das Gotteswunder fröhlich nieder, der Tau senkt sich unsichtbar aber reich herab und schmelzt die starre Winterrinde, und die Keime, welche ihrer Erlösungsstunde entgegenharrten, sprengen die Hülle. (Str. 1.) Wie mit einem Zauberschlage ist aus dem Tode Leben geworden, die Natur, von der Starre, in der sie gelegen, erlöst, zeigt überall, wohin die Strahlen der warmen, gleichsam verjüngten Sonne dringen, Leben und Grün, ja eine Art der Verklärung. (Str. 2.) Eine ähnliche Nacht wird auch die meiner Auferstehung sein: eine Frühlingszeit nach dem Schlafe des Winters; dann wird die Erde umgewandelt und verklärt durch Gottes Allmachtswort, und dann wird der Keim meines Auferstehungsleibes, von göttlicher Kraft geschwellt, sein Grab durchbrechen, und am Frühlingsmorgen werde ich mich schauen auf verklärter Erde mit neuem, verklärtem Leibe, umstrahlt von dem ewigen Lichte. (Str. 3.)

---

65. Andre Zungen.

[Ges. Schrift. Frauenfeld 1853. II. S. 38].

1. An sonniger Halde,
Im schattigen Walde,
Den lieblichen Plätzen,
Da sprechen und schwätzen
Die Buchen und Eichen,
Die Tannen desgleichen,
Nicht ruhig verbleiben
Die Erlen und Eiben,
Die Birken und Weiden,
Und hold und bescheiden
Red't jedes, und jeden
Läßt freudig man reden;
Und uns gefällt
Die Wunderwelt.

2. So schwatzen und kosen
Die Lilien und Rosen,
Die Glöcklein und Kronen,
Die Waldanemonen,
Die Kräuter an Bächen,
Die Halmen der Flächen;
Wie steigen und neigen
Die Köpflein im Reigen!
Und Fächer und Zungen
Sind emsig erschwungen,
So halten's mit ihnen
Auch Falter und Bienen;
Und uns gefällt
Die Wunderwelt.

3. Und lauter und leise
Unendlicher Weise
Befragen, antworten
Von hier und von dorten
Sich Lerchen der Lüfte
Und Drosseln der Klüfte,
Die Wachtel im Felde,
Der Fink im Gewälde,
Die Amsel im Hagen;
Welch Flüstern und Schlagen,
Frohlocken und Klagen,
Und Singen und Sagen!
Und uns gefällt
Die Wunderwelt.

4. So schwätzend gesellen
Sich Winde und Wellen,
Und Reben begleiten
Ihr Hüpfen und Schreiten,
Und wohl auch so gerne
Besprachen sich Sterne:
Ihr Blicken und Blinken

Ist Schicken von Winken;
Und schaun sie so helle
Zum Herzen der Welle,
Wie spricht sie so heiter
Zum hohen Begleiter!
Uns, uns gefällt
Die Wunderwelt.

5. Und welchergestalten
Gespräche sie halten,
Die Bäume der Wälder,
Die Blumen der Felder,
Die summenden Flüge,
Die singenden Züge,
Der Wellen Gewimmel,
Die Sterne am Himmel,
Ist gleich nicht das Klingen*)
In Worte zu bringen:
So mehr ist zu sinnen,
Zu fühlen darinnen;
Und uns gefällt
Die Wunderwelt.

1. Grundgedanke: Es gibt noch andere Zungen als die der Menschen, und wohl dem Menschen, dessen Ohr geöffnet und befähigt ist, deren Gespräche zu verstehen. Diese Zungen sind alle ohne Ausnahme geschaffen zum Preise dessen, der die ganze Wunderwelt ins Dasein rief; für den Menschen aber ist es ein köstlich Ding, die Wahrheit des Psalmwortes zu erfahren, nachzuempfinden: Groß sind die Werke des Herrn und wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran. (Ps. 112, 2.) Wen die Harmonie des vielstimmigen Konzertes in der Natur nicht zur Erkenntnis der Wundermacht und Liebe des Schöpfers führte, dessen Ohr vernähme auch die Predigt von Menschen- und Engelzungen nicht.

2. Disposition: 1. Die Bäume (Str. 1.),
2. Die Blumen (Str. 2.),
3. Die Schmetterlinge, Käfer, Bienen und alle Insekten (Str. 2.),
4. Die Vögel alle in Wald und Feld (Str. 3.),
5. Die Wellen,
6. Die Winde, } (Str. 4.):
7. Die Sterne,

alle diese Kreaturen reden eine in Menschenrede zwar nicht übersetzbare, darum aber doch für Menschen vernehmliche, verständliche, erbauliche Sprache, und wie sie uns zur Freude bereitet sind, locken sie uns zum Danke gegen Gott, dessen Lob sie unbewußt singen. (Str. 5.)

---

66. Sichelklang.

[Ges. Schriften. Winterfeld 1853. II. S. 51.]

1. Die Amsel an der Halde,
Die Drossel singt im Walde,
Das Thal erklingt, durchzogen
Von goldnen Saatenwogen;
Und in den Tönen welch ein Ton! —
Es klingt und rauscht die Sichel schon.

*) Vgl. die oben besprochene Fabel Fröhlichs: Wörterkur.

2. Wie heilige Gesänge
Weht an des Flusses Länge
Der Duft von blühenden Trauben,
Der Duft aus Rosenlauben;
Und in der Lilien Liederhauch
Erklingt die Todessichel auch.

3. Und stets erschallen wieder
Erblühter Jugend Lieder,
Und rauschen Freudenquellen,
Und rauschen Tanzeswellen,
Und steigt empor der Psalmensang,
Und drein erklingt der Sichelklang.

In alle die Freuden der Natur und des Menschenlebens mischt sich der Ton der Todessichel ein; es soll so sein, und wohl dem, welcher in seiner Freude diesen seltsamen Ton nicht überhört. Er wird die Freude mäßigen und heiligen, ohne sie zu stören oder zu zerstören.

---

67. Beethoven.

[Ignaz Hubs Balladen- und Romanzen-Dichter S. 457. Originalmitteilung für jenes Buch.]

1. Er klopft bei Regensturm und Nacht
Wegmüd' am Bauernhofe an,
Und freundlich, wie ers kaum gedacht,
Wird ihm, dem Fremdling, aufgethan; —
Und dem Erquickten stell'n sie hin
Den weichsten Stuhl dann zum Kamin.

2. Nun sitzt der Vater an's Klavier;
Die Söhne nehmen von der Wand
Die Geigen und sie spiel'n zu vier,—
Der Wandrer sieht, — mit sichrer Hand,
Und sieht die Lust, wie's ihnen glückt,
Des Meisters Dichtung sie entzückt.

3. Die Mutter auch und Tochter lacht,
Es ruht die Hand, sie wissen's nicht,
Und mehr scheint ihre Freud' erfacht,
Je strömender das Tongedicht.
Umarmung, Händedruck und Kuß
Und Freudenthränen sind der Schluß.

4. „Um Gott!“ ruft nun der Wandrer aus,
„Welch eine Musik spieltet ihr,
Die so ergreift das ganze Haus? —
Das Ohr ist, ach, erstorben mir!“ —
Sie hol'n das Buch, — er weint — und spricht:
„Es ist mein eigen Tongedicht.

5. Ich bin Beethoven.“ — „„Welch ein Glück!““
Ist nun aus Einem Mund der Ruf.
Er hält umsonst sie sanft zurück;
Der so unendlich Schönes schuf,
Den ehr'n sie nun in jeder Weis'
Und herzlicher, denn je ein Kreis.

6. Darnach, erbeten hilft, er hin
Und spielt in tiefster Seel' erregt,
Wie diese Führung lieblich ihn
Zu Gottes Lob und Dank bewegt;
Und Stunden lang noch hören sie
Die wundervollste Phantasie.

7. Sie war des Meisters Schwanensang;
Nie rührte er die Saiten mehr;
Hier nach dem düstern Pilgergang
Quoll Abendglanz noch um ihn her.
Erkrankt ist er in selber Nacht, —
Zu höhern Chören dann erwacht.

1. **Erläuterungen: Str. 2.** „sitzt ans Klavier statt setzt sich ans Kl. = Provinzialismus. — „Der Wanderer sieht — mit sich'rer Hand" ist ein abgekürzter Satz statt: der Wandrer konnte sehen, daß es mit sichrer Hand geschah. — **Str. 4.** „Um Gott" = um Gottes willen. — **Str. 6.** „hilft er hin". Hier scheint sich zu ergänzen zu sein. — **Str. 7.** Schwanensang. Nach der Sage singen die Schwäne zuerst und allein kurz vor dem Tode ein Lied, so daß Schwanensang so viel als Sterbelied bedeutet. Vgl. Zimmermanns Gedicht: König Enzios Tod; Schlußstrophe:

Sie haben gebrochen mein Herz!
Mein Herz und meine Harfe,
So singt eu'r Schwanenlied!
Ade, du schöne Erde!
Der letzte Staufe schied.

Der Schwanensang kommt in den Sagen aller Kulturvölker vor; die Griechen lassen Apollo mit seinen Liedern vom Norden herkommen, von den Hyperboräern, einem Volke, welches hoch im Norden wohnt. (Vgl. K. F. Hermanns Gottesdienstliche Altertümer der Griechen p. 12. not. 10.) Von dort begleiten ihn die Schwäne. Der Singschwan findet sich nur im Norden, als Strandvogel auf Island, in Dänemark (Andersen, aus Herz und Welt, p. 111.: „Wilde Schwäne singen hier ihren melancholischen Gesang in frostklaren Winternächten."), Schweden*), Rußland und Sibirien. In der Edda kommt er vor, in den isländischen Sagen, ebenso in den Sagen Irlands. Der gemeine Schwan, aus Kleinasien und Südeuropa stammend, kann allerdings nicht singen. Daher kamen die Zweifel auf gegen Aristoteles Worte (Histor. animal. 9. 12.), und Plinius berichtet von mißlungenen Versuchen, Schwänen das Singen beizubringen. Neuerdings hat man die Krümmungen der Luftröhre beim Singschwan erkannt im Unterschied von der ungekrümmten Luftröhre des stummen Schwans.

Der Gesang des Schwanes wird in allen Sagen als klagend, mitleid-

---

*) Vgl. das Lied des Schweden Runeberg:

Der Schwan.

An purpurfarb'ner Wolke Rand
Der Schwan so selig sang,
Und sang und saß an Stromes Strand
Den Juliabend lang.

Und Nordens Schönheit war sein Sang,
Wie froh der Himmel dort,
Wie glänzt der Tag, die Nächte lang,
Wie schön zu weilen dort.

Wie dort der Schatten tief und reich
Bei Birk und Erle sei,
Wie jede Welle kühl und weich
In goldbestrahlter Bai.

Wie schön, unendlich schön es ist,
Dort Freundes Freund zu sein.
Wie dort die Treue heimisch ist,
Sich sehnt dorthin allein.

So schallt weithin sein Lied voll Lust,
Sein lauter Lobgesang;
Er schmiegte sich an Liebchens Brust,
Und so sein Lied erklang:

Was mehr, wenn auch dein Lebenstraum
Nicht währt Jahrhundert fort;
Du hast geliebt auf Nordmeers Schaum,
Im Lenz gesungen dort.

(Übersetzt von van der Smissen in Inland, Wochenschrift für Esthlands und Curlands Geschichte, Geographie, Statistik und Litteratur, n. 23. 1874. p. 592.)

erweckend geschildert. Darum aber, weil diese Tonart eine gewisse Erfahrung und damit Weisheit voraussetzt, nahmen die Alten an, nur der bejahrte Schwan singe, und zwar sagt Sokrates (Phaedon c. 25.): „Der Schwan singt am meisten und schönsten, wenn er die Annäherung des Todes fühlt. Denn dann freut er sich, weil er zu dem Gotte gehen soll, dessen Diener er ist.“ So konnte der Begriff des Schwanenlieds als eines trostreichen, wehmütigen Sterbeliedes entstehen. (Vgl. Cassel, der Schwan in Sage und Leben. S. 49. ff.)

Von Beethoven soll hier nur erwähnt werden, daß er am 16. Decbr. 1770 zu Bonn geboren und am 27. März 1827 an den Folgen der Wassersucht verstorben ist, nachdem er lange Zeit unter zunehmender Taubheit gekränkelt hatte. Er ist auf dem Währinger Friedhofe in Wien begraben.

2. **Zum Verständnisse.** Der alte, taube Beethoven, der in den letzten Jahren seines Lebens von Krankheit ebensooft als von Kummer heimgesucht worden war, aber auch in den letzten Lebenszeiten seine einsamen Wanderungen in der ferneren Umgebung Wiens nicht unterließ, wird durch Regenwetter, Finsternis und Müdigkeit bewogen, um ein Obdach in einem einsamen Bauernhofe nachzusuchen. Dort weilt eine Familie, welche die Musik glücklich und froh gemacht hat und erhält, und diese nimmt den Fremdling gern auf, erquickt ihn durch Speise und Trank und den schönsten, weichsten Platz am Kamine. (Str. 1.) Nach ihrer Gewohnheit wird am Abend musiziert, und zwar von dem Vater, welcher Klavier und drei Söhnen, welche Geige spielen. Den Wandrer überrascht die Sicherheit der Spieler, soweit er dieselbe (denn von den Tönen hört er nichts) aus den Bewegungen derselben erkennen kann, und zugleich sieht er, mit welcher Lust und mit welchem Genusse sie das sicher schwierige Tonstück spielen. (Str. 2.) Die Mutter und Tochter haben gleiche Freude an demselben und, wie es scheint, ebenso großes Verständnis des Gehörten. Ihre Arbeit ruht, und mit steigender Freude hören sie dem Spiele zu, um am Ende den lebhaftesten Dank den Brüdern, wie dem Vater auszudrücken (Str. 3.). Durch diesen überaus innigen Dank noch mehr in Staunen gesetzt, möchte der Wandrer des Stückes Schöpfer wissen. Er kann nicht hören, aber sehen und lesen. Und man holt und zeigt ihm das Werk. Es ist sein eignes Tongedicht. (Str. 4.) Er sagt es den Erstaunten und Entzückten, daß er Beethoven sei. Und nun überschüttet man ihn mit den größten Zeichen ihres Dankes und ihrer Hochachtung. (Str. 5.) Auf ihre Bitte setzt auch er sich ans Klavier und spielt, von dieser wunderbaren Führung aufs tiefste ergriffen, lange die wunderbarsten Phantasien. (Str. 6.) Das war der letzte Sonnenblick in des Meisters Leben und seine letzte Produktion. Noch in derselben Nacht legte er sich nieder zu der Krankheit, von welcher sein Leib nicht wieder erstehen sollte, während die Seele dorthin aufstieg, wo man neue Lieder singt und Hallelujas anstimmt in höherem Chor. (Str. 7.)

3. Schriftliche Angaben: 1. Erzählung des Ereignisses. — 2. Vergleichung des Gedichtes mit Chamissos: Francesko Francias Tod und Geibels Pergolese.

Biographie des Dichters.

Abraham Emanuel Fröhlich wurde am 1. Febr. 1796 zu Brugg im Kanton Aargau geboren und war der Sohn eines Lehrers, der auch für die Unterweisung des Knaben sich redlich bemühte. Auf der Akademie zu Zürich, welche der junge Fröhlich seit 1811 besuchte, widmete er sich der Theologie, studierte jedoch auch nebenbei Philosophie und Philologie. Im J. 1817 wurde er zum evangelischen Geistlichen ordiniert, bald darauf als Lehrer zu Brugg angestellt und mit Versehung der Filialpfarrei Mönthal, welche 2 Stunden entfernt war, betraut. Im J. 1827 ernannte man ihn zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Kantonsschule in Aarau. Zugleich gab er Religions- und geographischen Unterricht. Aber die Wirren des Jahres 1830, welchen er mit der ganzen Offenheit und Entschiedenheit seines Charakters entgegengetreten war, brachten ihn im J. 1835 um sein Amt: In die damals reorganisierte Schule wählte ihn der Regierungsrat (mit 5 gegen 4 Stimmen) nicht wieder. Doch ernannte ihn die Stadtgemeinde zu Aarau, das Unrecht wieder gut zu machen, unmittelbar darauf zum Rektor an der Bezirksschule und zum Helfer, d. h. zum Hilfsprediger (Diakonus), und diese Stellung hat er noch lange Jahre innegehabt; am 1. Dez. 1865 ist er bei seinem Sohne zu Gabenstorf im Kanton Aargau verstorben.

Fröhlich besaß ein reiches poetisches Talent. Wir besitzen von ihm Fabeln (Aarau 1825. 2. verm. Aufl. 1829), Elegieen (an Wiege und Sarg 1835), epische Dichtungen (Ulrich Zwingli und Ulrich von Hutten.). So glücklich aber auch der Griff genannt werden muß, welchen der Dichter in der Wahl dieser beiden epischen Stoffe bekundet, so schön die Dichtungen im Einzelnen und besonders einzelne Stellen derselben behandelt sind, so tadelt man doch nicht ohne Grund an diesen Dichtungen, daß sie mehr wie ein Rosenkranz inhaltlich in Verbindung stehender, chronologisch geordneter Balladen oder Romanzen sich ausnehmen, denn als ein Epos, an welches als erste Forderung zu stellen ist, daß es *ein großes* Bild, ein Gesamtbild darbiete. Es ist hier eher eine poetische Biographie geboten, als ein Epos, zumal der Dichter, wie doch der Epiker soll, nicht völlig hinter dem Epos zurücktritt, sondern durch einige, wenn auch schöne Stellen seine Anwesenheit verrät, indem er durch eingewobene Urteile über die Zeiten, von denen er erzählt, aus der Objektivität des Erzählers heraustritt.

Weitaus am bedeutendsten ist seine Bedeutung als *Fabulist*. Während die meisten Fabeldichter des 18. Jahrhunderts nach französischen Mustern ihre Fabeln in breiter Geschwätzigkeit ausspannen, verlangte und erlangte Lessing *präzise Form, Kürze und Schärfe* für die Fabel. Dies

war ein Vorzug, aber kein bedeutender. Lessing sprach von dem Werte der Fabel für den Jugendunterricht, von der Umdichtung der aesopischen Fabel durch Einsetzen anderer Motive, und seine Nachfolger hielten es nunmehr für ihre Aufgabe, Schulfabeln in diesem Sinne zu dichten. Immerhin waren die besten dieser Fabeln nur der Moral wegen gesucht und erfunden, sie verfolgten einen rein didaktischen Zweck. Fröhlich verfuhr ganz anders. Seine Freude an der Natur, das sinnige Verständnis derselben, wie es eigentlich aus jedem der oben besprochenen Gedichte hervorleuchtet, befähigte ihn, an Beobachtungen und Betrachtungen des Naturlebens ähnliche, verwandte Gedanken aus dem Menschenleben anzuknüpfen. Ihm ward ein Zusammenhang zwischen Naturleben und Menschenleben, die Analogie zwischen der niederen und höheren Schöpfung klar, und eben diese ward von ihm nicht in einer ausgeführten Moral ausgesprochen, sondern durch die vortrefflich gewählte, charakteristische Überschrift, und gerade die Hinzufügung dieser letzteren ist es, welche den Charakter des Gedichtes als einer Fabel sofort erkennen läßt. Doch nicht nur dies unterscheidet die Fabeln Fröhlichs sehr zu ihrem Vorteil von den früheren, auch die Naturwahrheit des Erlebnisses, die wirklich aus Naturbeobachtung hervorgegangene Zeichnung der verschiedenen Naturprodukte machen seine Dichtnngen ungleich wertvoller, als solche, denen man es ansieht, daß erst der allgemeine Satz feststand, ehe der spezielle Fall aus der Tierwelt herbeigesucht wurde. Ferner sprengt Fröhlich die enge Fessel der Tierfabel. In seinen Fabeln treten nicht nur Pflanzen neben den Tieren, sondern auch Mineralien auf; also Vertreter aller drei Naturreiche, und damit hat die Fabel selbst an Feld unendlich gewonnen. Zudem haben seine Fabeln eben ein politisch-satirisches Element, welches demselben einen besonderen Reiz verleiht. Nimmt man noch hinzu den Wohllaut seiner Verse bei einiger Fremdartigkeit des Dialektes, die Zartheit und den Duft der Sprache, der sich fast in jedem Gedichte zeigt, so haben wir genug gesagt zum Lobe des Talentes, welches wahrlich eine noch größere Wertschätzung verdient, als ihm seither geworden ist.

Emanuel Fröhlichs Schriften.

Hundert neue Fabeln. Zürich 1825. — Zweite, um 70 Fabeln vermehrte Ausgabe. Aarau 1829.

Schweizerlieder. Aarau 1827. — Zweite Ausgabe, mit vierstimmigen Kompositionen für den Männerchor von Fr. Theodor Fröhlich (seinem Bruder). 1828. Aarau.

Elegieen an Wiege und Sarg. Leipzig 1830.

Das Evangelium St. Johannis in Liedern. Ebd. 1830.

Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Gesänge. Zürich und Frauenfeld 1840.

Ulrich von Hutten. Siebenzehn Gesänge. Ebd. 1845.

Der junge Deutsch-Michel. Zürich 2. Aufl. 1843. 3. Aufl. 1846.

Über den Kirchengesang der Protestanten. Das. 1846. (Einleitung

zu den von ihm bearbeiteten, in Schule und Haus eingeführten Aargauischen Kirchengesangbüchern.)

Alpenrosen. (Ein schweizerischer Almanach, 1831—33, 37—39, 52 entweder von ihm allein, oder im Verein mit Follen oder Hagenbach oder Wackernagel herausgegeben.)

Auserlesene Psalmen und geistliche Lieder für die evangelischreformierte Kirche des Kantons Aargau herausgegeben. Aarau 1844. 2. Aufl. 1845.

Diebold Baselwind (des deutschen Ordens), der Berner Leutpriester in der Laupenschlacht. Ein Tafelspruch. — Die Glocken- und Kannengießerei. Aarau 1849.

Reimsprüche aus Staat, Kirche und Schule. Ebd. 1850.

Trostlieder. Zürich 1851.

Gesammelte Schriften. Frauenfeld 1853.

Emanuel Geibel.

68. Cito mors ruit.

[Gedichte. 77. Aufl. 1874. S. 154.]

1. Der schnellste Reiter ist der Tod,
Er überreitet das Morgenrot,
Des Wetters rasches Blitzen;
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Senne schwirrt, der Pfeil erklirrt
Und muß im Herze sitzen.

2. Durch Stadt und Dorf, über Berg und Thal,
Im Morgenrot, im Abendstrahl
Geht's fort in wildem Jagen,
Und wo er floh mit Ungestüm,
Da schallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klagen.

3. Er tritt herein in den Prunkpalast,
Du wird so blaß der stolze Gast,
Und läßt von Wein und Buhle;
Er tritt zum lustigen Hochzeitschmaus,
Ein Windstoß löscht die Kerzen aus,
Bleich lehnt die Braut im Stuhle.

4. Dem Schöffen blickt er ins Gesicht,
Der just das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blüt' und Klee,
Er tritt heran; ihr wird so weh —
Wer mag den Strauß vollenden!

5. Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu dem Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.

1. Grundgedanke und Erläuterungen.

Schnell stürzt den Tod herein — so lautet die Überschrift — und mit ganz leichter, poetischer Wendung hat der Dichter den Grundgedanken nochmals ausgesprochen: der schnellste Reiter ist der Tod. Das unerwartet rasche Nahen des Todes spricht auch Schiller im W. Tell aus (4 Aufz., 3. Scene):

> Rasch tritt der Tod den Menschen an,
> Es ist ihm keine Frist gegeben;
> Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
> Es reißt ihn fort vom vollen Leben;
> Bereitet oder nicht, zu gehn,
> Er muß vor seinen Richter stehn!

Auch Uhland thut das im schwarzen Ritter; doch bei Geibel ist das Bild ein anderes als bei Uhland; dieser zeichnet den Tod als schwarzen, stahlbewehrten, im Kampfe unbesieglichen Ritter, jener als den behendesten, unentrinnbaren Reiter mit sicher treffendem Bogen. Das Bild Geibels ist der Offenbarung St. Johannis entlehnt. Offb. Joh. 6, 8 heißt es: Und ich sahe, und siehe, ein fahl Pferd, und der darauf saß, dessen Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Seine Waffen sind Bogen und Pfeile. (Vgl. Off. Joh. 6, 2 Schilderung des männermordenden Krieges; und die griechisch-heidnische Vorstellung, nach welcher Apollo und Artemis von ihren Bogen die unentrinnbaren Todespfeile absenden; Ilias B. I, Pest im Lager der Griechen vor Troja; Niobe, vgl. Schillers Siegesfest: Erl. 1. Aufl. II Bd. S. 98. — 2. Aufl. IV Bd. S. 132.) — Buhle = Braut (Vgl. Freiligraths Mohrenfürst. Erl. I. S. 255.), auch Ehegemahl (wird auch von Männern in der heil. Schrift gesagt; vgl. auch Göthes König in Thule.) Später wird das Wort auch wie Geliebte im übelen Sinn=Maitresse gebraucht. — Str. 5, 2. In Geibels Gedichten 77. Aufl. steht: Du bist dem Tod wie Spreu mit Wind. Echtermeyer 1873, S. 644: Du bist dem Tod wie Spreu und Wind. Schenkel, Blüten deutscher Dichter 1853. S. 113: wie Spreu im Wind. Von diesen drei Lesarten scheinen mir die beiden ersten ohne weiteres als Druckfehler bezeichnet werden zu können. Man erwartet ohne Zweifel: der Tod fragt nach dir nicht, du giltst ihm nichts, du hast ihm gegenüber keinerlei Widerstandskraft. Der Vergleich kann nur den Gedanken fortsetzen: Wie Spreu dem Winde gegenüber keine Widerstandskraft hat. Ich möchte also glauben, daß Geibel entweder im Wind oder:

> Du bist dem Tod, wie Spreu dem Wind,

geschrieben habe. — Str. 5, 4. Der Tod hat eine Sanduhr (Stundenglas); ist der Sand verronnen, so schlägt er zu; und dein „letztes Stündlein“ hat geschlagen.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

Str. 1. Das Thema (Grundgedanke) ist: Der schnellste Reiter ist der Tod. Er ist rascher als das Morgenrot und als der Blitz. Sein Roß

ist fahl und ohne Sattel und Zaum und Sporn. Seine Waffen sind Bogen und Pfeile. Kein Pfeil verfehlt des Zieles.

Str. 2. Der Tod sucht Stadt und Land heim, Berge und Thäler, holt zu jeder Zeit des Tages seine Beute. Die Totenglocken, welche angeschlagen werden, sobald ein Herz gebrochen ist, hört er schon nicht mehr, — viel weniger die traurigen Grabeslieder.

Str. 3. Er verschont keinen Stand — auch die Reichen müssen sterben; er kömmt völlig unerwartet — in den Hochzeitssaal, und ruft die geschmückte Braut ab und verwandelt das Hochzeits- in ein Klagehaus.

Str. 4. Mitten in der Berufsarbeit ruft er den Schöffen ab, der einem Verbrecher gerade das weiße Stäblein über dem Haupt bricht, zum Zeichen, daß dessen Leben verfallen sei; auch des Richters Zeit ist zu Ende. — Mitten im Spiel und in der Jugendlust rafft der Tod das kränzewindende Mägdlein dahin — der Kranz ist unvollendet und wird auch nicht vollendet. Wer denkt daran, einen solchen Kranz zu Ende zu winden?

Str. 5. Sei darum nicht übermütig, o Mensch, der du dieses Blatt liesest, denke nicht: Ich habe solchen schnellen Tod nicht zu befürchten. Zwischen Leben und Tod ist oft nur ein Schritt. Weißt du, wann deine dir zugemessene Zeit abgelaufen ist? Vielleicht eher, als dieses Blatt du wieder umwendest, als ein Windhauch das Blatt bewegt.

Wenn dem nun also ist, wenn du lebst und weißt nicht wie lang, ists da nicht notwendig, daß du allewege dein Leben als Vorbereitung auf den Tod ansiehst und dich mit dem Gedanken an den Tod vertraut machst — und doch zugleich betest: Vor bösem, schnellem Tod behüt' mich, lieber Herre Gott! Es ist ein böser Tod, wenn die Seele dahin fährt — ohne Glauben, vielleicht abgerufen wird mitten in ihren Sünden. Auch dieses Lied ist ein kräftiges, ernstes memento mori: Gedenke, daß Du sterben mußt, wie Uhlands Kapelle. (Erl. 2. Aufl. IV, S. 269.)

3. **Entstehung.** Das Gedicht ist in Naxos entstanden auf der sogenannten Inselreise, welche Geibel mit seinem Freunde Ernst Curtius im August 1839 unternahm.

Gödeke (Emanuel Geibel I. 1869 S. 186) sagt darüber: „Daß gerade in Naxos dieser Stoff sich aufdrängte, kann nicht befremden, wo alles Hohe und Tiefe durch des Dichters Seele ging und ihm die wahre Weihe für das ganze Leben zu teil wurde; wo aber auch mitten in dem frischen blühenden Leben der Gegenwart die Schicksale der alten italienischen Geschlechter laut genug die Vergänglichkeit predigten und die rasche Hand des Todes in tragischen Bildern vor die Seele führten.“ —

[Litteratur: *Goedecke, E. Geibel I. S. 186.]

69. Pergolese.

(Ged. 77. Aufl. S. 10.)

Endlich ist das Werk vollendet,
Und der fromme Meister sendet
Seinen Dank zu Gottes Thron;
Da erbraust in mächt'gen Wogen
Durch des Domes stolze Bogen
Schon Gesang und Orgelton:

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius,
Cujus animam gementem
Contristatam ac dolentem
Pertransivit gladius.

[„Christi Mutter stand voll Schmerzen
Bei dem Kreuz und weint von Herzen,
Als ihr lieber Sohn da hieng;
Durch die Seele voll von Trauer
Seufzend unter Todesschauer
Jetzt das Schwert des Leidens gieng.“]

Und der Gottesmutter Schmerzen
Rühren mächtig aller Herzen,
Wie die Orgel tiefer schwillt;
Doch in schönen Himmelstönen
Muß sich selbst die Qual versöhnen,
Und der Wehmut Thräne quillt.

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio;
Quis non posset contristari,
Piam matrem contemplari
Dolentem cum filio!

[Ist ein Mensch, den sie nicht dauert,
Nicht das große Weh durchschauert,
Das des Heilands Mutter faßt?
Wen durchbebt es nicht im Herzen,
Schaut er solcher Mutter Schmerzen,
Solcher Mutter Jammerlast?]

Frommer Schauer, heil'ges Bangen
Hält des Meisters Seel' umfangen,
Todesahnung ernst und mild;
Doch in gläubigem Vertrauen
Sehn wir zum Altar ihn schauen
Auf der Jungfrau Gnadenbild.

Virgo virginum praeclara,
Mihi jam non sis amara,
Fac me tecum plangere,
Fac ut portem Christi mortem,
Passiones fac consortem
Et plagas recolere.

[O holdseligste der Frauen,
Deine Schmerzen laß mich schauen,
Deine Klagen fass' mein Ohr.
Christi Tod vor meinen Blicken,
Kann ich in mein Kreuz mich schicken;
Litt er doch für mich zuvor.]

Horch! Da tönen Seraphslieder
In den Chor der Frommen nieder,
Wunder ahnend lauscht das Ohr;

Erdwärts steigen sel'ge Geister,
Tragen himmelan den Meister,
Und das Lied rauscht mit empor:

Fac me cruce custodiri,	[Christi Kreuz soll mich bewachen,
Morte Christi praemuniri,	Christi Tod lebendig machen,
Confoveri gratia:	Mich erquick' sein Gnadenschein;
Quando corpus morietur,	Wenn die Seel' von hinnen scheidet,
Fac, ut animae donetur	Nimm dann, was du ihr bereitet,
Paradisi gloria.	In das Paradies sie ein.]

1. Zum Verständnisse des Gedichtes.

a) Stabat mater dolorosa. Der Dichter dieses ergreifenden, aus zehn Strophen bestehenden Marienliedes ist der fromme Franziskaner Jacoponus da Todi, † 1306 oder 1307. Er wird auch unter dem Namen Jacob de Benedictis oder Giacopone da Todi aufgeführt. Er war ein schwärmerischer Sonderling, welcher seine strafende Prophetenstimme auch rücksichtslos gegen Klerus und Papsttum erhob und namentlich die Herrschsucht Bonifacius' VIII. geißelte. Deshalb wurde er vom Papste Bonifacius bei Wasser und Brot eingekerkert. Aber ihn beugte dieses Leiden nicht. Als Bonifacius spottend fragte: Wann wirst du hinauskommen? gab er die Antwort: „Sobald du hineinkommen wirst". Dieses prophetische Wort erfüllte sich sehr bald wörtlich. (Vgl. Kurz, Kirchengeschichte.) Über seine Gedichte aber sagt Neumaier, Gesch. der christl. Kunst I. S. 397: „In seinen zahlreichen Gedichten erscheint Jakopone als ein wahrhaft gottbegeisterter Sänger; der Geist Gottes hauchte ihm diese geheimnisvollen Lieder in die Seele, und sie quellen aus innerem, unwiderstehlichem Drange; daher auch überall diese unnachahmliche Einfalt, Anmut und Kraft. Den höchsten Ruhm erwarb sich der Dichter durch sein allbekanntes „Stabat mater". In diesem frommen, zarten, innigen Liede enthüllt er uns die Geheimnisse des Leidens der Mutter Jesu und stellt den herzzerreißenden Schmerz, die tiefe Wehklage auf der einen, sowie den göttlichen Trost, das zum Himmel schauende Vertrauen, die Lieblichkeit der Wehmut auf der anderen Seite in so lebhaften Tönen dar, daß sie aus dem wunden Herzen der Mutter Jesu selbst zu kommen scheinen." (Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß diese Worte einen Katholiken zum Verfasser haben.)

Allerdings steht der Dichter auf dem spezifisch katholischen Standpunkte, da sein Lied zum Teil wenigstens eine Anrufung der heiligen Jungfrau ist; aber, davon abgesehen, ist die Sprache eine wundervolle, und der trochäische Rhythmus, welcher das Lied beherrscht, sowie der zweisilbige Reim, welchen das Lied in jeder Zeile aufzeigt, malen die Trauer ebenso, als es die Worte an sich schon thun.

Von diesem Liede sind nun Str. 1. 3. 8. 10 von Geibel in seinem Gedichte herangezogen und in sein eigenes eingelegt worden. Jede Strophe zerfällt in zwei gleiche Hälften folgender Form:

— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ a c
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ a c
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — b b

b) Pergolese. Die klassische Epoche der kirchlichen Tonkunst, soweit dieselbe Figuralmusik war, hebt mit Palestrina an und schließt mit Giambattista Pergolese, welcher 1710 zu Jesi geboren wurde und schon 1736 zu Puzzuoli starb, nachdem er sich durch Komposition von Opern und kirchlichen Stücken, unter welchen eben die Komposition des Stabat mater besonders hervorragt, berühmt, ja unvergeßlichen Namens gemacht hatte. Noch heute werden von Zeit zu Zeit von der berühmten Sixtinischen Kapelle zu Rom seine und anderer Altmeister musikalische Werke zur Aufführung gebracht. Mit ihm in Lieblichkeit und Zartheit wetteiferte Leo, dessen achtstimmiges Miserere noch jetzt hochgeschätzt ist.

c) Geibels Zweck ist nun offenbar, uns von dem großartigen Tonwerke Pergolese's etwas nachempfinden zu lassen. Pergolese hatte in seiner Komposition die verschiedenen Empfindungen, welche der Dichter von Stabat mater in seinen Worten hatte ahnen lassen, durch die Töne seiner Musik zum noch wirkungsreicheren Ausdruck zu bringen gesucht. Geibel seinerseits unternimmt es nun, die Töne der Musik in Worte zu kleiden und wählt zu dem Ende die vier Strophen aus, welche ihm am passendsten erschienen sind, um einen Wechsel in der Stimmung und der Empfindung darzulegen. So ist denn das Wort Geibels der Pergolesischen Musik Dolmetscher, und der Klang der eingesetzten lateinischen Verse läßt in Verbindung mit dem Inhalt der deutschen Verse einigermaßen ahnen, welche Wirkung jene Verse in der Komposition haben hervorbringen sollen. Um dieser notwendigen Harmonie willen zwischen Text und Übersetzung, wie wir hier die Musik und Geibels Lied in ihrer Beziehung zu einander nennen möchten, ist auch Geibels Lied in dem Versmaß von Stabat mater gedichtet, und nur die dritte und sechste Zeile haben einen männlichen Reim, da der lateinische zweisilbige einen Jambus bildende Reimklang im Deutschen nicht herstellbar ist.*)

Noch mehr. Wir wissen von Pergolese, daß er bereits im 26. Lebensjahre verschieden ist. Es ist ja nicht allzuselten, daß reichbeanlagte Männer ihren Erdenlauf ungewöhnlich früh vollenden. Es dünkt uns aber der Tod dann am allerschönsten, wenn er in dem Augenblicke eintritt, wo der Mensch auf der Höhe seiner Kraft und sittlichen Reinigung steht. Pergolese hatte genug gewirkt, als er Stabat mater komponiert hatte, er konnte nicht mehr leisten, als dies Meisterwerk, es gab kein Aufwärts mehr im Segen und Ruhm — darum läßt der Dichter den Komponisten, der ohnehin bald darauf gestorben ist, auf eine wunderbar

*) Ich habe Str. 1. nach älterer, Str. 3. 8. 10. in eigener Übersetzung gegeben, welcher unevangelische Anschauungen thunlichst ferngehalten worden sind. — Eine sehr schöne Übersetzung des ganzen Liedes bietet Hobein, Buch der Hymnen (Schwerin 1864.), S. 179 ff.

liebliche Art bei der ersten Aufführung seiner Tonschöpfung heimgeholt werden, um in der ewigen Heimat zur Anschauung der Herrlichkeit Christi zu gelangen, nachdem er Christi und der Mutter Jesu irdische Schmerzen in so unübertrefflicher Weise nachgefühlt hatte.

2. **Gedankengang.**

Pergolese hat sein Werk vollendet, das Stabat mater ist komponiert und eingeübt; mit dankbarem Herzen blickt der jugendliche Meister zu Gott auf; — und schon erbraust der Orgelklang und der großartige Chor, und die erste Strophe des Stabat Mater durchdringt den Dom und die Herzen. (Str. 1.)

Wir sehen die Mutter Jesu unter dem Kreuze, sehen ihre Thränen und ahnen, welche Qual das Mutterherz empfinden muß in jenen schwersten Stunden ihres Lebens. „Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen!" so hatte der greise Simeon ihr vor vielen Jahren geweissagt. Es gieng ein Schwert durch ihre Seele. (Gegenstr. 1.)

Die Schmerzen der Maria, der Mutter Gottes, rühren auch die Herzen der Hörer. Und die Musik wirkt immer mehr, sie malt im mächtigen Basse die Qualen und löst sie auf in Trauer und Wehmut und Thränen. (Str. 2.)

Mit solchen Gefühlen hört man die Gegenstr. 2.

Inzwischen ist aber auf den Meister sein eignes Werk von noch tieferer Wirkung geworden. Es wird ihm ernst und feierlich zu Mute, und dann tritt die Todesahnung an ihn, nicht schrecklich, sondern sanft und mild; Pergolese wendet sich zum Altare, von wo der Jungfrau Gnadenbild zu ihm herabschaut, und er betet aus vollstem Herzen, indessen sein Chor die folgende Strophe (Gegenstr. 3.) singt:

Laß mich zum Anschauen und Nachempfinden deiner und deines Sohnes Schmerzen ganz gelangen, damit die Kraft eures Leidens mich in meiner Todesstunde stärke. (Str. 3.)

Und hört! seht! Welch Wunder begibt sich! Gesang der Seraphim mischt sich mit dem Gesang der Frommen, und Engel steigen nieder, den frommen, für den Himmel heute ausgereiften, Meister heimzuholen. Sie tragen ihn himmelan, und mit ihm dringt, ihn begleitend, sein Gebet vertretend, himmelwärts der großartige Schlußvers des großen Stabat Mater (Str. 4.):

Laß aus des Heilands Kreuze mir die Krone, aus seinem Tode mir das Leben sprießen, laß seiner Gnade Licht mein Herz und Aug' durchdringen, und schließe dem Beter auf Golgatha die Pforte deines Paradieses auf! (Gegenstr. 4.)

4. **Abfassungszeit.** Das Gedicht ist eines der ersten Jugendgedichte Geibels und von dem Dichter in seinem ersten Studienjahre zu Bonn am Rheine verfaßt worden. Das katholische Kirchenleben trat dem Jüngling zum ersten Male in dieser Zeit entgegen; er schaute die großen Kirchen, den Dom zu Köln, die Münsterkirche zu Bonn, er lernte die

Pracht, welche die römische Kirche äußerlich zu entfalten vermag, kennen; und wir dürfen uns nicht wundern, wenn ihn namentlich die klassische Kirchenmusik derselben in besonderem Grade ergreift und fesselt. Unter dem Zauber, welchen die Schönheit des Kultus auf ihn ausüben mußte und durfte, ist dieses Lied entstanden, welches immerhin auch als ein Preis der Kirchenmusik überhaupt, als eine Darstellung der tiefen Gewalt eines feierlichen, gottesdienstlichen Gesanges angesehen werden kann, während es zunächst allerdings die poetische Verklärung des Todes jenes großen Tonkünstlers ist und sein soll.

[Litterarisches: *Reuter, a. a. O. 589. — Hymnarium. Halle 1861. S. 69.]

70. Die Türkenkugel.

[Neue Gedichte. 13 Aufl. 1873. S. 253.]

1. Auf der Höh' am Felsenkirchlein,
Rings vom Türkenheer umschlossen,
Liegt ein Häuflein tapfrer Griechen
Von des Bozzaris Genossen.

2. Achtmal hat die Schar dort oben
Schon begrüßt der Strahl der Sonnen;
Achtmal schon ergrimmten Mutes
Hat der Feind den Sturm begonnen.

3. Doch vergeblich in den Schluchten
Häuft er Tote nur zu Toten;
Denn der Fels ist schroff, und sicher
Trifft das Blei der Sulioten.

4. Drum von fern aus Feuerschlünden
Will er nun Verderben senden;
Kugeln über Kugeln wirft er
Nach den steilen Felsenwänden.

5. Aber mag sein glühend Eisen
Seltnes Opfer nur erreichen,
Schon beginnt ein andrer Würger
Drohend durch die Schar zu schleichen.

6. Grauser als von Feindeswaffen
Ist der Tod von Durstes Qualen;
Keinen Brunnen hat der Felsen,
Und geleert sind Schläuch' und Schalen.

7. Und der Himmel, blau und ehern,
Schaut herab mit Feueraugen;
Ach, nicht reicht's, daß von den Halmen
Sie den Tau der Frühe saugen.

8. Bleich, mit hohlen Wangen schwanken
Um das Kirchlein die Gestalten;
Kaum vermag der Arm, entkräftet,
Noch das lange Rohr zu halten.

9. Dorrend klebt die Zung' am Gaumen,
Fieberglut durchrast die Glieder;
In der Not des neunten Abends
Werfen sie sich flehend nieder:

10. Der du Moses Stab gesegnet,
Daß er Wasser schuf dem Volke,
Der du auf Elias Rufen
Kamst in schatt'ger Regenwolke,

11. Herr, erbarm', erbarm' dich unser!
Sieh, wir sind wie trockne Scherben —
Von des Feindes Schwert errettet,
Laß uns nicht im Durst verderben!

12. Und noch hallt es: „Herr, erbarm' dich!“ —
Da in rotgewölbtem Bogen
Aus dem Türkenlager sausend
Kommt ein Feuerball geflogen.

13. Dröhnend schlägt er in die Klippe,
Bohrt sich wühlend tief und tiefer —
Horch, da zischt es leis', und silbern
Zuckt es auf im Felsgeschiefer;

14. Und es blinkt und rinnt und rieselt,
Und mit Brausen dann geschossen,

Well' auf Welle, kommt das Wasser,
Dem das Erz die Bahn erschlossen.

15. O wie lieblich rauscht der Sprudel
In das Ohr der Kriegsgefährten!
O wie schlürfen sie mit Wonnen
Von dem Naß, dem langentbehrten!

16. Aber dann zu frommem Danke
Siehst du sie die Hände falten:
„Sei gepriesen, Herr der Gnaden!
Wundervoll ist all dein Walten.

17. Durch die Hand des grimmsten Feindes
Weißt du Trost und Heil zu geben;
Tod gedacht' er uns zu senden,
Doch du wandtest Tod zum Leben."

1. **Form**: Reimpaare, vollständige achtfüßige trochäische Verse mit Einschnitt in der Mitte. Reim klingend.

2. **Geschichtliches**: Die Sulioten oder die Bewohner des Suli sind ein kleiner, aus etwa 12000 Seelen bestehender, Volksstamm, welcher seinen Wohnsitz auf dem Suli, einem Bergzuge im türkischen Sandschak Janina, hat. Ursprünglich ein Hirtenvolk, das sich erst vor zwei Jahrhunderten dort ansiedelte, dann zum Schutze für die Bewohner von vier Dörfern eine Festung Suli im Gebirge erbaute, lebte dieser kleine Volksstamm, vom Türkenjoche unabhängig, in republikanischer Verfassung. Ihre Religion war die griechisch-katholische. Den Türken war die Selbständigkeit dieser Handvoll Leute ein Dorn im Auge, und dem türkischen Pascha Ali von Janina gelang es 1803, nach heldenmütiger Gegenwehr der Sulioten, Suli durch Verrat einzunehmen. Der größte Teil des Volks ward niedergemacht. Später gab der Sieger den wenigen Entronnenen, deren Dienste er gegen die Türken verwenden wollte, Land und Festung wieder. Nun kämpften sie in Diensten Alis gegen die Türken, verloren ihre Feste abermals gegen einen türkischen Feldherrn Churchid Pascha und gewannen sie wieder in folge mehrerer Siege der Griechen über die Türken. Die beiden letzten Ereignisse fallen in die Zeit des griechischen Befreiungskampfes (1822 und später.) — Die Sulioten sind tapfer und listig, gute Fußgänger und auch sonst zäh und standhaft, dabei — eine seltene Eigenschaft in jenen Landen — treu.

Lange Zeit hindurch waren ihre Anführer Glieder der Familie Bozzaris (Botsaris). Besonderen Ruhm erwarben sich in letzterer Familie: 1. Georg, der Schrecken der Albanesen zubenannt, 2. dessen Sohn Kristos, der tapfere Verteidiger Sulis bis zum Jahre 1803, 3. der glorreichste, Marko (1790 geboren), des Vorigen Sohn, dessen Tapferkeit und Klugheit besonders im griechischen Befreiungskriege hervorleuchtete. Er verteidigte heldenmütig Missolunghi 1822 und führte im folgenden Jahre den Oberbefehl über die Griechen in West-Hellas. Als er den Pascha von Skutari in seinem Lager bei Karpenissi überfiel, ward er selbst verwundet und starb wenige Tage nachher. 4. Sein Bruder Konstantin übernahm das Amt und vollzog die Rache des Bruders, unterstützt von seinem Oheim, (5.) Notho Bozzaris. Fast sämtliche Glieder der vornehmen Familie dienten, wenn sie nicht ihrem Vaterlande

nützen konnten, in einem französischen Albaneserregimente so lange, bis das Vaterland, ihrer Dienste benötigt, sie zu schwerem Kampfe gegen die Türken zurückrief.

Einem jener zahlreichen kleinen Kriege der Sulioten gegen die Türken gehört das in unserm Gedichte geschilderte Ereignis an; vielleicht war dieser Bozzaris der obenerwähnte Konstantin.

3. **Der Grundgedanke** findet sich deutlich in der vorletzten Zeile des Gedichtes ausgesprochen:

Durch die Hand des grimmsten Feindes weiß Gott Trost und Heil zu geben.

Zugleich ist dies Ereignis ein leuchtender Beweis dafür, daß Gottes Hand noch nicht verkürzt ist, so daß er auch heute noch helfen kann, und daß Gott die Gebete der Seinen noch heute erhört. Das Wunderbare in der Art der Hilfe ist das Charakteristische in diesem Gedichte, nicht die Gebetserhörung selbst.

4. **Disposition:**

I. Die steigende Not. Str. 1—9.
   a) Die Belagerung (Str. 1.).
   b) Der Sturm (Str. 2. 3.).
   c) Das verstärkte Bombardement (Str. 4.).
   d) Der Durst (Str. 5—9.).

II. Das Gebet: Str. 10. 11.

III. Die Erhörung: Str. 12—15.

IV. Der Dank: Str. 16—17.

5. **Schriftliche Aufgabe:** Vergleichung dieser Erzählung mit Gustav Schwabs: Die Engelskirche auf Anatolikon.

Die Engelskirche auf Anatolikon.*)

(Von Gustav Schwab.)

[Gedichte. Neue Auswahl. 1838. Stuttgart, S. 218.]

Es lacht ein Eiland
Mit Rosenlauben,
Wie sonst es schaffen
Wie man's nur schauet

Mit Feigenbäumen,
Mit Rebenranken,
Nur die Gedanken,
In Morgenträumen.

Es regt ein Volk sich
Das spricht die Sprache,
Die zu uns redet
Und Freiheit deckt es

Auf seinen Hügeln,
Die alte, traute,
Mit Geisterlaute;
Mit jungen Flügeln.

Es wohnt im Schutze
Den Cherubinen
Von Marmor stehet
Im weißen Kleide,

Der heil'gen Engel,
Ist es vertrauet,
Ihr Haus gebauet,
Rein, ohne Mängel.

*) Kleine Inselstadt am Eingange des lepantischen Meerbusens, an Reiz der Lage Venedigs vergleichbar. — Diese Begebenheit berichtet uns die (Augsb.) Allgemeine Ztg. vom 25. Febr. 1824.

Wohnt auch die Trauer In solchem Lande?
Warum verödet Die Rosenlauben?
Warum kein Liedchen Beim Saft der Trauben?
Kein Tausch der Waren Am regen Strande?

Das macht, es wimmelt Dort auf den Wassern,
Und birgt sich hinter Den Felsenriffen:
Ein Heer von Masten Von fremden Schiffen,
Ein grimmig Heer ist's Von Christenhassern!

Du Griechenvölkchen, Willst du verzagen?
Das Schwert der Väter, Hast's nicht geschwungen?
Hast mit der Freiheit Nicht Mut errungen?
„Mut g'nug und Schwerter, Sie zu erschlagen!"

„Doch sind's zu viele!" — Hast du nicht Mauern?
Hast du nicht Schanzen, Dich klug zu decken?
„Ja, Türm' und Wände, Der Feinde Schrecken,
Die zehn Geschlechter Wohl überdauern! —

Und blüh'n nicht Früchte Dir g'nug dahinter?
Kornähren, Feigen, Und Öl die Menge? —
„Mir naht kein Hunger, Der mich bedränge:
Mich nährt der Sommer, Nie folgt ein Winter."

„Nur eins vergaß mir Natur zu spenden:
Kein Quell mir sprudelt Aus ihren Brüsten;
Sonst kauft' ich Wasser An fernen Küsten,
Jetzt wehrt der Feind mir An allen Enden!"

„Umsonst des Blutes Hab' ich vergossen,
Ins Herz des Feindes Das Blei gesendet!
Die Kraft versieget, Das Leben endet,
Er schickt den Durst mir, Den Bundsgenossen!"

Da will das Auge Sich traurig senken. —
Doch sieh! die Menge, Die gläub'ge, wallet
Zum Haus der Engel, Und Flehen schallet:
„O, Gott im Himmel, Du kannst uns tränken!"

„Machst Deinen Engel Zu Wind und Wolke,
Machst Deine Diener Zu Feuerflammen:
Da krachen Schiffe Zermalmt zusammen,
Da stürzt der Dränger Vor deinem Volke!"

„Heut nach der Erde Geheimster Ader
Laß Deine Geister, Die treuen, spüren:
Wenn erst die Quellen Sich um uns rühren,
So zwingt uns nimmer Des Feinds Geschwader!

„Erhör' uns, Retter!" So tönt's von allen.
Hat er vernommen Die fleh'nde Stimme?
Warum nicht wehrt er Des Feindes Grimme?
Die Schlunde donnern, Die Kugeln fallen.

Und eine flieget Mit Sturms Gefieder,
Reißt durch des Tempels Gewölbte Decken,
Des Volkes Flehen Verstummt in Schrecken,
In seine Mitte Fährt sie hernieder,

Schlägt in den Boden,
Wühlt in dem Grunde,
Sie gräbt so gierig
In seinen Ritzen;
Da hört ihr's sprudeln,
Da seht ihr's spritzen: —
Da quillt ein Brunnen
Tief aus dem Schlunde.

Erzengel Gottes
Sei hoch willkommen!
Du fährst als Donner
Aus glüh'nden Blechen;
Springst aus den Tiefen
In Wasserbächen,
Wenn's gilt zu retten
Das Volk der Frommen.

Da schöpfet jeder
Vom heil'gen Quelle,
Durch alle Glieder
Dringt Engelsstärke,
Sie schreiten fürder
Zum großen Werke,
Fort aus dem Tempel,
Hin auf die Wälle.

Dreitausend Kugeln
Schickt aus den Schlünden
Zur heil'gen Insel
Der Feind vergebens,
Sie all' erlöschen
Im Strom des Lebens:
So muß die Freiheit
Sich ewig gründen.

---

71. Gudruns Klage.

[Geibels Neue Gedichte, 13. Aufl. S. 168.]

1. Nun geht in grauer Frühe
Der scharfe Märzenwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waschen die Gewande
Der grimmen Königin.

2. Das Meer ist tief und herbe,
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimatserbe
Allzeit geschieden sein;
Doch herber ist's, zu dienen
In fremder Mägde Schar,
Und hat mir einst geschienen
Die güldne Kron im Haar.

3. Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel;
Mein Speis' und Trank sind Sorgen
Und Kummer mein Gespiel.
Doch berg' ich meine Thränen
In stolzer Einsamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein sing ich mein Leid.

4. Kein Dräuen soll mir beugen
Den hochgemuten Sinn;
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und so sie hold gebaren,
Wie Spinnweb acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

5. O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle wert,
Was rauscht nicht euer Ruder,
Was klingt nicht euer Schwert!
Umsonst zur Meereswüste
Hinspäh' ich jede Stund';
Doch naht sich dieser Küste
Kein Wimpel, das mir kund.

6. Ich weiß es: nicht vergessen
Habt ihr der armen Maid;
Doch ist nur kurz gemessen
Dem steten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einst, zu sühnen;
Zu retten, ach, zu spät,
Wann schon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

7. Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage,
Und trägt beschwingt sie fort.
O möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
„Wohl laß ich hier das Leben,
Die Treue laß ich nicht!"

1. **Erläuterungen: Str. 2.** Freund = ihr Verlobter; Heimatserbe = ihr Bruder Ortwin, der junge König.

Str. 4. „So sie hold gebaren" = wenn sie mir freundliche Geberden zeigten und Worte gaben, — ich achtete solche falschen Gesichter und Worte nur wie Spinnengewebe, d. h. als von falschen Kreaturen ersonnen, um mich zu berücken, und zugleich doch schwach genug, so daß ich sie leicht zerreißen konnte.

Str. 5. Buhle = Bräutigam. Vgl. Erl. I³. S. 255. — „Kein Wimpel" statt: kein Schiff; der Teil steht statt des Ganzen (Synekdoche.) — Das mir kund = kein mir bekanntes Schiff.

2. **Zum Verständnisse des Gedichtes.** Wie die Griechen zwei großartige Volksepen von unvergänglichem irdischen Ruhme aufzuweisen haben, die Ilias und die Odyssee, so hat auch unser deutsches Volk zwei Volksepen, welche jenen zur Seite gestellt werden können, das Nibelungenlied und die wunderschöne Nebensonne jenes Liedes der Nibelungen, das Lied von Gudrun, dem Sagenkreise der Nordsee angehörig, erst seit etwa 50 Jahren neu entdeckt. Die Heldin dieses Epos ist Gudrun. Ihre Geschichte ist folgende: Ortwin und Gudrun sind die Kinder Hettels, Königs in Hegelingen, und der Hilde, einer Tochter Hagens, des irländischen Königssohnes. Gudrun hat zwei Werber; den Hartmut, Sohn eines Normannenkönigs, weist sie ab, den Herwig, König von Seeland, nimmt sie an und wird mit ihm verlobt. Bald nach diesem frohem Familienereignis zieht der Vater Hettel und der Bräutigam kriegführend in ein fernes Land, und die Zeit ihrer Abwesenheit benutzt Hartmut zu einem Einfalle in das Reich Hettels, dessen Tochter ihn verschmäht hatte. Herwigs Vater Ludwig zieht mit in den Kampf, die Burg des Königs wird erobert, Gudrun gefangen fortgeführt. Den frechen Räubern jagen Hettel und Herwig nach. Auf dem Wulpensande, einer Nordseeinsel, holen sie die Räuber ein. Ein furchtbarer Kampf entspinnt sich. Aber Ludwig erschlägt Gudruns Vater Hettel, und des letzteren tapferster Manne, der alte Wate, wütet nun mit grimmigem Mute gegen den Feind; erst die Nacht trennt Feind und Freund. Und die Nacht benutzt Hartmut, mit seiner Beute zu entfliehen. Traurig und still kehrt Wate heim; in die stille Königsburg der Königin Hilde muß er die entsetzliche Kunde bringen, daß Gudrun nicht gewonnen, daß Hettel ihr verloren ist. Watens Schild ist zerhauen: „Wo ist mein lieber Herr, wo sind seine Freunde?" fragt bang die Königin. „Ich will euch nicht betriegen, — sie sind alle erschlagen. Wenn das junge Geschlecht im Lande herangewachsen ist, dann kommt die Zeit der Ahndung für Ludwig und Hartmut." Das ist die kurze, erschütternde Antwort.

Die Normannen aber eilen ihrer Heimat zu. Als man die Burgen und das Gestade derselben erblickte, redete der alte König der in Thränen gebadeten Gudrun freundlich zu*): „Wollt ihr, edle Jungfrau, Hartmut minnen, so ist alles dies, was ihr sehet, euch zu Dienste angeboten; Freude und Königs-Ehre warten Euer an Hartmuts Seite.“ Gudrun aber antwortet: „Ehe ich Hartmut nähme, eher wählte ich den Tod; hätte es sich bei meines Vaters Leben ehedem also gefügt, so möchte es sein; aber jetzt gäbe ich eher mein Leben dahin, ehe ich meine Treue bräche.“ Da ergreift zornentbrannt der alte König die edle Jungfrau bei den Haaren und schleudert sie in die See. Hartmut jedoch springt ihr nach und rettet die Gefangene. In der Normannenburg versucht Gerlinde, Hartmuts Mutter, anfangs mit süßen Worten die Gefangene umzustimmen. Als Gudrun aber fest bleibt, ersinnt ihr die „wölfische“ Königin allerlei Mißhandlung. Wie die niedrigste Magd muß das Königskind am Strande Leinwand waschen, im Schlosse den Ofen heizen und andere entehrende Arbeit thun. Aber Gudrun bleibt treu und trägt alle Unbill mit Geduld, ob auch die Qualen täglich zunehmen, die Demütigungen sich steigern.

Und lange Jahre muß sie warten — ehe die Erlösungsstunde schlägt, ehe der treue Verlobte und der herangewachsene Ortwin mit einem neuen Heere, vom alten Wate geführt, ankommen und blutige, gerechte Rache nehmen und die arme Gudrun erlösen.

In die Zeit des Harrens und Hoffens, wie des Leidens und Jammers versetzt uns Geibel in seiner: Gudruns Klage. Drei Eigenschaften sind es, welche wir an der edlen Gudrun des Epos schauen und bewundern und welche auch der Dichter Geibel deutlich an seiner Gudrun zeichnet; das ist vor allem die Treue, welche das Heldenweib ihrem Verlobten erhält unter solchen schwierigen Umständen, in der Gefangenschaft, von gefühllosen Menschen gepeinigt, gedemütigt, das ist die Geduld, welche viele Jahre auf die Stunde der Erlösung harren kann, welche aus ihrer innigen Liebe zu dem Bräutigam und dem Bruder, aus dem festen Vertrauen auf die Treue der Ihren die Kräfte herleiht, das Schwerste so lange zu ertragen; und endlich der großartige Adel ihrer Seele, der äußerliche Demütigung und Beschimpfung aller Art erträgt, aber innerlich sich rein erhält, reiner als das Linnen, das ihre zarten Hände gewaschen haben: der jeden Gedanken an eine Vergewaltigung ihrer Unschuld durch einen majestätischen Blick zu bannen, jeden Versuch durch diese Waffe ihrer Seelenreinheit und inneren Würde zurückzuweisen vermag; der durch den groben Kittel der Magd hindurchleuchtet und in dem Schmutz der Mägdearbeit die königliche Maid erkennen läßt.

---

*) Vgl. Vilmar, Nationallitteratur 10. Aufl. S. 110.

72. Hoffnung.

[Juniuslieder. 15. Aufl. 1864. S. 139.]

1. Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blicken der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne!

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar,
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren,
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden:
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden!

1. Erläuterungen:

Str. 1. Das ein Gedicht beginnende Und (vgl. Arndts Kriegslied gegen die Welschen: Und brauset der Sturmwind des Krieges heran.) setzt voraus, daß der Dichter bereits in Gedanken den Stoff des Gedichtes, das Thema desselben mannigfach durchdacht und nun gewissermaßen in seine schriftliche Darstellung nur die letzte Hälfte der Meditation aufgenommen hat. Es erscheint dadurch ein solches Gedicht als Fragment, welchem der Anfang fehlt. — Dräut, alte Nbf. von droht. **Str. 4.** „auf leisen Sohlen" = unvermerkt, ehe man sein Nahen gehört und gespürt hat.

2. Inhalt des Liedes: Es kommen Lebenslagen für den Einzelnen und für die Gesamtheit gleichgesinnter Menschen, wo alle Aussicht darauf, daß das Gute je wieder siegen werde, geschwunden scheint. Es scheint, als habe Satan die Macht auf Erden allein; Gott sei gestorben, und „die Hölle sei auf Erden." Solchen Hoffnungslosen, die nur trüb und schwarz sehen, hält der Dichter vor: Wie nach dem Winter immer wieder der Frühling kommt, so wird auch die Zeit kommen, wo das Böse unterliegen und Recht und Wahrheit wieder zum Siege gelangen werden. Deshalb nennt er sein Gedicht: Hoffnung. An einem Bilde zeigt er also die Wahrheit seines Themas. (Allegorie.)

Mag der Winter noch so streng und „trotzig" auftreten, Eis und Schnee umherstreuen — er muß dem Frühlinge weichen. Und wenn dichte Nebel uns die Sonne Tag um Tag verhüllen — endlich wird ein

Tag kommen, wo die Sonne die Nebel durchdringt und die schlafende Erde zu neuer Wonne weckt. Je lauter das Toben der Stürme unser Ohr trifft, desto sicherer ist der Lenz nahe; ja die lauten Stürme verhindern nur, daß wir des Lenzes Kommen merken, der „mit leisen Sohlen" sich heranschleicht. Und wenn der Lenz kommt — o wie schön wirds dann! Wie eine Träumende erwacht die Erde und lacht dankbar und froh den blauen Himmel an und jubelt in tausend Stimmen vor Freude. Sie schmückt sich das Haupt mit Kränzen von Blumen und Ähren, die klaren Wasser der Brunnen scheinen die Freudenthränen der Erde zu sein. — — So, du trauriges, verzagtes, hoffnungsarmes Herz! sei auch du gewiß, Gott führt dich aus dem Winter der Leiden in den fröhlichen Lenz und nicht nur dich, sondern die ganze seufzende Kreatur aus den Leiden dieser Zeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Es muß Frühling werden, wie in der Natur, so in dir! Und wie herrlich muß erst jener letzte große Maientag werden! Darum: Vertraue nur auf Gott und sei getrost!

Einen besonderen Reiz aber hat dieses Lied für den Leser, welcher die Stimmung und Lage des Dichters kennt, in welcher dasselbe entstand: Der Dichter hatte in dem Herbste des Jahres 1840 auf 41, von dem schönen Griechenland heimgekehrt, gehofft, eine Gymnasiallehrerstelle zu Lübeck zu erhalten und sah sich in dieser Hoffnung betrogen; er hatte eine Lübeckerin treu geliebt und bisher Gegenliebe gefunden, und eben der Umstand, daß er noch ohne Aussicht auf eine feste Stellung war, sowie andere Mißverständnisse und Mißdeutungen führten im Winter den traurigen Verzicht für den Dichter, die definitive Lösung des Verlöbnisses, herbei. Das war ein harter, trüber Winter!

3. Schriftliche Aufgaben: 1. Vergleichung der Schilderung des Frühlings in diesem Gedichte mit derjenigen in Nikolaus Lenaus: Der Lenz. — 2. Gedankengang des letzteren.

---

73. Ludwig Uhland.

[Gedichte und Gedenkblätter. 6. Aufl. 1868. S. 83.]

1. Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im Deutschen Dichterwald;
Ein Sänger schied, getreu von allen,
Von denen Deutsches Lied erschallt.
Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er keusch und schlicht!
Ein Meister und ein Held wie Walter,
Und rein sein Schild wie sein Gedicht.

2. Wohl Größre preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeern der Hellenen blühn;
Doch keiner sang in unsrer Mitte,
Der so wie er unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold Deutscher Ehren war.

3. Drum, wenn wir seinen Weisen lauschen,
Umweht es uns wie Heimatluft:
Wir hören Deutsches Waldesrauschen,
Wir atmen Deutschen Maienduft.
Die Herrlichkeit verschollner Tage
Steigt mondbeglänzt vor uns herauf,
Uns geht beim Waldhornruf der Sage
Das Herz im süßen Schauder auf.

4. Und wenn mit männlich ernstem Fodern
Sein Lied nach Freiheit ruft und Recht,
Auch das ist Deutschen Geistes Lodern,
Beharrlich, prunklos, stark und echt.
Es lehrt uns — was das Schicksal sende —
Dem Weltlauf fest in's Auge schaun;
Es lehrt uns treu sein bis ans Ende
Und auf der Zukunft Sterne traun.

5. Und forschen wir, wie vom Beginne
Der Sprache zweigend Erz gediehn,
Und was der Väter gläub'gem Sinne
Als uralt heilig Bild erschien:
Er hat den rechten Schacht gefunden,
Er trägt auf vielgewundner Bahn
Durchs Labyrinth der Götterkunden
Die Fackel deutend uns voran.

6. So wob er schon in unsre Jugend
Des Liedes Schmuck, der Sage Lust;
So reift' er zu entschloßner Tugend
Den Freiheitsdrang in unsrer Brust.
So stand er, Deutschen Reichtums Wächter,
In sinnverwelschter Zeiten Lauf,
Und huld'gend schauten drei Geschlechter
Zu seiner stillen Hoheit auf.

7. Er schied; es bleibt der Mund geschlossen,
So karg im Wort, im Lied so klar,
Der Mund, draus nie ein Spruch geflossen,
Der seines Volks nicht würdig war.
Doch segnend waltet sein Gedächtnis,
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtnis;
So treu und Deutsch zu sein wie er.

1. **Zum Verständnisse des Gedichtes:** Als ein poetischer Nachruf, gedichtet unter dem Eindruck der Todesnachricht des Tübinger Dichters († 13. Nov. 1862), hat dieses Gedicht eine zwiefache Aufgabe zu erreichen gestrebt: es will eine Charakteristik des Dichters geben und in kurzen Zügen die Bedeutung seiner Werke hervorheben. Dadurch wird das Gedicht reich an Anspielungen mancherlei Art, und wenn wir diese Beziehungen aufgefunden haben, so haben wir auch des Gedichtes Verständnis uns vermittelt.

Str. 1. Uhland war ein großer Dichter, ein Mann, treu wie Gold, keusch in allen seinen Worten, nie in das Niedrige hinabsteigend, eine edle Persönlichkeit, in dessen Augen und Worten der Seelenadel zu lesen war, durch welchen er sich über alles Gemeine stolz erhob, während er sonst die liebenswürdigste Bescheidenheit selbst war. So war er ein zweiter Walter von der Vogelweide[1]), ein edler Ritter und ein reiner Sänger, ein Held in deutscher Mannesart und ein Meister im Gesange.

Str. 2. Den größten Dichtern rechnet man ihn nicht zu. Göthe und

[1]) Uhland stellt ihn dar: Walter von der Vogelweide, ein Altdeutscher Dichter. 1822.

Schiller, deren Stirne neben den Eichenkränzen der Deutschen der griechische Lorbeer dauernd bedeckt, stehen höher als Uhland. Aber es hatte Deutschland keinen Dichter, der in gleichem Grade ein deutscher Dichter, ein Sänger deutschen Wesens war.

Str. 3. Er führt uns in unserer deutschen Heimat umher, in deutsche Wälder, auf deutsche Burgen; die deutsche Vorzeit[2]), so sagen- und so ehrenreich, weckt er uns auf und führt sie an unserem Auge vorüber, und unser Herz schaudert und jubelt, indem es diesem sagenkundigen Munde lauscht.[3])

Str. 4. Auch die Einfachheit und Kraft seiner Vaterlandslieder, sein freiheitliebender Geist, sein hoffnungsstarkes, in Gott mit festem Vertrauen gewurzeltes, Herz sind Merkmale echtdeutschen Wesens.[4])

---

[2]) „O daß erschiene die Zeit, da zwischen den sonnigen Bergen der alten und der neuen deutschen Poesie, zwischen denen das Alter der Unpoesie als eine tiefe Kluft hinabdämmert, eine befreundete Brücke geschlagen und darauf ein frohes Hin- und Herwandeln lebendig würde." Das ist Uhlands eigner Wunsch, der Bau dieser Brücke war seine Lebensaufgabe; soweit die deutsche Vorzeit, welche ihn so mächtig anzog, auch zu den „schönen Fernen" gehört, an welchen die Romantiker sich weiden, lehnt auch Uhland sich an die romantische Schule an. Doch ist er wieder kein Romantiker, soweit diese einen weiteren Horizont haben. Denn Uhland schaute nur eins an und rief nur eins aus dem Schlafe des Dornröschens hervor: die deutsche Sagenpoesie.

[3]) Hierher gehören seine zahlreichen Balladen und Romanzen, jene ernst und schaurig, diese heiter und launig — alle trefflich, in ihrer Art unübertroffen. Auch „Herzog Ernst von Schwaben" und „Ludwig von Baiern", zwei Dramen Uhlands, sowie seine Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder müssen hier Erwähnung finden.

[4]) Geibel weist uns damit hin auf die vaterländischen (1815—17) Gedichte Uhlands und charakterisiert dieselben. Im Lied eines deutschen Sängers (1814) will er sich, wie die Katten Erzringe vor der Schlacht anlegten, bis sie sich mit einem erschlagenen Manne gelöst hatten, so den Geist in Bande schlagen und an den Mund ein Schloß werfen, bis er dem Vaterlande als Schwertgenoß gedient habe; könne man ihn aber dazu nicht gebrauchen, dann habe er den zweiten Wunsch:

> Doch möcht' ich eins erringen
> In diesem heil'gen Krieg:
> Das edle Recht, zu singen
> Des deutschen Volkes Sieg.

Die Siegesbotschaft ist gleicher Vaterlandsliebe Zeuge und das schöne, kurze Lied: An das Vaterland! Wer hätte es nicht gesungen mit bewegtem Herzen, doppelt bewegt durch das Anschauen jener großen Zeit und dieses liebenswürdigen Sängers derselben! Es lautet:

> Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
> Geliebtes deutsches Vaterland!
> Denn Dir, dem neuerstandnen, freien,
> Ist all mein Sinnen zugewandt.
>
> Doch Heldenblut ist Dir geflossen,
> Dir sank der Jugend schönste Zier:
> Nach solchen Opfern, heilig großen,
> Was gälten diese Lieder Dir?

So reich und schlicht, so kerndeutsch sind alle „vaterländischen Gedichte". Welch eine feste Art klingt in „das alte gute Recht"; welch ein Mannesmut blitzt aus seinem Lied: „Württemberg!" Wie straft er Fürsten und Volk: „Am 18. Oktober 1816" und in so manchem der andern vaterländischen Gedichte!

Str. 5. Besonders fruchtbar aber war er in gelehrten Studien über die schwierige, einem Labyrinth gleiche, Frage der deutschen Götterkunde. Seine vorlaufende Arbeit über den Mythus von Thor (1836) war in gewissem Sinne epochemachend. An diese schlossen sich an, nach dem Tode Uhlands herausgegeben: Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, von welchem seit 1865 acht Bände (der letzte 1872) erschienen sind.

Str. 6. In Geibels Jugend — er ist 1815 geboren — fielen die meisten der Gedichte Uhlands, durch welche die Lust an der Sage mitgewirkt wurde. Zugleich war Uhland ein Vorbild deutscher Tugend und echter Freiheitsliebe; drei Geschlechter, das der Zeitgenossen und die Kinder und Kindeskinder derselben, haben den edlen Mann verehrt und geliebt.

Str. 7. Seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit ist der Grund, daß der Dichter, in mündlicher Unterhaltung so karg erschien. Schmeicheleien, ja öffentliches Lob waren ihm gründlich zuwider.[5])

---

[5]) Bei einem Besuche Tübingens hatte ich nicht nur Gelegenheit, in Uhlands Garten auf derselben Bank zu sitzen, wo er so oft weilte, in den Anblick seiner trauten Vaterstadt versunken, sondern auch verschiedene Züge seiner Anspruchslosigkeit zu erfahren, welche jegliche Auszeichnung seiner Person zu verhindern suchte. Einmal hätte er fast bei dem Versuche, eine ihm zugedachte Ovation zu hintertreiben, von Verehrern seiner Person, welche aber ihn noch nicht persönlich kannten, Schläge bezogen. Dieses schöne Erlebnis erzählt in sehr ansprechender Weise Gerok in dem folgenden Gedichte:

Schwäbische Kunde.

1867.

(Von Karl Gerok.)

[Geb. 1815 zu Vaihingen, jetzt Prälat in Stuttgart.]

Kein Deutscher, der nicht seinen Uhland kennt,
Mit Stolz den Mann, mit Preis den Sänger nennt;
Doch viele, die ihn kennen vom Gedicht,
Sah'n nie in sein charaktervoll Gesicht,
5 Und mancher, der in's Antlitz ihm geschaut,
Fand sich nicht ganz, wie er gehofft, erbaut.
Sein Dichterhaupt, von Kraftgedanken voll,
'S ist wahr, es glich nicht völlig dem Apoll;
So reich der Schatz in seines Busens Grund,
10 So karg war oft des Mann's verschwieg'ner Mund;
Die Nachtigall im Deutschen Dichterwald,
Sie hatte weder Schöne noch Gestalt;
Der Minnesänger, der so stark und süß
Die alte Ritterharfe schallen ließ,
15 Die Saiten Walters von der Vogelweid' —
Er ging so schlicht im bürgerlichen Kleid;
Der Mann des Volks, der seines Königs Zorn
Furchtlos bestanden wie Bertrand de Born,
Nichts ließ er seh'n von Volkstribunenart.
20 Das Kinn umquoll kein Demokratenbart,
Und wie er einfach sauber ging und stand,
Am nächsten schien er der Kanzlei verwandt.
Drum dort am Neckar aus dem Dichterhaus
Trat je und je ein Gast verblüfft heraus,
25 So einer, der auf große Männer reis't,
Für's Tag'buch gern erschnappt ein Wort von Geist
Und gibt's hernach um schönes Geld in Druck,

Wohl haben wir Ursache, Uhland als ein Vorbild deutscher Art, soweit dieselbe Lob verdient, anzusehen und ihm nachzueifern. Es ist ein großes, aber wohlbegründetes Lob, daß sein Mund nicht einen Ausspruch gethan habe, der nicht des deutschen Volkes würdig war. Vgl. Simrocks:

Für Uhlands Denkmal.

[Gedichte. Neue Auswahl. 1863. S. 498.]

Was schreiben, teurer Schatte,
Wir auf dein Mal von Erz?
„Seht an den Mann: er hatte
Für unser Volk ein Herz.“

Daß sich sein Reich erneue,
Wollt' er es stark und frei,
Und wer es will, der steure
Zu seinem Male bei.

Daß er die Wege zeige
Im Frieden wie im Streit,
Mit ihm dem Grab entsteige
Die deutsche Herrlichkeit.

2. Zur Vergleichung:

Ode, an Uhlands Grab.

(Gedichtet und gesprochen von J. G. Fischer.)

Heilige Stätten sind es, wo der Fußtritt
Hoher Menschen gewandelt; aber eine
Ist die heiligste: wo um ihre Asche
Dankend die Nation sich sammelt;

Wo in dem Markstein, welcher eines großen
Lebens Grenze beschließt, die Weltgeschichte
Einen Mann gegraben, dessengleichen
Nur in Jahrhunderten Einer aufsteht.

Dem großen Mann zur Ehr', sich selbst zum Schmuck.
Wie lustig fand er's jüngst an Kerners Tisch,
30 Ernst und Humor, — welch' zauberhaft Gemisch,
Wie schön der Mann im dunkeln Hauptgelock,
Wie dichterisch der Eremitenrock!*)
Wie ging bei Gustav Schwab das Herz ihm auf,
Wie lenkte der gewandt der Rede Lauf,
35 Wie blitzt sein Aug', wie blitzt der Zähne Pracht,
Wenn im Gespräch er jovialisch lacht!
— Doch diesen Uhland, den verschwieg'nen Mann,
Wer soll's ihm anseh'n, was er ist und kann!
Und ob in Fragen sich an ihm erschöpft
40 Ein Sokrates: er bliebe zugeknöpft.
Nun tagt einmal gelehrter Männer Zahl
In Tübingen, im schönen Neckarthal, —
Man ehrt sie hoch im ganzen deutschen Land,
Erforscher der Natur sind sie genannt, —
45 Und als sie manch gelehrt Gespräch geführt,
Drei Tage diskuriert und disputiert,
Da fuhren sie, der Himmel war so blau,
Das Thal hinauf in's schöne Niedernau,
Allwo den Fremdlingen die Musenstadt
50 Ein lustig Ehrenmahl bereitet hat,
Und wo in all der Gäste bunter Schar
Auch unser Uhland mit versammelt war.
Da wurde brav getafelt und gezecht,
Und der Natur ward allerseits ihr Recht;
55 Der Vogel, der sich durch die Lüfte schwingt,
Der Fisch, der in den Wellen schwimmt und springt,
Das Wild, das durch der Wälder Dickicht streift,
Die Frucht, die in des Baumes Wipfel reift,
Und was der Landmann von Gemüs' und Kraut

---

*) Rock eines Einsiedlers.

Heute auch dir, du sonnenheller Name,
Wies die Stätte der Geist, der dich gesendet,
Deinem Volke zu zeigen, welch ein Segen
Eines erprobten Mannes Kraft ist.

Und wir empfinden ganz den Meistersegen
Mit den Tausendenfallen, welche ferne
Dieses seltenen Tags mit uns gedenken,
Dankend wie wir dem seltnen Toten.

Wenige Augenblicke — und wir scheiden,
Deinem Schlummer allein dich überlassend;

Aber deines begeisterten Volkes Herz wird
Stärkung an deinem Grabe suchen.

Weinende Jungfraun, denen deine Harfe
Goldene Lieder in's Herz klang, werden kommen,
Die Gelübde zu lösen, die sie deiner
Frauengestalten Vorbild schwuren.

Aber an euch, ihr deutschen Musensöhne,
Die die Fackel vor Uhlands Namen schwingen,
Wird sein Mahnen ergehn, und vom Pokal euch
Rufen zum ernsten Männerkampfe.

---

60 In Thal und Berg, in Sonn' und Schatten baut,
Und was Natur im edlen Rebensaft
Am Rhein und Neckar Köstliches erschafft,
Das alles ward mit Ernst und Fleiß erforscht,
Geschlürft, gekaut, zerbissen und zermorscht,
65 Und mancher heit're Trinkspruch würzt das Mahl,
Und lauter stets und lauter wird's im Saal. —
Da saß ein Gast, aus Norden, stammverwandt,
Der fühlt vom Geist sich plötzlich übermannt;
Dieweil er längst nicht mehr am ersten Glas,
70 So dacht' er billig auch an dies und das,
Was klingt und singt, was rauschet und was braus't;
Jetzt hebt er hoch den Kelch in starker Faust
Und ruft: „Ihr Herr'n, erlaubt mir Eines noch,
Der Sangesmeister Uhland lebe hoch!"
75 Doch rasch dawider unten aus dem Eck'
Erhebt sich eine Stimme kalt und keck:
„Dagegen thu' ich feierlich Protest,
Den Forschern, nicht den Dichtern gilt das Fest!"
Da war's, als flög ins Pulverfaß ein Blitz,
80 Ein zweiter Fremder fährt empört vom Sitz:
„Was will der Kerl?" so ruft er grimmig aus,
„Werft den Philister doch zur Thür hinaus,
Der unserm Uhland seinen Ruhm verkürzt,
Und nochmals Uhl—", da stottert er bestürzt,
85 War's denn ein Schwabenstreich, den er gemacht,
Daß alles deutet, flüstert, kichert, lacht?
„Das war ja Uhland, welcher protestiert!"
So wird er jetzt vom Nachbar überführt;
„So so, ei ei, ich kannt ihn wirklich nicht."
90 Er spricht's und wischt den Schweiß sich vom Gesicht;
Und Uhland schlürft sein Gläschen lachend aus
Und kommt vom Schwank beseligter nach Haus,
Als hätten tausend Stimmen ihm mit Macht
Aus voller Brust ein donnernd Hoch gebracht.

Jünger des Lieds, auch ihr, ihr kommt und lernet,
Welche Lieder und Thaten eurem Volke
Perlen gelten, die echten Werts gewiß sind,
Kommet und lernts an diesem Grabe.

Drängen doch die sich selbst zur Fahne, denen
Keine Ader von seinem Geist geworden,
Weil sie hören, wie hell der Schild erglänze
Über dem Grab des Patrioten.

Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland!

Nachruf.

(Von Ludwig Seeger, an Uhlands offnem Grabe gesprochen.)

„Es ist ein Mann von uns genommen,
Ein Sänger und ein Held zugleich,
Und große Trauer ist gekommen
Weit über alles Deutsche Reich.
Nicht schöner singen Nachtigallen;
Als er, vom Frühlingswind umspielt:
Kein Held ist je im Feld gefallen,
Der fester seine Fahne hielt.

Du schlugst die Augen auf zum Leben,
Im Lenz bei süßem Vogelschall,
Und jetzt, wo graue Wolken schweben,
Thust du sie zu beim Blätterfall.
Du sangst am Abend, wie am Morgen,
Von alt und neuer Zeit; dein Herz
Kannt' Eine nur von allen Sorgen,
Ums Vaterland den herben Schmerz.

Ein Volkstribun, ein tapfrer, standest
Du ein für's gute alte Recht,
Die Pfeile trafen, die du sandtest,
Und keinem wichst du im Gefecht,
Und als ein neues Recht zu schaffen
Es galt der ganzen Nation,
Kühn schwangst du da die alten Waffen,
Die du geführt als Jüngling schon.

Du liebtest Sterne nicht, noch Orden,
Des Volkes Liebe war dein Stern;
Nie bist du kalt, nie alt geworden,
Jung bliebst du stets im tiefsten Kern.
Drum weint um deine Kraft und Tugend,
Wie um den Vater weint der Sohn,
Die du geliebt, die deutsche Jugend,
Die ganze deutsche Nation.

Es ist ein hoher Baum gefallen,
Es steht im Wald kein edler Holz,
Frei ragt' er in den grünen Hallen
Selbst neben Riesen kühn und stolz;
Wie duftete der Blüten Fülle
Mit jedes Frühlings Wiederkehr!
Da liegt sie, des Entseelten Hülle . .
Weh! unser Uhland ist nicht mehr!

Was leuchtet fern? . . . mit Blütenzweigen
Ragt dort ein andrer Wunderbaum,
Ich seh ihn hoch und höher steigen
Und wiegen sich im freien Raum.
Es sinken hoch herab die Äste
Und wurzeln wieder tief im Grund;
Ha! eine lebend grüne Veste, . . .
Ein Wald, . . . ein Volk, . . . ein Völkerbund!

Die Bäume stehn in Sturm und Wetter

Zusammen fest, und keiner weicht.
Vor Wonne rauscht das Meer der Blätter,
Wenn einst sein Geist den Wald durchstreift.
Das rankt und sproßt und treibt ohn' Ende,
Stamm wächst an Stamm und Schoß an Schoß . . .
An seinem Grab gebt euch die Hände
Und Eins wird Deutschland, frei und groß."

*) Die Fortsetzung der Erläuterungen Geibel'scher Gedichte folgt in Band II.

Berichtigung.

Die Anmerkung 1 auf Seite 268 ist dahin zu berichtigen: Dieser älteste Sohn Wolfgang, geb. zu London den 8. Sept. 1847, verheiratet den 5. Juni 1873 mit Marie Eaastmann von da, lebt derzeit in St. Franzisko, wo er seit Jahren etabliert ist; der nächst jüngere Sohn ist in einem kaufmännischen Geschäft in Düsseldorf und seit kurzem verheiratet. Der jüngste Sohn ist zur Zeit des Aufenthalts seiner Eltern in Stuttgart als Einj. Freiwilliger daselbst gestorben.

Leimbach:

Ausgewählte deutsche Dichtungen.

Zweiter Band.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Ausgewählte deutsche Dichtungen

für

Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

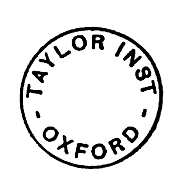
von

Lic. Dr. Karl L. Leimbach,
Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar.

Zweiter Band.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.





Leipzig Seeburgstraße 4. **Frankfurt a/M.** Opernplatz 10.

Kesselring'sche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer).

Verlag.



Emanuel Geibel.

1. Der Tod des Tiberius.

[Neue Gedichte. 7. Aufl. 1863. S. 187.]

Bei Kap Misenum winkt ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus.
5 Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüß'ge Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
10 Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.
Doch heut, wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell. — Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Skaven Schwarm mit Flüstern;
Es kommen Sänften; Boten sprengen fort;
15 Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?“ — Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.
Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
20 Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen.
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut, als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
25 Niemand war bei ihm, als der Arzt, der alte,
Und Makro, der des Hauses Schlüssel trug.
Und jetzt, mit halb ersticktem Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hoch auf sich bäumend: „Schaff mir Kühlung, Grieche!
30 Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal

Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual;
O gib mir Lethe, Lethe, mich zu tränken! —
35 Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran
Wie Rauchgewölk, und ballt sich zu Gestalten —
Sieh, von den Wunden heben sie die Falten,
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanikus, und Drusus, und Sejan — —
40 Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
'S ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!
45 Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein!"
Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer,
Und sank zurück in tödlichem Ermatten;
Dann, aus den Kissen, blickt er scheu umher,
Und frug verstört: „Nicht wahr? Du siehst nichts mehr?
50 Fort sind sie, fort die fürchterlichen Schatten.
Vielleicht auch war's nur Dunst. — Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon Nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch still! — Komm, setz' dich hier,
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.
55 Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und, in's Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
60 Der Wurm saß drin; aus jeder Großthat sahn
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an;
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Getier
Dies Kotgeschlecht, als im ehrlosen Munde
65 Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größ're Feigheit und die wild're Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
70 Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.
75 Ich schritt in's Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Überdruß.

Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."
Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
80 Im Kampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verstellt, wie eine Larve, sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Makro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
85 Du bist sehr krank." —
Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Mensch! Und Cajus ist wie alle,
Ein Narr, ein Schurk, ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein Held verjüngt
90 Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu ziehn;
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
95 Die Furien, die der Abgrund ausgespien,
Sie und das Chaos setz' sich ein zu Erben,
Für sie dies Scepter!"
Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
100 Den Vorhang fort, und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.
Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
105 Des Scepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend, was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
110 Er dacht an seinen Wald im Weserthal:
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Malstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
115 Und an sein liebes Weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen, gelben Haar, wie sie, mit Schnelle

Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr spielt am Rain
120 Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie? verstand er kaum —
Ein and'res Bild in seinen Heimatstraum;
125 Vor seine Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag;
130 Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag.
Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
135 Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich! über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.
Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
140 Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war tot;
Er aber schaute kühn ins Morgenrot,
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen. —

1. Form. Das Gedicht ist nicht strophisch abgeteilt, auch nicht durchweg in Reimpaaren geschrieben. Der Reim verbindet die einzelnen Zeilen in verschiedener Weise: bald ist derselbe gepaart, bald gekreuzt, bald umarmend; nicht selten kehrt auch dreimal derselbe Reim wieder.

Die einzelnen Verse sind fünffüßige Jamben, und zwar entweder überzählige (hyperkatalektische) Verse mit klingendem Reime, also

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡,

oder Verse mit fünf vollständigen Jamben und stumpfem Reime.

2. Erläuterungen. V. 1. Kap Misenum. Dieses Kap lag an dem schönen Golfe von Neapel. Dort weilte manchmal der Kaiser in den letzten Jahren seines Lebens und Herrschens in üppiger Lust und verschwenderischer Pracht.

V. 12. düstern ist ein Zeitwort in der Bedeutung: Schatten werfen, verdunkeln.

V. 22. pflag = das alte, jetzt fast ungebräuchliche „starke" Imperfektum, für welches wir jetzt pflegte sagen. Unsere Sprache wird alt; denn sie wird „schwach." Vgl. Nibelunge Not:

Ir pflâgen drî künege edel unde rich etc.
der die Herren pflâgen mit Freuden al ir leben etc.
Es troumte Kriemhilde in tugenden, der sie pflag, etc.

V. 34. Lethe. Der Fluß Lethe umfloß nach der Vorstellung der alten Griechen das Elysium, den Ort der seligen Verstorbenen; aus diesem Fluß mit seinen silbernen Fluten tranken die seligen Schatten, und sofort waren alle trüben, unangenehmen Erinnerungen aus ihrem Gedächtnis verschwunden. Lethe heißt darum auch soviel als Trank der Vergessenheit; vgl. Schillers Hektors Abschied:

Deine Liebe in dem Lethe stirbt.
All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht,

— — —

Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

3. **Inhaltsangabe.** Zum Kap Misenum führt der Dichter uns, in jenes mit verschwenderischer Pracht ausgerüstete Haus, das der Kaiser schon öfters längere Zeit bewohnt hatte. Gar manche üppige Nacht war dort in früherer Zeit durchlebt worden, als Tiberius noch sich gesunder fühlte und in dem Glanz und Geräusch der nächtlichen Gelage seine Verbrechen für Stunden vergessen konnte. Der Palast lag in einem Parke würziger Lorbeerbäume; die großen Säulengänge waren reich geschmückt mit kunstvoller Täfelei auf dem Fußboden und an der Wand (Mosaikarbeit). Büsten waren zugleich als ein geschmackvoller Schmuck in Hallen und Zimmer verteilt. Waren Gäste geladen, welch ein buntes Treiben darin in jener Zeit, wo der Luxus und die Üppigkeit bereits die Nacht zum Tage machten, wo man das schwelgerische Mahl erst Abends einnahm und dann den Genüssen des Gaumens und aller Sinnlichkeit die Nacht bis zum Morgen opferte. Die mit Epheu geschmückten Sklaven (Knaben) flogen dann hin und her, die Becher füllend und kredenzend. Die Tänzerinnen aber schwangen im Tanzesrausche den Thyrsusstab (vergl. Schillers Gedicht: Pompeji und Herkulanum. Erl. 1. Aufl. I. S. 152. — 2. Aufl. IV, S. 24.) vor den Augen der üppigen Zecher, welche sich nicht mit einem Sinnengenusse begnügten, sondern beim Mahle und dem Becherklange noch ihre lüsternen Augen weiden wollten an üppigem Tanze, ihre Ohren an dem Klange des Saitenspiels, an den Tönen der Sängerinnen, während der Garten seinen würzigen Duft reichlich ausströmte und noch außerdem zur Genüge durch Blumen und Kränze dafür gesorgt war, daß auch der Geruchssinn seinen Genuß habe. (V. 1—10.)

So war es sonst im kaiserlichen Landgut zu Misenum! Und jetzt? Und heute? Wieder ist er eingezogen, der gefürchtete Kaiser Tiberius Doch er ist krank, schwer krank. — So ist das ganze Haus düster, nur hie und da zeigt ein Licht, daß das Landgut bewohnt ist. Und kommst du näher — so siehst du auch unter dem Portale im Schatten der Säulen viele müßige Sklaven. Sie flüstern eifrig und ängstlich mit einander; Leute stürzen aus dem Hause, eilige Boten scheinen es zu sein,

Sänften werden herangetragen — mit spätem, hohem Besuche. Man merkt an der unheimlichen Stille und Dunkelheit, an dem verstohlenen Reden und Horchen und an dem Austausch von Blicken und Zeichen, daß sich ein wichtiges Ereignis im Hause vorbereitet. (V. 11—16.)

„Was sagt der Arzt? Wie steht es?“ Und ebenso leise, als gefragt wurde, wird geantwortet. Es geht zu Ende. Mit wem? Mit dem 73jährigen grausamen, blutdürstigen Kaiser (der greise Tiger stirbt). Bestürzung merkst du nicht, Teilnahme zeigt keiner der Sklaven. Folge dem Dichter in das Sterbegemach an das kaiserliche Sterbebett. Sieh' sein furchtbares Antlitz, noch grauser als sonst, sieh' vor allem das falsche, unruhige Auge mit dem wilden Fieberfeuer der letzten Krankheit. Neben seinem Bette stehen der Arzt und Makro.*) (V. 17—25.)

Jetzt hören wir des Kranken wilde Fieberstimme. Nach Eis verlangt er hastig, zweimal nach einander, in wilder Verzweiflung. Ja das letzte Fieber zernagt ihn schrecklich —; und doch ist dies noch gering gegen das, was seine Seele martert. Das Gewissen brennt, die Rachegeister haben ihn erfaßt und quälen ihn — er spürt die Qualen der Hölle! Er kann nicht entrinnen. Da kommen sie alle, die verklagenden Gedanken. Er will sie, aber er kann sie nicht verscheuchen. Noch mehr, sein Auge sieht alle diese Gestalten, an denen alles anklagt: das gebrochene Auge, die tödlichen Wunden, den „Leichenblick“, den furchtbaren, kann Tiberius nicht sehen, und muß es doch.

Da kommt Germanikus und Drusus und Sejan.**) Sie sind nicht

---

*) Der Dichter stellt Makro, wie es auch Gude bisher auffaßte, als eine Art „Hüter des Hauses“ hin. Makro war jedoch der „Gardehauptmann“, also ein Kommandant der Prätorianer, jener von Tiberius neuorganisierten Leibwache von 10,000 Mann auserlesener Krieger.

**) Germanikus und Drusus sind zwei nahe Verwandte des Tiberius. Germanikus, der edle Sohn des edlen Drusus, jenes Bruders des Tiberius, welcher im ruhmreichen, aber erfolglosen Kampfe gegen die Deutschen sein Leben 9 v. Chr. gelassen hatte, war der Erbe der Tapferkeit, Geradheit und Reinheit seines Vaters. Er kämpfte tapfer unter Augustus gegen die Deutschen, an welchen er die Niederlage des Varus rächen wollte und bei Idistavisus (16 n. Chr.) rächte, vom römischen Volke geliebt, Vater dreier Knaben, des Nero, Drusus und Cajus. Des Germanikus Gattin war Agrippina, eine edle Römerin. Der Ruhm des Germanikus erfüllte den Tiberius mit Argwohn, Neid, Eifersucht, und der Gedanke, daß Germanikus ihn oder sein Haus vom Throne stürzen könne, brachten den armen Sohn des Drusus ins Verderben. Auf einem Feldzuge im Orient starb Germanikus an einer Krankheit (19 n. Chr.), welche man allgemein für Vergiftung hielt. Als Mörder bezeichnete das Volk den Prokonsul Gn. Piso, einen Günstling und Vertrauten Tibers und der Livia, der Gemahlin des Tiberius. Als diejenigen aber, welche den Gifttrank gemischt hätten, wurden die beiden letzten angesehen. Piso nahm sich in der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung selbst das Leben, oder er starb durch Tibers Schergen, damit er nichts verraten könne. — Unsagbar war die Trauer des ganzen römischen Volkes um den Germanikus. „Gefallen ist der Staat, jede Hoffnung ist dahin.“ So rief man aus. „Die Zierde des Vaterlandes“, „das einzige Muster aller Tugend!“ So pries man den Toten. Das erfüllte den Tiberius mit noch größerem Hasse, und seinem Günstlinge Aelius Sejanus, dem Prätorianerpräfekten, gelang es, mit Verleumdung die Netze zu stricken, in welches

die einzigen, welche in der Sterbestunde des Kaisers diesen gefoltert haben. Aber sie sind doch die Hauptpersonen, welche sich aus der Schar von unglücklichen Opfern herausheben. (V. 26—45.)

Der Arzt bietet ihm den Kelch mit kühlem Trunke, und der Sterbende sammelt in einigen Minuten scheinbarer völliger Entkräftung und Ruhe die Kraft zu neuen Worten. Er redet von seinem ganzen vergangenen Leben. Die Tage der Jugend ruft er sich zurück und schildert die Bahn seines Lasters, seines Sinkens, seine wachsende Schuld. Was ihn verderbt habe, sei das Verderben gewesen, die Fäulnis, welche alle Kreise der römischen Gesellschaft zerstört habe. Da habe er Selbstsucht als die Triebfeder angeblich edler, großer Handlungen erkannt, Falschheit statt Tugend, Feigheit, Schmutz der Leidenschaften, Verrat der Freunde, Brudermord, Gattenmord neben Ehebruch gefunden. Diese Erfahrungen hätten sein Herz immer mehr verhärtet, grausam, zuletzt gefühllos gemacht, wenn auch sein Fuß in Menschenblut gebadet hätte. So sank der zum Unmensch gewordene in einen Zustand, wo ihn die Erinnerung furchtbar quälte und dennoch allen jenen Schreckensbildern seiner Frevel keine Empfindung von Reue sich beigesellte. (V. 46—78.)

Und das Maß der Schrecken wird voll, als dem in todesähnlichen Zustand zurückgesunkenen Kaiser sich Makro mit der Frage naht, ob er den Cajus*), den Thronerben, rufen solle. Die Wut des Tiberius kommt zum Gipfel bei dem Gedanken, daß der Tod doch nahe sei. Sterben! Nein, „noch leb' ich!" Ich will leben! So ruft der Unglückliche. Dann überschüttet er diesen, der seinen Thron erben soll, mit seiner ganzen

---

dieses edle Haus fallen sollte. Die Feindschaft zwischen Sejan und Agrippina war um so größer, da ersterer selbst nach dem Kaiserthrone trachtete. Die Freunde der Agrippina und des verstorbenen Germanikus wurden als Hochverräter hingerichtet, wie am Neujahrstage 28 n. Chr. zum Entsetzen des Volkes Titus Sabinus, ein vornehmer Ritter. Im Jahre 30 fanden Agrippina und ihr ältester Sohn Nero den Tod. Beide wurden von einander gerissen, auf entlegene Inseln verbannt; jene starb den Hungertod freiwillig, dieser mußte verhungern. Im Jahre 31 ward Drusus gefangen und nach drei Jahren getötet. Die Freunde und Vertrauten dieser Familie fanden einen gleichen Untergang; unter ihnen der berühmte Sohn des Asinius Pollio, Asinius Gallus, wegen seines Freimuts verdächtigt, verhaftet und im Gefängnis ermordet. Als Tiberius das Todesurteil unterzeichnete, sprach er das teuflische Wort, welches seinen Federstrich erläutern sollte: „Endlich habe ich mich mit Gallus ausgesöhnt." Aber auch Sejans Stunde sollte kommen. Diesem genügte nicht, daß er das Haus des Germanikus nahezu ausrottete, auch den einzigen Sohn des Tiberius, Drusus, hatte er heimlich vergiftet, mit Hilfe der eigenen Frau desselben, Livilla, mit welcher schönen, aber lasterhaften Frau Sejan Umgang hatte, welche er auch, nach Verstoßung seiner eigenen Gemahlin Spicata, heiraten wollte, aber nicht durfte. Das that der Vertrauteste des Kaisers. Endlich nach 8 Jahren brach Spicata das Schweigen, sie öffnete dem Tiber die Augen. Sejan plante, um sich zu retten, einen Aufstand. Aber dieser Plan wurde verraten und vereitelt, Sejan wurde gefangen genommen, völlig entlarvt und hingerichtet. Tiberius war so wütend, daß er die unschuldigen Kinder des Sejan einkerkern und töten ließ und in gleicher Weise alle Verwandten seines ehemaligen Busenfreundes hinschlachtete. —

*) Es war nicht der leibliche Enkel, sondern der Großneffe des Tiberius, des Germanikus jüngster Sohn.

Verachtung. Er ist kein Mann, er ist ein Narr, ein Schurke, ein Lügner. So keucht des Sterbenden Brust die Flut der Lästerungen stoßweise hervor. Der kann die Zügel nicht mehr halten. Selbst ein Gott könnte es nicht mehr, wenn es überhaupt Götter gäbe, — wie viel weniger dieser („blöde*) Knabe") Caligula! Es ist vorbei mit Rom und Romas Macht. Eine Wiedergeburt des Staates ist unmöglich, nur eins ist noch übrig, die Rachegeister können vollends das Reich in ein Chaos verwandeln. Sie setzt dann Tiberius ein als seine Erben. (Après nous le déluge! Nach uns die Sündflut!) — Im letzten Aufflammen der Körperkraft springt er auf, zum Fenster stürzt er hin, reißt es auf und wirft den Herrscherstab, das Scepter, in die Nacht — den Furien zu, dem Chaos — und bricht zusammen. Die Todesohnmacht hat ihn jetzt umfangen. (V. 79—102.)

Das Scepter fällt nieder zu den Füßen eines Soldaten, welcher im Hofe Wache steht. Ein Deutscher ists, vom Strand der Weser, vor manchen Jahren schon hinweggeführt, gefangen oder als Geisel, von Weib und Kind getrennt. Er hebt das Scepter auf — er kennt es nicht. Seine Gedanken weilen nicht bei dem sterbenden Kaiser, sondern daheim bei Weib und Kind, bei dem einzigen Sohn, im Vaterland — und fliegen dann nach Osten hin. Er sieht, was er vor vier Jahren dort in einer Stadt gesehen, das Bild eines Mannes, der den Tod der Mörder starb, und dessen Antlitz doch so wunderbar, so heilig, so unschuldig war, und dessen Tod die Sonne selbst betrauert hat. O welch ein Mensch! Ja wahrlich, er war ein frommer Mann und Gottes Sohn gewesen.

Diesen Blick kann der Deutsche nicht vergessen; denn er las in demselben nicht nur den Abgrund der Schmerzen, sondern auch den Abgrund der Barmherzigkeit. (V. 103—130.)

Und jetzt verknüpfen sich in des träumerischen Deutschen Gedanken jene beiden Bilder; er sieht die Deutschen von Norden kommen in großen, unzählbaren Scharen und von Osten das Kreuz heranschreiten; dann sieht er auf den Schilden der deutschen Krieger das Bild des Gekreuzigten glänzen. So träumt der Kriegsknecht unten im Hofe, während oben der Gebieter über ein Weltreich in seinen Sünden dahingefahren ist, vor den Thron des Weltenrichters zu treten.

Der Soldat kann nicht leidtragen über den Tod des Mannes, der ihn der Freiheit fern hielt, der sein Vaterland mehr noch durch List und Verrat, als durch Waffenthaten geknechtet hatte. Aber als wenn ihm der Zukunftsschleier gelüftet und ein schönes Bild kommender Tage gezeigt wäre, so leuchtet sein Auge kühn und hoffnungsvoll der Erlösungsstunde entgegen. (V. 131—142.)

*) Man hat später Geistesstörung angenommen, um das ungeheure Maß von Grausamkeit und Verworfenheit, wodurch dieser Kaiser sogar den Tiberius nachmals weit hinter sich ließ, bei einem, wenn auch verwöhnten, Sohne des Germanikus zu erklären.

4. Die Idee und Komposition des Gedichtes.

Tiberii Tod ist das Vorbild des Untergangs des römischen Weltreiches, des in Sittenverderbnis und Gottlosigkeit versunkenen römischen Volkes, der heidnischen Welt; — aber bei Tiberii Tod ist auch schon der erste Strahl des Frührots einer neuen Weltmacht, der christlich-germanischen, sichtbar, obgleich die Morgensonne noch ferne ist.

Im Jahre 37 (am 16. März) starb der 73jährige Tiberius, vier Jahre etwa später als Christus zu Jerusalem starb. Jener vollendete auf purpurnen Kissen und doch, welch ein Sterben! So furchtbar, so grausig, daß man den Anblick des greisen Tigers nicht ertragen kann. Die Rachegeister foltern ihn schon auf Erden. Seine Sünden und Verbrechen machen ihm das weichste Bett zum Marterpfuhl. Er kennt und erkennt alle seine Greuel, doch Reue — kennt er nicht. Das Zehrfieber, welches seinen Leib ausdörrt, ist der Qual weitaus nicht zu vergleichen, die seine Seele foltert. Kein Trost in seinem Tode, kein Weib, kein Kind, kein Freund; — er stirbt, und niemand weint um ihn eine Thräne. Den verhaßten Wüterich sieht jeder scheiden ohne Teilnahme und freut sich offen, als er tot ist.

Er ist der Herr der Welt, — allein sein Weltreich ist im Zerfalle. Der scharfblickende Kaiser hat eins deutlich und klar erkannt, und sterbend am klarsten, daß es mit Roms Macht unaufhaltsam abwärts geht. Roma, die große Weltmacht, krankt, liegt im Sterben. Und der Mann ohne Glauben an Götter und Gottheit, ohne Hoffnung, ohne Liebe, von des Hasses Fluten und von der Hölle Schrecken zum Wahnsinn gebracht, verflucht den letzten, der ihm dient, verflucht auch den Erben seines Throns, verflucht sein Reich und setzt zu seinen Erben das Chaos ein. So fährt er von hinnen.

Und dann führt uns der Dichter auf ungezwungene, ergreifende Weise an ein anderes Sterbebett ohne Pfuhl und Kissen, schmerzensreich, erquickungsarm, ans Holz des Fluchs auf Golgatha. Da stirbt ein armer Weiser von Nazareth. — Mehr war er nicht? O schau ihn an, den Blick des Dulders schau und frage dich, ob nicht des Hauptmanns Wort die Wahrheit sprach: Ja wahrlich, dieser ist ein frommer Mann und Gottes Sohn gewesen. Viel Volks umsteht sein Kreuz und höhnt den Sterbenden: Er bittet für die Feinde, die Spötter, die Mörder! Er stirbt, — und ein Deutscher sieht ihn sterben und die Sonne erbleichen, fühlt die Erde beben, hört des Hauptmanns Worte und kann das alles nicht vergessen. Jesus stirbt — und lebt!

Am Kreuz stand spottweise: Jesus Nazarenus, der Juden König, geschrieben von der Hand Pilati, der ebenso das Volk als den Kaiser Tiberius fürchtete, der, um seinen Untergang zu hindern, Jesum untergehen ließ. Jesus erstand aus Todes- und Grabesnacht. Sein Stern

erbleicht nicht mehr: er glänzt immer heller; sein Reich wird immer größer.

Die Götter können das Weltreich nicht im Sturze aufhalten, — sagt Tiberius mit Recht; denn Gott will das Reich zerbrechen; aber auf den Trümmern baut Gott ein neues, ein Gottesreich, dessen König Jesus Christus ist, mit Hilfe eines Volkes, das den Beruf hat, des alten Reiches Zerstörer nicht bloß zu sein, sondern auch des Reiches Christi eifrigster Erbauer: Dies Volk sind die Germanen.

Freilich ist bis dahin, wo die heidnische Macht zerbricht, noch eine Weile. Noch etwas länger währt's, bis jene Völkerfluten das alte Römerreich überströmen und zerstören, — aber in Tiberii Tod ist dieses vorgebildet, keimartig Romas Tod mitenthalten. Ein Deutscher ists, den des Kaisers Tod nicht rührt, obwohl er der Hauswächter einer ist, den aber jenes Jesus Tod gerührt hat, und dem der Blick geöffnet wird, hinter den Vorhang der Zukunft zu schauen, wie seines Volkes Brüder freier sein werden, als er, der Heimwehkranke im fremden Lande, wie sie herrschend, siegend nach Süden, nach Italien ziehen und zugleich huldigen dem König der Welt und Heiland der Menschen, Jesu Christo. Dann beginnt der Deutschen hoher Weltberuf und reicher Gottessegen — unter dem Kreuze. —

Nehmen wir noch hinzu die vollendete Form des Gedichtes in Vers und Reim, in Sprache und Bildern*), die überaus ergreifende Schilderung dieses sterbenden Fürsten, des großen Kaisers im Lustschloß zu Misenum, und des Judenkönigs am Fluchholz zu Jerusalem, die durchaus wahre Schilderung der Hof- und vornehmen Welt in Rom und Italien in ihrer Sittenlosigkeit, dieses kulturhistorische Sittengemälde voll Luxus und Verschwendung, Genußsucht und Sattheit, Wollust und Ehebruch, voll Feigheit und Feilheit, wo Haß gegen die Tugend und Verfolgung der Reinen wächst, wo Verleumdung und Angeberei blühen, wo Gift und Dolch ihre grauenvolle Ernte halten. Der Dichter übertreibt nicht, er mildert, er läßt uns das Schlimmste höchstens ahnen. Das, was er sagt, was er sagen muß, ist leider schon schlimm genug.

So kann denn dieses durchaus gelungene Gedicht seines Eindruckes auf unser Gemüt nicht verfehlen.

5. Tiberii Tod in der Geschichte.

Tiberius hatte die letzten Lebensjahre hindurch auf der reizend gelegenen Insel Capreä (Capri) seinen Aufenthalt gehabt. Endlich fühlte er seinen Tod nahen. Die Kräfte nahmen ab. Aber er ließ seine Diener nichts merken. Er brach auf und begab sich nach der kampanischen Küste, wie er sagte, um nach Rom zurückzukehren. So kam man bis zum Landgute in Misenum. Dort befiel ihn eine Ohnmacht, welche so tief war,

*) Ich darf es diesmal dem Leser überlassen, die herrlichen, unerwarteten, treffenden Beiwörter (Epitheta ornantia) und die Tropen (Metaphern) sich selbst aufzusuchen und zu bewundern.

daß ihn seine Begleiter bereits für tot hielten und in Eile und Jubel den Großneffen Cajus Caligula als Kaiser ausriefen. Aber der Kaiser erwacht aus der Ohnmacht. Er kann, er will noch nicht sterben. Aber er muß sterben. Seine Rache fürchtend, ersticken den Tiberius zwei Anwesende durch Kissen und Bettdecken. Wir kennen die Namen dieser Mörder; es sind der Gardehauptmann Makro und der Nachfolger auf dem Kaiserthron: Caligula!

Man vergleiche hiermit das Werk des Dichters!

6. Um die wirklich verwickelten verwandtschaftlichen Verhältnisse genauer kennen zu lernen, in welchen Tiberius zu Augustus und Caligula und zu den Opfern seiner Grausamkeit stand, füge ich noch eine **Stammtafel** des Julisch-Claudischen Kaiserhauses an.

Octavianus Augustus
31 v. Chr. — 14 n. Chr.

(3. Gemahlin: Scribonia, geschieden nach 1jähr. Ehe.)
— Julia d. Aeltere.

4. Gemahlin Livia (vorher mit Tib. Claud. Nero verehelicht und von diesem an Oct. Aug. abgetreten).
— **Tiberius,** (42 v. Chr. geb.) Gemahlin Vipsania [14—37 n. Chr.]
— Drusus [Gem. Livilla)
— Julia. Tiberius.
— Drusus (38—9 v. Chr.) Gem. Antonia d. J.
— 1. Livilla, Gem. v. Drusus
— Nero. Drusus.
— 2. Germanikus (Gem. Agrippina d. Aelt.)
— **C. Caligula.** (37—41 n. Chr.)
— Agrippina d. J. Gem. d. Domitius.
— **Claudius Nero.** (54—68 n. Chr.)
— 3. **C. Claudius.** (41—54 n. Chr.)

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Des Tiberius Ende. Schildernde Erzählung. — 2. Tiberius, Lebens- und Charakterbild. — 3. Der innere Zustand des römischen Reiches im ersten nachchristlichen Jahrhundert. Kulturhistorische Skizze. — 4. Würdigung des Geibelschen Gedichtes. — 5. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Germanen in der Zeit der Völkerwanderung und im Mittelalter.

[Litterarisches: *Gude IV. S. 330 ff. — Kriebitzsch, Siebensachen. S. 216. — *Weber, Weltgeschichte. 4. Bd. S. 145. ff.]

---

2. Das Negerweib.

[Zeitstimmen 1841. S. 25. — Juniuslieder. 16. Aufl. 1865. S. 145.]

1. Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und am Laub des Zuckerahorns farb'ge Papageien schwirren,
Sitzt das Negerweib, den Nacken bunt geziert mit Glaskorallen,
Und dem Knäblein auf dem Schoße läßt ein Schlummerlied sie schallen:

erbleicht nicht mehr: er glänzt immer heller; sein **Reich wird immer** größer.

Die Götter können das Weltreich nicht im Sturze aufhalten, — sagt Tiberius mit Recht; denn Gott will das Reich zerbrechen; aber auf den Trümmern baut Gott ein neues, ein Gottesreich, dessen König Jesus Christus ist, mit Hilfe eines Volkes, das den Beruf hat, des alten Reiches Zerstörer nicht bloß zu sein, sondern auch des Reiches Christi eifrigster Erbauer: Dies Volk sind die Germanen.

Freilich ist bis dahin, wo die heidnische Macht zerbricht, noch eine Weile. Noch etwas länger währt's, bis jene Völkerfluten das alte Römerreich überströmen und zerstören, — aber in Tiberii Tod ist dieses vorgebildet, keimartig Romas Tod mitenthalten. Ein Deutscher ists, den des Kaisers Tod nicht rührt, obwohl er der Hauswächter einer ist, den aber jenes Jesus Tod gerührt hat, und dem der Blick geöffnet wird, hinter den Vorhang der Zukunft zu schauen, wie seines Volkes Brüder freier sein werden, als er, der Heimwehkranke im fremden Lande, wie sie herrschend, siegend nach Süden, nach Italien ziehen und zugleich huldigen dem König der Welt und Heiland der Menschen, Jesu Christo. Dann beginnt der Deutschen hoher Weltberuf und reicher Gottessegen — unter dem Kreuze. —

Nehmen wir noch hinzu die vollendete Form des Gedichtes in Vers und Reim, in Sprache und Bildern*), die überaus ergreifende Schilderung dieses sterbenden Fürsten, des großen Kaisers im Lustschloß zu Misenum, und des Judenkönigs am Fluchholz zu Jerusalem, die durchaus wahre Schilderung der Hof- und vornehmen Welt in Rom und Italien in ihrer Sittenlosigkeit, dieses kulturhistorische Sittengemälde voll Luxus und Verschwendung, Genußsucht und Sattheit, Wollust und Ehebruch, voll Feigheit und Feilheit, wo Haß gegen die Tugend und Verfolgung der Reinen wächst, wo Verleumdung und Angeberei blühen, wo Gift und Dolch ihre grauenvolle Ernte halten. Der Dichter übertreibt nicht, er mildert, er läßt uns das Schlimmste höchstens ahnen. Das, was er sagt, was er sagen muß, ist leider schon schlimm genug.

So kann denn dieses durchaus gelungene Gedicht seines Eindruckes auf unser Gemüt nicht verfehlen.

5. Tiberii Tod in der Geschichte.

Tiberius hatte die letzten Lebensjahre hindurch auf der reizend gelegenen Insel Capreä (Capri) seinen Aufenthalt gehabt. Endlich fühlte er seinen Tod nahen. Die Kräfte nahmen ab. Aber er ließ seine Diener nichts merken. Er brach auf und begab sich nach der kampanischen Küste, wie er sagte, um nach Rom zurückzukehren. So kam man bis zum Landgute in Misenum. Dort befiel ihn eine Ohnmacht, welche so tief war,

---

*) Ich darf es diesmal dem Leser überlassen, die herrlichen, unerwarteten, treffenden Beiwörter (Epitheta ornantia) und die Tropen (Metaphern) sich selbst aufzusuchen und zu bewundern.

daß ihn seine **Begleiter bereits** für **tot** hielten und in Eile und Jubel **den** Großneffen Cajus Caligula als Kaiser ausriefen. Aber der **Kaiser** erwacht **aus** der **Ohnmacht**. Er kann, er will noch nicht sterben. **Aber** er **muß** sterben. Seine Rache fürchtend, ersticken den Tiberius zwei Anwesende durch Kissen und Bettdecken. Wir kennen die Namen dieser Mörder; es sind der Gardehauptmann Makro und der Nachfolger auf dem Kaiserthron: Caligula!

Man vergleiche hiermit das Werk des Dichters!

6. Um die wirklich verwickelten verwandtschaftlichen Verhältnisse genauer kennen zu lernen, in welchen Tiberius zu Augustus und Caligula und zu den Opfern seiner Grausamkeit stand, füge ich noch eine **Stammtafel** des Julisch-Claudischen Kaiserhauses an.

Octavianus Augustus
31 v. Chr. — 14 n. Chr.

(3. Gemahlin: Scribonia, geschieden nach 1jähr. Ehe.)
→ Julia d. Aeltere.

4. Gemahlin Livia (vorher mit Tib. Claud. Nero verehelicht und von diesem an Oct. Aug. abgetreten).
→ **Tiberius,** (42 v. Chr. geb.) Gemahlin Vipsania [14—37 n. Chr.]
→ Drusus (38—9 v. Chr.) Gem. Antonia d. J.

Tiberius → Drusus [Gem. Livilla) → Julia. Tiberius.

Drusus (38—9 v. Chr.) → 1. Livilla, Gem. v. Drusus — 2. Germanikus (Gem. Agrippina d. Ält.) — 3. **C. Claudius.** (41—54 n. Chr.)

Germanikus → Nero. Drusus. **C. Caligula.** (37—41 n. Chr.) Agrippina d. J. Gem. d. Domitius.

Agrippina d. J. → **Claudius Nero.** (54—68 n. Chr.)

7. **Schriftliche Aufgaben: 1.** Des Tiberius Ende. Schildernde Erzählung. — 2. Tiberius, Lebens- und Charakterbild. — 3. Der innere Zustand des römischen Reiches im ersten nachchristlichen Jahrhundert. Kulturhistorische Skizze. — 4. Würdigung des Geibelschen Gedichtes. — 5. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Germanen in der Zeit der Völkerwanderung und im Mittelalter.

[Litterarisches: *Gude IV. S. 330 ff. — Kriebitzsch, Siebensachen. S. 216. — *Weber, Weltgeschichte. 4. Bd. S. 145. ff.]

---

2. Das Negerweib.

[Zeitstimmen 1841. S. 25. — Juniuslieder. 16. Aufl. 1865. S. 145.]

1. Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und am Laub des Zuckerahorns farb'ge Papageien schwirren,
Sitzt das Negerweib, den Nacken bunt geziert mit Glaskorallen,
Und dem Knäblein auf dem Schoße läßt ein Schlummerlied sie schallen:

2. „Schlaf, o schlaf, mein schwarzer Knabe, du, zum Jammer mir geboren,
Eh' zu leben du beginnest, ist dein Leben schon verloren.
Schlaf, o schlaf, verhüllt im Dunkel ruhn dir noch der Zukunft Schrecken,
Nur zu früh aus deinen Träumen wird der Grimm des Herrn dich wecken.

3. Was die Menschen Freude heißen, wirst du nimmermehr empfinden;
Dort nur fühlt sich's, wo des Nigers Wellen durch die Flur sich winden.
Nie den Tiger wirst du fällen mit dem Wurf der scharfen Lanzen,
Nie den Reigen deiner Väter zu dem Schlag der Pauke tanzen.

4. Nein, dein Tag wird sein voll Thränen, deine Nacht wird sein voll Klagen;
Wie das Tier des Feldes wirst du stumm das Joch der Weißen tragen,
Wirst das Holz den Weißen fällen und das Rohr den Weißen schneiden,
Die von unserm Marke prassen und in unsern Schweiß sich kleiden.

5. Kluge Männer sind die Weißen, sie durchfahren kühn die Meere,
Blitzesglut und Schall des Donners schläft in ihrem Jagdgewehre;
Ihre Mühlen, dampfgetrieben, regen sich in tausend Armen,
Aber ach, bei ihrer Klugheit wohnt im Herzen kein Erbarmen.

6. Oftmals hört' ich auch die Stolzen sich mit ihrer Freiheit brüsten,
Wie sie kühn vom Mutterlande losgerissen diese Küsten,
Aber über jenen Edeln, der mit Mut das Wort gesprochen,
Daß die Schwarzen Menschen wären, haben sie den Stab gebrochen.

7. Süß erklinget ihre Predigt, wie ein Gott für sie gestorben
Und durch solches Liebesopfer aller Welt das Heil erworben;
Doch wie soll das Wort ich glauben, wohnt es nicht in ihren Seelen!
Ist denn das der Sinn der Liebe, daß sie uns zu Tode quälen?

8. O, du großer Geist, was thaten meines armen Stamms Genossen,
Daß du über uns die Schalen deines Zornes ausgegossen!
Sprich, wann wirst du mild dein Auge aus den Wolken zu uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen Kinder enden?

9. Ach, das mag geschehen, wenn der Missisippi rückwärts fließet,
Wenn an hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüte sprießet,
Wenn der Alligator friedlich schlummert bei den Büffelherden,
Wenn die weißen, freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen werden."

1. Erläuterungen.

Str. 1. Der große Strom = der Missisippi = „Vater der Flüsse" (660 Ml. lang).

Str. 3. Der Tiger ist nach Brehms Tierleben 2. Aufl. nur in Asien heimisch. Vgl. Erl. I. S. 255.

Str. 6. Angedeutet ist die Losreißung der Amerikanischen Kolonieen vom englischen Mutterlande, welche am 4. Juli 1776 zunächst von 13 Kolonieen ausgesprochen und vollzogen und mit günstigem Erfolge gegen die Eng-

länder verteidigt wurde. Der 1783 zu Versailles geschlossene Friede zwischen den nordamerikanischen Freistaaten und den Engländern und ihren Verbündeten erkannte die Unabhängigkeit an. — Jener edle Mann, welcher die Aufhebung des Sklavenhandels zuerst lebhaft befürwortete und erstrebte, war der Engländer Lord Wilberforce, ein Freund des englischen Ministers William Pitt, in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts. Seine Bemühungen hatten keinen sofortigen Erfolg; endlich aber ist der von ihm zuerst so warm vertretene Gedanke durchgedrungen, und in Nord-Amerika nach blutigem Kriege die Sklaverei abgeschafft. Jetzt sind auch die Schwarzen in der nordamerikanischen Union in den Besitz aller Bürger-, aller Menschenrechte gelangt.

Str. 9. In dieser Strophe werden anfänglich drei unmögliche Dinge angeführt: Der Mississippi fließt nicht rückwärts, der Kaiman oder das Krokodil mit der Hechtschnauze (Alligator*) missisipiensis Gray, Crocodilus lucius Cuv.) wird nicht sich mit den Büffeln befreunden und mit ihnen zusammen hausen, die Baumwollenstaude trägt wohl gelbe oder im Grunde dunkelrote, aber nie dunkelblaue Blüten.

2. Der Grundgedanke und die Entstehung des Gedichtes. „Das Negerweib," welches im Jahre 1841 entstand und in den Zeitstimmen erschien, verdankt seine Entstehung einer Zeitfrage, wie auch aus dem Motto, mit welchem das Negerweib in Geibels Gedichten versehen ist, deutlich hervorgeht:

> O Herz und schaue nicht nach Westen unverwandt!
> Im Sonnenuntergang liegt nicht der Freiheit Land,
> Was ist's, das dort hinaus dich triebe?
> Dort rauscht kein Lorbeer für des frommen Sängers Gruft,
> Dort sind die Vögel stumm, die Blumen ohne Duft,
> Die Menschenherzen ohne Liebe.

Angesichts der Thatsache, daß so viele, auch begabte Dichter, nach Lenaus Vorgange, an Europamüdigkeit litten und nach dem neuen Erdteile, als dem Lande der Freiheit und des Friedens, sich sehnten oder gar auswanderten, hält sich der Dichter für berufen, zu zeigen, daß dort nicht alles Gold sei, was glänze, daß dort so viel fehle, bis ein edles Herz fröhlich und glücklich sich fühlen könne, daß es sich doch empfehle, im Vaterlande zu bleiben, welches zwar seine Gebrechen, aber auch seine großen Vorzüge habe. Einer der größten Schatten, welcher auf dem amerikanischen Leben lastet, ein Fluch und eine Schande der Menschheit ist die Sklaverei. Oft angeregte Frage und noch nicht eine völlig gelöste!

3. Gedankengang. Der Dichter versetzt uns an den großen Strom Mississippi in Nordamerika, an die hohen Rohrfelder an dem Ufer desselben und zeigt uns die Pracht und Kraft der Pflanzenwelt, das Farbenspiel der Vögel in kurzen charakteristischen Zügen. Wenn irgend wo, so müßten in diesem Paradiese glückliche Menschen wohnen. Es

---

*) Das Wort Alligator stammt von dem portugiesischen lagerto (lat. lacerta) = die Eidechse.

wohnen auch Menschen darinnen — sieh' dort das Negerweib, mit den bunten Glaskorallen geschmückt, auf ihrem Schoße den Säugling, den schwarzen Knaben. Die Mutter singt das geliebte Kind in den Schlummer. Hören wir einmal dies Schlummerlied und hören wir, ob die Mutter glücklich ist. (Str. 1.) Schlaf, o schlaf, mein schwarzer Knabe! So lange du noch schläfst, bist du noch glücklich. Andre Mütter empfinden Mutterfreude beim Anblick ihres Kindes, diese Jammer. Sie liebt das Kind, und, weil sie es liebt, schmerzt sie der Gedanke, daß es ein Sklavenkind ist, welches kein freies Leben führen darf und eigentlich in seiner Unfreiheit kein eigentliches Leben zu leben haben wird. So lange du noch schläfst, so lange du noch in kindlicher Freude ungestört bleibst, die Leiden nicht verstehst, die deine Mutter tragen muß, so lange kann man von dir sagen, daß du lebst; aber wenn du es selbst sagen könntest und möchtest, wenn du herangewachsen deine eigenen Wünsche zu erfüllen streben wirst, dann wird dein zorniger Herr mit einem Male die Jugendträume, Lebenshoffnungen, alles Glück vernichten. Sobald du dich als Sklaven erkennst, bist du schlimmer daran, als wenn du tot wärest. (Str. 2.) Das Gefühl der Freude wirst du nicht kennen lernen; denn du bist losgerissen von deiner Heimat, deinem Volke, deiner Geschichte, du wirst nicht das Gefühl der menschlichen Freiheit haben. (Str. 3.) Dagegen wirst du das Joch der Sklaverei genug fühlen, Tag und Nacht zu seufzen haben, dich wie ein Tier erniedrigt und gewürdigt sehen, ohnmächtig den Weißen gegenüber bleiben, für sie arbeiten und für sie dich verzehren, während sie im Ueberflusse leben, zu welchem du ihnen verholfen hast. (Str. 4.) Wie kommt's, daß diese Weißen so Großes vermögen? Ja, sie sind kluge Leute, große Schiffe bauen sie, sie haben die schlimmsten Feuerwaffen erfunden und im Gebrauche, sie stellen die wunderbarsten Maschinen her, daß sie wohl hundert Arbeitskräfte durch eine Maschine ersetzen — aber sie haben kein weiches, liebevolles Herz. (Str. 5.) Sie haben große Thaten gethan, Kriegsthaten voll Ruhms, und sie sind stolz darauf, aber an Edelsinn und Menschlichkeit sind sie arm, und wer sich gar zu unserm Fürsprecher aufwirft, den trifft ihr Haß und ihre Verachtung. (Str. 6.) Ihre Religion lehrt sie wunderbar Schönes, von der Liebe Gottes, welche für die Menschen den Tod erlitt, aber von dieser Liebe müßte doch ein Strahl in ihre Herzen sich gesenkt und diese für uns, ihre Brüder, erwärmt haben. Statt dessen quälen sie uns zu Tode. (Str. 7.) Gibt's denn für unser Volk der Schwarzen kein Aufhören des alten Fluches; wird Gott nie wieder uns gnädig sein und die schwarzen Kinder wieder fröhlich machen? (Str. 8.) Die arme Mutter glaubt nur dann an eine Besserung, wenn die weißen freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen würden, und dies hält sie für unmöglich. Der Spott der Verzweiflung tönt heraus aus Str. 9.

4. **Das Schuldbuch der Weißen** ist groß. (Vgl. Erl. III, 2. Aufl.

Die drei Indianer von Lenau.) Und es ist ihre Schuld um so größer, je größer ihre Bildung ist, je höher und vollkommener und wahrer die Religion ist, in welcher sie unterrichtet werden. Daß der Name Gottes am meisten deshalb von den Heiden gelästert wird, weil diese an den Christen keine Liebe und Gerechtigkeit entdecken, sondern fast nur Eigennutz und Frevel, das ist Thatsache. Man darf sich nicht über die geringen Erfolge der Mission wundern, so lange noch „Weiße“ und „Christen“ die Lehren des Evangeliums vor den Augen der Nichtchristen mit Füßen treten. Aber wenn hier Geibel das Negerweib wünschen läßt, daß doch die Christen Menschen werden möchten, so hat er sich wohl auf den Standpunkt des Weibes versetzen, nimmermehr aber aussprechen wollen, daß er das Christentum für eine Stufe halte auf dem Wege zur Menschlichkeit oder Humanität. Das Christentum ist vielmehr die höchste und wahre Humanität. Im Christentum sind die Gegensätze zwischen „Knecht“ und „Freier“ in der Einheit des Brudernamens aufgehoben, das Christenthum versöhnt die Völker, die „Juden“ und „Griechen“, die Gebildeten und Barbaren durch den Hinweis auf ihre Gleichheit vor Gott in der Sünde, wie im Stand der Gnade, das Christentum stellt das Weib zwar unter, aber doch auch wieder neben den Mann — es hebt alle Gegensätze auf durch das Band der Liebe, in welchem allzumal Einer werden sollen. Ein wahrer Christ kann nicht ein wahrer Mensch erst werden, sondern ist es schon geworden, als er Christ wurde; aber ein Namenchrist kann ein „Mensch“ werden, wenn er ein Christ wird; wenn er wird, was er heißt; wenn sein Name eine That wird und aufhört, ein leerer Schall, ja ein Hohn, ein schreiender Mißklang mit dem Wesen des Benannten zu sein. So wollen denn auch die mancherlei Gedichte gefaßt werden, welche gewissermaßen durch das Seume'sche Wort: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen“ hervorgerufen sind und den Europäer hinter dem Wilden oder Neger, den Christen hinter dem Heiden zurücktreten lassen. Es ist ein wahres Wort Albrecht von Hallers: „Der gottlose Christ ist gottlos, weil er kein wahrer Christ ist, der Atheist dagegen, weil er ein wahrer Atheist ist.“ Zur Beschämung sollen uns solche Züge dienen, in welchen die Weißen und Christen sich versündigen, aber wir wollen doch nicht in den Kultus und das Lob der Ungebildeten und Unbildung verfallen. Nicht die Bildung macht schlecht, sondern die Irreligiösität, letztere aber ist um so gefährlicher, weil raffinierter, je größer die äußere Bildung, diejenige des Verstandes ist. Die „Civilisation“ schützt nicht vor Barbarei, aber das wahre Christentum rottet die Barbarei aus.

5. Schriftliche Aufgaben. 1. Das Christentum ist die wahre Humanität. — 2. Vergleichung dieses Gedichtes mit Bubes Guahibomutter.

Die Guahibomutter.[1]
(Von Adolf Bube).
[1802—1873.]

1 Sieh' dort im Kahn gebunden das Guahiboweib!
Es bluten Geißelwunden an ihrem braunen Leib.
Sie denkt an ihre Kleinen, die nun im langen Lauf
Fern am Ukayal[2]) weinen, und stöhnt zum Himmel auf.
5 So liegt sie voller Kummer schlaflos in tiefer Nacht
Und, übermannt von Schlummer, nicht weit von ihr die Wacht.
Da greift mit Mannesstärke, die Mutterlieb' ihr gab,
Sie ungesäumt zum Werke, und reißt die Fesseln ab.
Sie springt vom Bord des Nachen hinaus in's Flutgebiet,
10 Das mit bezahntem Rachen das Krokodil durchzieht.
Sie schwimmt zum fernen Strande, wo, dicht versteckt vom Rohr,
Der Jaguar im Sande sein Lager sich erkor.
Sie bricht im Wald sich Pfade, wo noch kein Fuß gerauscht,
Wo in der Sümpfe Bade die Riesenschlange lauscht.
15 Vom Stachel der Lianen[3]) wird ihr die Haut zerschlitzt,
Auf scharf gezackten Bahnen die Sohle wund geritzt.
Oft glaubt sie zu erliegen dem Durst, der Hungersqual;
Ameisen nur und Fliegen fängt ihre Hand zum Mahl.
Was in den schwersten Stunden wohl kaum ein Mann ertrug,
20 Von ihr wird's überwunden im pfeilgeschwinden Flug.
Und als zum vierten Male das Morgenrot erwacht,
Eilt sie dahin im Thale, wo ihr die Heimat lacht.
Sie öffnet rasch die Hütte, wo mit der Freude Laut
Sie auf der Lagerschütte drei teure Kindlein schaut.
25 Schnell endet sich ihr Weinen, sie jubeln auf in Luft;
Es stürzen sich die Kleinen der Mutter an die Brust.
Sie aber spricht: „Die Weißen, die mich hinweggeführt,
Sind hart wie Fels und Eisen, die keine Klage rührt.
Naht wieder uns zu scheiden ein fremdes Männerboot,
30 So wählt statt Trennungsleiden mit mir den Flutentod."
Kaum ist das Wort verklungen, so sieht sie schon den Kahn,
Aus dem sie kühn entsprungen, auf's neu dem Ufer nahn.
Sie faßt und zieht, geschwinder, als auf der langen Flucht,
All die geliebten Kinder sich nach zur Felsenbucht.
35 Dort stürzt sie sich vom Strande in's Flutgebraus hinab
Und reißt vom Klippenrande die Kindlein mit ins Grab.
Die Weißen, deren Hiebe ihr frecher schon gedroht,
Erkennen: Mutterliebe ist stärker als der Tod.

---

[1]) Guahibo spr. Gwahibo.
[2]) Ukayal oder Ucayale ist ein Nebenfluß des Marannon oder Amazonenstroms in Südamerika.
[3]) Lianen heißen die holzigen Schlinggewächse in den tropischen Gegenden, besonders in Amerika. Sie machen die Wälder Amerikas undurchdringlich.

3. Rothenburg.

[Gedichte. 77. Aufl. S. 13. 1874.]

1. Der Dichter kommt mit leichtem Mut gezogen,
Durch grüne Triften und durch Kornes-wogen;
Da steigt vor ihm auf wald'gem Berges-kranze
Ein Schloß empor im Abendsonnen-glanze.

2. Bald ist der steile Gipfel kühn erklommen,
Bald hat den Gast der Burghof auf-genommen;
Dort stehn als Wächter, eingelullt in Träume,
Die alten blütenduft'gen Lindenbäume.

3. Des Thores Wölbung ist in Schutt zerfallen,
Und ungehindert tritt er in die Hal-len,
In die mit goldnem Strahl die Sonne schauet,
In die von oben klar der Himmel blauet.

4. Auf einen moos'gen Stein setzt er sich schweigend,
Er stützt das Haupt, es in die Rechte neigend,
Und läßt in freiem Spiele die Ge-danken
Sich mit dem Epheu um die Trüm-mer ranken:

5. „Du altes Schloß, wie bist du still geworden,
Und schollst so laut einst von der Lust Akkorden!
Wie ist der helle Schmuck dir abge-fallen,
Und glänztest einst das herrlichste von allen!

6. Hier fanden sonst zu Spiel und lust'gem Feste
In buntem Schwarm sich hundert edle Gäste;
Kein hoher Wand'rer zog vorbei der Stätte,
Der unter deinem Dach geruht nicht hätte.

7. Nun spielen in des Windes leisem Kosen
Hollundersträuche nur und wilde Ro-sen,
Und nur der Sonne, nur des Mon-des Schimmer,
In deinen Hallen rasten sie noch immer.

8. Hier stürzte sich in raschen Me-lodien
Trompetenjubel von den Gallerien,
Die Schleppen rauschten und die Sporen klangen,
Wenn sich im Fackeltanz die Paare schwangen.

9. Jetzt hörst du nur das Lied der Nachtigallen
Aus den umbüschten Mauerblenden schallen;
Leuchtkäfer lassen märchenhaft im Dun-keln
Dazu den lichten Reigen nächtlich funkeln.

10. Einst schmückten Scharlachdecken diese Wände,
Durchwirkt mit lautern Goldes reicher Spende;
Vom grauen Turme wehten bunte Fahnen,
Die stolzen Zeichen der erlauchten Ahnen.

11. Nun läßt der Abend seine Purpurgluten
In vollen Strömen um die Trümmer fluten,
Und von den Zinnen seh' ich Epheuranken,
Vergänglichkeit, dein grünes Wappen schwanken.

12. Dort vom Altane sah im Abendstrahle
Des Burgherrn ros'ge Tochter wohl zu Thale,
Und barg geheimnisvoll im reinen Sinne
Den ersten süßen Blütentraum der Minne.

13. Nun quellen Rosen aus des Söllers Spalten,
Die eben den verschämten Kelch entfalten,
Und Schmetterlinge seh' ich still daneben,
Die Geister jener Liebesträume, schweben.

14. Du altes Schloß, ich kann nicht um dich weinen,
Blüht holdes Leben doch aus deinen Steinen;
Wie eine Leiche hab' ich dich gefunden,
Der man den Sarg mit Blumen schön umwunden."

15. So sprach der Dichter, und im Spätrot schienen
Ihm einen Gruß zu winken die Ruinen;
Er aber schritt, die Brust voll junger Lieder,
Vom alten Schloß zur goldnen Au hernieder.

1. Entstehung des Gedichtes. Geibel hat im Sommer 1834 mit seinen Braunschweiger Verwandten den Harz besucht und zu jener Zeit wohl auch die Rothenburg an der „goldnen Aue," jener fruchtbaren, anmutigen Landschaft Thüringens zwischen dem südlichen Harzrande und dem Höhenzuge, zu welchem der Kyffhäuser (Vgl. Gedichte S. 156. Friedrich Rotbart) und die 3/4 Stunden vom Kyffhäuser liegende Rothenburg gehört, kennen gelernt. Diese goldne Aue (Vgl. Str. 15, 4.), durchflossen von der Helme, reicht von Nordhausen bis Artern. Die alten Pfalzen der sächsischen Kaiser zu Memleben und Wallhausen liegen nicht weit von dieser lieblichen Gegend. Und doch hat der Dichter nicht in jener Zeit, sondern nachweislich erst in Bonn, wo er von Ostern 1835—1836 studierte, das Gedicht verfaßt, und es gibt dasselbe nicht sowohl die Eindrücke der Harzreise, sondern vielmehr die viel tieferen und klareren der häufigen Besuche von Godesberg, Rolandseck, vom Drachenfelsen und all den vielen romantisch gelegenen, in Trümmern liegenden Rheinburgen wieder. Grade dieses Übertragen der neuen Eindrücke auf ein früher geschautes, des nahen auf ein entferntes Objekt ist das Zeichen eines wirklichen Dichters.

2. Erläuterungen. Die Rothenburg hat wahrscheinlich ihren Namen von dem roten Baumaterial; sie ist mit dem Kyffhauser auf dem östlichen Teile des Waldgebirges gelegen, welches südlich die goldene Aue begrenzt. Rechts und links von dem in einen Spitzbogen zulaufenden Thor erheben sich die Seitenwände des Hauptgebäudes, der Wohnung der Burgherrschaft.

Eine Mittelmauer teilt dasselbe der Länge nach; das obere Stockwerk (Prunk- und Waffensaal) gewährte die herrlichste Aussicht in den nordöstlichen Thalgrund und, dem bewaldeten Gebirgsrücken entlang, auf den Turm der Nachbarfeste Kyffhausen. Von der Umfassungsmauer sind nur wenige Reste vorhanden, der Turm ist sehr zusammengesunken, geborsten und — kann stürzen über Nacht. (Im J. 1823 war er noch 60 Fuß hoch). Die Burg ist im 11. Jahrhundert gegen die Slaven und Wenden, wahrscheinlich von den Grafen von Beichlingen errichtet worden, die sich dann Grafen von Rothenburg nannten. Der erste (nachweisliche) Graf von Rothenburg war Christian (1103—1144); Graf Friedrich war bei Kaiser Lothar beliebt, der letzte Rothenburger † 1210 ohne Leibeserben, und Rothenburg kam an den Grafen Friedrich III. von Beichlingen, wurde aber schon 1212 nach der allerdings bestrittenen Mitteilung des Jovius in dem Kriege zwischen Kaiser Otto IV. und dem Landgrafen von Thüringen von jenem zerstört, weil der Graf Friedrich mit Hermann gegen den gebannten Kaiser verbündet gewesen sei. Nach Hesse (dem gründlichsten Kenner der einschlagenden Urkunden) war Friedrich III. der Verfechter der Sache Ottos. Unrichtig ist die Angabe, daß die Rothenburg von König Rudolf I. zerstört worden sei. 1347 am 1. Februar trat ein Friedrich von Beichlingen die Burg mit den anliegenden Ortschaften an seinen Schwiegervater, Heinrich V. von Hohenstein auf seine Lebenszeit ab, verkaufte sie dann aber an die Grafen von Schwarzburg, und sie blieb von 1378 bis heute im Besitz der Schwarzburg-Rudolstädtischen Linie. Sie wurde nach dem Aussterben des Geschlechts von Tüchterode (1576), das seit 1434 mit ihr beliehen gewesen war, nicht mehr bewohnt und verfiel. Seit 1839 (also nach Geibels Besuch der Burg) etablierte sich dort eine einfache, gut eingerichtete Wirtschaft, deren Inhaber (Beyer aus Kelbra) durch seine eremitenartige Erscheinung und naturpoetische Gabe Stimmung und Genuß erhöhte und dem schön geebneten Platze am Fuße der Ruine den Namen der Eremitage verschaffte.*)

Str. 9, 2. Mauerblenden, in der Mauer angebrachte Blenden oder Blendungen, d. h. Vorrichtungen, welche den freien Blick benehmen sollen. Solche finden sich nicht nur in den alten Burgen, sondern auch in den neuen Festungen angewandt, um dem Auge des Angreifers die bereitgestellten Verteidigungsmittel zu verhüllen. Häufig brauchte man Reisig oder Bretter, also „künstliche" Mittel hierzu, hier hat die Zeit in den ringsum gewachsenen Büschen („umbüschte" Mauerblenden) natürliche Blenden geschaffen, hinter welchen die Nachtigallen geborgen sind.

3. Grundgedanke des Gedichtes. Zur Würdigung. Julius Mosen sagt sehr schön:

> Um das zerfallne Haus
> Träumt die Geschichte,
> Webet das Immergrün
> Zarte Gedichte.

*) Ich verdanke diese schätzenswerten Mitteilungen der Freundlichkeit des Herrn Schulrats Dr. W. Kieser zu Sondershausen.

Ja die Ruinen sind die Lieblingsstätten, wie der Künstler, so der Poeten. Den Poeten reizt nicht nur das Malerisch-Schöne der von neuem Leben umgebenen Räume, sondern es regt ihn dieser Anblick auch zu Betrachtungen über das Einst und Jetzt an, es versenkt sich seine Phantasie in die Vergangenheit und schweift unwillkürlich rasch wieder zur Gegenwart zurück, und so entsteht in der elegischen Stimmung eine solche Parallele zwischen Vergangenheit und Gegenwart, bei welcher beides, das Einst und das Heute, zu seinem Rechte kommt, und der Dichter schließlich das richtige Facit der Betrachtnngen zieht:

Du altes Schloß, ich kann nicht um dich weinen,
Blüht holdes Leben doch aus deinen Steinen. *)

Zu diesem holden Leben, welches aus den Ruinen, den Steinen, hervorblüht, darf man auch die jungen Lieder rechnen, welche in der Brust des im Schatten der Trümmer sitzenden Dichters emporquellen. Der schönen Idee entspricht auch die Ausführung. Eine Einleitung (Str. 1—4) zeigt uns nicht nur den Dichter, wie er der schönen zerfallenen Burg ansichtig wird, sie ersteigt, den Schloßhof betritt und in demselben sich zur Ruhe niedersetzt, sondern auch, wie der leichte Mut, die lustige Stimmung des wandernden Poeten, der „kühn" auf dem kürzesten Wege die Burg gewissermaßen noch einmal erstürmt, sobald er den geweihten historischen Boden betreten hat, in eine ernste elegische sich verwandelt. Der Unpoetische würde sich seiner Krafterprobung freuen, für das Klettern sich belohnen, allenfalls die Aussicht bewundern, der Dichter läßt sich von der Erinnerung an eine große, längstvergangene Zeit hinnehmen und zur Einkehr, zum Träumen, zum Gedankenspiele, welches Sonst und Jetzt verknüpft, reizen. Er vergleicht (Str. 5—14) des alten Schlosses Vergangenheit und Gegenwart. Einst erscholl dies Schloß von fröhlichen Tönen und Stimmen, Saitenspiel und Lustgesang und Becherklang, einst dröhnten Trompetenstöße, rauschten Schleppen, klirrten Sporen in diesen Räumen, jetzt ist es ganz still; nur die Nachtigallen lassen aus Verstecken ihr schwermutsvolles Lied uns hören; einst weilten zu Spiel und Kurzweil Hunderte von Gästen hier, jetzt spielen Hollunder- und Rosensträuche nur leise mit dem Winde, und die Sonnen und Mondesstrahlen sind die einzigen häufig noch einkehrenden Gäste. Wie glänzte einst das Schloß zur Nachtzeit, wenn beim Scheine zahlloser Fackeln getanzt wurde, jetzt funkeln und tanzen nur die kleinen Leuchtkäfer zeitweilig nachts um die Ruinen, ohne sie zu erhellen. Einst schmückten golddurchwirkte Scharlachdecken die Wände des Schlosses, heute nur der Glanz der Sonnen-

*) Vielleicht darf man die beiden letzten Zeilen der 14. Strophe deshalb beanstanden, weil der Vergleich, so schön er an sich ist, doch nicht ganz den Gedanken der obigen zwei Zeilen fortsetzt. Um eine blumengeschmückte Leiche kann man doch noch weinen, und das Leben der Blumen, welche zum Schmucke des Sarges dienen, ist schon dem Tode verfallen, nicht aber sind die Blumen ein „aus den Ruinen hervorblühendes Leben" zu nennen.

und Mondesstrahlen; einst prangten stolze Banner auf den Türmen, jetzt ist das hoch gewachsene Epheu das einzige Wappen, welches an die Vergänglichkeit, des Schlosses heutige Besitzerin, uns erinnern soll. Einst stand auf dem Altane wohl die schöne Tochter des Burgherrn, vom Strahl der Abendsonne übergossen, und träumte den ersten reinen Liebestraum, jetzt können hier nur Rosen und Schmetterlinge mit einander der Minne pflegen. Der Dichter hat mit seiner Phantasie das alte Leben in die Burg zurückgezaubert, und diese lohnt ihm mit einem dankbaren Gruße, und der Gruß ist, wie jeder rechte Gruß, eine Segenspende. Eine Fülle junger Lieder nimmt der Dichter aus dem alten Schlosse mit, indem er in die goldne Aue niedersteigt. (Str. 15.)

Wir können von dem Gedichte nicht scheiden, ohne die Zartheit der Sprache, die Fülle glücklicher Gegensätze, die Wahrheit der Stimmung, die Tiefe der dichterischen Auffassung noch einmal besonders hervorgehoben zu haben.

4. Zur Vergleichung. Um einiger, zur Bestätigung des oben Gesagten dienenden, Zeilen willen sei auch noch ein anderes Gedicht Geibels mitgeteilt:

Der Dichter.

[Distichen aus Griechenland. XIII. Gedichte 1874. 77. Aufl. S. 192.]

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach, für seinen Beruf däucht mir das Leben so kurz.
Denn er kenne die Welt und ihre Geschichten, er gehe
Bei den Alten mit Lust wie bei den Neuen zu Gast.
Fremde Länder und Sprachen erforsch' er mit willigem Eifer,
Sei im Norden und sei unter den Palmen zu Haus.
Aber vor allem versteh' er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle: die Lust kenn' er und kenne den Schmerz.
Was aus Säul' und Gemälde dich anspricht, wiss' er zu deuten;
Was dir des Waldes Geräusch flüstert, er fass' es ins Wort.
Kunst und Natur und Welt und Gemüt, er beherrsche sie alle;
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.

[Litteratur: *Goedeke, Emanuel Geibel. I. S. 64.]

---

4. Der Zigeunerbube im Norden.

[Gedichte. 77. Aufl. 1874. S. 35.]

1. Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln rötlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

2. Und nun wand'r ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auges schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn;
Ach, den armen braunen Knaben
Will kein Einziger verstehn.

3. Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten lust'gen Lieder
Hab ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
Schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimat möcht ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

4. Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunkeln Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

5. Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier atmet jede Brust,
Wo sich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

6. Nein! des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück,
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimat Glück!
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

1. Erläuterungen. Str. 5. Fandango ist ein spanischer Nationaltanz, welcher von 2 Personen beiderlei Geschlechts getanzt wird, mit anfangs mäßig langsamer, dann aber immer schnellerer, zuletzt leidenschaftlicher („glühender") Bewegung. Den Tanz begleitet eine weiche, zärtliche Melodie (meist in Molltonart), welche auf der Zither gespielt wird; gewöhnlich erhalten die Tanzenden sich außerdem im Takte durch den Gebrauch der Kastagnetten (castanètas), eigentümlicher, kleiner Klapperinstrumente, welche im Orient zuerst verwandt und später durch die Mauren den Spaniern bekannt wurden. Auch Gesang war oft mit dem Fandango verbunden.

2. Charakter und Inhalt: Das Lied ist ein prächtiges Heimwehlied. Es giebt die Empfindungen eines gemütvollen Herzens wieder, welchem alles fehlt, weil ihm die Heimat, die über alles schöne, geliebte Heimat fehlt. Bei dem Gedanken an das Vaterland treten alle die Vorzüge des fernen Heimatlandes dem wandernden Knaben vor die Seele (Str. 1), zugleich das Elend der Fremde*), wo man an fremden Thüren spielen und singen und betteln muß, ungeliebt, unverstanden von den fremden Menschen, welche nur selten dem armen Knaben eine spärliche Gabe gönnen, viel häufiger aber durch Kälte und Härte das zarte Herz verwunden (Str. 2). Überdies stimmt der nordische Nebel den Knaben traurig, und je weniger er sich in der Fremde wohl fühlt, desto stärker

*) Elend bedeutet ursprünglich und recht bezeichnend für den an seinem Vaterlande so treu hängenden Deutschen: Die Fremde.

erwacht die Sehnsucht nach dem schönen Vaterlande, das Heimweh. (Str. 3.) Genährt wird dasselbe durch die Erinnerung an die fröhlichen, unvergeßlich schönen Stunden, welche der Knabe daheim verlebte, und wenn er gar andre durch sein Spiel hier zu Lande zu fröhlichem Tanze ermuntert, so weckt diese Freude fremder, ihm gegenüber teilnahmloser Menschen erst recht sein Leid. Er vergleicht sein jetziges Los mit dem früheren, und der Vergleich fällt sehr zum Nachteil des jetzigen aus (Str. 5). So reift der Entschluß: Zur Heimat will ich um jeden Preis zurückkehren, und wenn mich dort keine Freude, wenn mich dort nur das Grab erwarten sollte (Str. 6). —

3. Entstehung des Gedichtes. Dies schöne Lied ist eines der frühesten, welche wir von Geibel besitzen; es ist bereits im J. 1834 von dem Oberprimaner Emanuel Geibel in Lübeck gedichtet worden. Seine so ansprechende, leider durch die Drehorgeln und Bänkelsänger verleierte und verleidete Melodie verdanken wir einem Schul- und Jugendfreunde Geibels, dem längst verstorbenen Professor am Lübecker Gymnasium, Karl Mosche. Das Lied scheint der Anschauung fremden Leides seine Entstehung zu verdanken, und es könnte ja ein solches Erlebnis den Dichter angeregt haben. Gleichwohl ist es sehr wahrscheinlich, weil der Eigentümlichkeit Geibels, eignes Leid unter fremdem Namen und andrem Rahmen zu singen, so entsprechend, daß Goedeke Recht hat, wenn er als treibendes Motiv zur Entstehung des Liedes des Dichters eigne Sehnsucht nach dem Süden, und zwar selbstverständlich nicht nach Spanien sowohl, als nach dem südlichen Himmel Italiens und Griechenlands, bezeichnet. Diese Sehnsucht aber hat der Jüngling schon frühzeitig und häufig ausgesprochen, und bekanntlich ist dieselbe auch in den Jahren 1838—40 erfüllt worden.

4. Zur Vergleichung. Manche Vergleichung mit dem obigen Liede bietet das Zigeunerleben. Nur tritt hier in den Vordergrund das fremdländische, geheimnisreiche und darum für uns so anziehende, die Neugier weckende Gebahren und das ruhelose, heimatlose Wandern des sonderbaren Volksstammes. Auch dies Gedicht gehört zu den Erstlingsgaben des Dichters.

Zigeunerleben.

[Gedichte. 77. Aufl. 1874. S. 5.]

1. Im Schatten des Waldes, im Buchenzweig
Da regt sich's und raschelt's und flüstert zugleich!
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.

2. Das ist der Zigeuner bewegliche Schar
Mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar,
Gesäugt an des Niles geheiligter Flut,
Gebräunt von Hispaniens südlicher Glut.

3. Ums lodernde Feuer im schwellenden Grün
Da lagern die Männer verwildert und kühn,

Da kauern die Weiber und rüsten das Mahl,
Und füllen geschäftig den alten Pokal.

4. Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,
Wie Spaniens Gärten so blühend und bunt,
Und magische Sprüche [1]) für Not und Gefahr
Verkündet die Alte[2]) der horchenden Schar.

5. Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz;
Da sprühen die Fackeln in rötlichem Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.

6. Dann ruhn sie, ermüdet vom nächtlichen Reihn;
Es rauschen die Wipfel in Schlummer sie ein,
Und die aus der sonnigen Heimat verbannt,
Sie schauen im Traum das gesegnete Land.

7. Doch wie nun im Osten der Morgen erwacht,
Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;
Laut scharret das Maultier beim Tagesbeginn,
Fort ziehn die Gestalten. — Wer sagt dir, wohin?

[Litteratur: *Goedeke, Emanuel Geibel. S. 23. — *Leimbach, Emanuel Geibel. 1877. S. 22—24.]

---

5. Der Mai ist gekommen.

[Lieder als Intermezzo XXXII. Gedichte 77. Aufl. 1874. S. 82.]

1. Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe wer Lust hat mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

2. Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt!
Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht!
Es gibt so manche Straße, da nimmer ich marschiert,
Es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probiert.

3. Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl!
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal!
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all,
Mein Herz ist wie 'ne Lerche, und stimmet ein mit Schall.

4. Und Abends im Städtlein da kehr' ich durstig ein:
„Herr Wirt, Herr Wirt, eine Kanne blanken Wein!
Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du,
Von meinem Schatz das Liedel das sing ich dazu."

---

[1]) Zauberformeln und Wahrsagerei sind Mittel, durch welche die Zigeunerweiber ihrerseits das Brot für den Trupp verdienen.

[2]) Die Alte ist die Zigeunermutter, welche sich in jedem größeren Zuge von Zigeunern findet und welcher von den übrigen Zigeunern beiderlei Geschlechts mit besonderer Verehrung begegnet wird.

5. Und find' ich keine Herberg, so lieg ich zu Nacht
Wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht;
Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
Es küsset in der Früh' das Morgenrot mich wach.

6. O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

1. **Entstehung des Liedes.** Goedeke, der gut unterrichtete Biograph Geibels, verlegt die Entstehung des vorstehenden Wanderliedes in das Frühjahr 1841 und weiß sogar, daß es auf dem Wege von Lübeck nach Krempelsdorf, wo eine dem Dichter Geibel befreundete Familie wohnte, deren fast täglicher Gast Geibel in jenen Wochen war, gedichtet worden sei. Und zwar fiele dann die Entstehung in die Zeit, in welcher die durch die schweren Erlebnisse des Winters 1840/41, sowie durch den Tod der geliebten Mutter hervorgerufene trübe Stimmung des Dichters durch den Sonnenblick der Einladung des Freiherrn von der Malsburg nach Escheberg durchbrochen und dem schwergebeugten Manne der Frühling seines Herzens, auf dessen Kommen sein gläubig Herz nicht vergebens gehofft hatte, wieder erschienen war. Der Autorität Goedekes bin auch ich gefolgt, obgleich nicht nur neuere Sammlungen, wie das „Kommersbuch der deutschen Studenten“ (20. Aufl. 1876. Leipzig, Teubner), als das Jahr der Entstehung der Dichtung das Jahr 1834 nennen, sondern auch E. Geibel dieses Jahr als das Entstehungsjahr des Mailiedes ausdrücklich in einem andern Gedichte bezeichnet. Wir lesen nämlich in den Neuen Gedichten S. 145:

Ich fuhr von St. Goar.

1. Ich fuhr von St. Goar [1])
Den grünen Rhein zu Berge; [2])
Ein Greis im Silberhaar
War meines Nachens Ferge. [3])

2. Wir plauderten nicht viel;
Die Felsen sah ich gleiten
Dahin im Wellenspiel,
Und dachte vor'ger Zeiten.

3. Und als wir an der Pfalz
Bei Caub vorüber waren, [4])
Kam hellen Liederschalls
Ein Schiff zu Thal gefahren. [5])

4. In's weiße Segel schien
Der Abend, daß es glühte;
Studenten saßen drin,
Mit Laub umkränzt die Hüte.

5. Da ging von Hand zu Hand
Der Kelch von grünem Glaste; [6])
Das schönste Mägdlein stand
Im goldnen Haar am Maste;

6. Sie streute Rosen rot
Hinunter in die Wogen
Und grüßte, wie im Boot
Wir sacht vorüberzogen.

7. Und horch — nun unterschied
Das Singen ich der andern:
Da war's mein eigen Lied;
Ich sang es einst vom Wandern;

8. Ich sang's vor manchem Jahr,
Berauscht vom Maienscheine,
Da ich gleich jenen war
Student zu Bonn am Rheine.

9. Wie seltsam traf's das Ohr
Mir jetzt aus fremdem Munde!
Ein Heimweh zuckt empor
In meines Herzens Grunde.

10. Ich lauschte, bis der Klang
Zerfloß im Windesweben;
Doch sah ich drauf noch lang
Das Schifflein glänzend schweben.

11. Es zog dahin, dahin —
Still saß ich, rückwärts lugend[7]);
Mir war's, als führe drin
Von dannen meine Jugend.*)

---

*) **Erläuterungen** zu dem Gedichte: „Ich fuhr von St Goar.“ 1) In St. Goar weilte Geibel mit Freiligrath und Levin Schücking im Sommer 1843. Südlich von diesem kleinen, prächtig gelegenen Städtchen (1265 Einw.), welches früher (bis 1803) Hauptstadt der kurhessischen Grafschaft Niederkatzenellenbogen war und durch die prachtvolle Ruine Rheinfels überragt wird, beginnt die schönste Strecke des Rheinthals, welche erst bei Bingen ihren Abschluß findet. Benannt ist St. Goar und das gegenüberliegende Goarshausen nach dem hl. Goar, einem aquitanischen Mönche, welcher das Evangelium verkündete und verunglückten Reisenden und Schiffern Hilfe leistete. 2) „zu Berge fahren“ ist die schiffsmännische Bezeichnung für „stromaufwärts fahren.“ In der eigentlichen Bedeutung bei Schiller; vgl. Tell I, 1: Wir (Hirten) fahren zu Berg, wir kommen wieder ꝛc. — 3) Ferge = Fährmann; vgl. Hesek. 27, 27: Also, daß deine Ware, Kaufleute, Händler, Fergen, Schiffsherren ꝛc. Ferge = ahd. férigo, férjo, mhd. verge, stammt von faran (fahren), wie das goth. farjan, ahd. ferjan, mhd. vern (überfahren, überschiffen). 4) Caub ist von St. Goarshausen und St. Goar etwa 2 Stunden entfernt. Auf der Fahrt dorthin von St. Goar oder Goarshausen aus umschifft man entweder den Lurleifelsen, oder man durchfährt den Tunnel (der rechtsrheinischen Eisenbahn), welcher durch den Lurleifelsen gebrochen ist, oder man schaut ihn sich vom entgegengesetzten Ufer aus im Vorbeifahren (mit der linksrheinischen Eisenbahn) an. Diese Stadt überragt die Ruine Gutenfels; mitten im Rheine, der Stadt gegenüber, liegt auf einer Insel die vieltürmige Burg Pfalz (hessische Landgrafenpfalz). Caub ist durch den um Mitternacht am 31. Dec. 1813 vollzogenen Übergang Blüchers und seines Heeres über den Rhein berühmt. Das 1853 errichtete Denkmal liegt grade der Pfalzinsel gegenüber. Der 11. März 1876 war für Caub ein schwerer Unglückstag. Der Berg, zu dessen Füßen das Städtchen liegt, dessen Sturz (Schiefergruben) man längst befürchtet, auch abzuwehren versucht hatte, rutschte in der Nacht teilweise herab und begrub 7 Häuser und 28 Menschen, von denen nur drei lebend aus dem Trümmern gezogen werden konnten. Caub leitet seinen Namen her von der Weinkufe, welche noch heute sich im Stadtsiegel findet. 5) „Zu Thal fahren“ = stromabwärts, vgl. Anm. 2. — 6) Glast ist ein nur noch selten gebrauchtes, Glanz bedeutendes Wort. — 7) lugend = schauend. Vgl. Geibels: Tod des Tiberius V. 57, „und, ins Innere lugend, Verfault erfand ich alles Wesens Kern.“ Schillers Tell I, 1. Kuoni: „Lug, Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen.“ Es ist ein schweizerisches und süddeutsches Wort, welches erst das Hervorsehen, dann das spannende, spähende, erkundende Sehen bezeichnet. Es wird eigentluegen gesprochen und wäre dann kein reiner Reim zu Tugend, bezw. Jugend. An unserer Stelle ist die eigentliche Bedeutung des Wortes vortrefflich brauchbar; denn der Sänger verfolgt mit immer gespannter werdenden Augen das immer weiter fahrende, immer schwerer erkennbare und zuletzt doch verschwindende Schiff.

Allen Streit schlichtet der Dichter selbst, und dieser schreibt mir auf meine bez. Anfrage: Lübeck, 25. Juni 78. Das Lied: „Der Mai ist gekommen“ ist, wie Goedeke richtig angiebt, erst im Frühling 1841 entstanden. Da es jedoch ganz aus der Stimmung der Bonner Studentenzeit herausgesungen ist, so hat wohl die poetische Fiktion des späteren Gedichtes (Ich fuhr von St. Goar) eine gewisse Berechtigung.“ — — Emanuel Geibel.

2. Gedankengang. Der Mai treibt die Blätter und Blüten aus den Bäumen und die fröhlichen, jungen Herzen auf die Reise, auf die Wanderschaft.*) Der rechte Wandertrieb nimmt sich das Wandern der Wolken zum Vorbilde, der Sinn steht in die weite, weite Welt (Str. 1). Und nun nimmt der Wanderer einen kurzen, innigen Abschied von Vater und Mutter und wandert, ziellos zunächst, bis ihm ein höherer Fingerzeig zu teil wird, auf der vielen Straßen einer, die er noch nicht kennt (Str. 2). Uber hohe Berge und durch tiefe Thäler, im Maiensonnenstrahl gehts fort, an sprudelnden Quellen und rauschenden Bäumen vorbei, mit einem fröhlichen Herzen, welches die schöne Gotteswelt so recht zu erkennen und anzuerkennen fähig ist. (Str. 3.) Auch dem vom Wandern Müden ist eine Erquickung bescheert. Unter Wein und Spiel und Sang vergeht der Abend aufs schönste. (Str. 4.) Selbst die Nacht unter freiem Himmel ist etwas Schönes. Über dem Schläfer wachen die Sterne; die windbewegte Linde schläfert den Müden ein, der Kuß der Morgenröte weckt den Schläfer wieder auf. (Str. 5.) Das Wandern ist die schönste Lust des Jünglings; wie Gottes Odem selbst stärkt und erquickt es die Wandernden; aber nur solche, deren Auge geöffnet ist für die Reize der Schöpfung, des Werkes der Hände Gottes, haben diesen reinen, vollen Genuß, und nur solche jubeln und singen aus dankbarem Herzen:

„Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“

---

6. Morgenwanderung.

[Gedichte 77. Aufl. 1874. S. 240.]

1. Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

*) Vgl. Schillers Tell I, 1: Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise.
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall,
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

1. **Form.** Die Strophe zeigt in den ersten vier Zeilen ein jambisches, in den beiden folgenden ein trochäisches Metrum, die Schlußzeilen sind etwas freier gebaut und scheinen daktylischtrochäische Verse mit einer Vorschlagssilbe zu sein. Die Form der Strophe ist also:

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — vier vollständige Jamben.
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ drei J. mit überzähliger Silbe.
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — vier vollst. J.
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ drei J. mit überzähliger Silbe.
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — }
— ⏑ — ⏑ — ⏑ — } vier unvollständige Trochäen.
⏓ — ⏑⏑ ⏓ — ⏑*)

Das Reimbild ist ababccb. Nur Reim b ist klingend, a und c sind stumpfe Reime.

2. **Erläuterungen. Str. 1, 4.** kirchenstill = so still, wie es in der Kirche ist oder zu sein pflegt, so feierlich still.

3. **Abfassungszeit.** Das Lied entstand im letzten Winter, welchen Geibel zu Athen verbrachte, also im Winter 1839/40.

4. **Gedankengang und Grundgedanke.** Dem in der frühsten Morgenstunde, vor Sonnenaufgang („der Sonne entgegen!") in die schöne Natur Hinausziehenden wird eine ganz besondere Art von Freude zu teil. Der Wald wandelt sich ihm in eine Kirche, der leise murmelnde Bach in einen leisen Gesang um. (Str. 1.) Und alles, was der Wandernde sieht, den Wald und die Blumen und die Sterne, alles sieht er jetzt als bunte Lettern in dem Gottesbuche der Natur, und er liest diese Zeichen zusammen und hört diese Zeugen predigen: sie alle aber bezeugen uns Gottes unwandelbare Liebe (die Treue und die Liebe).. (Str. 2.) Und hier, wo nichts stört und abzieht von dem Denken an den treuen Gott, ergreift von selbst die Andacht uns ganz, und die Liebe Gottes pocht

---

*) Genauer zeigt sich der Unterschied der Schlußzeile in den 4 Strophen in folgender Nebeneinanderstellung:

Str. 1, 7. — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏑ (8 Silben).
„ 2, 7. ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏑ „ „
„ 3, 7. ⏑ | — ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ „ „
„ 4, 7. — | — ⏑ | — — | — ⏑ (7 Silben).

und pocht ans Herz, bis dieses sich aufschließt und die Liebe in sich einkehren läßt, welche überströmend als Preis und Jubel Gottes von den Lippen fließt. (Str. 3.) Ehe aber noch diese Stimmung laut werden kann, da stimmt die Nachtigall im Busche ihr lautes Lied an, wie der Kantor in der Kirche, und überall fallen die großen und kleinen Sänger in Berg und Thal ein, ein jeder nach seiner Weise und Gabe, aber alle von demselben Drange getrieben. Und gleichzeitig bricht das Morgenrot hindurch, und Klang und Glut vereinen sich im Preise des Herrn, des treuen Schöpfers. Ist das keine Freude für den Menschen? Muß er da nicht mitsingen?

Morgenstunde hat auch insofern Gold im Munde, als sie dem Wandernden die höchste, reinste, ungestörteste Freude an der Natur und ihrem Schöpfer gewährt.

---

7. Türmerlied.

[Zeitstimmen. Lübeck 1841. S. 45. — Gedichte 77. Aufl. 1874. S. 242. Heroldsrufe S. 3.]

1. Wachet auf! ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,
Und wo sich türmt der Düne Sand!
Habt Acht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

2. Hört ihr's dumpf im Osten klingen?
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach der*) Beute kreis't.
Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenensange
Vergiften euch den frommen Geist.
Schon naht des Geiers Flug,
Schon birgt die Schlange klug
Sich zum Sprunge.
Drum haltet Wacht
Um Mitternacht
Und wetzt die Schwerter für die Schlacht!

3. Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt;
Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Mut nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt!
Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohl gestellt.

*) Diese Silbe ist überflüssig und wohl durch Druckfehler in den Text geraten.

4. Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land!
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke,
Und lehr' uns stark sein Hand in Hand!
Sei du uns Fels und Burg,
Du führst uns wohl hindurch. —
Halleluja!
Denn dein ist heut
Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.

1. **Entstehung des Gedichtes.** Emanuel Geibel weilte in Athen, als er dies Lied dichtete. Goedeke erzählt (S. 192), daß eine das Leben der griechischen Königsfamilie bedrohende Verschwörung im Anfang des Jahres 1840 entdeckt und in Folge dessen viele Verschworene oder Verdächtige verhaftet, bezw. verfolgt worden seien, während die Menge des Volkes es mit der Königsfamilie gehalten und diese am griechischen Neujahrstage mit den lebhaftesten Freudenrufen in der Kirche begrüßt habe. Diese ganze politische Aufregung habe den zu Athen grade weilenden Dichter in eine politisch-patriotische Stimmung versetzt und zu einer Betrachtung der dermaligen Lage seines Vaterlandes veranlaßt, und das Resultat dieser Stimmung und dieser Betrachtung sei eben unser Türmerlied. Daß es dem großen Chorale des Hamburger Hauptpastors Philipp Nicolai (geb. zu Mengeringhausen in Waldeck 1556, † zu Hamburg 1608) nachgebildet ist, zeigt nicht nur der Anfang, sondern auch das ganze Metrum, welchem jene wunderbar kräftige Choralmelodie sich trefflich anschmiegt. Übrigens wurde Geibels Türmerlied von E. Hille mit einer neuen Komposition beschenkt, welche in Deutschland und Oestreich gleich günstigen Eingang gefunden hat. Merkwürdig ist außerdem, daß dies Lied in einer Zeit großer äußerer Ruhe Deutschlands von Gefahren im Osten und Westen redet; denn noch in demselben Jahre, im Herbste 1840, wurden alle auf die bisher nicht geahnte Gefahr aufmerksam, als der Minister Thiers unter dem französischen Könige Louis Philipp die orientalische Frage benutzte und die alten Gelüste Frankreichs nach Erweiterung der östlichen Grenze bis zum Rhein laut aussprach, von den französischen Patrioten in Reden und Liedern unterstützt. In dieser Zeit erklang das bekannte Lied Nicolaus Beckers, eines sonst ziemlich unbedeutenden Dichters (geb. 15. Jan. 1816 zu Geilenkirchen in Rheinpreußen, † 28. Aug. 1845):

Der deutsche Rhein.
(An Alphons de Lamartine.)

1. Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein,

2. So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

3. Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' sich Herzen laben
An seinem Feuerwein,

4. So lang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang' sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

5. Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n,

6. So lang' die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

7. Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Mann's Gebein!

Von welch zündender Kraft dieses Lied Beckers war, beweist die Thatsache, daß in Jahresfrist, ja in noch kürzerer Zeit, 150 **Kompositionen** des einen Liedes existierten.*)

2. **Gedankengang.** Alle Deutschen ruft der „Wächter auf der hohen Zinne"**), d. h. der Dichter zum Aufwachen und zur Wachsamkeit auf, mögen sie im Süden an der Donau wohnen, oder an den Ufern des Rheins oder am dünenumgürteten Strande der Nord- und Ostsee. Die Wachsamkeit thut not, der Kampftag steht bevor. (Str. 1.) Rußland, der Geier im Osten, droht und nicht minder die Schlange im Westen, Frankreich, deren Freiheitsphrasen eurem Ohre verführerisch-süß klingen, wie einst der Gesang der Sirenen***) zu Odysseus Zeiten, während sie dem frommen deutschen Herzen Gift sind, dem deutschen Vaterlande Verderben drohen. Es ist die Zweizüngigkeit der Schlange in dem Franzosentum, welches euch zur Freiheit aufruft, aber eure Knechtschaft erstrebt; darum wachet, denn der kluge Feind kommt am sichersten dann, wenn man ihn am wenigsten erwartet. (Str. 2.) Damit ihr aber des himmlischen Beistandes euch getrösten könnt, reinigt euch durch das Gebet: werdet wieder keusch, gläubig, mutig, einig, wie eure Väter. Haltet zu dem Gotte der Christen, und er wird sich in der Stunde der Not zu euch halten. (Str. 3.) Ein Gebetswort, welches Gott anruft, daß er Fürsten und Volk einigen und dann beiden helfen möge, schließt das

*) Das Lied erschien zuerst im Rhein. Jahrbuche auf 1841 (Herbst 1840), dann aber mit Randzeichnungen von E. Neureuther versehen im Separatabdruck zu München 1841.

**) Vgl. Freiligraths Wort aus dem Nov. 1841: „Aus Spanien" Str. 9: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, Als auf den Zinnen der Partei."

***) Die Sirenen waren dämonische Jungfrauen, nach verschiedenen Sagen bald 2, bald 4, bald 3, bald 8 an der Zahl, welche durch wundersamen Gesang die Schiffer heranlockten, bis diese an verborgenen Klippen ein jämmerliches Ende fanden. Man dachte sie sich auf einer Insel des Mittelmeeres (Capri, Anthemoessa) oder an der Küste bei Neapel wohnend. Über Namen, Abkunft, Gestalt, Ende kursierten die verschiedensten Sagen; Odysseus überlistete, die Musen und Orpheus übertrafen sie in ihren Leistungen.

Lied, welches hoffnungsfroh, siegsgewiß, in Form der alten Doxologien (Lobpreisungen) Gottes mit dem Ausgang des Vater Unsers schließt. (Str. 4.)

---

8. Mene Tekel.

1846.

[Juniuslieder 16. Aufl. 1865. S. 158. — Heroldsrufe S. 30.]

1. Hei, wie die Tafeln sind geschmückt,
Wie klar die Kerzen erglommen!
Wer singt und lacht und Rosen pflückt,
Der ist zum Fest willkommen.
Musik erklingt den Saal herauf,
Schöne Mädchen warten auf
In leichten losen*) Gewanden**).

2. Sie tanzen um das goldne Kalb,
Sie fallen ihm gar zu Füßen;
Sie rufen: eh das Laub wird falb,
Hilf du die Lust uns büßen!
Überschäumt im Kelch der Wein.
Ich drücke mich stumm in den Winkel hinein;
Mir schaudert das Herz im Leibe.

3. Mir ist's, durchsichtig wird die Wand,
Und draußen dicht und dichter
Da drängen sich bei Fackelbrand
Viel tausend Hungergesichter.
Durch's Gewühl mit ries'gem Leib
Herschreitet kampfgeschürzt ein Weib
In blutrot phrygischer Mütze.***)

4. Und sieh, der Boden wird zu Glas†),
Und drunten seh' ich sitzen
Den Tod mit Augen hohl und graß,
Und mit der Sense blitzen:
Särg' auf Särgen rings getürmt —
Doch drüberhin wie rasend stürmt
Der Tanz mit Pfeifen und Geigen.

5. Sie haben Augen und sehen's nicht,
Sie prassen fort und lachen,
Sie hören's nicht, wie zum Gericht
Schon Balk' und Säule krachen;
Lauter jauchzt der Geige Ton —
Ihr Männer, ihr Weiber von Babylon,
Mene, Tekel, Upharsin!

1. Die Form. Die Strophen bestehen aus sieben Versen, von welchen 1 und 3 (a), 5 und 6 (c) stumpf, V. 2 und 4 (b) klingend gereimt sind; V. 7 ist reimlos (Waise), aber klingenden Charakters. Die Verse haben im allgemeinen jambischen Charakter; hie und da sind Anapäste an die Stelle der Jamben getreten, manchmal auch Spondäen, ja Trochäen. (Str. 1, 6.)

---

*) Die Allitteration des l malt zugleich das Lüsterne, Wollusterregende in der Erscheinung der Dirnen.

**) Gewande ist die seltenere Form der Plurals, zugleich die edlere; vgl. Thale neben Thäler.

***) Die phrygische Mütze (in Phrygien in Kleinasien zuerst getragen), welche wir noch auf Kunstwerken finden, war eine den Kopf umschließende, vorn überhängende Kopfbedeckung. Sie wurde das Vorbild der Jakobinermütze in der französischen Revolutionszeit.

†) In Norddeutschland wird in Glas das a kurz und scharf gesprochen, so daß Glas und graß einen reinen Reim bilden.

2. Zum Verständnisse. Im Winter des Jahres 1845 auf 1846 lebte Geibel in Berlin und verkehrte mit den alten, längst erprobten Freunden (E. Curtius, Fr. Kugler ꝛc.) und neugewonnenen Bekannten. In dieser Zeit lernte er in Berlin neben dem üppigsten Luxus die traurigste Armut kennen. Sein Seherauge sieht aber tiefer und weiter als jene lustberauschten Reichen, welche sich aus einem Genuß in den andern stürzen, die Not der Armen nicht sehend oder nicht sehend wollend — Geibel hört hinter den Klängen der Lust die Seufzer der Not, hört, wie hinter der Genußsucht der Reichen der Hunger Tausender nach Brot schreit, er sieht die Revolution der unteren Klassen und ihre wütenden Angriffe auf die besitzende Klasse. Wie deutlich hat der Dichter jene Hungersnot vorausverkündigt, welche im folgenden Jahre über Deutschland hereinbrechen sollte, wie genau scheint die Revolution des Jahres 1848 vorausgesehen zu sein! —

Solche Zeiten werden sich wiederholen. Sie haben es schon zum teil gethan. Str. 1 unseres Gedichtes hat sich abermals erfüllt in der Gründerzeit, und in gewissem Sinne dauert dieser Rausch der Besitzenden noch fort. Tausende, welche etwas haben, und tausende, welche nichts haben, sind ähnlich in ihrem Streben: Das *goldne Kalb* ist ihr einziger Gott — und zwar nicht sowohl der Mammon als solcher, als vielmehr der Reichtum, *insofern er die Mittel zum Genusse darbietet*. Wie in der Wüste am Fuße des Horeb der Geist der Genußsucht das ganze Volk, ja auch die besten desselben, Aaron und die Leviten, erfaßt hatte, daß sie um das goldene Kalb tanzten, mit Essen, Trinken, Spiel und anderm Genuß die Zeit verbrachten, so geschieht es auch heute. Der Unglaube hat die jenseitigen Hoffnungen in tausenden von Reichen und Armen zerstört, alle Gedanken auf den Genuß des Diesseits gelenkt, und so ißt und trinkt, tanzt und buhlt man *heute*, weil man *morgen* tot zu sein befürchten muß. — Darauf muß das Gericht Gottes kommen, und es kommt — so müssen wir noch heute besorgen — durch die, welche sich im diesseitigen Leben benachteiligt, verkürzt glauben oder wissen. Die Revolution erstarkt in sozialen Notständen, und den Greueln, unter welchen sie auftritt, folgen als Rachenboten die Todesengel des Kriegs und der Krankheit, ihre blutige oder bleiche Ernte zu sammeln. Bedenkt man aber, daß dies Gericht für die zu Richtenden ganz unerwartet kommt, daß diese so lange sinnlos rasen und sich in Lüsten berauschen werden, bis die Gerichtsflut kommt und alles Bestehende zusammenbricht, so muß man dies schreckliche, drohende, vielleicht bald unserm Volke nahende Ende mit dem entsetzlichen Ende Belsazars vergleichen, und ein von Gottes Geist geschärftes Auge sieht heute, wie damals andre, die Schrift: *Mene, Tekel, Upharsin**) an der weißgetünchten Wand von Gottes Finger geschrieben werden.

*) Vgl. die Erläuterung zu Heines *Belsazar* in diesem Bande.

9. Der Rhein.

(Fragment.)

[Neue Gedichte 6. Aufl. 1863. S. 157.]

1. O Sohn der Alpen, in krystallnen Wiegen
Genährt von Gletscherbrüsten, heil'ger Rhein,
Wenn du dem blauen Schweizersee entstiegen,
Dich jauchzend warfst vom schroffen Felsgestein,
Und glorreich nun, ein Held nach frühen Siegen,
Das Thal durchwallst im laub'gen Kranz von Wein,
Zur Lust den Völkern und der Flur zum Segen:
Wie schlägt dir hoch das deutsche Herz entgegen!

2. Und traun mit Fug. Denn deutschen Lebens Bild
Und Zeuge bist du, seit von süßen Zähren
Auf deinen Höhn der Rebstock feurig schwillt;
All um dich her erwuchsen unsre Ehren;
Du sahst zuerst erhöht des Reiches Schild,
Des Reichs, nach dem wir fromm noch heut begehren,
Wir Waisen, nun im eignen Vaterlande
Ruhmlos zerteilt, wie du zuletzt im Sande.

3. Den Kaisern warst du wert; die Starken zog
Der Starke, daß, was gleich, zusammenwohne;
Hier stand der Stuhl des großen Karl, hier bog
Konrad das Haupt vor Konrad, eine Krone
Mit Lächeln missend; hier im Festgewog
Schied der im roten Bart vom ehrnen Sohne;
Siegstrunken mocht' er deinen Wirbeln lauschen,
Nicht ahnend, daß sein Tod bald solches Rauschen.

4. Auf deinen Burgen horstet' ein Geschlecht
Frei, wild und mild, es wohnt' in seinem Sinne
Von deiner Traub' ein Anflug, zum Gefecht
Befeuernd wie zu Harfenschlag und Minne.
Wie freudig blutet hier der Edelknecht,
Wenn aus der Herrin Blick von hoher Zinne
Ein Gruß als erster, ach, und letzter Dank
Auf sein verströmend Leben niedersank!

5. Und Städte sahn voll Trutz in deine Welle,
Wo unterm Krummstab Bürgerfreiheit sproß
Und Füll' und Kunst, und wo dann morgenhelle
Die neue Zeit ihr Kindesaug' erschloß.
Denn war's zu Mainz nicht, wo in stiller Zelle
Ein andrer Dädalus die Flügel goß,

Die stark das Wort in alle Winde tragen?
Ward nicht zu Worms die Geisterschlacht geschlagen?

6. Und heut! Welch reich Gewühl umbraust noch heut
Die Rebenufer, wo vom breiten Riffe
Die Veste droht, und weit im Thal zerstreut
Die Essen rastlos sprühn! Mit grellem Pfiffe
Durchkeucht das Dampfgespann des Doms Geläut,
Und durch die Fluten wandeln Feuerschiffe,
Wie schwarze Riesenschwäne; Flaggen winken,
Und Winzerjubel schallt, und Römer blinken.

7. Gebrochen sind die Burgen. Ihre Zeit
Ging aus. Doch sitzt an ihrer Türme Scharten
Die Sage harfend noch, die Wundermaid,
Und lallt im Traum von Chriemhilds Rosengarten,
Vom Drachenstein und von der Nonne Leid.
Und fließt das Mondlicht um die Felsenwarten;
Da singt die Loreley, und aus dem Dunkel
Der grünen Wasser glimmt des Horts Gefunkel.

8. Gruß dir, mein Rhein! Wie leicht bei dir einst flossen
Die Lieder mir, die jedes Tags Gewinn!
Mein Sternbild stand im Aufgang; noch im Sprossen
Wie Laub um Pfingsten grünte frisch mein Sinn.
Gruß euch, die ihr mir damals wart Genossen
In Leben und Gesang! — Wo seid ihr hin?
Ach, aus einander weit seit jenen Tagen,
Zu weit hat uns der Kampf der Zeit verschlagen. —

1. **Form.** Die Strophe, in welcher Geibel den Rhein besingt, gehört zu den der italienischen Poesie entlehnten Strophen und heißt bald Stanze, bald Octave, bezw. Ottava rima. Sie besteht, wenn sie ganz regelmäßig gebaut ist, aus acht fünffüßigen Jamben. Meist sind diese Jamben rein, selten sind sie mit Anapästen vermischt. Trochäische Oktaven sind eigentlich eine seltsame Abart. Bezüglich des Reimes unterscheiden wir zwei Arten echter Stanzen:

1. Stanzen mit zwei Reimen. Das Reimbild ist dann abababab und der Reim stets klingend, jeder Vers also ein fünffüßiger überzähliger jambischer Vers. Diese Art führt den Namen Siciliano; doch kommt im Deutschen keine derartige Strophe vor, welche aus lauter weiblichen Reimen bestünde, sondern nur solche, in welcher weibliche und männliche Reime abwechseln, z. B.:

Hier mit dem nüchternen Minervenlaube,
Das fette Beeren bringt im blassen Grau,
Verschlang des Abstichs wegen, wie ich glaube,
Sich Bacchus üpp'ges Weingerank; und schau:

Inmitten droben zwischen Öl und Traube
Sich eingenistet hat Cicade schlau.
Sie schwelget wohl im Fett und süßen Raube?
O nein, sie speiset nicht, und trinkt nur Tau. (Rückert.)

Oder: „Eine Anwandlung von Unmut und Kleinmut."
(Von Friedrich Rückert.)
[Ges. Gedichte. Erlangen 1838. Bd. VI. S. 137.]

Dem Ruhme bin ich lange nachgelaufen,
Der immer einen Schritt voraus mir war;
Ich hätt' ihn können an der Scheitel raufen,
Doch hatt' er dort, alswie das Glück, kein Haar.
Zeit ist es einzustellen nun das Schnaufen,
Es droht der angegriffnen Brust Gefahr;
Nun renne nach dem Ruhm, du jüngrer Haufen,
Und laßt mich gehn zur ausgedienten Schar.

2. Stanzen mit drei Reimen. Das Reimbild ist in solchem Falle abababcc. Diese Stanze meint Schiller, wenn er „die achtzeilige Stanze" also besingt:

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende, — dreimal
Fliehest du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

Die dreimalige Flucht und Rückkehr würden dann im Aufgesang (V. 1—6), die selige Vereinigung im Abgesang (V. 7—8) dargestellt werden. Z. B.:

O Vaterland, du prangst mit heil'gen Siegen —
Und wandelst kühn des Ruhmes ew'gen Pfad,
Auf steiler Bahn bist du empor gestiegen,
Und Freiheit keimt und Fried' aus blut'ger Saat,
Doch schüchtern hat der Sänger dir geschwiegen,
Und zagend wich das Wort der größern That.
Mag Schwachheit auch auf stolzen Wahn vertrauen,
Der Adler nur darf auf zur Sonne schauen.
Ernst Schulze*), Cäcilie, eine Geisterstimme Str. 1.

Jedenfalls wird eine solche Strophe, wenn sie gut gebaut ist, in den ersten 6 Versen die Spannung erhalten und mehren, während die beiden letzten Strophen die Lösung und die Entscheidung bringen müssen. Auch diese Stanzenart wird im Italienischen meist nur mit weiblichen Reimen gebaut, während die deutschen Dichter gern V. 2. 4. 6. mit männlichem Reime versehen. Daß sie die Königin aller Strophen genannt zu werden verdiene, wenn sie schön und richtig gebaut ist, wird auch durch die nachfolgende Strophe Hermann Linggs bestätigt:

*) Das Epos E. Schulzes: Die verzauberte Rose ist ebenfalls in diesen Stanzen gedichtet.

Erwach aus deinem süßen Friedensschlafe,
Entsteige deinem Melodieenborn,
Du Königin der Strophen! — Auf, Oktave!
Gürt' um dein Schwert! stoß in dein gold'nes Horn!
Auf daß ich deine Feinde Lügen strafe,
Leg in dein schönes Angesicht den Zorn!
Wirf deine seidne Lockenflut! enthülle
Im stolzen Gang des Südens Formenfülle!

2. Erläuterungen. Str. 1. Durch das ganze Gedicht zieht sich die Anrede (Apostrophe) des Rheines, also eines unpersönlichen Wesens.*) Aber nur in der ersten Strophe verbindet sich die Anrede mit der Personifikation, jener „Umwandlung des an sich Unpersönlichen in ein persönliches Wesen." (Köpert). Nicht nur Sohn der Alpen wird der Rhein genannt, sondern die Eisrinnen, welche er kurz nach dem Ursprung durchläuft, werden als Krystallwiegen, die Gletscher, von welchen ihm immer neues Wasser zufließt, als das neugeborne Kind nährende Brüste bezeichnet. Übrigens ist nicht nur die 1. Str., sondern das ganze Gedicht reich an Anspielungen, welche jedoch meist keiner Erklärung bedürfen. Daß „der blaue See" der Bodensee ist, daß der mit Jauchzen vollführte Sprung des Jünglings Rhein vom schroffen Felsgestein die poetische Bezeichnung des Rheinfalles bei Schaffhausen ist, versteht sich ja von selbst. Der Erklärer hat nur die Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, wie schön und tief der Dichter die Natur auffaßt und durchdringt. — „heiliger Rhein". „Schon die alte Großmutter Edda sagt: Heilige Wasser rinnen von den Himmelsbergen. So hat auch der Rhein, wie alles, was den Menschen frommt, a Jove principium (er kommt vom Himmel)". Simrock. Heilig nennt den Rhein auch Schenkendorf in dem weiter unten mitzuteilenden Gedichte.

Str. 2. Waisen, insofern wir unseres Vaters, des deutschen Kaisers beraubt sind, bezw. zur Zeit der Entstehung des Gedichtes waren.

Str. 3. Karl der Große residierte mit Vorliebe zu Ingelheim bei Mainz, zu Aachen (wohl seiner Geburtsstadt) und zu Nymwegen am Niederrhein. — Konrad der Ältere oder der Salier ward gewählt zwischen Mainz und Worms bei Oppenheim im J. 1024, und zwar gab der jüngere Konrad unter allen weltlichen Fürsten zuerst seinem älteren, leiblichen Vetter die Stimme bei der Königswahl, nachdem die 3 geistlichen Fürsten bereits auf den älteren Konrad ihre Stimme vereinigt hatten.**) — Friedrich Barbarossa schied von seinem Sohne Heinrich, dem Stellvertreter im Regiment,

---

*) Vgl. Schillers Monolog in der Jungfrau von Orleans, Prolog:
Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln!
Johanna sagt euch ewig Lebewohl.

**) Man vgl. die Kaiserwahl von Uhland in seinem Herzog Ernst von Schwaben: Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben ꝛc.

um den 3. Kreuzzug anzutreten, im Mai 1189. — „Nicht ahnend, daß sein Tod bald solches Rauschen", d. h. daß er in einem ähnlichen Strome so bald seinen Tod finden werde (Tod im Kalykadnus oder Seleph am 10. Juni 1190).

Str. 4. horsten = wie die Raubvögel (Adler) auf einem hochgelegenen Neste wohnen. Ursprünglich bedeutet Horst ein Gebüsch oder Büschel.*) Wild und mild = Binnenreim.

Str. 5. „Unterm Krummstab ist gut wohnen" lautet schon ein altes Sprichwort. Krummstab heißt jenes älteste Symbol des bischöflichen Amtes, welches das Hirtenamt versinnbildlichen sollte. Der Stab war oben gekrümmt (incurvatura), während der Stab des Pabstes gerade ist (pedum rectum). Morgenhell = hell, wie es am Morgen ist. Vgl. Geibels Morgenwanderung: „Da ist die Luft so kirchenstill," d. h. so still, wie es in der Kirche ist. — ihr Kinderaug' erschloß = geboren ward, begann.

Dädalus, jener sagenhafte Baumeister des Labyrinths zu Kreta, machte sich und seinem Sohne Ikarus Flügel und rettete sich aus dem Gefängnisse zu Kreta nach Italien, während Ikarus durch eigne Unvorsichtigkeit zu grunde ging. Der neue Dädalus ist Gutenberg, der Erfinder des Buchdruckes, welcher zu Mainz lebte und, ohne die Früchte seines Schaffens genossen zu haben, starb. Joh. Gutemberg, geb. 1397 (?), war seit 1444 in Mainz (bisher in Straßburg) und hat um 1450 das Gelingen seines Planes, welcher ihn schon seit langen Jahren beschäftigt, auch sein Vermögen aufgezehrt hatte, gesehen. Um 1452 war die Schriftgießerei erfunden und ward der Druck der lateinischen Bibel begonnen. Johann Fust ist der, welcher die materiellen Mittel als Darlehen Gutemberg darreichte, während Peter Schöffer von Germsheim Schriftguß und Schwärze wesentlich vervollkommnete. In die Früchte des Fleißes und Geistes Gutembergs teilten sich Fust und sein Schwiegersohn Schöffer, und jener brachte durch Wucher, Ehrlosigkeit und wahrscheinlich Meineid Gutemberg an den Bettelstab. (1455) Durch die treue Unterstützung eines Dr. Konrad Hummer zu Mainz ward G. wieder (1457) in den Stand gesetzt, eine neue Druckerei einzurichten, auch einige Drucke in Mainz herzustellen, aber schon Ende 1467 (jedenfalls vor dem 24. Febr. 1468) starb der große Erfinder und „Vater einer neuen Zeit" in Dürftigkeit.

Die Geisterschlacht zu Worms ward am 18. April 1521 von Luther auf dem Reichstage geschlagen.

Str. 6. Das „breite Riff" ist die Festung Ehrenbreitenstein bei Koblenz. Von hier aus treffen wir, stromabwärts fahrend, die ersten Fabriken mit ihren gewaltigen Schornsteinen (Essen), deren Zahl immer größer wird und in der Gegend von Köln und Düsseldorf ihren Höhepunkt erreicht. — „Mit grellem Pfiffe und starkem Keuchen (das Geräusch des gewaltsam ausgestoßenen Dampfes der mit voller Kraft fahrenden Lokomotive ist dem

---

***) Mit Hort nicht verwandt, welches vielmehr eine Art Nebenform von Herde (Gehütetes) oder Hirt (Hüter) ist.

Keuchen, dem in kurzen Absätzen erfolgenden Ausstoßen des Atems ähnlich) durchdringt und übertönt die Lokomotive das Geläut des Doms. Gemeint ist der Dom zu Köln, in dessen unmittelbarer Nähe der Centralbahnhof ist, auf welchem man täglich mehr als hundert Züge kommen und gehen sieht. Die Köln-Mindener Eisenbahn führt sogar um den Dom herum zur großen Rheinbrücke, welche Köln mit Deutz verbindet. — „Römer" = grünes, bauchiges Weinglas.

Str. 7. Kriemhilds Rosengarten war bei Worms, wo sich noch heute der Name findet*); besungen wird derselbe in einem Volksepos, welches Wilh. Grimm einen der letzten Triebe der erlöschenden poetischen Kraft nennt, und in welchem Siegfried und Dietrich, zwei Helden, welche sich im Nibelungenliede nie berühren, mit einander streiten. Der Mönch Ilsan überwindet Volker, dann werden alle Recken Siegfrieds von Dietrichs Mannen besiegt, und Siegfried selbst wird durch Dietrich überwältigt. Jedem Sieger muß Kriemhild einen Kranz von Rosen, ein Halsen und ein Küssen (Kuß) geben. Ilsan, der tolle Mönch, bringt überdies noch 52 Recken aus Worms zu Fall, und Kriemhild muß ebensoviel Kränze und Küsse geben, so daß zuletzt das zarte Antlitz der „kaiserlichen Maid" vom rauhen Kriegermönch wund gerieben ist und das rosenfarbne Blut der Königin in die Rosen fällt. —

Der Drachenstein (Drachenfels) ist zwar nicht der höchste, aber der dem Rheine nächste und auf diesen die köstlichste Aussicht bietende Berg des Siebengebirges. Unter demselben liegt die schöne Stadt Königswinter; Bonn und Godesberg, Rolandseck und Nonnenwerth, Unkel und Remagen, ja der ferne Dom zu Köln zeigen sich den erstaunten Blicken und vor allem der majestätische Rhein. Die Aussicht vom Drachenfelsen will genossen, sie kann nicht beschrieben werden. Drachensagen, auch die Siegfrieds des Drachentöters, lehnen sich an diesen Berg, und die Reben dieses Berges liefern uns noch heute das „Drachenblut", einen köstlichen Trank. — Der „Nonne Leid" soll uns an Nonnenwerth, jenes Kloster auf einer schmalen Rheininsel bei Rolandseck, erinnern. Die Sage selbst ist wenig verschieden von der, welche Schiller im Ritter Toggenburg bearbeitet hat. Nur heißt hier der Ritter Roland, welcher um seiner Geliebten möglichst nahe zu sein, Rolandseck baute, von wo man auf das Kloster eine schöne Aussicht hat, ja in die Kapelle hineinsehen kann. — Über die Loreley vgl. Heines Loreley. — „Des Horts Gefunkel" = des Nibelungenhortes, welchen Hagen der Erbin desselben, Kriemhild (Siegfried, ihr Gemahl, hatte denselben erworben) genommen und im Rheine zwischen Worms und Lorsch versenkt haben soll. (Genaueres lese man in einer Litteraturgeschichte unter „Nibelungenlied" oder „Siegfriedssage" nach.) Simrock nennt in seinem Liede: Der Nibelungenhort den Ort Lochheim bei Worms. (Vgl. Gedichte. Neue Auswahl. S. 178. Stuttgart. 1863.)

Str. 8. Diese Strophe weist uns hin auf das Jahr 1835/6, in wel-

*) R. König, Deutsche Litteraturgesch. 1878. I. S. 101.

chem Geibel zu Bonn studierte, sowie auf das Jahr 1842, in welchem Geibel bei Ferd. Freiligrath in St. Goar einen schönen Sommer verlebte. Die Genossen jener Zeiten und namentlich des Sommers 1843 waren besonders Kinkel, Freiligrath und Levin Schücking — und leider hat ihr politischer Standpunkt gerade die beiden ersten, sonst ihm so werten, Männer so weit von ihm getrennt.*) — Damals stand allerdings Geibels Sternbild im Aufgange, er fing an anerkannt und berühmt zu werden. Seine Produktion bezeichnet er als damals, wo er durch diesen geistigen Verkehr gleichgestimmter Geister mächtig angeregt wurde, größer, denn in der Gegenwart. „Die Lieder flossen leicht, die jedes Tags Gewinn waren," so sagt der Dichter und meint, daß er leicht und täglich damals habe dichten können.

3. **Grundgedanke**. Der Rhein ist das Bild und der Zeuge deutschen Lebens. (Str. 2.)

4. **Zur Geschichte der Dichtung.** „Der Rhein" sollte einer größeren Dichtung eingefügt werden: Julian. Über diese Dichtung schreibt mir der hochverehrte Dichter am 18. Aug. 1878:

„Der erste Entwurf dieses erzählenden Gedichtes, in welchem ich zunächst die äußeren Schicksale und inneren Kämpfe eines jungen nach Rußland verschlagenen Deutschen darstellen wollte, entstand in mir zu Ilfeld im Sommer 1847. Ich begann die Ausführung in freien Reimpaaren, ließ sie jedoch bereits nach einigen Wochen wieder liegen, da mir die gewählte Form auf die Länge nicht zusagte. Das einzige veröffentlichte Bruchstück dieser ersten Fassung ist das Gedicht: Heimweh in den Juniusliedern."**)

„1850 in Karlsbad nahm ich den Stoff, der sich mir inzwischen reicher ausgestaltet hatte, wieder auf, behandelte ihn aber diesmal in Oktaven. Die Introduktion bildete mit der Erzählung „Valer und Anna"***) und der ebenfalls in der Anlage mitgeteilten Schlußstrophe den ersten Gesang."

„Der zweite Gesang wurde durch die Strophen an den Rhein eingeleitet. Dann folgte eine Schilderung von Julians Jugendleben und darauf die Erzählung vom Tode Valers und Annas.†) Die Berufung des Verwaisten nach Rußland durch seinen Oheim, den Grafen Paul, und sein Abschied vom Grabe der Eltern bildeten den Schluß des Abschnitts."

„Der dritte Gesang ist bis auf ein paar lyrisch abschließende Strophen unter dem Titel: „Russisches Treiben" im Morgenblatt††) enthalten."

---

*) Vgl. Erl. I. 2. Aufl. S. 246. 3. Aufl. S. 277.
**) S. 98–101. 16. Aufl. 1865.
***) Neue Ged. S. 279–303.
†) Unter dem Titel: Das Gewitter, in einer Anthologie zum Abdruck gelangt.
††) Morgenblatt für gebildete Leser: Nr. 46. 11. Nov. 1860. 47. 18. Nov. 1860.

„An dieser Stelle wurde das Gedicht durch meine Übersiedelung nach München unterbrochen, wo es vor den neuen Arbeiten, die sich mir aufdrängten, bald völlig zurücktrat."

Von dem Weiteren existieren daher nur ganz einzelne, im voraus ausgeführte Strophen. Der Plan war etwa folgender:

„Vierter Gesang. Als Introduktion eine Schilderung des Frühlings in den Steppen. Auch für Julian beginnt ein neues Leben. Zunächst durch einen vorübergehenden Besuch seines Oheims Gregor, mit dem er sich besser versteht, als mit dem Schloßherrn. Dann aber kehrt Marina, die Tochter Pauls, aus dem Kloster in Moskau zu ihrem Vater zurück und wird bald der anmutige Mittelpunkt des Hauses. Julians schweigende Liebe. Fürst Basil, von seiner Wunde genesen*), bringt ihr offen seine Huldigung dar, findet aber nur höflich kühle Aufnahme."

„Dennoch ist Julian eifersüchtig, und so gehen im steten Wechsel von Glück und Qual Sommer und Herbst dahin. Erst um Winteranfang auf einem prächtigen Ballfeste, das auf einem benachbarten Gute veranstaltet wird, und an dem Paul und Basil nicht Teil nehmen, weil ein anderer Bojar sie zum Spiel geladen, glaubt Julian zu erkennen, daß Marina seine Neigung erwidert. Doch kommt es zu keinem offenen Geständnis. Julian verbringt den Rest der Nacht in glückseligen Träumen. Dieser Gesang sollte vorzugsweise lyrisch gehalten werden."

Fünfter Gesang. „Am nächsten Mittag brachen Marina und Julian nach Hause auf; sie sitzt im Schlitten, er lenkt die Pferde. Sie fahren bei sonnigem Wetter ab, werden aber von einem furchtbaren Schneesturme überfallen, verlieren den Weg und geraten mit einbrechender Nacht in den Wald. Hier werden sie von Wölfen verfolgt und flüchten sich endlich, das Gespann preisgebend, in eine verfallene Schützenhütte. Allein die Wölfe, durch das Blut der Pferde nur wütender gemacht, wollen von ihrer Beute nicht lassen und beginnen bereits das Dach zu erklettern, um sich von oben durch das offene Sparrenwerk auf ihr Opfer zu stürzen. Den Tod vor Augen bekennen sich die Liebenden ihr Gefühl; da krachen plötzlich Schüsse von allen Seiten. Sergej mit einer Schar Wildschützen, welcher er sich nach seiner Flucht angeschlossen hat, ist ihr Retter."

„Sechster Gesang. Einleitende Betrachtung über die Wandelbarkeit des Glücks. Die Liebenden sind zurückgekehrt und haben sich ewige Treue geschworen. Wenige Tage später wird im Schlosse ein Fest gefeiert. Bei Tafel erhebt sich Graf Paul und begrüßt Marina und Basil feierlich als Verlobte. Der Leser erfährt, daß er trunkenen Mutes seine Tochter an den Fürsten verspielt hat. Furchtbare Familienscene. Julian fordert Basil zum Zweikampfe, wird aber von diesem als ein sinnloser Knabe mit kaltem Hohne zurückgewiesen."

---

*) Nahezu tödlich verwundet wurde er von einem russischen Diener Julians, Sergej, nachdem er Olga, dessen Braut, in den Tod getrieben hatte. Vgl. Russ. Treiben, die letzten Strophen.

„Der Schluß ist tragisch. Marina, aufs äußerste gebracht, will zu ihrem Oheim Gregor entfliehen und verunglückt bei dem Fluchtversuche. Graf Paul, zu spät bereuend, versöhnt sich mit Julian und veranstaltet eine glänzende Leichenfeier. Als Basil zur Bestattung reitet, wird er im Walde von Sergej erschossen. Julian kehrt tieferschüttert nach Deutschland zurück."

„Eine Wiederaufnahme des Fadens und eine Darstellung von Julians weiteren Lebensschicksalen war vorbehalten."

5. **Anhang**. Ich kann es mir nicht versagen, einen Abschnitt der Dichtung Julian und zwar die Introduktion des ersten Gesanges hier einzureihen, welche ich der Güte des hochverehrten Dichters verdanke, schon um deswillen, damit der Leser in die ganze Dichtung richtig eingeführt werde. Und auch sonstige Gründe ergeben sich aus dem Inhalte. Möchte es dem Dichter beschieden sein, auch seinen Julian noch vollenden zu können.

Introduktion.
1850.

1. Da meine Seele fünfunddreißig Jahr
Nun wohnt zur Miet' in diesem Haus von Leimen
Und hier und dort bereits ein silbern Haar
Um Wang' und Schläfe mir beginnt zu keimen:
So will's nicht mehr sich ziemen, immerdar
Des Herzens flücht'ge Träume nur zu reimen;
Nein, endlich gilt es, andern Ton zu wählen.
Die Jugend singt, das Alter mag erzählen.

2. Und so erzähl' ich denn. Doch mißversteht,
Ich bitt' euch, nicht den Vorsatz, den ich faßte;
Nicht Siegfrieds oder Dietrichs Banner weht
In alter Pracht von meines Liedes Maste.
Kein Epos bring' ich. Wollt ihr das, so geht
Und setzt an Simrock's Tafel euch zu Gaste,
Der treu den firnen Wein der Heldensage
In neuen Bechern schenkt für unsre Tage.[1])

3. Nein, was ich biet', ein Faden soll es nur
Aus unsres Zeitlaufs buntem Teppich sein;
Doch weil kein Mensch kann wider die Natur
Und nun einmal der Hauch des Liedes mein,[2])

---

[1]) Simrock ist der vorzüglichste Übersetzer der schönen mittelalterlichen Volks- und Kunstepen; er verfälscht den alten (firnen) Wein der Poesieen nicht, sondern kredenzt ihn nur in neuen Bechern, d. h. neuhochdeutscher Sprache.

[2]) Geibel kennt seine Gabe und die Grenzen derselben. Er ist in erster Linie Lyriker, der „Hauch des Liedes" ist sein Eigentum, und so kann auch seine Erzählung nicht ganz der lyrischen Zusätze, der Empfindungsperlen entbehren.

Gedenk' ich auf der Fabel[3]) dürft'ge Schnur
Die Perlen der Empfindung aufzureihn
Und neben einem kleinen Stück vom Leben,
Verzeiht, ein Stück auch von mir selbst zu geben.

4. Julian nennt sich der Held, das Wiegenlied
Sang ihm der Rhein, und zwar auf deutschem Grunde;
Ob hessisch, badisch, nassauisch Gebiet
Ihn zeugte, davon ward mir keine Kunde;
Und wohl uns, dünkt' uns das kein Unterschied;
Dann sprächen wir vom Reiche statt vom Bunde[4])
Und dürften stolz empor die Wimper schlagen,
Wenn wir das Wort: Ich bin ein Deutscher, sagen.

5. Ich bin ein Deutscher! Klingts nicht voll und gut?
Mir ist's, ich höre Rhein und Donau brausen,
Die Alpen glüh'n, der Nordsee grüne Flut
Hüpft auf in Schäumen, und die Fichten sausen
Am Bernsteinufer — o mir wallt das Blut,
Durch meine Seele geht ein heilig Grausen.
„Ich bin ein Deutscher“, Glocken hör' ich läuten
Von Aachens Türmen. Weißt du, was sie deuten?

6. Wann kommt der Tag, der mit Posaunenstoß
Zum Heerbann schmiedet die zersprengten Rotten,
Und dir, mein Volk, ein Haupt giebt stark und groß!
Bis dahin wird der Fremdling deiner spotten.
O Schwarm von Bienen irr und weisellos!
Dein bester Hermelin ward Fraß der Motten,
Im Staub zerschellt liegt deine schönste Krone;
Doch still, mein Herz! — Zurück zum leichter'n Tone!

7. Also: Julian ist deutsch. Doch trägt im Fluge
Nach Rußland mein Gesang euch vor der Hand,
Nicht dorthin, wo mit breitem Wellenzuge
Die Newa strömt, von Brücken überspannt;
(Der Schauplatz mißbehagt' euch wohl mit Fuge)
Nein, in der Steppen wellig Hügelland,
Die zwischen düstern Waldeseinsamkeiten
Sich unabsehbar hinter Moskau breiten.

---

[3]) Die Fabel eines Drama oder Epos ist die gedrängte Vorführung des verarbeiteten Stoffes, die einfache, ungeschmückte Thatsachenreihe, welche der Dichtung zu grunde gelegt ist. Was uns Geibel oben selbst über den Inhalt seines noch unvollendeten Julian mitteilte, heißt die Fabel.

[4]) Das ist Geibels stetes Wünschen und Seufzen, daß aus dem alten, schwachen deutschen Bunde ein neues, kräftiges deutsches Reich werde. Nicht wünscht er einen Einheitsstaat, aber ein einiges festes Reich; und Gottlob! er hat es geschaut. Was in diesem Gedichte, sowie in dem obigen: „Der Rhein“ noch bloßer Wunsch, höchstens fernes Ahnen war: er hat es schauen dürfen.

6. Disposition des Gedichtes: Der Rhein. Einleitung. Anrede an den alpengebornen, früherstarkten Rhein, den Segen und Freude verbreitenden Strom. (Str. 1.)

Thema: Der Rhein, deutschen Lebens Bild und Zeuge. (Str. 2, 1—4.)

I. Der Rhein ist das Bild und der Zeuge des deutschen Reiches, des zerrissenen und kaiserlosen.*)

a. Das Bild: Sein Ausgang in viele Arme — Deutschlands Zerklüftung in viele Staaten. (Str. 2, 5—8.)

b. Der Zeuge: Von den Kaisern geliebt und häufig besucht. (Karl I., Konrad II., Friedrich I.) (Str. 3.)

II. Der Rhein ist das Bild und der Zeuge des deutschen Lebens.

a. Der Deutsche ist frei, wild und mild, wie die Traube des Rheins. (Str. 4, 1—4.)

b. Der Rhein sah eine große Vergangenheit: die Ritterzeit (Str. 4, 5—8), die Zeit blühender Städte (Str. 5, 1—4), die neue Zeit (Buchdruckerkunst, äußerliches, Reformation, innerliches Moment zur Hervorbringung derselben). Str. 5, 5—8.)

c. Er sieht noch heute auf die großartigen Fortschritte der neuesten Zeit (Fabriken, Eisenbahnen, Dampfschiffe) (Str. 6), sowie auf die Denkmäler und Spuren einer großen Vergangenheit. (Str. 7.)

Schluß: Auch dem Dichter ist er ein teurer Strom. Seine schönsten Jugendfreuden, seine reichsten Anregungen verdankt er dem Aufenthalte an seinen Ufern. (Str. 8.)

7. Aufsatzthema. Der Rhein, ein Bild und Zeuge deutschen Reiches und Lebens. Zur Vergleichung dienen folgende drei Gedichte:

Das Lied vom Rhein.

(Von Max von Schenkendorf. 1814.)

[Geb. 11. Dec. 1783 zu Tilsit, † an seinem Geburtstage 1817 zu Koblenz.]

1. Es klingt ein hoher Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort;
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen.
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

2. Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher reich begabt,
Des Name' schon wie Wein
Die treue Seele labt;
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

*) Jetzt ists glücklicherweise anders und besser geworden.

3. Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz;
In Fesseln lag der Held geschlagen,
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

4. Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh dir, schnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und bar von Ehren!—
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach, verstorbenes Geschlecht,
Und mein gebrochnes deutsches Recht?"

5. „O, meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen, adligen Gestalten,
Die Helden weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert."

6. „Es war ein frommes Blut[1])
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmut
Und mild, wie eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen;
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt.[2])

7. „Ihr Sünder, wütet fort!
Bald ist der Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wenn er soll;
Es wird euch in die Seele grausen,
Wenn meine Schrecken euch umbrausen,
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art."

8. Erfüllt ist jenes Wort!
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu;
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren;
Der Väter Zucht und Mut und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaisertum.

9. Wir huld'gen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein;
Die Freiheit sei der Stern,
Die Losung sei der Rhein.
Wir wollen ihm aufs neue schwören:
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr,
Er fließe frei in Gottes Meer!

Rheinland.

(Von Chr. Jos. Matzerath.)
[Geb. 1850 in Linnich bei Jülich, lebt als Beamter in Köln.]

1. Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Probe des Westens[1]), grüngoldige Flut,
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein!

---

[1]) Siegfried.

[2]) Nicht der Nibelungenhort, bezw. Hagens Habgier brachte Siegfried den Tod, sondern Brunhildens Haß und Rachedurst gegen ihn, indem sie zum Werkzeuge sich Hagens bediente.

[1]) Probe des Westens: An welchem sich die Kraft des Westens unseres Vaterlandes erproben muß, da nach seinem Besitze schielende mächtige Nachbarn westlich von ihm wohnen.

2. Wie blauet dein Himmel so tief und so klar!
Wie wallt in goldnen Ähren das Land,
Auf den Hügeln, zu Thal, an der Ebene Rand,
Wie schwillest von Segen du wunderbar!

3. Von deinen Burgen wie sieht es sich weit!
Wie atmet die Seele so kühn dort und frei!
In der Tiefe ziehen die Schifflein vorbei
Zögernd hinweg aus der Herrlichkeit.

4. Im Hochland aber da halten sie Wacht
Noch immer die Burgen der Ritter wie hehr!
Wohl erdrönet das Horn des Wächters nicht mehr,
Doch lieben wir sie, nun vorbei ihre Macht.[1])

5, O Rhein . . . . und es spiegeln sich Dome groß
In der Fluten, der leise schauernden, Schaum,
Gewaltige Kaiser träumen den Traum
Versunkener Glorie in ihrem Schoß!

6, Mein Heimatland, o du herrlicher Rhein,
Du Probe des Westens, grüngoldige Flut,
Deine Männer sind stark, deine Frauen sind gut,
Es ist eine Lust, dein Kind zu sein!

Warnung vor dem Rhein.

(Von Karl Simrock.)

[Geb. 28. Aug. 1802 zu Bonn, † 18. Juli 1876 ebenda.]

Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart 1863. S. 3.

1. An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut;
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Mut.

2. Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär es ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei;
So dünkt es dich billig und recht.

3. Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höhn,
Und blickst hinab in den Strom.

[1]) So lange die Burgen noch standen und bewohnt waren, waren sie unsern Vorfahren ein Gegenstand der Furcht und Angst; denn meist waren die Burgherren Raubritter oder fehdelustige Feinde der Städter; nun aber ihre Macht vorbei und aus den drohenden Vesten romantische Ruinen geworden sind, die jeder besuchen darf, lieben wir die Zeugen vergangener Zeiten.

4. Und im Strome, da taucht die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn.

5. Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus.
Nun singst du nur immer: Am Rhein, am Rhein,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

---

10. Volkers Nachtgesang.

[Neue Gedichte. 7. Aufl. 1863. S. 171.]

1. Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und stumm;
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod schleicht draußen um.
Schweb hoch hinauf, mein Geigenklang,
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang,
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

2. Wohl finster ist die Stunde,
Doch hell sind Mut und Schwert;
In meines Herzens Grunde
Steht aller Freuden Herd.
O Lebenslust, wie reich du blühst,
O Heldenblut, wie kühn du glühst!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
Ihr beiden!

3. Ich denke hoher Ehren,
Sturmlust'ger Jugendzeit,
Da wir mit scharfen Speeren
Hinjauchzten in den Streit.
Hei Schildgekrach im Sachsenkrieg!
Auf unsern Bannern saß der Sieg,
Als wir die ersten Narben
Erwarben.

4. Mein grünes Heimatleben,
Wie tauchst du mir empor!
Des Schwarzwalds Wipfel weben
Herüber an mein Ohr;
So säuselt's in der Rebenflur,
So braust der Rhein, darauf ich fuhr
Mit meinem Lieb zu zweien
Im Maien.

5. O Minne, wundersüße,
Du Rosenhag in Blust,
Ich grüße dich, ich grüße
Dich heut' aus tiefster Brust!
Du roter Mund, gedenk' ich dein,
Es macht mich stark, wie firner Wein,
Das sollen Heunenwunden
Bekunden.

6. Ihr Kön'ge, sonder Zagen
Schlaft sanft, ich halte Wacht;
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid;
Gott grüß dich, grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!

1. Zur Einleitung in das Gedicht. Das Allgemeine aus der Sage des Nibelungenliedes: Siegfrieds Leben, Liebe und Tod, die dreizehnjährige Trauer der Witwe Kriemhild in Worms; ihre Vermählung mit dem Hunnenkönig Etzel, ihre Rachegedanken, ihre Einladung an ihre Wormser Verwandten, nach dem Hunnenlande eine Besuchsreise zu

machen, und der Zug der Nibelungen nach Etzels Hof trotz der dringenden Warnung Hagens: Dies und anderes muß ich als bekannt voraussetzen.

Die Burgunder sind in des Etzels Reich gelangt und von dem alten Hildebrand zuerst erkundet, worauf sie Dietrich von Bern allesamt, besonders aber den Hagen, den Mörder Siegfrieds, warnt vor den Rachegedanken der Königin Kriemhild, die unablässig um ihren ersten Gemahl traure. — Das Burgundenheer zieht weiter und kommt zu Etzels Hofe. Die niedrigen Adligen werden mit ihren Knechten in besonderer Herberge untergebracht, Dankwart soll sie hüten und befehligen. Alle andern, besonders auch der König Gunther und seine beiden Brüder Gernot und Giselher, gehen zum Palaste des Hunnenkönigs Etzel selbst. Hagen weiß, und zwar nicht erst durch Dietrich, sondern durch untrügliche Vorzeichen belehrt, daß es zum schwersten Kampfe, zum Tode aller geht und schließt mit Volker, dem lustigen Spielmann und kühnen, tapfern Recken, den engsten Freundschaftsbund, ja, den Todesbund. Dann setzen sich beide vor die Thüre eines der Hofgebäude auf eine Steinbank und lassen sich von den Hunnen begaffen und bewundern. Inzwischen reizt Kriemhild ihre Hunnen zum Rachekampf gegen Hagen, den Mörder ihres Gemahls, auf. Sechzig wappnen sich dienstbereit zum Kampf, aber diese genügen ihr nicht — so rüsten sich vierhundert. Mit ihnen naht Kriemhild. Volker bemerkt zuerst, wie diese große Schar Bewaffneter hinter Kriemhild die Treppen niedersteigt, und macht Hagen darauf aufmerksam. Der sagt: „Ich weiß, daß das alles mir gilt. Aber vor der Gesellschaft bangt mir noch nicht, vor denen möchte ich noch unversehrt in der Burgunden Land heimreiten. Aber wollt ihr, Freund Volker, mir im Kampfe beistehen, wie ich euch nicht verlassen werde?“ Der Spielmann sagt seinen Beistand auf alle Fälle zu, und Hagen sagt freudig: „Das lohne dir Gott vom Himmel, du edler Volker! Nun bedarf ich keines Helfers mehr gegen alle diese Degen.“ Inzwischen ist die Königin nahe herangekommen. Der Spielmann fordert Hagen auf, von dem Sitze aufzustehen; sie sei doch eine Königin und verdiene diese Ehre. Aber Hagen verweigert es stolz und trotzig, um nicht den Schein zu wecken, als wenn er sich vor den Kriegern fürchte. Vielmehr legt er quer über seine Beine sein blankes Schwert, an dessen Knopf ein schöner grüner Jaspis glänzt, woran Kriemhild sofort erkennen muß, daß dies Siegfrieds Schwert Balmung war, und Hagens Absicht, die Königin noch mehr zu reizen, war erreicht. Volker zieht seinen starken, langen Fidelbogen heraus, und beide bleiben furchtlos vor der Königin sitzen, welche alsbald ihnen feindlichen Gruß bietet: „Wer, Hagen, hat nach Euch gesandt, daß Ihr Euch erkühntet, in dies Land zu kommen zu mir, die Ihr in so starke Leiden versenkt habt?“

Hagen entgegnet barsch: „Nach mir hat niemand gesandt, aber drei Degen hat man hierher geladen, die sind meine Herren und ich ihr

Manne. Wenn sie weg reisten, blieb ich selten zu Hause." Nun wirft Kriemhild ihm den Tod des Siegfried vor, um den sie nun bis an ihr Ende immer genug zu weinen habe. Noch trotziger antwortet Hagen:

„Was braucht's der Rede weiter? ihrer ist genug,
Ja, ich bin es, Hagen, der Siegfrieden schlug,
Den Held aus Niederlanden: wie sehr er das entgalt,
Daß die Königin Kriemhild die schöne Brunhild schalt.
— — — — — — — — — — —
Nun räch' es, wer es wolle, es sei Weib oder Mann.
Ich will es nicht leugnen, ich hab' euch viel zu leid gethan."

Aber obgleich Kriemhild zu ihrem Gefolge spricht: „Nun hört ihr es, ihr Recken, er leugnet es nicht" — es war keiner der Hunnen im stande, diese beiden gewaltigen Recken nur anzublicken, geschweige auf Tod und Leben anzugreifen. Ja einer singt gradezu dem Hagen, den er in früher Jugend hier im Lande und zwar in 22 Stürmen gesehen, ein langes Loblied. So leid es der Königin war, sie fürchten sich zu sehr, und der Kampf bleibt angekündigt, wird aber zunächst nicht ausgeführt.

Vielmehr gehen jetzt die beiden Männer auf Volkers Rat zu ihren Herren an Hof, um ihre Dienste jenen anzubieten. An Etzels Hofe ist noch eine Freundschaft und Herrlichkeit, Etzel bewillkommnet seine Gäste freundlich und bewirtet sie reich und köstlich.

Zur Nachtruhe führt man sie in einen weiten Saal, wo zu ihrer Ruhe viele Betten hergerichtet waren, die Koltern von Arraz, von arabischer Seide die Bettdächer, Hermelin- und Zobelpelze die obersten Decken; Giselher spricht seine Todesahnung inmitten dieser Kostbarkeiten aus. Hagen aber bietet sich an zum Wächter für alle Schlafenden, und während jene sich zur Ruhe niederlegen, waffnet sich Hagen und mit ihm der treue Volker. Vor der Thüre stellen sich die Gepanzerten auf, Volker aber lehnt an die Wand den Schild, greift zu seiner Geige, setzt sich auf einen Stein an der Hausthüre und beginnt zu spielen, erst so stark, daß das ganze Haus erdröhnte, dann immer sanfter und süßer, bis er alle Sorgen aus dem Schlafsaale verscheucht und alle seine Herren und Freunde in süßen Schlaf gespielt [und gesungen] hat.

In diese Situation führt uns der Dichter, und wir hören den Gesang des Spielmanns Volker, der in jener verhängnisvollen Nacht erschallt. — Entspricht er der Situation und dem Charakter des Spielmanns?

2. Gedankengang. Wohl scheinen die Sterne, aber sie machen nicht fröhlich; es ist so kalt und stumm in dieser Nacht, und hört man ein Geräusch, so ists Waffenklirren, so sind es lauernde, hinterlistige Hunnen, welche bewaffnet heranschleichen, um den Gästen den Tod zu bringen. Ich will zu meiner Fiedel greifen, die bannt der Nacht gespenstigen Spuk. (Str. 1.) — Trotz der Finsternis außer ihm sind Mut (Herz) und

Schwert helle.*) Todesfurcht kennt der Sänger nicht, ja trotz der Todesgewißheit ist sein Herz „aller Freuden Herd“, so fröhlich wie noch nie. Unwillkürlich vergleicht er seine Lebenslust und sein Heldenfeuer mit der schönen, glühenden Sonne, die nie schöner strahlt, als kurz vor dem Scheiden. (Str. 2.)

Der Gedanke an den baldigen Tod veranlaßt Volker, rückwärts zu schauen, und so gedenkt er zuerst seiner Jugendzeit, der ehren- und freudenreichen Zeit, besonders des Sachsenkriegs, in welchem er sich den ersten Ruhm und die ersten Narben erworben hat. (Str. 3.) Aber auch das schöne, glückliche Leben in der Heimat taucht in seiner Seele auf, der dunkle Schwarzwald mit seinen schwarzen Tannen und die lachenden Rebengelände und der brausende Rhein, und mitten auf demselben eine Fahrt an einem Maitage mit seiner Gattin. (Str. 4.) Die Liebe**) zu seinem Weibe erwacht mit voller Stärke, und sie macht ihn stark, wie firner***) Wein, und von dieser Stärke sollen die Heunenwunden†), welche von ihm in den nächsten Tagen geschlagen werden, Zeugnis ablegen. (Str. 5.) Endlich aber wendet sich der starke und lustige Spielmann der Gegenwart zu: er soll der Könige Schlaf beschützen. Das will er thun. Der Gedanke an die Vergangenheit erhält ihn munter. Sollte aber der Morgen den Kampf bringen, um so besser; ihm bangt nicht, weder vor dem Kampfe noch vor dem Tode. Er begrüßt den Kampf und singt zuletzt: Dann höre ich auf zu fiedeln, dann magst du, o Tod, uns zum Tanze spielen.††) (Str. 6.)

3. Form: Die Strophe hat folgendes Schema:

V. 1. 3. ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
2. 4. ⏑ — ⏑ — ⏑ —
5. 6. ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
7. ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑
8. ⏑ — ⏑

---

*) Das Schwert heißt im Nibelungenlied oft das liehte, liechte, d. h. das helle, strahlende, blanke. Vgl. Hagens Ausg. Ges. 29. Str. 28, 3.

**) „Du Rosenhag in Blust“ (Blüte); vgl. über den sprachlichen Ausdruck Erl. 2. Aufl. I, S. 255, wo andere Beispiele von Fröhlich und Geibel angeführt werden.

***) firn, virne heißt hier alt und wird heutzutage nur noch vom Weine gebraucht, während es im Mittelalter auch erfahren, weise, klug (allerdings dem Alter eignende Eigenschaften) bedeutete. Es hängt mit dem griechischen πρίν zusammen.

†) Die Heunen (Hunnen, Ungarn) haben auch appellativische Bedeutung bekommen, indem hiune oder heune im Mitteldeutschen in hûno (unser Hüne) = Riese übergegangen ist.

††) Der Totentanz ist erst seit dem 15. Jahrhundert eine häufige Vorstellung; im 13. Jahrhundert sah man den Tod wohl als Boten zur Unterwelt an, als Anführer eines großen Gesindes, weiter jedoch ging man nicht. Aber grade zu Boten brauchte man die Spielleute in alten Tagen oft, und auch aus dem Boten Tod wurde ein zum Tanze aufspielender Spielmann mit Pfeife oder Geige (ja statt dieser spielt der Tod sogar auf einem Pferdekopf, auf einer Leier ꝛc.) Vgl. Grimm Myth. 3. Ausg. S. 807. Simrock Myth. S. 478.

Somit sind V. 1. 3. 7. dreifüßige jambische Verse mit überzähliger Silbe (trimeter jambicus hypercatalectus), V. 2. 4. dasselbe ohne die Schlußsilbe (tr. jamb. acatalectus), V. 5. 6. sind aus 4 Jamben bestehende Verse, V. 8 ist ein Amphibrachys (◡ — ◡), aber hier doch als ein Monometer, d. h. als ein einfüßiger jambischer Vers mit überzähliger Silbe anzusehen.

Der Reim ist in V. 1. 3. 5. 6. stumpf, in V. 2. 4. 7. 8. klingend; das Reimbild ababccdd. Die Strophe läßt sich als zweiteilig ansehen: der Aufgesang umfaßt V. 1—4; V. 5—8 bilden den Abgesang, von welchem die beiden letzten Verse sich vortrefflich zur Wiederholung im Gesange eignen, der letzte Vers aber nach meinem Gefühle ein echoartiges, jedoch viel tiefer im Tone gehaltenes Nachspiel auf der Geige malen soll.

4. Volker im Nibelungenliede und im Nachtgesange. Volker tritt im Nibelungenlied erst auf, als die drei Könige sich zur Reise nach Heunenland rüsten; da bringt Dankwart, Hagens von Dronege Bruder, in ihrer beider Namen 60 Recken an den Rhein, und Volker, der „kühne Spielmann", führt ebenwohl 30 Adlige dem Könige Gunther zu und erbietet sich zur Teilnahme an der Hunnenreise. (Hagen XXIV, 54.) Er verhindert es, daß die Boten aus Hunnenland Werbel und Swemmelin die Königin Brunhilde schauen, was selbst der König erlaubt hatte. Die Fahrt wird angetreten, trotz Hagens Warnung, trotz Utens bösem Traume, trotz der Meerfrau übler Weissagung*), aber man kommt doch bis zu Rüdeger von Bechlaren und findet dort die herzlichste Aufnahme. Markgraf Rüdeger grüßt besonders unter den Mannen Hagen, Volker und Dankwart, die ihm von seiner früheren Reise nach Worms, als er für Etzel um Kriemhilde warb, bekannt waren. Am Hofe Rüdegers hält nach Tisch Volker eine wohlgesetzte Rede, zum Preise des Hauses; ein Wort giebt das andere, und schließlich verlobt sich Gieselher zu Rüdegers großer Freude mit des Markgrafen einzigem Töchterlein. Das Erlebnis, welches Volker und Hagen in Etzels Hofe mit Kriemhild hatten, ist schon erwähnt; ebenso die Wachtscene vor der Könige Schlafsaal, wenigstens teilweise. Als die Behüteten schliefen, nahm Volker wieder seinen Schild zur Hand, stellte sich nunmehr vor die Hausthüre und hütete seine Freunde weiter vor den Mannen Kriemhilds. So ungefähr nach dem ersten Schlafe sieht Volker einen Helm in der Ferne im Dunkeln blitzen und macht auf den Schein Hagen aufmerksam, welcher ihn stille zu sein

*) Die Meerfrau hatte geweissagt, daß nur des Königs Kaplan den Rhein wiedersehen würde. Darum wirft ihn Hagen in die Donau und stößt ihn, wenn er sich retten will, unbarmherzig ins Wasser zurück. Aber der Kaplan rettet sich doch und fragt dann Hagen, warum er das gethan. Hagen bedauert nur, daß jener lebendig das Ufer erreicht habe; und nun verflucht der Kaplan den ganzen Heereszug. Auch ohne diesen Fluch weiß Hagen, daß alle Lebenshoffnung verloren ist. Aber jetzt mißbilligen die Gefährten Hagens That. Da ist es Spielmann Volker, welcher in unbegrenztem Vertrauen auf Hagen die unverstandene That Hagens verteidigte: swaz ie begie her Hagene, daz duht' den videlaere guot. (Was je Herr Hagen that, das däuchte den Fiedeler gut.)

auffordert. Die Hunnen kommen näher, einer erkennt den Spielmann und dann auch den grimmen Hagen, und schleunigst ziehen sich die Meuchelmörder zurück. Als aber der Spielmann hinter den Schurken her will, wehrt ihm der kluge Hagen, und so kann Volker nur hinter den Feigen herrufen: „Warum geht ihr so bewaffnet? Wollt ihr uns schaden, ihr Mannen Kriemhildens? Da muß ich und mein Herzgeselle auch noch dabei sein.“ Niemand antwortet, und zornig ruft Volker in die Nacht hinaus: „Pfui über euch, feige Übelthäter, die ihr Schlafende ermorden wolltet. Das hat man doch bis jetzt von guten Degen nicht erlebt.“

Der Tag kommt, und die Wächter wecken die Schläfer. Es soll gemeinsam im Münster die Messe besucht werden. Auch diesmal gehen Volker und Hagen voran bis vor das Münster, und nun naht Etzel mit seinem Weibe, sich sehr wundernd, alle Gäste abermals bewaffnet zu finden. Hagen will das als Sitte seines Volks erklären, und Kriemhild wagt nicht, ihn Lügen zu strafen. Im Gottesdienst klagen die edlen burgundischen Fürsten und Recken Gott ihre Not und bereiten sich mit gläubigem Herzen auf ihren Tod. Nachher wird auf Volkers Vorschlag Buhurt (Ritterspiel) gehalten. Etzel und Kriemhild sehen von ihrem Fenster aus zu. Die Mannen Dietrichs und Rüdegers wollen sich beteiligen, dürfen es aber nicht; ihre Herren fürchten, da sie den Unmut der Burgunder sehen, einen Konflikt. Und zu diesem kommt es auch. Volker ist es, welcher einem reichen Hunnen, der in bräutlichem Putze, ein „Traut der Frauen“, daherreitet, mit dem Speere den Leib durchsticht. Die Hunnen schreien nach Rache. Aber besonnen und thatkräftig bringt Etzel noch einmal alles zur Ruhe.

Bald kam übrigens der Todeskampf doch. Die Hunnen überfallen auf Kriemhildens geheimes Drängen unter ihres Schwagers Blödelin Befehl den niederen Adel der Bungunder. Nur Dankwart, ihr Führer, rettet sich blutbedeckt, unter Verlust des Schildes, in den Saal, wo die Könige mit Etzel und Kriemhild zusammen am Mahle sitzen. Nun beginnt Hagen in der ganzen Entsetzlichkeit und Wildheit, welche die Todestrunkenheit hervorgerufen hat, die Blutarbeit. Der erste Streich schlägt dem einzigen Sohne Etzels und Kriemhilds, Ortlieb, das Haupt ab, der zweite tötet Ortliebs Wächter, der dritte den Spielmann Werbel, welcher die Burgunder nach Hunnenland geladen hatte. Und

> Volker sein Geselle auf vom Tische sprang,
> Sein Fiedelbogen laut ihm in seiner Hand erklang.
> Da fiedelte böse Weisen der Könige Fiedelmann,
> Hei, wie er sich zu Feinden die kühnen Hunnen gewann!

Und nun wüten Volker und Hagen so, daß die drei Könige nicht mehr den Streit schlichten können, vielmehr sich dem Rachewerke anschließen müssen. Die Hunnen wehren sich verzweifelt und bringen Dankwart in Not. Das sieht Hagen und bittet Volker, Beistand dem Bruder zu leisten. Dieser ist sofort bereit und haut Dankwart heraus.

Nun steht dieser außerhalb, Volker innerhalb der Saalthüre, und letzterer ruft Hagen zu, jetzt sei das Haus besser verschlossen, als wären tausend Riegel vorgeschoben. Etzel und Kriemhild rettet in größter Not Dietrich, welcher mit furchtbarer Stimme sich Gehör und dann Waffenstillstand, auch für die Fürsten und seine Mannen einen freien Abzug verschafft, welchen Gunther ihm bewilligt; dasselbe erlangen auch Rüdeger und seine Mannen. So führt Dietrich die Königin, Etzel und 600 von Dietrichs Mannen hinaus aus dem Saal, Rüdeger und etwa 500 seiner Leute folgen; aber dann beginnt die Blutarbeit von neuem. Volker schlägt dem ersten Hunnen, welcher mit seinem Könige den Saal verlassen will, das Haupt ab, daß es noch vor Etzels Füße fällt. Und dieser spricht: O weh der Hochzeit! Da wütet einer drinnen, Volker geheißen, wie ein wilder Eber, und ist doch ein Spielmann. Ich dank' es meinem Heile, daß ich diesem Valande (Teufel) entronnen bin. Seine Leiche (Weisen) lauten übel, seine Züge (Fiedelstriche) die sind rot. Seine Töne bringen manchen Helden zu Tode &c. So war es auch. Grade der Spielmann bricht die meisten lichten Helme. „Es ist ein roter Anstrich, den er zum Fiedelbogen hat," so meint Gunther zu Hagen. Und Hagen meint hinwiederum, Volker diene seinem König gut, seine Leiche hallten durch Helme und Rand hindurch. Nachdem alle Hunnen im Saale erschlagen waren, traten Volker und Hagen, die Freunde, welche nun die Not erst recht zusammengekittet hatte, von der Kampfesarbeit müde vor den Saal, doch nicht eher, als bis man auf Giselhers Rat und Geheiß wohl 2000 hunnische Leichname aus dem Hause geworfen hatte. Auch jetzt können Volker und Hagen es noch nicht lassen, die Hunnen zu verspotten, ja selbst Etzel der Feigheit zu zeihen, daß er sich nicht wie früher an der Spitze der Kämpfenden zeige, wie doch Gunther gethan. Etzel will kämpfen, aber Kriemhild wehrt ihm. Ich übergehe die ferneren Kämpfe. Hagen und Volker übernehmen noch einmal den Wächterdienst. Der Sühneversuch mißlingt, da Kriemhild Hagens Auslieferung verlangt, die Könige aber lieber sterben, als diesen treuen Mann verraten wollen. Nun läßt Kriemhild den Saal anzünden, in welchem die letzten Burgundenhelden sind. Die Qualen sind furchtbar, die Durstesqualen stillt man auf Hagens Rat im Blut der Erschlagenen. Sechshundert überleben doch die Feuersbrunst! Endlich zwingt Kriemhild selbst Rüdeger zum Kampfe gegen seine Freunde, gegen seinen lieben Schwiegersohn. Rüdeger und Gernot töten sich gegenseitig, aber alle Mannen Rüdegers fallen. Da entbrennen Dietrichs Mannen von Kampfeslust. Jetzt erschlägt noch Volker den Neffen Dietrichs, fällt dann aber selbst von Hildebrands Hand. Wolfhart, der Neffe des letzteren, und Giselher „thun sich den grimmen Tod an." Hagen verwundet Hildebrand schwer. Von den Burgunden ist nur noch Gunther und Hagen am Leben. Dietrich besiegt endlich, ganz widerwillig Kriemhilde nachgebend, Hagen und Gunther und liefert beide gefangen der Königin aus. Diese, von Haß und Habgier blind, tötet ihren eig-

nen Bruder, den letzten Sprossen ihres Stammes, endlich auch Hagen, an beiden sich eidbrüchig machend. Da schlägt wutentbrannt der alte Hildebrand das Königsweib in Stücke. Dietrich und Etzel sind allein übrig, dieses furchtbare Herzeleid zu beweinen.

Mit Leide war geendet die hohe Festeszeit,
Wie stets aufs allerbeste die Freude bringet Leid.

Wir haben das tragische Ende des Nibelungendramas bis zur Katastrophe verfolgt und wenden uns dem Volker wieder zu, dem Gegenstande unseres Gedichtes. Die Lebenslust und Heldenkraft, welche Geibel dem Spielmann beilegt, haben wir in seinem thatenreichen Leben erkannt, der im Spiel muntere, im Kampfe mutige, seinem Freunde bis in den Tod getreue, seinem Herrn nicht minder treu dienende Spielmann ist trefflich gezeichnet. Daß keiner zum Todestanze besser zu spielen weiß als er, auch niemandem vor dem eignen Tode weniger bangt als ihm, das finden wir durch das Epos bestätigt. Nur schildert uns Geibel auch zartere Seiten an ihm, und wir sind berechtigt, auch diese Züge für nicht unwahrscheinlich zu halten. Ist er auch des grimmen Hagen Heergeselle und Todesfreund — dessen Wildheit hatte er vordem nicht; rasend wird er erst von dem Augenblicke an, da er der Kriemhilde tödlichen Haß wahrnimmt, wo er das Ende des Burgundenheeres so klar erkennt, als Hagen selbst es lange schon erkannt hatte. Zwei Rasende haben in den letzten Tagen gehöhnt und gemordet, ehrfurchts- und erbarmungslos — sie wollten ihr dem Tode ohnehin verfallenes Leben so teuer als möglich verkaufen. Das unselige Weib mit weinenden Augen, aber steinernem Herzen, die grauenvolle Unmenschin, die Teufelin („Valantinne"), wie sie Dietrich und Hagen mit Recht nennen, hat auch Volkers Natur verwandelt. Wenden wir uns dem Bilde Volkers zu, wie es Geibel rechtzeitig fixiert hat in der Nacht vor der blutigen Katastrophe, und wir sehen Treue gegen Weib, Herrn und Freund, Heldenkraft, Kampfeslust, Lebenslust und Heiterkeit im Leben und im Tode in trefflicher Weise vereint. Und gerade der herzliche, innige Freundschaftsbund Volkers, mit Hagen im Angesicht des Todes geschlossen, vermag uns einigermaßen mit Hagen auszusöhnen, der uns sonst allzu grimm, geradezu unmenschlich und ungeheuerlich vorkäme.

---

11. Des Deutschritters Ave.

[Neue Gedichte. 7. Aufl. 1863. S. 245.

1. Herr Ott von Bühl, nun drängt die Not,
Nun zeigt, wie treu ihr's meint!
Das Feld ist rot, und die Brüder sind tot,
Und hinter uns rasselt der Feind.

2. Wohl klag' ich manch gebrochnen Speer,
Manch Wappenbild zerspalten;
Doch schmerzt's um den heiligen Kelch mich noch mehr
In meines Mantels Falten.

3. Im Schlachtfeld tranken wir alle daraus,
Zu sühnen uns mit Gott;
Soll nun zum wüsten Siegesschmaus
Der Heid' ihn schwingen zum Spott?

5. Herr Ott, und fühlt ihr euch stark und jung,
Noch einmal wendet das Roß,
Versucht mit scharfem Schwertesschwung
Noch einmal zu hemmen den Troß.

5. Und haltet ihr nur so lang ihn auf,
Als ihr ein Ave sagt,
So rettet meines Hengstes Lauf
Den Kelch, um den ihr's wagt.

6. Herrn Otts Besinnen war nicht groß,
Sprach: Ja, und weiter nichts;
Des Meisters Roß von dannen schoß
Im Strahl des Mondenlichts.

7. Und als das Kreuz auf dem Mantel weiß
Nicht mehr zu kennen war,
Da sauste schon auf Gäulen heiß
Heran der Lithauer Schar;

8. Und als der Mantel fern im Schwung
Nur schien wie ein fliegender Schwan,
Da fielen sie den Ritter jung
Mit grimmigen Streichen an.

9. Die krummen Schwerter blinkten frei,
Es rasselten dumpf die Keulen,
Dazwischen ging ihr Kampfgeschrei
Wie hungriger Wölfe Heulen.

10. Herr Ott vom Bühl sprach: Ave Marie,
Und führt' einen Hieb, der traf;
Der Häuptling flog vom Sattel auf's Knie
Mit durchgespalt'nem Schlaf.

11. Das zweite Wort der Held dann sprach
Und hieb noch kräftiger schier;
Der Bannerträger zusammenbrach,
Und über ihn fiel das Panier.

12. Und Wort um Wort, und Streich um Streich,
Das war ein tapfer Gebet;
Bei jedem Spruch lag alsogleich
Ein Heide dahingemäht.

13. Und es klaffte dem Ritter das Stahlhemd weit,
Und es färbten die Ringe sich rot,
Er aber ward nicht laß im Streit,
Und jeder Schlag war Tod.

14. Und es barst sein Schild, und es sank sein Pferd,
Da kämpft' er fort zu Fuß;
Mit beiden Händen schwang er das Schwert,
Und betete weiter den Gruß.

16. Doch als zu Ende das Ave ging,
Er führte noch einen Streich,
Und in getürmter Leichen Ring
Hinsank er blutig und bleich.

16. Sein Mund ward stumm, sein Arm ward schwer,
Im Tode stand sein Herz;
Nicht: Amen konnt' er sprechen mehr,
Das war sein letzter Schmerz.

17. Doch die Lithauer warfen die Renner herum,
Kein Streit mehr lüstete sie.
Gerettet war das Heiligtum
Durch des Ritters: Ave Marie.

18. Gott geb' ihm droben selige Statt
Aufs tosende Schlachtgetümmel!
Wer so auf Erden gebetet hat,
Mag Amen sagen im Himmel.

1. Geschichtliches: Das Gedicht ist veranlaßt durch eine kurze Romanze von L. von Morajn*), deren Held freilich ein Calatravaritter**) ist. Geibel hat das Motiv dieser Romanze entnommen, aber nicht nur auf einen anderen Boden verpflanzt, sondern auch in durchaus anzuerkennender Weise breiter ausgeführt.

2. Erläuterungen. Str. 1. „Herr." Mit diesem Titel wurde im Mittelalter nur der Adlige angeredet.

St. 2. „Der heilige Kelch" hatte zur gemeinsamen Feier des heiligen Abendmahles gedient, welches die Ritter auf dem Schlachtfelde empfangen hatten.

Str. 5. Der Ordensmeister meinte nur eine sehr kurze Frist, wenn er vom Ritter begehrte, daß er so lange die Feinde zurückhalten möge, bis man ein Ave gebetet habe. Ähnlich bemißt auch heutzutage das Volk eine kurze Zeit nach der Länge des Vater Unsers oder des Amens. — Das Ave ist das gewöhnlichste Laiengebet in der katholischen Kirche, besonders seit dem 11. Jahrhundert, in welcher Zeit der Mariendienst sich erst fest und allgemein einbürgerte und ausbildete. Ave heißt „Gegrüßt" und ist das Anfangswort des Gebetes: „Gegrüßt seist Du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit Dir: Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus Christus; heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen!" Das Ave setzt sich aus dem Engelsgruß (Luc. 1, 28) und dem Gruß der Elisabeth an Maria (Luc. 1, 42) zusammen. Die Worte von Jesus Christus bis Amen hat Urban IV. im J. 1261 zugefügt. — Der Ritter entledigt sich seines Auftrags in nicht geahnter Gewissenhaftigkeit.

Str. 7. Die Ritter des deutschen Ordens (1190 zu Accon zur Krankenpflege und Verteidigung des heil. Landes von Bremer Bürgern gestiftet) trugen einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze. Sie wurden unter dem berühmten 4. Ordensmeister Hermann von Salza teilweise nach Preußen gesandt, vereinigten sich mit dem um 1200 gestifteten Orden der Schwertbrüder, welchen Bischof Albert zur Befestigung und Ausbreitung des Christentums in Livland gegründet hatte, im J. 1237 und kämpften vereint seit 1284 über hundert Jahre mit den Lithauern. Die Schwertbrüder trugen einen weißen Mantel, aber ein rotes Kreuz und rotes Schwert darinnen. 1525 verwandelte Albrecht, der letzte Großmeister des deutschen Ordens, sein

*) Morajns gesammelte Gedichte erschienen bei Alex. Dunker in Berlin 1848.

**) Der Calatravaorden ward 1158 nach der Regel der Cisterzienser gestiftet, ist nach der spanischen Stadt, welche die Stifter vorher mutvoll gegen die Mauren verteidigt hatten, benannt; er war ein geistlich-militärischer Orden, dessen Mitglieder sich einmal verheiraten durften. 1197 verloren sie an die Mauren Calatrava unter großen Verlusten, eroberten aber 1212 die Stadt wieder. Der nachgerade reich gewordene Orden wurde durch den Papst Innocenz VIII. 1498 Ferdinand dem Katholischen zur Verwaltung übergeben, und dieser belohnte fortan die verdienten Adligen durch den Titel Ritter von Calatrava. In dieser Form fristete der Orden sein Dasein bis zum 12. März 1872, an welchem Tage ihn die spanische Republik aufhob.

Land in ein weltliches Herzogtum, 1562 folgte Gotthard Kettler, der letzte Heermeister der Schwertbrüder, diesem Beispiel. Beide wurden Herzöge unter polnischer Oberhoheit, jener von Preußen, dieser von Kurland und Semgallen.

Str. 10, 4. „Mit durchgespaltnem Schlaf.“ Schlaf steht statt Haupt, also der Teil fürs Ganze (Synekdoche).

Str. 13, 4. „Jeder Schlag war Tod“ = jeder Schlag tötete einen Feind.

In Str. 13 und 14 ist die Anaphora (Wiederholung): „Und es“ zu beachten.

Str. 15. blutig und bleich = wirkungsvolle Alliteration.

Str. 18. Statt = Stätte, Wohnung. Auf's = nach dem (tosenden Schlachtgetümmel).

3. **Grundgedanke.** Wer mit dem Gebete die treueste Pflichterfüllung verbindet, der arbeitet hier nicht vergeblich und bleibt droben nicht unbelohnt.

4. **Zur Charakteristik des Ritters.** Seinem Ordensmeister ist er gehorsam; ja mehr als dieser erwartet und verlangt hat, leistet der treue Ritter. Nur eine Minute und noch kaum so lange soll er die Feinde aufhalten, denn nur so lange währt das Gebet des englischen Grußes; aber er verlängert sein Gebet und seinen Kampf, nur einen tödlichen Streich mit einem Worte des Gebetes begleitend. Er thuts um des Kleinods der Christen, des heiligen Kelches willen; daran erkennen wir seine Frömmigkeit, seine Treue gegen Gott. So betet er sich in den Tod hinein. So rettet er, sich selbst opfernd, Heiligtum und Brüder. Eines solchen Ritters Gebet, der treu bis in den Tod bleibt, ist vollkommen, auch wenn ihm das Amen fehlen sollte; Gott selbst sagt ihm Amen, indem er ihm den ewigen Lohn für irdische Treue darreicht.

---

12. Gesang der Prätorianer.

[Gedichte und Gedenkblätter. 5. Aufl. 1868. S. 105. Heroldsrufe. 4. Aufl. 1872. S. 102.]

1859.

1. Heil dem Gewalt'gen, Heil dem Kaiser,
Dem Herrn im blut'gen Kriegsgezelt!
Er giebt uns Gold und Lorbeerreiser,
Wir geben ihm dafür die Welt.
Denn scheu vor unsrer Adler Blitzen
Zu Boden fliegt der Völker Blick;
Wir tragen auf den Lanzenspitzen
Das Heil des Reichs, der Welt Geschick.

2. Als Herrscher ziehn wir durch die Lande,
Er hat den Willen, wir die Macht;
Hohnlachend jedem Widerstande
Läßt er uns los im Feld der Schlacht.
Ob tausend über tausend sinken,
Was kümmert's ihn? Er zwingt das Glück;
Wir bringen ihm beim Schall der Zinken
Aus jedem Sturm den Sieg zurück.

3. Dann lobt und kos't er seine Meute
Und, was uns zufiel, teilt er ein;
Für ihn der Ruhm, für uns die Beute,
Für uns die Weiber und der Wein!
Da bricht die Lust aus allen Zügeln,
Da flammt die Feuersbrunst ins Thal:
Auf Städteschutt und Leichenhügeln
Beginnen wir das Bacchanal.

4. So wälzt er uns wie Lavafluten
Von Siegesfeld zu Siegesfeld,
Und schreibt von Nacht zu Nacht mit Gluten
Sein Machtgebot ans Himmelszelt.
Er spricht, wer wagt zu widersprechen!
Wer fragt noch, was beschworen sei!
Er will, und die Verträge brechen,
Die moos'gen Tafeln, morsch entzwei.

5. Mag knirschend ihn der Bürger hassen!
Er bangt und schweigt, das ist genug;
Der Pöbel jubelt auf den Gassen
Stets dem, der ihn in Ketten schlug.
Was ist das Recht? Ein Schreck der Zahmen.
Was ist die Freiheit? Wahn und Spott,
Was sind die Götter? Hohle Namen,
Der Kaiser ist auf Erden Gott.

6. Triumph! Triumph! Und wenn hienieden
Kein Wort mehr schallt, als seines nur,
Dann ist das Kaisertum der Frieden,
Dann ist erfüllt sein hoher Schwur.
Drum Heil dem Starken, Heil dem Kaiser,
Dem Herrn im blut'gen Kriegsgezelt!
Er giebt uns Gold und Lorbeerreiser,
Wir geben ihm dafür die Welt.

1. Zum Verständnisse. Schwer verständlich ist eigentlich dieser Gesang nicht. Prätorianer sind jene dem römischen Kaiser fast ausnahmslos treu ergebene Leibwache, der Kern seiner Heere, welcher unaufhaltsam vorwärts die römischen Adler trug, jeden Widerstand niederwerfend. Ob tausende der Gegner zerstampft wurden, oder tausende der Seinen sich zu Tode bluteten, den Imperator kümmerts nicht. Er läßt nicht nach, bis er sein Ziel erreicht hat; kleine und große Verluste schrecken ihn nicht ab: er zwingt das Glück. Der erste Kaiser der Sache und dem Namen, wenn auch nicht dem Titel nach, Julius Cäsar fällt uns hier unwillkürlich ein (Cäsar = *Καῖσαρ* = Kaiser), bezw. sein Wort: Du trägst den Cäsar und sein Glück. (Vgl. Str. 2, 6.) Noch aus jeder Schlacht ist ihm unter dem Schalle der Zinken (einer Art von Blasinstrumenten) der Sieg von seinen Kohorten zurückgebracht worden. (Dem Dichter scheint das victoriam reportare vorgeschwebt zu haben.) Freilich sind die rohen Krieger für den Kaiser nur, was die Meute der Hunde für den Jagdherrn ist; bringen sie ihm eine reiche Beute an Ruhm und Gewalt, so lobt und liebkost er sie auch und ist freigebig mit den Dingen, welche für ihn den geringeren Wert haben; dann läßt er der Mord- und Plünderungslust freien Lauf, und über den Trümmern des Wohlstandes tausender halten die unmenschlichen Krieger ihre Orgien ab (Bacchanalien = ursprünglich Feste zu Ehren

des Bacchus, sodann = sinnlos wüste und schamlos üppige Gelage). Und nachher geht es weiter von Schlacht zu Schlacht, unablässig, und die bei Nacht zum Himmel emporlohenden Flammen in Brand gesteckter Dörfer und Städte sind die Spuren seiner fortschreitenden Macht. Mit den Siegen wächst seine Macht, mit der Macht sein Wille, seine Willkür, seine Ungerechtigkeit; er kehrt sich nicht an Verträge und Eide. Der Kaiser weiß, daß er von den Bürgern gehaßt wird, aber daran liegt ihm nichts, so lange sie ihn fürchten (Oderint, dum metuant = „Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten," pflegte Tiberius, der zweite römische Kaiser, zu sagen.) Der Tyrann raubt Recht, Freiheit, Religion dem Volke, und doch jubelt der Pöbel ihm zu, ja dieser gibt ihm göttliche Ehre. Die römischen Kaiser sind es, welche die Unterthanen zwangen, ihren Bildsäulen allerorten göttliche Ehre zu erweisen und Opfer zu spenden. Mochte die Welt in Trümmer sinken, wenn solche Tyrannen nur ihren Plan erreichten.

Es ist ein ganz wahrheitsgemäßes Situationsbild, welches uns der Dichter entrollt. So waren die meisten römischen Kaiser, so dachten die Prätorianer insgemein; Ruhm und Gold, Wein und Weiber mußte ihnen ihr Kaiser geben, dann folgten sie ihm und ihren Adlern von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, von Land zu Land; dann gingen sie auch festen Schrittes in den Tod.

Aber Geibel hat mit diesem Gedichte keineswegs nur jene alten römischen Prätorianer zeichnen wollen; vielmehr deutet 1) das Entstehungsjahr 1859, welches der Dichter beizufügen sich hier veranlaßt gesehen hat, sodann 2) der Umstand, daß Geibel diesen Gesang in die „Heroldsrufe" mit aufgenommen hat und endlich 3) die in der letzten Strophe zu lesende Anspielung: „Das Kaisertum ist der Friede" deutlich genug auf Napoleon III. hin, der in vieler Beziehung seinem Oheime, einem ächten Prätorianerkaiser, nacheifernd, bald Rußland, bald Östreich, bald China, bald Mexiko, bald Deutschland mit Krieg überzogen hat, bis das Jahr 1870 die Prätorianer ruhmlos niederschlug, dem Kaiser das Scepter und den Lorbeer entwand, dem friedelosen „Kaisertum des Friedens" ein schnelles Ende machte. Im Jahre 1859 stand der frankogallische Imperator noch auf der Höhe seines Ruhms. Heute haben wir einen Kaiser, aber keine Prätorianer, der Bürger liebt den Kaiser, weil dieser das Recht, weil er sein Volk liebt. Der Kaiser sagt nicht: l'empire c'est la paix (das Kaisertum ist der Friede), aber er ist friedfertig, und bis jetzt danken wir seiner Macht und Friedensliebe den Frieden Europas.

2. Form. Vierfüßige Jamben, entweder mit überzähliger Kürze oder ohne solche. Reimbild ababcdcd; a und c sind klingend, b und d sind stumpf gereimt.

---

13. Am dritten September.

[Heroldsrufe. 4. Aufl. 1870. S. 191.]

1. Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

2. Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

3. Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

4. Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall,
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

5. Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

6. Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd.
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

7. Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Zum Verständnisse: Dieses Gedicht zeigt uns den patriotischen Sänger, wie er die großen Erfolge der Schlachten bei Sedan, welche mit der Gefangennahme des Kaisers Napoleon und seines ganzen, zum Entsatz von Metz heranrückten, durch Mac Mahon befehligten Heeres endigten, auffaßt. Wie der König Wilhelm I. das Ereignis des 2. Sept. als eine wunderbare Wendung durch Gottes Fügung preist, so giebt auch der Dichter Gott vor allen und Gott allein die Ehre für diesen Sieg. Der Jubel, den jene Sedandepesche bei uns am 3. Sept. hervorrief, ist

noch in aller, welche das Jahr 1870 mit Verständnis der Thatsachen mitgefeiert haben, deutlichster Erinnerung. Glockenläuten, Freudenfeuer und vor allem der Klang des von tausend und aber tausend Lippen gesungenen, aber aus tiefinnerstem Herzen herausquellenden Liedes: „Nun danket alle Gott“ — das waren die Freuden- und Dankeszeichen, welche man allerorten antreffen konnte.

Der Dank gegen Gott ist aber nicht etwa nur eine einleitende oder einkleidende Formel, sondern er ist der Grundton des Liedes Geibels, der Ton, welcher immer aufs neue wieder durchbricht, um am Schlusse in derselben Stärke hervorzutreten als am Anfang. Str. 2—6 begründen nur näher, weshalb wir Gott zu danken verpflichtet sind. Ein schwerer Krieg drohte uns von unserm alten Feinde, dem Deutschlands Stärke stets ein Dorn im Auge, Deutschlands Ohnmacht eine Freude war, dem Franzosenvolke, und vor allem von dem Kaiser der Franzosen, welcher, um seinen eigenen morschen Thron, den die neue Volksabstimmung nur wenig geflickt hatte, mit Blut zu befestigen, diesen ungerechten Krieg vom Zaune brach und darum auch in diesem Kriege nur mit höllischen Mächten, mit Heuchelei, Lüge und ruhmredigen Phrasen, sich verbünden konnte, während ihm entgegen vom schwerbedrohten, längst von Frankreich begehrten Rheine aus die deutschen Scharen heranzogen, von ihrem frommen und starken Könige aus der Mark Brandenburg geführt und bedeckt von dem Gnadenschutze der himmlischen Verbündeten. Und nun tobte mancher Kampf und brachte wohl Sieg den Deutschen, aber keine gänzliche Entscheidung, wie dies nach den Kämpfen des 30., 31. Augusts und des 1. Septembers 1870 der Fall war, wo Gott selbst den Thron des mächtigen, gefürchteten Kaisers umstürzte. Damals galt es nur noch, so schien es, die bebende Stadt Paris, die von Frivolität überschäumende, mit Blutschulden seit 1789 schwer beladene, jetzt noch an die Einbildung der eigenen Widerstandsfähigkeit und an die andere der Kraft der neugegründeten Republik sich klammernde Stadt zu züchtigen und ihr den Raub früherer Jahrhunderte, früherer ähnlich-ungerechter Kriege abzunehmen; aber auch dieses Sieges kann sich der Dichter im Vertrauen auf Gott getrösten.

An diesem Gedicht spüren wir ganz die Stimmung des Augenblickes, die Hoffnungsfülle, die Unterschätzung dessen, was noch zu thun war; aber wir verzeihen dem Dichter, daß sein Erguß des Augenblickes nicht vollständig klar die Zukunft durchschaute; wir haben es damals schwerlich besser gemacht als er; seine frommen Dankesgefühle aber sollten noch jetzt der Grundton unserer Freude am Sedantage sein, seine Schilderung der französischen Sünden eine Warnung für uns, daß nicht Berlin die Stadt des Spottes und der Blutschulden, der Gottentfremdung und des Königsmordes*) werde, das modernere Babel, daß nicht Deutschland mit Frankreich seine Rolle und sein Geschick tausche!

---

*) Leider haben sich diese 1877 geschriebenen Worte in einer Beziehung schrecklich erfüllt.

14. Sophonisbe.

[Tragödie in 5 Aufzügen. 3. Aufl. Stuttgart. 1877.]

I. Erläuterungen.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Methumbal, Burgvogt zu Cirta. Thamar, Priesterin der Astarte

1. **Wort- und Sacherklärungen.** Cirta (punisch Karte)] ist die ehemalige Hauptstadt der Numidier, in der Mitte ihres Reiches gelegen. Sie ward nach dem 2. punischen Kriege die Residenzstadt des Massinissa und seiner Nachfolger. Im 4. Jahrhundert nach Christo ward diese nordafrikanische Stadt zu Ehren des Kaisers Konstantin Konstantia genannt; heute heißt die Stadt Constantine und ist eine Provinzialhauptstadt in Algier mit über 30000 Einwohnern. Sie gewährt heute wie ehemals den großartigsten Anblick. „Hehr und stolz hebt sie sich in die dunkelblaue Luft empor, eine Felsenmasse von weißlich grauem Kalkstein, auf allen Seiten von Abgründen umstarrt, ein isolierter Steinblock von gigantischen Verhältnissen. Drei Seiten dieses riesigen Felsenschlosses werden von den schäumenden Fluten des Uëd Rummel bespült, viele Häuser erheben sich über dem grauenvollen Abgrunde und hängen gefahrlos über der schaurigen Tiefe. Im Altertum waren drei Seiten ohne irgend eine Ringmauer gelassen, da die jähe Schlucht des Rummel genügende Befestigung gewährte. Nur von S. W. ist die Stadt zugänglich." Ihre Schicksale sind sehr merkwürdig. Jugurtha eroberte die Stadt 113 v. Chr., aber nur durch Hunger, 311 n. Chr. ward sie im Kriege des Maxentius und des Alexander zerstört, 312 von Konstantin wieder aufgebaut und stark befestigt, so daß die Vandalen die Stadt nicht einnehmen konnten; doch nahmen dieselbe 710 die Araber ein, später (1520) kam sie in die Gewalt des Dey von Algier. 1837 ward sie nach vielen Verlusten der Franzosen und nachdem im S. W. eine Bresche in die Mauer geschossen war, vom General Valée erstürmt.

Astarte ist eine assyrisch-phönicische weibliche Gottheit, die Mondgöttin, zugleich die Göttin der Fruchtbarkeit. Ihre Priesterinnen mußten ehelos bleiben. Der Götzendienst war höchst unsittlich, in noch größerem Grade, als der des Baal. Von den Sidoniern, die in Astarte die Stammgottheit verehrten, kamen ihre Bilder nach Karthago, der Kolonie der Phönizier, und wurde auch dort Astarte verehrt. Als Mondgöttin stellte man sie gehörnt vor; ja sogar als Göttin mit zwei Hörnern (Astharoth Karnaim) erwähnt sie die Bibel. (Hierdurch erklärt sich der Ausdruck: „Der Göttin silberhörnig Zeichen.")

Widder hieß der Mauerbrecher (aries), eine der wichtigsten Kriegsmaschinen bei den Alten. Ein etwa 19 Meter langer Baumstamm, welcher am Ende einen metallenen Kopf in der Form eines Widders trug, wurde in einer Höhe von 20—30 Metern unter einem Sturmdache aufgehängt

und dann von 20—50 Soldaten mit großer Gewalt gegen die Festungs-Mauer gestoßen, welche man zu zerstören beabsichtigte.

Barkas. Das Geschlecht der Barkas erkennen wir aus folgender Tabelle:

Hannibal
|
Hamilkar Barkas (Blitz). † 228.

Hasdrubal. Hannibal. Hasdrubal. Mago.
† 221. † 207.
(Schwiegersohn.)

Sophonisbe war eine Tochter des Hasdrubal, Gisgons Sohn. Nicht durchsichtig, aber sehr wohl möglich ist dessen Verwandtschaft mit Hamilkar Barkas, von dem das ganze Geschlecht der Barkas, welches man um seiner eigentümlichen Machtstellung willen wohl und nicht mit Unrecht mit den Oraniern in den Generalstaaten verglichen hat, den Namen führt, also mit jenem Hamilkar, welcher 247 karthagischer Oberfeldherr wurde, den Römern sehr vielen Schaden im ersten punischen Kriege zufügte, nach der für die Karthager unglücklichen Schlacht bei den ägatischen Inseln einen leidlichen Frieden vermittelte, dann eine Empörung der Soldtruppen in Karthago unterdrückte, in glücklichem Eroberungskrieg in Spanien der Vaterstadt neue Einnahmequellen in Fülle erschloß und im J. 228 v. Chr. seinen Tod in Spanien fand. — Hamilkars Schwiegersohn Hasdrubal, welcher schon in Spanien und in Numidien mit Auszeichnung gekämpft hatte, wurde des Barkas Nachfolger in Spanien, gründete Neukarthago, setzte mit den Römern den Ebro als Grenze für beide Reiche fest und fiel 221 meuchlings durch die Hand eines Galliers. — Über Hannibal und seinen am Metaurus (207) besiegten und gefallenen Bruder Hasdrubal, wie auch über Mago, giebt jedes Geschichtswerk Aufschluß.

Syphax hatte früher mit den Römern freundschaftliche Beziehungen unterhalten, auch sein Heer nach römischem Muster eingerichtet, war aber später den Karthagern näher getreten. Karthago und Rom bewarben sich um seine Gunst, Hasdrubal und Scipio trafen gleichzeitig in Syphax' Königsburg ein: jeder suchte diesen König als Bundesgenossen für sich zu gewinnen. Später aber gewannen ihn die Karthager für sich, indem sie ihm Sophonisbe, des Hasdrubal Gisgo schöne Tochter, zur Gemahlin gaben (209). Seitdem hatte Massinissa, welchem Sophonisbens Hand früher versprochen oder in Aussicht gestellt worden war, sich mit seinem allerdings nicht sehr zahlreichen Heere den Römern angeschlossen.

„Auf Eulenflügeln“: Während die Eule bei den Griechen und besonders in Athen als ein der Athene heiliger Vogel und als Glücksverkünderin galt, hielten sie die Römer und die Späteren für die Todesverkünderin und überhaupt für den Boten schlimmer Nachrichten. — „Nach dem Kranz der Stunde greifend“ = Im Frieden war Sophonisbe jeder

Art von Freude zugänglich und sann selbst Vergnügungen aus, welche ihrer augenblicklichen Stimmung am besten zusagten.

Neukarthago (Carthagena), von Hasdrubal (vgl. oben) gegründet um 228, wurde von Publ. Cornelius Scipio, welcher mit dem Proprätor M. Silanus und seinem Freunde C. Lälius im Winter 210/209 nach Spanien gekommen war, im J. 209 durch Handstreich genommen; Scipio fand dort unermeßliche Kriegsvorräte und Geld.

Moloch, jener kananitische Gott des Feuers, welchem Menschen, namentlich Kinder, auf die glühenden Arme des Götzenbilds gelegt, geopfert wurden, ward auch bei den Karthagern verehrt.

Zelter ist eigentlich ein im Zelte gehendes, dann ein sanftes ein Damen-Pferd.

2. **Inhaltsangabe.** Methumbal, der Burgvogt von Cirta, empfängt Thamar, die Priesterin der Astarte, welche aus dem großen Tempel am Saum der Wüste Heiligtümer und alle Tempelschätze geflüchtet hat und hier in Cirta zu bergen gedenkt, nachdem ein von den Römern geleiteter Sturm empörter Neger auf die Tempelstadt nur mühsam abgeschlagen worden war. Sie hofft Sophonisbe zu treffen, ihre Jugendfreundin und Blutsverwandtin, die mit ihr den Haß gegen Rom teilt und in der wohlbefestigten Burg einen sicheren Zufluchtsort den Schätzen der Priesterin gewähren kann. Sophonisbe aber ist auf der Straußenjagd abwesend, um die Zeit der Spannung (denn wichtige Nachrichten vom Kriegsschauplatze konnten täglich kommen) in der Anstrengung und Spannung der Jagd leichter zu überwinden. Während Methumbal noch mit Thamar über die Charaktervorzüge Sophonisbens redet, kommt die Königin von ihrer Jagd zurück.

3. **Verhältnis der Scene zum Stücke.** Die erste Scene gehört zur Exposition, zur Auseinanderbreitung oder Klarlegung der Zeitverhältnisse, Örtlichkeiten, Personen, welche in dem Stücke eine besondere Rolle spielen sollen. Wir werden durch die Scene in die letzte Periode des zweiten punischen Krieges und zwar in die Zeit geführt, wo Syphax durch die Verheiratung mit der Tochter des karthagischen Feldherrn Hasdrubal Gisgon, Sophonisbe, zu einem eifrigen und mächtigen Bundesgenossen der Karthager gemacht worden war. Allerdings bedrohen die Römer das Reich der Karthager, sowie das der Numidier gleichzeitig; aber die einzige Schlacht, welche bisher in Afrika vorfiel, ward ziemlich weit von Cirte an der Wüste Saum geschlagen und fiel zunächst noch günstig für Karthago aus. Immerhin aber fehlen nicht die Anzeichen dafür, daß die Römer mit großer Klugheit den Krieg führen, indem sie auf mehreren Seiten den Krieg entzünden, die Afrikaner durch Afrikaner zu bekämpfen suchen, den Feind im Kampf gegen außen durch Empörungen im Innern schwächen. Aber hier in Cirta ist noch alles ruhig. Die thatendurstige Fürstin vertreibt sich die Zeit der Ruhe, Einsamkeit, Spannung durch anstrengende, aufregende Jagd auf Straußen und Panther. Wir lernen hauptsächlich die rühmlichen Eigenschaften

der Fürstin durch das Lob, welches über die Abwesende der Burgvogt und die ehemalige Jugendfreundin aussprechen, kennen: ihre Vaterlandsliebe, Thatkraft und Entschlossenheit im Unglücke. (Ihrer Schönheit wird von Thamar nur beiläufig beim ersten Erblicken der Fürstin gedacht.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Sophonisbe. Hiram, ein dienender Knabe (Jüngling). Jagdgefolge.

1. **Wort- und Sacherklärungen:** „So hält die Falle nicht den Wolf." Scipio, welcher seit dem Sommer des J. 204 in Afrika gelandet war, auch einige Vorteile errungen hatte, mußte doch vor dem vereinigten Heere der Karthager (unter Hasdrubal Gisgon, dem Vater Sophonisbens) und Numidier (unter König Syphax) sich von Utika, welches er belagerte, nach dem Meere zurückziehen und auf einer Landspitze ein verschanztes Winterlager errichten. Dort ward der kühne Feldherr von allen Seiten, zu Wasser und zu Lande, eingeschlossen.

„Fünffach überlegne Macht": nicht genau, oder eine vom Dichter der Sprecherin in den Mund gelegte Übertreibung. Das Heer der Verbündeten war höchstens dreimal so stark, als das Scipios.

2. **Inhaltsangabe.** Sophonisbe fragt, von der Jagd zurückgekommen, zuerst, ob Nachricht vom Heere angelangt sei, und verspricht, als das verneint wird, dem, welcher zuerst des Herolds Ankunft melden würde, eine perlenbesetzte Spange. Nun erst gewahrt sie Thamar und empfängt sie aufs herzlichste, tröstet die Traurige, welche nur von Schrecken und Mühsalen zu erzählen weiß, sowie von gefährlichen Plänen der Römer, mit der Hoffnung auf den baldigen, entscheidenden Sieg über die Römer.

Jedes ihrer Worte verrät eine freudige Siegesgewißheit, eine fast männliche Geisteskraft, ja eine wirkliche Heldennatur. Sie ist ihres Vaters, sie ist eine des Barkasstammes würdige Tochter.

3. **Verhältnis der Scene zum Stücke.** Was wir Rühmenswertes bisher aus andrer Munde über Sophonisbe vernahmen, das bestätigt die Heldin des Stückes durch ihr Erscheinen, wenigstens ihre Vaterlandsliebe, ihren großen Seelenflug. Auch diese Scene gehört zur Exposition. Die Zeitumstände werden uns noch klarer dargelegt, in die Lage der Dinge von der blutigen Entscheidung weiht uns Sophonisbe ein, welche selbst klar die Verhältnisse übersieht und am genauesten orientiert ist. Wohl haben die Beteiligten die Überzeugung, daß jeder Augenblick die Entscheidung bringen kann, ja daß dieselbe schon gefallen sein muß, aber die Siegeshoffnung der Königin steckt nicht nur ihre Umgebung, sondern auch uns, die Zuhörer und Zuschauer, an. Wir sind freudig bewegt, denken nur an Sieg und schauen mit Bewunderung an der großen Königin empor.

Dritter Auftritt.
Sophonisbe. Thamar.

1. Der Volturnus ist ein ins Mittelmeer mündender Fluß in Unteritalien. Die strategisch wichtige Volturnuslinie hat manchen heißen Kampf gesehen. Hier erzwang sich Hannibal, den Diktator Fabius Cunctator überlistend, den Uebergang bei Casilinum 217, hier kämpfte Markus Marcellus nach der Schlacht bei Cannä (216), verlor zwar 215 Casilinum an Hannibal, aber der Zauderer Fabius besetzte die Linie wieder vor der Schlacht bei Nola, welche etwas weiter südlich von der Volturnuslinie gefochten wurde und für Hannibal verloren ging. In irgend einem dieser Kämpfe haben wir uns Helasco gefallen zu denken.

Massinissa, der Herr der Massyler, eigentlicher Stammherr von Cirta, war anfangs den Karthagern treu ergeben, während Syphax von Siga, der Beherrscher der Massaesyler, auf Seite der Römer stand. Die Karthager gewannen Syphax', des Mächtigeren, Arm für sich durch die Hand der Sophonisbe, — und der bisherige Freund der Punier und Gegner der Römer sah sich weggeworfen von der „punischen Treue", und, als er zu den Waffen griff, ward er von Syphax und den Karthagern geschlagen, auch seines Landes beraubt. Die Trümmer seines Heeres führte Massinissa „ohne Land" zu den Römern. So die Geschichte. Der Dichter hat mit Absicht und vollem Fug in diesen kleinen Zügen die Geschichte umgebildet. Syphax muß den Karthagern immer geneigt gewesen sein, die Römer stets gehaßt haben; — Massinissa ist nicht durch Syphax des Thrones beraubt, sondern — durch sein Volk, welches nach dem Tode des Vaters Massinissas nicht ihn, sondern Syphax zum König ausrief. Syphax, der glückliche Nebenbuhler, hält es mit den Karthagern, folglich der unglückliche Massinissa fortan mit den Römern.

Die Hand am Webstuhl: Der Dichter nennt die Zeit, die Geschichte ein Bild, welches aus dem Aufzuge der göttlichen Fügung und dem Einschlag der menschlichen Thaten entsteht. Die Könige sind es, welche durch ihre Thaten, abgesehen von der göttlichen Vorsehung, besonders an dem Zeitenbilde wirken, welche also „die Hand" vornehmlich am „Zeitenwebstuhle" haben.

2. Nachdem Methumbal und alle Diener sich entfernt haben, begrüßt Sophonisbe die Thamar nochmals schwesterlich, fragt, wie es ihr bislang ergangen sei, kann aber aus dem Leben einer Priesterin nicht viel erfahren. Thamar ging in den Tempel, als ihr Leben geknickt war, und ertrug bisher ihre freudlose Einsamkeit mit Gelassenheit, mit Resignation, von der Erinnerung an die reiche Vergangenheit zehrend. Sophonisbe hat zwar ein glänzendes Los gefunden, — ob aber dasselbe sie befriedigt, steht dahin. Thamar nennt den Namen des Mannes welcher Sophonisbens Jugendliebe war, und weckt den Schmerz der Erinnerung an eine unerfüllte Lebenshoffnung. Auch Sophonisbe hat einen schönen Jugendtraum gehabt, der sich nicht verwirklichte. Auch

sie lebt in Resignation an der Seite eines alten, ihr mehr als Vater, denn als Gatte erscheinenden Mannes ein äußerlich glänzendes und glückliches, innerlich der großen, tiefen, edlen Seele nicht genügendes Leben.

3. Die dritte Scene erfüllt einen dreifachen Zweck: 1. Die Exposition wird weiter geführt, das Jugendleben der beiden Frauen ausführlicher, lebendiger, inniger besprochen, die Personen Syphax und Massinissa und ihre Beziehungen zu der Heldin des Stückes werden uns klar. — 2. Wir lernen in dieser Scene nicht die Königin Sophonisbe, sondern das Weib kennen. In der vorigen Scene bewunderten wir die äußeren Tugenden, und fast erschien uns dies Weib ein Mann zu sein; daß sie auch nur ein Weib, wenn auch ein großartiges, ideal angelegtes Weib ist, merken wir jetzt. Unsere Bewunderung verdiente Sophonisbe in der vorigen Scene, diese Scene weckt unser Mitgefühl mit der bei allem Glanz nicht glücklichen, nicht durchaus befriedigten Seele. Diese Scene befähigt uns also zu einer tieferen Charakteristik der beiden Frauen, besonders der Sophonisbe, wir belauschen ein Zwiegespräch zweier Frauen, die, sich gegenseitig vertrauend, mit unumwundener Offenheit alles gestehen, auch die früheste und die innerste Herzenshoffnung, sowie das, äußerlich sonst nie zu Tage tretende, innere gänzliche Unbefriedigtsein. — 3. Diese Scene hat die Aufgabe, die handelnden Personen von der gegenwärtigen, sie zwischen Furcht und Hoffnung hin- und herwerfenden Spannung abzulenken und doch wieder auf die folgende Scene vorzubereiten. Über der ganzen Scene liegt ein trüber Hauch. Ein zerbrochenes und ein nicht ausgefülltes Leben liegt vor unsern Augen enthüllt. Keine der Frauen ist gänzlich unglücklich, denn jede hat ihren Beruf, aber keine ist von Herzen glücklich. Ihrer beider Leben hat sich traurig entwickelt, ist bislang ein schwerer Verzicht auf die Wünsche und Hoffnungen des Herzens gewesen, und die Schlußworte Sophonisbens: „Dann kommt wohl ein Gefühl einsamer Leere — — — ganz, ganz genugzuthun" erweisen sich nicht nur als der Ausdruck einer vorübergehenden schwermütigen Stimmung; sie sind vielmehr die Ahnungen der kommenden Tragödie, eine unbewußte Prophezeiung, sie sind die Möven, welche dem Sturme vorausfliegen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Methumbal.

2. Sophonisbe und Thamar plaudern noch, da tritt Methumbal mit den Zeichen des größten Schmerzes herein und meldet, daß die Numidier geschlagen worden seien. Sophonisbe zweifelt an der Wahrheit des Gerüchtes, sodann will sie den Mut nicht sinken lassen, ehe sie vollkommen klare, genaue Kunde habe, trifft jedoch die nötigsten Sicherheitsmaßregeln zur Verteidigung der Burg, deren Ausführung sie Methumbal anbefiehlt. Dann tröstet sie ihre „Schwester", welche mit ihr

auf Sieg vergeblich gehofft, mit dem Hinweis auf die Natur des Krieges, in welchem, wie bei dem Meere Ebbe und Flut, Sieg und Verlust stets abwechseln. An solchem mutigen Vorbild gewinnt auch Thamar ihre Festigkeit zurück.

3. Während die ersten drei Scenen die Einleitung oder Exposition bildeten, treten wir in dieser Scene in die bewegte Handlung ein. Und zwar ist unsere Scene das sogenannte erregende Moment. In die Seele der bislang freudig oder schmerzlich, aber immerhin nur mäßig bewegten Heldin wird die Nachricht geworfen, daß alle an einen so fest erwarteten Sieg über die Römer geknüpften Hoffnungen trügerisch waren. Die Numidier sind geschlagen: an der Wahrheit dieser Nachricht ist füglich nicht zu zweifeln. Von jetzt an beginnt die Aufgabe der Sophonisbe, ihre Worte wahr zu machen:

Bin ich denn
Nicht meines Vaters Kind? O, wär' ich dort,
Den Schritt des Kriegsgotts feurig zu beflügeln,
Mit eigner Hand im Speergewühl den Sieg
Beherzten Griffs am Stirngelock zu fassen,
Am weithinflatternden, u. s. w. (Akt I. Sc. 2.)

Die Scene selbst ist kurz und gut gegliedert. Auf einige die Spannung vermehrende, die wichtige Nachricht noch zurückhaltende Worte kommt die Mitteilung der Niederlage, diese selbst noch unbestimmt, aus zweiter Hand, so daß sie erst noch ganz bezweifelt, dann wenigstens als möglicherweise übertrieben und schließlich als vielleicht überwindbar von Sophonisbe aufgefaßt werden kann. Daß sie aber in dieser Weise von Sophonisbe aufgefaßt wird (Thamar ist schwächer, wie sich aus ihren zwei Ausrufen ergiebt), beweist wieder die Stärke der Sophonisbe im Unglück, und daß sie, wo selbst ein Mann (Methumbal) zeitweilig den Kopf verloren hat, an Verteidigung denkt und alles Notwendige mit Feldherrnblick und der Entschlossenheit eines Helden anordnet, darin hat sich ihre Besonnenheit und Thatkraft in großer Prüfung glänzend bewährt.

Fünfter Auftritt.

Sophonisbe. Thamar. Hiram. Bostar, ein Hauptmann aus dem Heere des Syphax.

1. „Als Rabe heimkamst": Auch die Raben sah man als Unglücksboten an (vgl. oben die Eulen!). Den Morgenländern galten die Raben überdies als Symbole der Undankbarkeit (von Noahs Arche her) und waren deshalb unbeliebt.

„Wir hielten unweit Hippo" = Den Winter hindurch waren von Scipio mit Syphax wiederholt Friedensverhandlungen angeknüpft worden, allerdings „mehr listig als ehrlich". Syphax gefiel sich in der Rolle

des ehrlichen Friedensmaklers zwischen Rom und Karthago und ward mit den Seinen immer sorgloser. Ja, man hatte — und Scipio hatte das erkundschaftet — die Thorheit begangen, in zwei abgesonderten Lagern das Heer des Syphax und des Hasdrubal zu verteilen und Zelte aus Holz und Rohr für beide Heere zu benutzen. Römische Hauptleute, in Sklavenkleider gehüllt, begleiteten jene Friedensunterhändler und forschten alles dies aus. Scipio baute hierauf seinen Plan, überfiel bei Nacht beide Lager, zündete zuerst das numidische an, in welchem die Flammen sich beispiellos rasch verbreiteten. Die Karthager eilten zu helfen und sahen hinter sich auch ihr Lager in Flammen aufgehen. Die Afrikaner waren aus dem Schlafe aufgeschreckt und hatten halbnackt und unbewaffnet zwei Feinde um und wider sich, denen tausende zum Opfer fielen, die Feuerflammen und der Römer Schwerter. Mit wenigen Reitern entkamen Syphax und Hasdrubal. — Ja der erstgenannte, von Massinissa und Lälius verfolgt, erlitt noch eine Niederlage bei Cirta und ward gefangen genommen. (Frühjahr 203.)

Der Dichter vereinigt nicht nur diese beiden Niederlagen, sondern läßt auch den Syphax durch Selbstmord enden, statt in der Römer Hand ihn fallen zu lassen.

2. Der Bote des Unglücks, der Hauptmann Bostar, wird von Hiram zur Königin geführt und leistet einen Eid beim flammenhaarigen Gott des Himmels (Baal oder Melkart), daß er nur die Wahrheit verkünden will, und beschreibt darauf in ausführlicher Rede den Vorgang der Schlacht, nur hie und da durch Fragen der Königin unterbrochen und weiter geführt. Sophonisbe erfährt nicht nur den Verlust der Schlacht und des ganzen Heeres, sondern auch den Tod des Königs, ihres Gemahls, welcher nach tapferer, aber fruchtloser Gegenwehr verwundet und zur Flucht unfähig sich den Tod gegeben hat. Erst als an der Wahrheit der Mitteilung kein Zweifel mehr ist, bricht der Schmerz des Weibes in wenigen Worten durch. Bostar wird entlassen.

3. Was die vorige Scene nur durch ein Wort angedeutet hat, das findet sich in durchaus dramatisch richtiger Weise hier genauer ausgeführt. Der Überfall — Syphax und der Punier vergebliche Anstrengungen — die zügellose Flucht — Syphax' Tod: In diesen vier Absätzen, die in sich die ungezwungenste Steigerung darbieten, erfährt Sophonisbe das Schreckliche, was ihre große Seele tragen soll. Stufenweise wird die Trauerbotschaft mitgeteilt, allmählich, aber immer tiefer wirkt dieselbe. Die Wirkung deutet der wortarme Ausruf: O mein Gemahl! an, die Wirkungen werden in den folgenden Scenen ausgeführt.

Sechster Auftritt.

Sophonisbe. Thamar. Später Hiram.

1. Semiramis ist der Sage nach die Gemahlin des altassyrischen

Königs Ninus, welche nach ihres Mannes Tode die Regierung antrat, mit Kraft und Klugheit das Scepter führte, große Eroberungskriege unternahm und der Nachwelt wunderbare Bauten (die hängenden Gärten 2c.) hinterließ.

2. Als Sophonisbe mit Thamar allein ist, überläßt sie sich einem stummen Schmerze. Erst Thamars Zureden lockt in ihre Augen Thränen, auf ihre Lippen einen Nachruf, dem Toten gewidmet, dessen Klugheit und Seelenadel sie achten muß, für dessen zahllose Liebesbeweise sie nicht genug danken kann, durch dessen Tod sie einen ebenbürtigen Geist an ihrer Seite verloren hat, welcher mit ihr in allen großen Fragen eines Sinnes war, nach einem Ziele strebte. Hat sie auch mit ihrem Gemahl mehr Achtung, mehr Dankbarkeit, mehr geistige Verwandtschaft und Politik als Liebe verbunden: das nun gelöste Band war doch allmählich ein festes geworden, und der Schmerz ist begreiflich, welchen das so unerwartete, so plötzliche Zerreißen des Lebensbandes hervorruft. Aber nicht lange klagt Sophonisbe um den Toten; bald besinnt sie sich auf ihre große Aufgabe: sie muß den schwankenden Thron Cirtas jetzt befestigen. Die Witwe hört zu klagen auf, die Königin fühlt, daß sie handeln, daß sie zunächst kämpfen muß. Die Nachricht, daß die Römer schon nahen, erfüllt sie eher mit Freude als mit Angst. Die Aufforderung zu fliehen, weist sie stolz zurück. Jetzt will sie, die grimmige Löwenwitwe, Rache üben.

3. Diese Scene war nötig, einmal, um uns die Königin in ihrem Schmerz zu zeigen; es mußte die dramatische Wirkung der Trauerbotschaft an dem Charakter Sophonisbens nachgewiesen werden. Nach dieser Seite hin ist die sechste Scene nichts anderes, als die weitere Auseinanderfaltung des Schmerzgefühles, welches in den Schlußworten der vorigen Scene: O mein Gemahl! beschlossen war. — Andererseits müssen wir des Schmerzes allmähliche Überwindung, das Sichaufsichselbstbesinnen der Königin anschauen. So sind es diese beiden Gedanken, welche die Scene beherrschen: Trauer und Gedanke an Rache oder Verteidigung. Jener gehörte dem Weibe, welches Witwe geworden, dieser der Königin zu, welche in größter Not des Reiches zur Nachfolge auf den Thron ihres Mannes sich gerufen sieht. Endlich dient diese Scene wesentlich dazu, daß sich Sophonisbe und Thamar erst von dem Schmerze erholen, den die erste Hiobspost gebracht hat; denn neues Unglück steht ihnen bevor. Die Kraft der Seele wächst aber im Tragen des Leides. Mit dem Entschlusse zu kämpfen und sich zu rächen beginnt übrigens die Steigerung der Handlung, jener zweite Teil jeder Tragödie, jedes Dramas.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Methumbal mit gezogenem Schwert.

1. Tuba heißt die römische Kriegstrompete.

„Sein Totenopfer heischend." Zu den Bestattungsfeierlichkeiten von Königen des Altertums gehörte nicht selten die Darbringung von Menschenopfern am Grabe des Toten. Man denke an die Totenfeier, welche Achill dem Patroklus veranstaltete. Die Grausamkeit der afrikanischen Könige schlachtet noch heute Tausende von Gefangenen und Eingeborenen, Vornehmen und Geringen ab, da nach der Zahl der Opfer die Ehre berechnet wird, welche der nachfolgende Sohn seinem Vater erweist.

Berber. Die Berberpferde (in der Berberei, d. h. im ehemaligen Numidien oder Libyen gezüchtet) sind den arabischen Pferden, der edelsten Race, nahe verwandt und unterscheiden sich von den reinen Arabern durch einen in der Nase mehr konvexen Kopf und eine gesenktere, ovale Kruppe.

2. Methumbal stürzt herein zu Sophonisbe und meldet, daß der größte Teil der Besatzung aus Feigheit und, vom Schrecken wahnsinnig gemacht, das eherne Hauptthor der Burg gesprengt und sein Heil in der Flucht gesucht habe. Nur 700 Mann der Leibwache seien der Königin treu geblieben, aber diese seien nicht im stande, auch nur eine Stunde die ihres Thores und damit ihres Schutzes beraubte Stadt zu verteidigen. Für die Königin bleibe nur ein Ausweg: rasche Flucht durchs Brunnenthor. Während Sophonisbe noch sich nicht entschließen kann, ohne Kampf zu fliehen, obgleich Methumbal und Thamar sie beide beschwören, es rasch zu thun, zeigt es sich, daß auch der letzte Ausweg versperrt ist. Die Feinde haben ortskundige Führer, welche jede Flucht verhindern. Sophonisbe verliert die Fassung nicht, sondern gewinnt neuen Mut. Sie beschließt, am Löwenthor einen Ausfall zu versuchen, in der Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, mit ihren treugebliebenen Truppen sich durchzuschlagen. Methumbal geht, die Leibwache zum Kampfe zu ordnen. Sophonisbe aber läßt sich die Rüstung anlegen, während sie ihre Freundin Thamar zu trösten sucht. Doch diese bedarf des Trostes nicht. Sie ist fest und mutig und verfolgt, während Sophonisbe ihre Rüstung anlegt, die Bewegungen des herannahenden Feindes. Ein Reiter auf prächtigem Rosse führt und befehligt die Römer, feuert sie an und erntet dafür den Beifall seiner Scharen. Sophonisbe legt einen Pfeil auf den Bogen und ist im Begriff, den Feldherrn drunten jenseit des Flusses zu durchbohren, da erkennt Thamar und dann auch, von dieser gewarnt, Sophonisbe in jenem feindlichen Anführer Massinissa. Ihn kann diese nicht töten.

3. Neue Unglücksbotschaften stürmen auf Sophonisbe ein: Die Truppen sind treulos geworden, das Thor ist zertrümmert, die Stadt ist von den Römern umzingelt. Das alles erträgt das feste Herz des Weibes, aber als sie in dem feindlichen Feldherrn, welchen sie töten kann und töten will, nun Massinissa, ihren ehemaligen Geliebten, sieht, da zeigt sich doch, daß Sophonisbe auch nur ein Weib ist. Ihn

töten, das vermag sie nicht. So ist ihr Geschick besiegelt. An eigne Teilnahme am Kampf denkt sie nicht mehr. Bald sind die Stadt und Burg in des Siegers Hand, mit ihnen die unglückliche Königin.

Rückblick auf den ersten Akt: Die ersten drei Scenen enthielten die Exposition, und unter diesen wieder die erste den stimmenden, einleitenden Accord, Scene 2 und 3 die eigentliche Exposition in bezug auf die Heldin des Stückes, die Spielerin desselben, Sophonisbe, und ihre treu ihr zur Seite stehende Freundin, Thamar. Und zwar ist Scene 2 bestimmt, die äußeren Vorzüge der Königin zu zeigen, Scene 3 die innere Charakteristik des Weibes zu geben. — Scene 4 bringt das aufregende Moment in der unbestimmten Nachricht von dem Verlust der Schlacht, Scene 5 den genaueren, eigentlichen Bericht. Sophonisbe wird im vierten Auftritt nicht vom Schrecken, noch im fünften von der furchtbaren Trauerkunde überwältigt. Die dramatischen Wirkungen der Trauerbotschaft sehen wir im sechsten Auftritt, welcher die Trauer der Heldin, also die passiven Wirkungen der Schreckensbotschaft, aufzeigt; zugleich aber auch, wie sich die Königin zum Handeln aufrafft. Sie will Rache, sie will Verteidigung. Das Mißgeschick hat ihre Kraft zu leiden erprobt und bewährt gefunden. Jetzt soll die Barkastochter ihre Kraft im Handeln zeigen. Es beginnt also in dieser Scene die Steigerung der Handlung, wenigstens in dem Sichaufrichten der Traurigen, in dem Entstehen des Planes, welcher Kampf mit dem Feinde sucht. Die eigentliche erste Stufe in der Steigerung ist die siebente Scene. Der zum äußereren Kampf bereiten Königin wird zuerst die Verteidigung, dann der Kampf mit dem Gegner unmöglich; an jenem ersten Umstand ist die treulose Besatzung und das zerbrochene Thor schuld, an diesem die Unfähigkeit des Weibes, den Gegenstand ihrer früheren Liebe zu töten, obgleich er als Feind ihr gegenübersteht.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Massinissa. Torquatus, ein römischer Hauptmann. Andere Hauptleute. Wachen. Später Hiram.

1. Einleitendes: Während wir bisher die Partei der Spielenden, um Sophonisbe, die Heldin des Dramas, gruppiert, kennen lernten, in ihren Hoffnungen und Neigungen, in ihrem Schrecken und ihren in-

nersten Leiden, ist es nunmehr Zeit, daß die Gegenspieler, die feindliche Partei, auftreten und in Wort und Wesen wahr machen, was über sie bereits gesagt worden ist. Zunächst ist es Massinissa, welchen auch wir sehen, persönlich kennen lernen müssen. Die Steigerung, der Handlung zweiter Teil, muß uns überdies Sophonisbe in ihrer Kraft des Handelns zeigen; bisher hat sie nur Kraft im Leiden, keine solche im Handeln gezeigt.

2. Massinissa hat Cirta erobert und trifft die ihm nötig erscheinenden Maßregeln zur Verteidigung der Stadt, wie zur Vervollständigung des Sieges. Auf seine Frage nach der Königin erfährt er vom römischen Hauptmann Torquatus, daß sie gefangen sei und bewacht werde. In diesem Augenblick naht Hiram und fleht Massinissa um Mitleid an mit der Königin, welche man gefesselt habe, und welche nun im dumpfen Schmerze teilnahmlos da sitze, einer Toten, einem Marmorbilde ähnlicher, als einer Lebenden. Massinissa ist selbst unangenehm berührt, daß Torquatus die Königin gefesselt hat; dieser aber ist durchaus gefühllos und beruft sich auf den römischen Kriegsgebrauch. Massinissa aber giebt Hiram seinen Ring mit, damit auf dieses Zeichen der Vollmacht hin die Fesseln der Königin gelöst werden. Er selbst hoffe bald die Königin begrüßen zu können.

3. Diese Scene zeigt uns die durchaus veränderte Sachlage in Cirta: Die Beherrscherin ist besiegt, die Königin ist gefangen und gefesselt. Massinissa tritt uns sodann näher in seiner imponierenden Gestalt, wir sehen ihn im Glanze seiner Feldherrnerscheinung, in der Großmut seines königlichen Wesens. Der Charakter der Scene ist der ruhige der Exposition.

Zweiter Auftritt.

Massinissa.

2. In einem Monologe spricht Massinissa die Gefühle aus, welche er in diesem Momente hegt, wo er den Gegenstand seiner alten Liebe wiedersehen soll. Er ist unruhig, befangen; er fürchtet fast das Wiedersehen. Er fürchtet, statt sie ein kühles Mitleid fühlen zu lassen, vielmehr als von ihr besiegt vor ihr zu stehen. Es sind die alten Erinnerungen lebhafter, als je bisher, schon regen sich die alten Gefühle, und er kann — er will sie nicht einmal niederdrücken.

3. Zur Charakteristik Massinissas ist diese Scene notwendig. Sie bestätigt das Urteil, welches Sophonisbe über den ehemaligen Geliebten schon in Scene 3 des 1. Aktes ausgesprochen: Das Unruhige seiner Seele, die Unbeständigkeit ist's, welche diesem reichbegabten Manne unsere Achtung entzieht. Er ist schön, stolz, edel — aber ohne Charakter, ohne innere Festigkeit.

töten, das vermag sie nicht. So ist ihr Geschick besiegelt. An eigne Teilnahme am Kampf denkt sie nicht mehr. Bald sind die Stadt und Burg in des Siegers Hand, mit ihnen die unglückliche Königin.

Rückblick auf den ersten Akt: Die ersten drei Scenen enthielten die Exposition, und unter diesen wieder die erste den stimmenden, einleitenden Accord, Scene 2 und 3 die eigentliche Exposition in bezug auf die Heldin des Stückes, die Spielerin desselben, Sophonisbe, und ihre treu ihr zur Seite stehende Freundin, Thamar. Und zwar ist Scene 2 bestimmt, die äußeren Vorzüge der Königin zu zeigen, Scene 3 die innere Charakteristik des Weibes zu geben. — Scene 4 bringt das aufregende Moment in der unbestimmten Nachricht von dem Verlust der Schlacht, Scene 5 den genaueren, eigentlichen Bericht. Sophonisbe wird im vierten Auftritt nicht vom Schrecken, noch im fünften von der furchtbaren Trauerkunde überwältigt. Die dramatischen Wirkungen der Trauerbotschaft sehen wir im sechsten Auftritt, welcher die Trauer der Heldin, also die passiven Wirkungen der Schreckensbotschaft, aufzeigt; zugleich aber auch, wie sich die Königin zum Handeln aufrafft. Sie will Rache, sie will Verteidigung. Das Mißgeschick hat ihre Kraft zu leiden erprobt und bewährt gefunden. Jetzt soll die Barkastochter ihre Kraft im Handeln zeigen. Es beginnt also in dieser Scene die Steigerung der Handlung, wenigstens in dem Sichaufrichten der Traurigen, in dem Entstehen des Planes, welcher Kampf mit dem Feinde sucht. Die eigentliche erste Stufe in der Steigerung ist die siebente Scene. Der zum äußereren Kampf bereiten Königin wird zuerst die Verteidigung, dann der Kampf mit dem Gegner unmöglich; an jenem ersten Umstand ist die treulose Besatzung und das zerbrochene Thor schuld, an diesem die Unfähigkeit des Weibes, den Gegenstand ihrer früheren Liebe zu töten, obgleich er als Feind ihr gegenübersteht.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Massinissa. Torquatus, ein römischer Hauptmann. Andere Hauptleute. Wachen. Später Hiram.

1. Einleitendes: Während wir bisher die Partei der Spielenden, um Sophonisbe, die Heldin des Dramas, gruppiert, kennen lernten, in ihren Hoffnungen und Neigungen, in ihrem Schrecken und ihren in-

nersten Leiden, ist es nunmehr Zeit, daß die Gegenspieler, die feind-
liche Partei, auftreten und in Wort und Wesen wahr machen, was über
sie bereits gesagt worden ist. Zunächst ist es Massinissa, welchen auch
wir sehen, persönlich kennen lernen müssen. Die Steigerung, der
Handlung zweiter Teil, muß uns überdies Sophonisbe in ihrer Kraft
des Handelns zeigen; bisher hat sie nur Kraft im Leiden, keine solche
im Handeln gezeigt.

2. Massinissa hat Cirta erobert und trifft die ihm nötig erschei-
nenden Maßregeln zur Verteidigung der Stadt, wie zur Vervollstän-
digung des Sieges. Auf seine Frage nach der Königin erfährt er vom
römischen Hauptmann Torquatus, daß sie gefangen sei und bewacht
werde. In diesem Augenblick naht Hiram und fleht Massinissa um Mit-
leid an mit der Königin, welche man gefesselt habe, und welche nun im
dumpfen Schmerze teilnahmlos da sitze, einer Toten, einem Marmor-
bilde ähnlicher, als einer Lebenden. Massinissa ist selbst unangenehm
berührt, daß Torquatus die Königin gefesselt hat; dieser aber ist durch-
aus gefühllos und beruft sich auf den römischen Kriegsgebrauch. Mas-
sinissa aber giebt Hiram seinen Ring mit, damit auf dieses Zeichen der
Vollmacht hin die Fesseln der Königin gelöst werden. Er selbst hoffe
bald die Königin begrüßen zu können.

3. Diese Scene zeigt uns die durchaus veränderte Sachlage in Cirta:
Die Beherrscherin ist besiegt, die Königin ist gefangen und gefesselt.
Massinissa tritt uns sodann näher in seiner imponierenden Gestalt, wir
sehen ihn im Glanze seiner Feldherrnerscheinung, in der Großmut seines
königlichen Wesens. Der Charakter der Scene ist der ruhige der Ex-
position.

Zweiter Auftritt.

Massinissa.

2. In einem Monologe spricht Massinissa die Gefühle aus, welche
er in diesem Momente hegt, wo er den Gegenstand seiner alten Liebe
wiedersehen soll. Er ist unruhig, befangen; er fürchtet fast das Wieder-
sehen. Er fürchtet, statt sie ein kühles Mitleid fühlen zu lassen, vielmehr
als von ihr besiegt vor ihr zu stehen. Es sind die alten Erinnerungen,
lebhafter, als je bisher, schon regen sich die alten Gefühle, und er [illegible]
— er will sie nicht einmal niederdrücken.

3. Zur Charakteristik Massinissas ist diese Scene notwendi[illegible]
bestätigt das Urteil, welches Sophonisbe über den ehemaligen [illegible]
schon in Scene 3 des 1. Aktes ausgesprochen: Das Unru[illegible]
Seele, die Unbeständigkeit ist's, welche diesem reichbegabte[illegible]
sere Achtung entzieht. Er ist schön, stolz, edel — aber [illegible]
ohne innere Festigkeit.

nem Charakter von einem Versprechen zum andern. Jetzt enthüllt er seinen im Augenblick entstandenen Plan. Er will die Numidier aus ihrem Lager hierher führen und in der festen Burg Cirta der Belagerung Scipios trotzen. Endlich geht Sophonisbe auf diesen Plan ein und verspricht ihm für den Fall des Gelingens die Hand. Die neuentfachte Liebesglut macht den Massinissa zu einem ganzen Schwärmer, welcher Gelingen mit Versuch verwechselt, alle Gegner und Gefahren unterschätzt; ein himmelhochjauchzender Liebhaber ist er in wenigen Minuten geworden, und an Scipio — ein Verräter.

3. Diese Scene enthält gegen die vorausgehende eine Steigerung; Thamar besiegte dort den Feind. Sophonisbe macht aus dem Feinde einen Bundesgenossen, aus ihrem Sieger einen Sklaven ihrer Wünsche und Pläne. Der Charakter Sophonisbens hat sich glänzend bewährt, nicht nur im Leiden, sondern im Kampfe mit sich selbst, im Kampfe mit einem Gegner seines und ihres Vaterlandes. Es ist Hoffnung vorhanden, daß das Numidierreich aus dem tiefen Falle sich wieder erholen und daß Cirtas Fürstin ihrem Reiche und ihrer Vaterstadt Karthago Rettung und Befreiung von dem Römerheere bringen werde.

Fünfter Auftritt.

Sophonisbe. Thamar.

2. Sophonisbe teilt Thamar das Resultat ihrer Unterredung mit Massinissa mit, daß sie ihn besiegt, zum Vaterlande zurückgeführt habe, aber sie thut es nicht ohne die schmerzlichste, bitterste Empfindung darüber, daß dieser Sieg ihr so leicht geworden, daß Massinissa noch der alte, leichtblütige, wankelmütige Mann sei, den sie einst geliebt und dann bedauert habe. Thamar erfährt auch, um welchen Preis Sophonisbe den Fürsten gewonnen hat: sie hat ihr Leben dem Vaterlande zu liebe zum zweiten Male geopfert; denn ihr Herz jubelt nicht diesem Schritte zu, es fügt sich nur, an das Verzichten gewöhnt, dem Verstande und gehorcht den Pflichten, welche das Vaterland ihm auflegt.

3. Nach der bedeutungsvollen vierten Scene kommt diese Nebenscene nicht unerwartet. Wir sehen Sophonisbens scharfen Blick, ihr opferfähiges, für das Vaterland hoch und jetzt nur für dies schlagendes Herz. Thamar wird ohne Vorwürfe empfangen und von dem Vorgefallenen genügend unterrichtet. Sophonisbe fühlt, daß Thamar so hat sprechen müssen, daß ihre Worte dem gemeinsamen Wunsche, für das Vaterland alles hinzugeben, gedient, daß Thamar ihr, der Sophonisbe, selbst nur vorgearbeitet habe. Die Stimmung bleibt trübe; der Sieg ist ja nur möglich, das Opfer, der Verzicht gewiß.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Batu, Syphax' Waffenträger.

1. Diesen Stahl. Stahl statt Schwert = Metonymie (Stoff für das daraus Bereitete) = Namensvertauschung.

Beim Adonis. Unter Adonis ist hier eine phönizische Gottheit, nämlich der im Winter sterbende, im Frühjahr wieder neu belebte Sonnengott zu verstehen. — [Nach griechischer Mythe war Adonis ein wunderschöner Jüngling, Sohn des Kypriers Kinyras und der Myrrha oder Smyrna. Der Knabe ward, nach der Verwandlung der Mutter in einen Myrthenbaum, von Nymphen erzogen und ward so schön, daß zwei Göttinnen, Persephone und Aphrodite, ihn heiß liebten. Auf einer Jagd ward er durch einen grimmigen Eber zerrissen. Aus des Lieblings Asche und ihren Thränen ließ Aphrodite die Anemone, jene liebliche weiße Waldblume, hervorsprießen.] Man feierte in Phönizien diesen Gott durch an seinem Festtage ausgestellte Gefäße mit schnell verwelkenden Blumen, den sog. Adonisgärten, und Weiber beweinten dann in der „Klage um den Adonis" des Jahres und Lebens kurze Blüte.

„Auch geht im Volk die Sage". Von Scipio giebt Mommsen, Röm. Gesch. I. 4. Aufl. S. 640 folgende interessante Charakteristik, welche ich um so mehr hier wörtlich mitzuteilen Grund habe, da Geibel selbst gesteht, durch diese Mommsen'sche Darstellung zu seinem Drama angeregt worden zu sein: — „Es ruht ein besonderer Zauber auf dieser anmutigen Heldengestalt, von der heiteren und sicheren Begeisterung, die Scipio halb gläubig halb geschickt vor sich hertrug, ist sie durchaus wie von einer blendenden Aureole (Goldschein) umflossen. Mit gerade genug Schwärmerei, um die Herzen zu erwärmen, und genug Berechnung, um das Verständige überall entscheiden und das Gemeine nicht aus dem Ansatz weg zu lassen; nicht naiv genug, um den Glauben der Menge an seine göttlichen Inspirationen zu teilen, noch schlicht genug, ihn zu beseitigen, und doch im Stillen innig überzeugt, ein Mann von Gottes besonderen Gnaden zu sein, — mit einem Wort eine echte Prophetennatur; über dem Volke stehend und nicht minder außer dem Volke; ein Mann felsenfesten Wortes und königlichen Sinns, der durch Annahme des gemeinen Königstitels sich zu erniedrigen meinte, aber ebenso wenig begreifen konnte, daß die Verfassung der Republik auch ihn band; seiner Größe so sicher, daß er nichts wußte von Neid und Haß und fremdes Verdienst leutselig anerkannte, fremde Fehler mitleidig verzieh; ein vorzüglicher Offizier und ein feingebildeter Diplomat, ohne das abstoßende Sondergepräge dieses oder jenes Berufs, hellenische Bildung einigend mit dem vollsten römischen Nationalgefühl, redegewandt und anmutiger Sitte, gewann Publius Scipio die Herzen der Soldaten und der Frauen, seiner Landsleute und der Spanier, seiner Nebenbuhler im Senat und seines größeren karthagischen Gegners. Bald war sein Name auf allen Lippen, und er der Stern, der seinem Lande Sieg und Frieden zu bringen bestimmt schien."

„Phantom der Wüste" = jene unter den verschiedensten Namen bekannte Luftspiegelung [deutsch = Kimmung, engl. Looming, holl. Uppdracht, franz. Mirage, ital. Fata Morgana*), indisch Chiltram (Bild) oder Sikota (Schlösser der kalten Zeit), arab. Sehrab (geheimnisvolles Wasser) oder Bacher el Afrid (Sohn des Teufels) genannt], welche Gegenstände unter dem Horizonte emporhebt und von Wasser umgeben erscheinen läßt oder auch Gegenstände über dem Horizonte doppelt vergrößert oder umgekehrt in der Luft schwebend zeigt.

2. Batu, der Waffenträger des gefallenen Syphax, naht der Sophonisbe und meldet, daß ihm, dem an der Leiche seines Herrn Gefangenen, die Großmut Scipio's die Freiheit geschenkt und erlaubt habe, des Königs letzten Gruß seinem Weibe zu bringen. Den letzten Gruß des sterbenden Gemals überbringt Batu mit seiner letzten Gabe, dem Dolche des Königs; sein letzter Wille sei gewesen, daß sie diesen Dolch gebrauche, wenn alles ihr treulos geworden sei. Die Königin befiehlt dem treuen Batu, fortan immer in ihrer Nähe zu bleiben; dann aber eröffnet sie ihm, daß noch nicht alles verloren sei, vielmehr sie mit Massinissas Hilfe Widerstand und Sieg über die Römer erhoffe. Batu leugnet nicht, daß ihr kühner Plan sich vielleicht verwirklichen lasse. Nur scheint ihm der große Gegner Scipio unterschätzt zu werden. Dieser sei ein solch merkwürdiger Mann, daß Batu ihm gegenüber neben dem Hasse Furcht und Ehrfurcht empfinde. Sophonisbe kann nicht glauben, daß in diesem Gegner so ganz außerordentliche Geisteskraft stecke, aber Batu berichtet von allerhand Zeichen des göttlichen Schutzes, welche die ihrem Feldherrn treu ergebenen Römer glaubten und eifrig weiter verbreiteten, von seinem Rufe der Unverwundbarkeit, der in der letzten Schlacht wieder bestätigt worden sei. Sophonisbe zieht aus all dem abergläubischen Gerede und diesem Rühmen des Feindes, wie es der ihn hassende Batu nicht unterdrücken kann, den Schluß, daß dieser Gegner allerdings größer, gefährlicher sei, als sie bisher gedacht hatte, und sie mißtraut unwillkürlich der Kraft Massinissas, daß sie der Geistesgröße Scipio's stand halten werde. Gleichwohl beruhigt und ermutigt sie Thamar, welche unter solchen Umständen wieder hoffnungs- und mutlos geworden ist.

3. Batus Erscheinen und Bericht von dem letzten Worte und Liebeszeichen des Gemahls müssen Sophonisbe in ihren Entschlüssen befestigen, alles — nur für das Vaterland zu thun; Batus, wenn auch teilweise unverständige, Meldung von der geistigen Größe Scipios ist ausreichend, Sophonisbe es ahnen zu lassen, daß Massinissas und ihre Pläne noch nicht sicher genug fundamentiert sind. So reift in dieser Scene der Entschluß der Sophonisbe, den Massinissa in das numidische Lager zu begleiten, ein Entschluß, von welchem Scene 7 uns Meldung gibt. Zum ersten Male wird Scipios Bild vor Sophonisbe so weit gezeichnet, daß

*) Schlösser der meergeborenen Fee.

diese trotz der ungeschickten Hand des Zeichners die geistige Bedeutung dieses Feindes achten muß.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Massinissa tritt ein, von seinen Hauptleuten umgeben.

1. „Hoher Sonnenjüngling“. Dies ist ohne Frage der Baal oder Sonnengott der Phönizier, auch von den Karthagern verehrt, wie schon aus dem zusammengesetzten Namen Hannibal und Hasdrubal deutlich hervorgeht.

Melkart = der Nationalgott. „Stadtkönig“ von Tyros, der Sonnengott, ist eigentlich von dem Baal nicht verschieden, er ist der Schutzgott des Landes und der Kolonieen, des Handels und der Schifffahrt, des Gesetzes und der Ordnung, er gilt als der Gemahl der Astarte. Sein Tempel stand Tyros gegenüber auf einer Felseninsel. Die Griechen kannten ihn unter den Namen Melikertes; doch scheint auch der Herakleskult aus dem Kult des Melkart hervorgewachsen zu sein.

2. Als Massinissa kommt, um vor seiner Abreise der Königin ein Lebewohl zu wünschen, erfährt er seinem Erstaunen, daß Sophonisbe sich entschlossen hat, mit ihm zu ziehen. Sie hofft, daß sie mit der beredten Stimme ihres Unglückes mehr als Massinissa mit den Gründen der Vernunft die Libyer entzünden und überreden könne. Massinissa kann gegen diese Gründe nicht streiten, hat überhaupt diesem Weibe gegenüber keinen Willen. So bestimmt denn sie, daß an die Stelle des gefallenen Methumbal Thamar treten und sie bis zu Sophonisbens Heimkehr die Burg verteidigen solle. Dann erbittet sich Sophonisbe den Priestersegen von der „Schwester,“ und diese fleht in ernster Rührung den Segen der Götter zu Sophonisbens Vorhaben herab, (wie d. i.) sofern und solange diese ihr alles für das Vaterland hinzugeben bereit sein werde. Von Vaterlandsliebe und Thatendrang ergriffen stürmt Sophonisbe in den Kampf mit — Scipio.

3. Diese den zweiten Aufzug abschließende Scene ist in der Steigerung der Handlung ein wesentliches Moment. Sophonisbe selbst entschließt sich zu einer thätigen Teilnahme am Kampfe, sie stellt sich an die Spitze des gegen Scipio unternommenen Kampfes. — Zugleich dient diese Scene, wie die zuletzt vorausgehende, dazu, die Königin immer fester an ihre Vaterlandspflichten zu binden. Nur des Vaterlandes Not rechtfertigt die Schritte der Königswitwe: ihr Versprechen dem Massinissa gegenüber sowohl, als die aktive Teilnahme am Kampfe.

Rückblick auf den zweiten Akt. Die stärksten Schicksalsschläge sind über die Königin gekommen. Im letzten Sturm sahen wir sie unter-

liegen: Um ihrer früheren Liebe willen vermag sie den Gegner, den Massinissa nicht zu töten. Dennoch gehörte ein Teil des ersten Aufzuges schon zur Steigerung der Handlnng und zwar die Scenen 5, bezw. 6 und 7. Nur wird dort ihre Leidenskraft erprobt, nicht mehr; ihre Kraft im Handeln wird in diesem Aufzuge dargestellt, in welchem es dem hohen Geiste der Sophonisbe zunächst möglich wird, den Massinissa zum Abfall von den Römern zu bewegen und zum getreuen Diener ihrer Wünsche zu machen; als sie diesen Sieg nicht für ausreichend halten kann, um ihre Pläne mit Sicherheit zu erreichen, da ist sie es, welche an dem Kampfe der Spieler, dem einzigen, aber gewaltigen Gegenspieler Scipio gegenüber, persönlich teilnehmen will. — Das alles thut die Witwe, während der Leichnam ihres Gatten noch unbestattet liegt, von der Macht der Verhältnisse geleitet, durch die Not der Zeit gerechtfertigt, aber freilich gerechtfertigt allein für den Fall, daß ihr Herz nur diesem einen Gedanken sich opfere, der Liebe zum Vaterlande; volle Resignation ermöglichte diesen Schritt, welcher das Vaterland retten konnte. Batus Erinnerungen an Syphax, die letzte Gabe (der Dolch), die Nähe Batus, der Schwur der Thamar, dem Vaterlande treu bis zum Tode bleiben zu wollen, und der nur bedingungsweise an Sophonisbe durch Thamar erteilte Segen: alles das verpflichtet die Sophonisbe, in ihrem folgenden Leben nur einem Triebe zu folgen, der Liebe zum Vaterlande.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lälius und Severus, zwei römische Kriegstribunen.

Scenenwechsel. Während die beiden ersten Akte in Cirtas Königsburg spielten, versetzt uns jetzt der Dichter in das halbzerstörte Schloß Massylis, und zwar sehen wir eine hohe Halle, und auf der einen Seite desselben ist das Feldbett Scipios in einer Nische, welche vorläufig durch einen Vorhang verdeckt ist. Es ist also Scipios Zelt, vor welches wir geführt werden. Zunächst ist Scipio nicht zu sehen, er weilt hinter dem Vorhange in seiner Nische. Aber Rollen, Kriegspläne und Schreibgerät deuten darauf hin, daß hier der Generalstab Scipios, so zu sagen, sich zusammenfindet, daß hier Scipio mit seinen Getreuesten arbeitet. Und sein intimster Freund ist eben Lälius.

1. Lälius ist eine historische Figur. Dieser Kriegstribun begleitete den jugendlichen Scipio bereits nach Spanien; er war Scipios Gneisenau oder Moltke, wie man will, seinem Feldherrn treu ergeben, an seinen Fähigkeiten voll Bewunderung emporschauend und sein aufrichtiger Warner in allen Fällen, wo nach menschlichem Ermessen Scipio zu viel wagte.

Massylis. Das numidische Reich zerfiel in zwei Teile, den der Massäsylier und den der Massylier. Jenes Reich lag westlich, dieses östlich. Jenes, das weitaus größere, war dem Syphax, dieses dem Massinissa angestammt. Im Kampfe Karthagos mit den Söldnern soll Massylis, die alte Hauptstadt, zerstört worden sein. Immerhin boten auch die Ruinen noch Schutz genug, um den Römern als ein passender Ort für ein befestigtes Lager zu erscheinen.

Die Getulier oder Gätuler wohnten südlich von Numidien im inneren Libyen jenseit des großen Atlas, welcher die Südgrenze Numidiens bildete.

Fabius der Zaubrer. Seiner ist schon oben gelegentlich der Volturnuslinie (I. Sc. 3. S. 66) Erwänung geschehen. Er war ein Greis bereits, als ihn das Vaterland nach der Schlacht am trasimenischen See zum Diktator erwählte. Seine Kriegsführung war von der bisherigen grundverschieden. Größere Schlachten vermeidend, suchte er Hannibal die Zufuhr möglichst abzuschneiden und durch kleinere Gefechte das Selbstvertrauen der Römer zu stärken. Er war ein Mann der alten, strengen römischen Schule, von durchaus aristokratischer Gesinnung, lange Zeit der Alterspräsident im Senate (Princeps senatus), fünfmal Konsul, zweimal Diktator, und mehrfacher Triumphator. In die Weise des jungen Scipio konnte er sich nicht hineinfinden, und seinen letzten entscheidenden Sieg hat er nicht erlebt. Er starb in hohem Alter 203 v. Chr. Die Römer, welche ihn im punischen Kriege anfangs verkannten, haben ihn nachmals anerkannt und neben Marcellus, dem Schwerte Roms, den Schild Roms genannt, ein ehrenvollerer Beiname, als der des Zauberers.

2. Lälius empfängt den Severus, einen Kriegstribun, welcher in besonderer Mission einen Zug nach Süden unternommen hatte, um dort die den Karthagern unterworfenen libyschen Stämme aufzuwiegeln und so den Karthagern die Schwierigkeiten ihrer Lage zu vermehren. Seine Aufgabe hat er gelöst. Der Bericht über seine Expedition gibt beiden Veranlassung, sich über diese neue Art, den Feind durch Aufwiegelung der Vasallen und Abspenstigmachung der Bundesgenossen zu schwächen, zu unterhalten, wobei Severus der alten Römersitte, welche solche Mittel verschmähte, das Wort redet, während Lälius Scipios neue Weise verteidigt. Severus selbst muß schließlich anerkennen, daß Scipio keinen Tadel um dieser Eigentümlichkeit willen, daß er Afrika durch Afrika zu besiegen suche, verdiene. An ihm sei alles neu und ungewohnt, Schlachtordnung wie Marsch, Befestigung wie Plan, — und Lälius kann nicht anders, als dies alles anerkennen, zugleich des Glückes erwähnend, welches den Feldherrn ebenso als sein Geist groß mache, indem er dieses Glück auf Rechnung des offenbaren Schutzes der Götter schreibt.

3. Über Scipio hatten wir ein Urteil schon empfangen aus Batus Munde. Gegenüber dem letzteren, welches aus dem Munde eines Ungebildeten gekommen ist und auf die Urteile der gemeinen Soldaten sich

zu stützen scheint, erfahren wir in dieser Scene eine genauere Charakteristik aus dem Munde zweier höheren Officiere, nicht feindlicher, sondern römischer, von welchen jeder des Feldherrn Lob verkündet, der eine mit etwas Vorurteil, der andere mit vollstem Verständnisse in Scipio sich versenkend und mit ganzer Treue an ihm hangend. Scipios Bedeutung erscheint uns in immer hellerem Lichte, und wir ahnen immer mehr, wie schwer es für Sophonisbe sein wird, diesen Geist zu besiegen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Scipio tritt zur Linken auf, im Gespräche mit Atarbas, einem numidischen Hauptmanne. Sextus, ein römischer Hauptmann, und andere Hauptleute folgen, zu welchen sich Severus gesellt. Später Lucan, ebenfalls ein römischer Hauptmann.

1. Hadrumetum liegt an der Ostküste des karthagischen Reiches und von Cirta fast 60 deutsche Meilen entfernt. Unter solchen Umständen kann allerdings Cirta von Gisgons Heer nicht bedroht sein. Die Lügen haben kurze Beine. — Tafel = Karte des karthagischen Landes.

Kap Misen = Misenum war ein Vorgebirge unweit Neapel, westlich von dort, der Insel Prochyta gegenüber. Vgl. Erl. I. Geibels Tod des Tiberius.

2. Scipio tritt auf mit dem numidischen Hauptmanne Atarbas. Wir erfahren, daß Massinissa aus seinem Lager den Letztgenannten an Scipio mit der Bitte gesandt habe, dieser möge ihm gestatten, mit dem Numidierheere sich nach Cirta zu werfen, welches von dem von Osten heranziehenden Hasdrubal Gisgon bedroht sei. Scipio weiß, daß diese Gefahr nicht Cirta droht, aber er scheint noch unbefangen, während Lälius bereits gegen die Aufrichtigkeit des Massinissa mißtrauisch wird. Sodann begrüßt Scipio den Severus aufs herzlichste und berichtet von der bevorstehenden Rückkehr Hannibals auf afrikanischen Boden. Eine neue Nachricht bringt der Hauptmann Lucan von der Lagerthorwache. Dort ist ein früherer karthagischer Kundschafter, welchen Scipio durch seine Großmut sich zu Dank verpflichtet hat, mit der Meldung erschienen, daß Sophonisbe im Lager der Numidier eingetroffen sei. Lälius kombiniert sich rasch den Zusammenhang. Scipio scheint noch immer sorglos, obgleich er bereits seine Maßregeln getroffen und seinen Burschen Flavius auf Kundschaft ausgesandt hat. Daß Sophonisbe im numidischen Lager sei, kann er sich ohnehin auch auf andre Weise erklären, nur die Verschwiegenheit des Massinissa, das Heimlichthun befremdet ihn zunächst, wie es scheint, allein. Sonst möchte er die eheliche Verbindung des Massinissa und der Sophonisbe unterstützen. Rom hat von diesem Bündnis nur Vorteil. Lälius wagt noch einmal an die Möglichkeit des entgegengesetzten Falles, an die Möglichkeit des Abfalls Massinissas zu erinnern, aber Scipio bleibt ruhig, er fühlt diesen Mann festzuhalten die nötige Kraft in sich.

3. Diese Scene bringt den Gegenspielern, Scipio und den Römern, die erste Ahnung von dem Kampfesplan der Spieler. Die Bitte des Massinissa um Abzug nach Cirta entbehrt der Begründung, sein Verhalten erscheint verdächtig, und Scipio trifft seine Vorsichtsmaßregeln, indem er zunächst den Flavius als Kundschafter absendet und dann die Bitte des Numidiers rund abschlägt. Die Ahnung wächst, als die Nachricht anlangt, daß die Numidierfürstin im jenseitigen Lager eingetroffen sei. Zugleich erscheint hier Scipio reichlich so scharfsinnig, als Lälius, nur nicht so mißtrauisch, reichlich so klug und vorsichtig, aber doch zurückhaltender mit dem Urteile als jener, und obendrein lernen wir hier ausdrücklich Beweise seiner Großmut, seiner Hochherzigkeit, seiner Dankbarkeit und Herablassung kennen, welche es uns erklärlich machen, daß Scipio der alle begeisternde, mit Vertrauen und Liebe gegen sich Hoch und Niedrig erfüllende Feldherr ist.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Flavius (des Scipio Bursche), rasch eintretend, einen numidischen Mantel über den Arm geworfen.

1. Liktor. Liktoren hießen die Diener der höheren Magistrate, welche als Zeichen der Amtsgewalt jenen Rutenbündel vorantragen mußten. Es waren in der Regel Freigelassene, bestimmten Korporationen angehörig. Die Rutenbündel (Fasces) bestanden aus Ulmen- oder Birkenholz. Aus ihrer Mitte ragte ein Beil hervor. Ruten und Beil waren die Zeichen der Amtsgewalt. Ein Konsul verfügte über 12, ein Diktator über 24 Liktoren, ein Prätor hatte 6, ein kaiserlicher Legat deren 5 zur Verfügung. Der dem Beamten zunächst stehende Liktor (lictor proximus) war eine besondere Vertrauensperson.

Veteranen hießen bei den Römern die Ausgedienten, d. h. zur Zeit des 2. punischen Krieges diejenigen Soldaten, welche das 45. Lebensjahr überschritten hatten, aber noch nicht entlassen waren. Sie genossen besondere Vorrechte und Erleichterungen im Lager, hielten sich auch für den Kern in der Legion. Ob der Dichter an solche Veteranen hier gedacht, oder an die Triarii der aus den Resten des römischen Heeres, welches bei Cannä unterlag, gebildeten Legion, welche Scipio, nachdem sie lange Zeit in Sicilien als eine Art Strafabteilung gestanden, mit nach Afrika genommen hatte und als den eigentlichen Kern seines nicht sehr starken Heeres ansehen konnte, kann zweifelhaft bleiben. (Vgl. Manipeln.)

Manipeln. Zur Zeit des 2. punischen Krieges bestand eine Legion aus 30 Manipeln (Zügen), von welchen 10 Manipeln Leichtbewaffnete (hastati) im ersten, 10 M. Kräftige (principes) im 2., 10 Manipeln gediente, erprobte Soldaten (triarii) im dritten Treffen standen. Es scheint, als habe der Dichter hier jene 10 Manipeln triarii im Auge, wenn er von Veteranen spricht. Die Kampfesstellung zu jener Zeit war:

. . . . hastati
. . . . principes
. . . . triarii

Später wurden 3 Manipeln zu einer Kohorte vereinigt.

2. Der längst erwartete Flavius, des Scipio Bursche, kehrt endlich zurück. Er hat, als numidischer Reisender verkleidet, ins Lager der Numidier sich geschlichen, hat Sophonisbe gesehen, vom Kriegsrate gehört, den Kriegsplan vernommen und bestätigt die Ahnung, daß hier es sich um Abfall Massinissas von Rom handle. Sofort ist des Scipio Plan gefaßt. Lälius soll sogleich nach Cirta marschieren und um jeden Preis die Burg erobern. Severus soll den Befehl im Lager übernehmen und, falls Scipio in einer Stunde nicht zurückgekehrt sei, mit den Legionen nachrücken und die Numidier von allen Seiten einschließen. Zur eignen Begleitung hat Scipio sich nur den Flavius und den Liktor erwählt. Vergeblich bemühen sich Severus und Lälius, den Scipio von diesem ihnen als Tollkühnheit, als Versuchung der Götter erscheinenden Plane abzubringen. Sie raten ihm, wenigstens die 10 Manipeln der Veteranen mitzunehmen — aber Scipio weist alle weitere Begleitung zurück. Er will den Funken nicht zur Flamme werden lassen, er will die Truppen, deren er zum Kampf gegen Hannibal, den Riesen, so sehr bedarf, nicht nutzlos opfern; zur Besiegung des Massinissa, des „Knaben“, fühlt er allein sich Mannes genug.

3. In dieser Scene entfaltet Scipios Charakter noch weiter, als dies in den früheren (Act 2, Sc. 6; Act 3, Sc. 1. 2) erreicht werden konnte. Wir sehen einen Plan im Geiste Scipios entstehen, nicht als reife Frucht des Nachdenkens, sondern plötzlich, wie durch Gottes Geist eingegeben, welcher nach allen Seiten als umsichtig und klug anerkannt zu werden verdient und nur in Bezug auf die Aufgabe, welche zu lösen Scipio sich selbst ausgewählt hat, als tollkühn, ja wahnsinnig und darum als ein großer Fehler erscheinen müßte, wenn nicht einerseits die Gründe dieses Planes so vernünftig wären und andererseits der Erfolg auch dieses Unternehmens das Wort des Lälius bestätigte:

Den Feldherrn macht sein Geist, doch auch sein Glück:
Das ist's. Die Götter lieben ihn und decken
Mit dichten Lorbeern seine Fehler zu,
Wenn das noch Fehler sind, was wir zuletzt
Trotz alles Widerspruchs bewundern müssen.

Jedenfalls kann man nicht sagen, daß die Gegenspieler unter günstigen Vorbedingungen den Kampf mit den Spielern (Sophonisbe und Massinissa) aufnehmen.

Vierter Auftritt.

Batu. Sophonisbe. Im Hintergrunde numidische Krieger.

Die Scene ist verwandelt. Wir werden vor Sophonisbens Zelt geführt, mitten ins numidische Lager.

2. Batu fordert Sophonisbe auf, sich zur Abfahrt bereit zu machen. Das ganze Heer ist geordnet und zum Abmarsch gerüstet, nur der Befehl des Massinissa fehlt, der Feldherr selbst ist noch nicht gekommen. Doch jetzt naht er mit seinen Unterfeldherren und Hauptleuten.

3. Die Zwischenscene zeigt unserer eigenen Anschauung, was uns die früheren Scenen bereits ahnen ließen, was Flavius schon aus eigner Beobachtung heraus an Scipio gemeldet hatte; der Abfall des ganzen numidischen Heeres ist eine Thatsache. Das Heer ist gegen den Willen des römischen Oberfeldherrn zum Abzug bereit. Zugleich tritt uns aber auch die Unentschlossenheit Massinissas wieder entgegen: er verschiebt den Befehl des Abmarsches von einem Augenblick zum andern. Für Sophonisbe endlich ist dieses Säumen unerträglich. Der Boden brennt ihr unter den Füßen, die Luft weht sie wie römische Fieberluft an, so lange man noch steht und wartet, ohne zu handeln.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Massinissa. Atarbas, Adherbal, Sarkas, Menalkar und andere numidische Hauptleute.

1. Ein scythisch Weib. Die Scythen im Nordosten Europas galten den alten Kulturvölkern als Barbaren, aber nicht durchweg als Feiglinge.

2. Dem Massinissa bringt soeben Atarbas den Gegenbefehl Scipios, und diese Nachricht bringt Massinissa in neues Schwanken. Sarkas schwankt mit ihm. Adherbal und Atarbas ermahnen zum Aufgeben des Planes. Massinissa will unter dem Schutze der Nacht abziehen; aber auch vor diesem Plane schrecken Adherbal und Atarbas in Besorgnis zurück. Die Gefahr erscheint ihnen zu groß, der Einsatz des Wagnisses zu gering. Da ist es Sophonisbe, deren männlicher Mut, kühne Entschlossenheit, überwältigende Beredsamkeit die Hauptleute sämtlich für die bereits fast aufgegebene Sache zurückgewinnt. Sophonisbe ists, die die Führung des Heeres thatsächlich übernimmt. Mit Einbruch der Nacht soll das Heer abziehen.

3. Diese Scene ist in der Steigerung der Handlung sehr wichtig. Gegenüber der Charakterschwäche Massinissas und seiner Hauptleute tritt uns hier die Stärke des Charakters der Sophonisbe in schönstem Lichte entgegen. Wir sehen, was ihre Schönheit, was ihre Beredsamkeit, ihre

Entschlossenheit über die afrikanischen Krieger, ihre Volksgenossen, vermag. Die Spannung ist fast aufs höchste gestiegen, wir wissen, daß Scipio naht. Bald muß er im Lager sein. Sollte nicht sein Spiel zu gewagt sein und der Wurf mißlingen?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, ein Hauptmann, gleich darauf Scipio.

1. „Ein mänadisch Weib." Mänaden oder Bacchantinnen hießen die rasenden Weiber, welche an der Dionysos- oder Bacchusfeier teilnahmen und in wüstem, lärmendem Gelage, in trunkener ausschweifender Raserei umherliefen, Tiere zerrissen, ihr Blut tranken rc. Hier hat mänadisch appellativische Bedeutung = rasend, sinnlos.

„Ein Schreck zum höchsten für ein badend Weib. Ursprünglich stand hier:

„Ein Kind in Waffen brächte mich zum Fall." Der Dichter ersetzte diesen Vers durch den erstgenannten, weil er in der früheren Fassung eine unbewußte Reminiscenz aus einer fremden Dichtung erkannte.

Das Medusenhaupt, welches Perseus der Medusa oder Gorgo abgeschlagen hatte*), versteinerte jeden, welcher es ansah.

zu zehnten = Eine rebellische Truppe wurde in alter und auch noch in neuerer Zeit decimiert, gezehntet, d. h. der je zehnte Mann wurde herausgezählt und hingerichtet (in unseren Zeiten erschossen).

Katafalk ist das Trauergerüst, auf welchem der Sarg mit der Leiche des zu Begrabenden aufgestellt wurde.

2. Während Sophonisbe und die numidischen Hauptleute noch miteinander reden, stürzt ein Hauptmann mit der Meldung heran, Scipio sei im Lager. Massinissa und die Numidier geraten in die höchste Bestürzung, nur Sophonisbe bleibt fest und mahnt fest zu bleiben. Scipio erscheint auf der Scene und fragt, wer den Befehl zum Aufbruch des Heeres ganz gegen seinen Befehl gegeben habe. Sophonisbe antwortet statt des Massinissa, daß dies durch den Fürsten Numidiens geschehen sei. Noch fragt Scipio, ob hier ein Mißverständnis vorliege oder nicht. Sophonisbe ists, die auch jetzt redet. Sie verneint die Frage, gesteht ein, daß die Numidier von der Sache Roms sich losgesagt hätten und ruft Scipio zu, daß er in ihrer Gewalt sei und im nächsten Augenblicke den Tod zu gewärtigen habe. Scipio wendet sich von Sophonisbe ab und verlangt sofortigen Befehl zum Entsatteln im Namen des römischen Senates und Volkes, als deren Vertreter er der Herr dieses Lagers sei. Nun fordert Sophonisbe laut die Hauptleute auf, den Scipio niederzustoßen. Doch dieser zieht sein Schwert und fordert zum Kampfe die

---

*) Aus dem Rumpfe sprang das Roß Pegasos und Chrysaor hervor.

Tausenden auf; aber zugleich erinnert er alle an ihre Eide und an die Rache der Götter über alle Meineidigen. Als Sophonisbe weiter reizt, des Fremden, des Unterdrückers nicht zu schonen, da wirft Scipio selbst sein Schwert weg und fordert die Krieger auf, ihn, den Waffenlosen, niederzustoßen, zugleich aber enthält jede neue Aufforderung eine neue Erinnerung an die Thaten seiner rettenden Liebe, an die Thaten seiner Anerkennung fremder Tapferkeit. Jeder der Angerufenen hat dem Feldherrn irgend etwas, Leben oder Ruhm zu danken. Keiner kann die Hand gegen den erheben, der sie so oft geschützt, erquickt, geehrt hat. Scipio liest auf ihren Zügen Reue und Scham und kündigt den Reuigen Vergebung an. Von solcher Großmut überwältigt, stürzen die Hauptleute Scipio zu Füßen und erhalten Verzeihung. Auch Massinissa, welcher sich selbst als den Verführer bezeichnet, um seine volle Strafe bittet und nur Sophonisbe straflos sehen möchte, erlangt Verzeihung, volle Verzeihung. Die Hauptleute jubeln Scipio Heil zu. Ja endlich verzeiht Scipio auch der Urheberin, weil sie von dem Dämon der Verzweiflung zu diesem schweren Frevel verleitet sei. Sie soll in ehrenvoller Haft von Massinissa selbst gehalten werden und in der Sorge um Bestattung ihres Gemahles ein würdiges Ziel für ihren Schmerz erhalten. Die Hauptleute gehen jubelnd hinter Scipio her — nur Sophonisbe bleibt zurück in dem Bewußtsein, daß sie besiegt sei von diesem Manne, zum ersten Male überwunden und beschämt zugleich, von einem Manne, dessen geistige Überlegenheit sie mit Scham und Bewunderung zugleich anerkennen muß.

3. Diese Scene ist der Höhenpunkt des ganzen Stückes. Hier ist die größte architektonische Kraft und Kunst verwandt, um Scipios Größe recht wirksam zu zeichnen. Groß ist seine Beredsamkeit, größer ist sein Mut, am größten seine Großmut. Erst tritt er noch nicht zum Kampf gerüstet unter die Bewaffneten, dann zieht er sein Schwert, um es zuletzt wegzuwerfen. Er vertraut auf den Schutz der Götter, auf die Heiligkeit seiner Person, auf die Gerechtigkeit seiner Sache, auf die Dankbarkeit der von ihm Verpflichteten, — und er siegt über zum Abfall Entschlossene, der Waffenlose über die Gewappneten, der Römer über die Bundesgenossen, der Mann über das Weib. Sein Spiel ist gewonnen, das seiner Gegner ist verloren. Die Krisis, die Entscheidung ist eingetreten, und zwar zu Ungunsten der Heldin des Stückes, welche in dem Gegner, dessen Macht sie überwindet und dessen Edelmut sie emporhebt, ihr Ideal eines Mannes erblickt und bewundert.

Rückblick auf den dritten Aufzug: Die Gegenspieler treten zunächst in einer exponierenden Scene uns vor Augen. Im Gespräch der Kriegstribunen über Scipio tritt uns der Charakter dieser zunächst genauer und deutlicher entgegen (Scene 1), noch deutlicher freilich in den folgenden, der Steigerung der Handlung angehörigen, Scenen. (Scene 2



und 3.) Die Spieler rechnen mit Zuversicht auf das Gelingen ihres Planes (Scene 4) und entschließen sich, von der Überredungsgabe Sophonisbens überwunden, auch dann noch zum Kampfe, als der Plan verraten und die Aussicht auf Sieg sehr verringert ist. (Scene 5.) Die letzte, höchste, die Entscheidung herbeiführende Scene bringt Scipio und Sophonisbe zum ersten Male einander gegenüber, sie ringen mit einander um den Gehorsam von Tausenden, und Scipio siegt über Sophonisbe, der großer Mann über die große Frau, und letztere, obgleich besiegt und beschämt, bewundert diese Heldengröße (Krisis in Scene 6). —

Vierter Aufzug.

Vorbemerkung. Abermals ist ein Scenenwechsel vorgenommen. Wir sehen das Zelt der zum zweiten Male, diesmal im Lager der Numidier gefangenen Sophonisbe. — Es ist der zweite Abend nach Bestattung der Leiche des Königs Syphax.

Erster Auftritt.

Sophonisbe. Batu.

2. Batu naht der in dumpfem Schweigen sitzenden Königin und bietet ihr abermals — schon oft hat sie die dargebotenen Speisen ausgeschlagen — Früchte an, ermahnt sie, sich ihrer Teilnahmlosigkeit zu entreißen und nicht allzusehr der Trauer sich hinzugeben. Maßlose Trauer störe die Ruhe der Toten. Davon, daß Sophonisbens Gefühle nicht die der Trauer, sondern daß sie Gefühle der Liebe sind, einer Liebe, welche die Liebende verurteilt, aber nicht vernichten kann, ahnt der alte, treue Diener nichts. Ja unbewußt schürt er sogar diese Liebe. Noch kämpft sie selbst gegen diese Liebe, aber die Gründe des Verstandes können die Gefühle des Herzens nicht besiegen.

3. Diese Scene zeigt uns den Gemütszustand der Sophonisbe, die großen Wirkungen der letzten, entscheidenden Scene des vorigen Aufzuges. Obgleich die Handlung äußerlich nicht fortschreitet, so ist doch die innere, wahrhaft dramatische Handlung eine um so stärkere, ja sie steigert sich bei den gutgemeinten Versuchen Batus, zu trösten und zu beruhigen.

Zweiter Auftritt.

Sophonisbe. Scipio.

2. Scipio tritt ein, um Sophonisbe zunächst ein Wort der Teilnahme zu sagen und sein Bedauern auszusprechen, daß jene seine Gaben

der Gastfreundschaft, Speisen und Getränke, stolz zurückgewiesen habe. Sophonisbe sagt ihm, daß sie von der Großmut des Gegners solche Gaben nicht annehmen könne. Scipio versteht dies Gefühl und weiß es zu würdigen. Um ihren Sinn aber etwas zu zerstreuen, erlaubt er ihr, auf die Jagd hinauszugehen, und wünscht von ihr nur, daß sie dies Vertrauen nicht täuschen zu wollen versprechen möge. Aber auch diese Erlaubnis will sie vom Feinde nicht annehmen. Nun spricht er aus, wie gern er einen Weg wüßte, ihre Wunde zu heilen, und erwähnt des Namens Massinissas, als eines Freundes, von dessen Hand sie Wohlthaten vielleicht lieber annähme. Aber die Nennung dieses Namens bringt sie in Aufregung. Gaben von dieser Hand will sie am wenigsten haben. Scipio, in der Meinung, ein Herzensgeheimnis zu unsanft berührt zu haben, entschuldigt sich und ermahnt sie zugleich, ihren Blick dem Leben zuzuwenden und dem Glücke, welches an der Seite dieses Mannes ihr nach so viel frühgekostetem Leide noch erblühen könne. Aber mit einer Entschiedenheit, an welche Scipio erst nicht glauben will und welche er nachher nicht begreifen kann, weist Sophonisbe diesen Plan zurück, — und zwar nicht deshalb, weil, wie Scipio anfangs meinte, Massinissa zu den Römern zurückgekehrt sei, sondern, weil sie ein Ideal eines Mannes im Busen trage, welches dem Bilde Massinissas in keinem Zuge ähnlich sei. Noch ist Scipio arglos und ermahnt sie, Massinissa zu dem zu machen, was er noch nicht sei. Er könne fast Massinissa um das ihm bevorstehende Glück beneiden. Sophonisbe ist nahe daran, ihr Herzensgeheimnis zu verraten; da bricht Scipio die Unterredung ab, bietet ihr noch einmal alle die Vergünstigungen an, von welchen er geredet, allerdings auch jetzt unter der Voraussetzung, daß sie sein Vertrauen nicht täusche, und geht mit den Worten:

Der Feindschaft Ende bleibt ein schönrer Sieg.
Lebwohl!

3. Hatte Sophonisbe in der großen Scene des Höhenpunkts den großen Feldherrn in Scipio kennen gelernt, so lernt sie jetzt den Menschen Scipio kennen mit seinem hohen Geiste, seinem Zartgefühle, seiner Teilnahme, seiner edlen Geistesrichtung: die feineren Züge am Bilde Scipios werden nachgetragen, und Sophonisbe erkennt nicht nur das Bewunderns-, sondern auch das Liebenswerte an diesem Manne, und ihr Herz siegt über den Verstand: sie liebt den Scipio. Zugleich aber ist diese Liebe ein Unterliegen, eine Schuld — und dies Moment, welches den tragischen Ausgang des Stückes begründet, heißt und ist das specifisch tragische Moment.

Dritter Auftritt.

Sophonisbe (allein).

2. Sophonisbe hält es nicht für möglich, daß sie Scipio so empfangen habe, wie sie gethan; daß sie, statt ihm ihren Römerhaß in jedem

Blick und Wort zu zeigen, vielmehr mit Lust seinen Worten gelauscht, ja fast ihr ganzes Herz mit bisher nicht sich selbst eingestandenen Gefühlen dem Scipio aufgedeckt habe. Sie weint, aber es sind nicht Thränen der Scham und Reue: es sind Thränen der Liebe.

3. Diese Scene ist notwendig, um die mächtigen Wirkungen der vorausgegangenen Scene zu veranschaulichen. Noch einmal bäumt sich der Stolz der Sophonisbe auf, ihr Karthagerstolz gegen den fremden Unterdrücker, aber jener ist machtlos. Ihre Thränen sind gleichwohl nicht ein Ausbruch der Scham, sondern ein Zeichen ihrer Liebe, in welcher die letzten Regungen des Stolzes und Widerstrebens zergehen, wie Eis im Sonnenstrahle zerschmilzt. Somit ist diese Scene nur ein kurzes, aber wirkungsreiches Nachspiel der vorigen Hauptscene.

Vierter Auftritt.

Sophonisbe. Batu. Später Massinissa.

1. Sodomsäpfel. Da Sodom, in der blühenden Jordansaue gelegen, von außen herrlich aussieht, während Verbrechen und Sittenlosigkeit der höchsten Art die Einwohner schänden und für den Untergang reif erscheinen lassen, so ist auch ein äußerlich rotwangiger, innerlich fauler Apfel wert, Sodomsapfel genannt zu werden.

Orpheus vermochte mit seinem bezaubernden Liede nicht nur die ganze Natur, Fische, Vögel, Bäume, Felsen, Berge, reißende Tiere zu bewegen, sondern die Unterwelt zu überwinden. (Vgl. auch Erl. II. S. 31. Anm.)

2. Batu hofft durch eine frohe Kunde das Herz der Königin heute erfreuen zu können: Er hat einen Weg zur Flucht entdeckt. Sophonisbe sagt als einzige Antwort: Unmöglich. Sie kann nicht fliehen aus moralischen Gründen. Batu aber glaubt, sie halte die Flucht selbst für unmöglich, und erzählt nun ausführlich, daß er die Örtlichkeit, auf welcher Scipio sein Lager aufgeschlagen, als die Ruinen des einst im Söldnerkriege von Hamilkar Barkas zerstörten königlichen Lustschlosses der Numidier, Massylis, wieder erkannt und auch die ihm von seinen Knabenjahren her bekannten unterirdischen, dem Gebirge zuführenden Pfade wiedergefunden habe. Das zweite „Unmöglich" der Königin hält er noch für einen Ausdruck des Zweifels. Nun aber erfährt er, daß sein Fluchtplan zu spät kommt, daß sich die Königin durch ihre Ehre gebunden fühlt, das von Scipio ihr geschenkte Vertrauen nicht durch feige Flucht zu täuschen. Batu nennt List, was sie als Großmut ansieht, und beschwört sie zu fliehen. Umsonst. Da zeigt er ihr die Kehrseite ihres Loses. Falls sie nicht flieht, wird sie gefesselt, barfuß hinter dem Wagen Scipios im Triumphe des letzteren in Rom einziehen müssen. Das kann sie nicht glauben, aber Batu beteuert, er habe es selbst Scipio sagen hören. Als sie noch nicht dies Ungeheuerliche glauben will, beruft sich Batu auf den eben herzutretenden Massinissa, welcher

dasselbe gehört habe. Massinissa wird gefragt, ob Scipio gestern vom Triumphe und in Verbindung mit diesem von ihr gesprochen habe, und als Massinissa das bejaht, da kündet uns der laute Aufschrei Sophonisbens die Wirkung dieser einen Nachricht in ihrer Seele an: Ihr Ideal ist zerbrochen; auch Scipio ist kein Edelmann, sondern ein Heuchler; jeder Gruß ist Berechnung, jedes Lächeln falsch, jeder Zug von Güte, Teilnahme, jedes Wort des Trostes, ja der so aufrichtig klingende Ton der Stimme: Alles ist Blendwerk, alles nur Falschheit! Sophonisbe fühlt sich tödlich beleidigt durch den, welchen sie, wenn auch nur kurz, doch so heiß und tief geliebt hat, und ihr Herz lechzt nach Rache, nach dem Blute dessen, der sie so elend hintergangen hat. Sie fordert Massinissa zu einer geheimen Unterredung auf. Batu entfernt sich.

3. Auch diese Scene enthält zwei tragische Momente, wenn auch von nicht so hervorragender Art, wie dasjenige, welches die Schuld Sophonisbens begründete: Das erste (geringere) ist der Umstand, daß Batu einen Weg zur Flucht zu spät entdeckt, das andere (größere), daß Batu und Massinissa ein gelegentlich ausgesprochenes, absichtlich dunkel gehaltenes Wort Scipios zum Schlimmen auslegen und dadurch, ohne dies zu ahnen, das Ideal der Liebe Sophonisbens zertrümmern, an Scipios Charakter einen Makel nachweisen, welcher in Sophonisbens Augen alle Tugenden Scipios als bloße Maske für sein egoistisches, liebe- und wahrheitsbares Herz erscheinen lassen. Aus dieser furchtbaren (wir ahnen freilich: falschen) Erkenntnis entspringen alle folgenden Handlungen der Sophonisbe, welche nun, von dem höchsten, edelsten Manne, den sie je kennen lernte, sich betrogen wähnend, alle Regungen der Menschlichkeit in sich erstickt, da sie an Menschlichkeit und Wahrheit außer sich nicht mehr glauben kann. Diese Scene ist, wie so manche wichtige unter den vorausgehenden, aufs sorgfältigste gegliedert: Drei Glieder sind dem ersten, drei dem zweiten Momente gewidmet (Unmöglich — Unmöglich, sag' ich Dir, — Du sprichst umsonst. Ich kann nicht fliehn. — — — Nichtswürdiger Argwohn! — Mensch, Du lügst! — O!), und dann strömen die bittern Hassesfluten aus dem tödlich verwundeten Herzen, bis der Verstand zu Racheplänen fähig wird und die Leidenschaft des Herzens in diesen Rachegedanken eine Art von Ruhe findet.

Fünfter Auftritt.

Sophonisbe. Massinissa.

1. Samum heißt jener heiße, trockene Wind, welcher in den Sommermonaten, besonders in Westasien und Nordafrika, weht, große Mengen feinen Sandes mit sich führend.

2. Sophonisbe fordert als Beweis der Opferfähigkeit der Liebe von Massinissa, daß er für sie das Rächeramt übernehme und Scipio töte.

Er kann es nicht, und die Ablehnung der Forderung führt die volle, definitive Lösung jeglichen Verhältnisses zwischen Massinissa und Sophonisbe herbei. Massinissa bittet schließlich Sophonisbe, sie möge ihn nicht hassen. Das thut sie nicht, aber in ihren Worten: „Du bist Du. Wer schilt Dich drum? — Lebwohl!“ liegt mehr als Haß, es liegt darin die volle Verachtung des Mannes, welcher dem großen, in tiefster Seele aufgeregten Weibe nur als charakterlos, als Schwächling erscheint.

3. Der Dichter hatte das Bedürfnis, zu der vierten Scene des zweiten Aufzuges einen Pendant zu liefern. Es mußten sich Massinissa und Sophonisbe noch einmal sprechen, nachdem der Plan, die Vorbedingung ihres erneuerten Verhältnisses, mißlungen war. Sollte das Band noch fortbestehen, welches beide damals um sich geschlungen hatten, oder sollte es gelöst werden? Es war ein äußeres, ein auf ein zukünftiges Verdienst um das Vaterland gegründetes Band: Massinissa hatte dies Verdienst nicht erwerben können. Jetzt verlangt Sophonisbe von dem, welcher ihre Hand begehrt, eine zweite Probe seiner Liebe: er soll — nicht den Feind des Vaterlandes, sondern — den persönlichen, den Privatfeind Sophonisbens töten und in einem Meuchelmorde die seiner Geliebten angethane Schmach rächen; auch dies kann Massinissa nicht. Wir verstehen es, daß er es nicht kann. Daß er den Meuchelmord nicht habe vollbringen können, eben, weil es ein Meuchelmord war, scheint nicht der Grund der Weigerung zu sein, sonst stünde Massinissa sittlich höher als Sophonisbe. Ist es Feigheit? Nein. Kann er es deshalb nicht, weil Scipio aufs neue ihn durch Großmut verpflichtet hat, weil er durch Scipio alles werden zu können hofft, ohne ihn nichts erreichen kann? Ist's Dankbarkeit, Egoismus, Klugheit, was ihn abhält? Nichts von alledem. Massinissa ahnt nicht das Verhältnis zwischen Scipio und Sophonisbe und darf es nicht ahnen; darum versteht er aber auch die Tiefe des Hasses in Sophonisbe nicht, welche nur im Blute des Scipio sich sättigen kann. Für Massinissa ist Sophonisbens Gemütsverfassung etwas Fremdes, Unverständliches, Ungeheuerliches, Unmenschliches. Er kann Sophonisbe nicht zu willen sein, weil er sie nicht versteht, wie er ihr nicht zu willen sein würde, wenn er sie verstanden hätte. Fremd ist ihm der tiefste Grund ihres Hasses, und würde er ihn ahnen, den Haß beleidigter Liebe, so wüßte er, daß er ihrem Herzen noch fremder gewesen. Zudem ist seine Seele nicht groß genug zur Vollbringung außerordentlicher Thaten, seine Liebe nicht stark genug zur Leistung ungewöhnlicher Opfer. Er ist ein schwacher Mann und bleibt es. — — Ihre Wege sind geschieden — er wird von ihr fortgewiesen, hoffnungslos, mit dem einen klaren Gefühl, daß sie ihn nicht liebt, nie lieben wird, daß sie ihn nicht nur nicht achtet, sondern verachtet. — Sophonisbe aber bricht mit vollem Bewußtsein die einzige Brücke ab zu einem Leben, welches für sie nach den letzten Erfahrungen

zwar den Schein des Lebens haben könnte, ohne jedoch selbst Leben zu sein oder je werden zu können.

Sechster Auftritt.

Sophonisbe. Später Batu.

1. „Verrat war diese Glut“ = Ihre Liebe gegen Scipio war ein Verrat gegen das Vaterland. Scipio hat sie verraten, wie sie meint, d. h. ihr Liebe geheuchelt, um sie zu fangen und dann betrogen. Mit ihrer Rache, durch welche Scipio fallen soll, hofft sie die Heimatgötter, welche sie selbst verraten hatte, zu versühnen.

2. Nach kurzem Selbstgespräche beschließt sie selbst den Mord auszuführen und trifft zunächst die Vorbereitungen zu der blutigen That. Sie erforscht von Batu den Weg, welcher in Scipios Zelt führt, ohne daß dieser eine Ahnung von ihrem Plane bekommt, deutet dann Batu an, daß sie nach Mitternacht unter seiner Führung dem Gebirge zu entfliehen wolle und heißt diesen, nachdem sie von diesem sich den Dolch hat einhändigen lassen, zur Ruhe gehen und nach Mitternacht sie abholen.

3. Diese Scene hat an sich nur untergeordneten Wert; aber wir bedürfen derselben, damit Sophonisbens Mordplan uns möglich erscheine. Sie muß die Örtlichkeit noch genauer erfahren, da sie das erste Mal den Reden Batus wohl nur mit halbem Ohr zugehört haben kann; sie muß sich der eifrigen Obhut Batus für einige Stunden entziehen, da sie zu ihrem Werke keine Zeugen und Helfer gebrauchen kann; sie muß schließlich die Mordwaffe von Batu sich aushändigen lassen, da diese die bequemste ist und dem Wunsche des sterbenden Syphax gemäß dieser Dolch der letzte Trost der Sophonisbe sein soll, wenn alles untreu wird. Dieser Augenblick scheint ihr gekommen und für ihre That nur dieser Dolch ihr würdig zu sein:

Komm', tödlich Eisen!
Du dientest einem König; königlich,
Dafern ein Gott mir hilft, will ich dich betten.

Rückblick auf den vierten Akt: Dieser Aufzug gehört der Umkehr der Handlung an. Sophonisbe ist von ihrer stolzen Höhe herabgestoßen, ihre Pläne sind vernichtet, ihre Kraft ist von einer größeren überwunden, ihr Patriotismus kämpft mit der Liebe des Feindes (Sc. 1) und unterliegt in diesem Kampfe. (Sc. 2.) Indem die Liebe siegt, fällt die Liebende in die tragische Schuld, sie erkennt dieselbe, aber sie bereut sie nicht. (Sc. 3.) Nach kurzem Liebesrausche droht der Liebe eine zwiefache Versuchung durch Batu. Die erste wird bestanden, der Fluchtplan Batus wird zurückgewiesen; in der zweiten besteht sie

nicht. Sie läßt sich durch Batus Worte und ein Verhängnis, welches die vom Vaterlande Abtrünnige blind macht, um sie durch Verblendung zu verderben, zum Glauben an die Falschheit Scipios führen, und die gekränkte, betrogene Liebe schreit nach Rache. (Sc. 4.) Massinissa will und kann das Rachewerkzeug nicht werden. Sophonisbe löst ihr Verhältnis zu ihm, dem sie innerlich nicht gerecht geworden ist, auch äußerlich. (Sc. 5.) Mit Vorbereitungen der blutigen That, der Erforschung der Örtlichkeit, der Entfernung von störenden Zeugen, sowie der Erwerbung der Mordwaffe sehen wir Sophonisbe in der letzten Scene beschäftigt. Noch einen Kampf versucht die Spielerin, nachdem sie in zweien, im Kampfe gegen Massinissa und Scipio unterlegen ist; doch dieser Kampf ist ein verbrecherischer. (Sc. 6.)

Fünfter Aufzug.

Vorbemerkung. Die Scene ist dieselbe, wie im Anfange des dritten Aufzuges. Nur ist es jetzt Nacht.

Erster Auftritt.

Scipio. Severus, Atarbas und andere römische und numidische Hauptleute in leiser Unterhaltung. Flavius. Sextus.

1. Decumanthor hieß das an der Vorderfront des Lagers befindliche, dem Feinde abgewandte Thor, von welchem links und rechts die zehnten Kohorten der Legionen lagen. Durch dies Thor zog das ganze Heer ein, durch das entgegengesetzte (porta principalis) aus, dem Feinde entgegen. Unweit dieses Thores lagerten links und rechts die Bundesgenossen (Bündner, socii). Hier ist ein kleiner Anachronismus dem Dichter begegnet, da in dem 2. punischen Kriege noch die Manipeleinteilung in der Legion bestand, also die zehnte Kohorte dem Thore an der Vorderseite (frons) nicht den Namen geben konnte. Die Celtiberer waren ein Mischvolk Spaniens, aus Celten und Iberern entstanden, welches im heutigen südwestlichen Arragon, Cuença, Soria und einem Teile von Burgos wohnte, ein außerordentlich tapferer Menschenschlag und in den punischen Kriegen für die Römer eine sehr bedeutende Stütze, wenn sie gegen die Karthager auf römischer Seite fochten. Ihre Bedeutung gieng erst im Kriege des Sertorius zu Ende.

2. Noch einmal werden wir in das Zelt Scipios geführt. Wir treffen dort römische und numidische Hauptleute — ein Zeichen, daß die Versöhnung und Vergebung völlige gewesen sind. Scipio ist mit einem Briefe an den Senat zu Rom beschäftigt. Sextus, ein römischer Hauptmann, welcher im 2. und 3. Auftritt des dritten Aufzugs schon erwähnt war und eine Art von Adjutant des Feldherrn zu sein scheint, kommt

zurück mit der Meldung an Severus, den einzigen Kriegstribunen des Lagers, also an Rang dem Scipio am nächsten stehend, daß die Runden zurückgekommen seien mit unbedeutenden Meldungen. Ein Schwarm von Straußen, den man anfangs für einen Trupp feindlicher Reiter gehalten habe, sei vorübergesaust, ein Strauß, ein wahres Prachttier, sei erlegt worden. Weiterhin habe Massinissa sich krank gemeldet und um eine Unterredung mit dem Konsul gebeten. Endlich sei am Dekumanthor ein Celtiberer, welcher sich an einem numidischen Mädchen habe vergreifen wollen, von letzterem mit einem Messer niedergestoßen worden, und das Mädchen sei dann entflohen. Während noch Severus über den Mut dieses Mädchens mit den anderen Hauptleuten spricht, bricht Scipio sein Schreiben ab, erkundigt sich, ob Nachrichten von Lälius aus Cirta oder etwa von Hasdrubal Gisgons aus Hadrumentum eingetroffen seien, und, als beide Fragen verneint werden, gibt er der Vermutung Ausdruck, es könne der aus Nordost kommende Wind ein Schicksal heranwehen (er denkt an die Landung Hannibals), verspricht morgen Massinissa zu besuchen und entläßt sämtliche Hauptleute.

3. Dieser Auftritt hat vorbereitenden Charakter. Die Runden müssen zurück sein von ihrem Umgange; sie haben nichts Auffälliges vernommen. Massinissa meldet sich krank; die Nachricht erscheint weder Scipio noch uns, den Hörern und Zuschauern, unwahrscheinlich. Solchen Erlebnissen ist Massinissas Kraft nicht gewachsen. Wir ahnen freilich, daß Massinissa Scipio warnen will, aber er hält die Angelegenheit sicher nicht für eilig, zumal er kaum an die Möglichkeit denken kann, daß Sophonisbe selbst ihren Plan ausführen wolle und so bald ausführen könne. So kann vor morgen früh Scipio von Massinissa nicht gewarnt werden. Die Warnung kommt zu spät. — Die Hauptleute werden entlassen: Der Boden für einen günstigen Erfolg der drohenden That wird von Scipio selbst bereitet. — Endlich ist der Brief von Scipio an den Senat über die wichtigste Stelle hinausgeführt worden und dann unabgeschlossen liegen geblieben. — — Zugleich hat diese Scene einen scheinbar-typischen Charakter: Die vorübersausenden Strauße schienen erst ein Trupp feindlicher Reiter zu sein, also Gefahr zu drohen. Der letzte schönste Strauß wird erlegt. Man denkt unwillkürlich an Sophonisbens Straußenjagd und glaubt so auch den Tod Scipios durch die Hand Sophonisbens vorgebildet. Der Tod des Celtiberers aber ist ein Beweis dafür, daß die Numidierinnen, ohnehin schöner, als anderswo (vgl. Atarbas Worte in dieser Scene), gereizt furchtbar sind, weil der Mut und die Tugend sich hier vereinen. Wer denkt nicht an Sophonisbens verwundetes Herz, wer glaubt nicht, daß sie mit gleichem Erfolge Scipio, der ihre Liebe verschmäht, ihren Haß und ihre Rache erweckt hat, strafen werde, wie diese Magd den Celtiberer strafte?

Zweiter Auftritt.

Scipio. Flavius.

1. „Der Tag war atemlos" = zu anstrengend, so daß Scipio nicht zu Atem, zur Ruhe kommen konnte.

2. Scipio erklärt dem Flavius, daß er nach der Aufregung des Tages sich gleich zur Ruhe begeben wolle. Seinem Burschen erzählt er beim Entkleiden, daß ihn in letzter Nacht ein seltsames Traumbild aufgeschreckt habe. Ein karthagisches, fürstlich gekleidetes Weib sei an sein Lager getreten und habe ihn erwürgen wollen. Er habe mit der Gestalt gerungen, aber sie habe ihn schließlich überwältigt, und er wäre verloren gewesen, wenn nicht das Weib, plötzlich von einem Blitzstrahl getroffen, unter einem Aufschrei hinterrücks zu Boden gestürzt wäre. Flavius meint beruhigend, daß der Mond solche Träume schaffe. Doch Scipio sagt, es sei zur Zeit kein Vollmond gewesen; doch habe er beim Sternschein einen Adler rechts vom Lager aufsteigen sehen. Flavius weiß diesen Abschluß als glückverheißendes Zeichen auszudeuten. Scipio bricht das Gespräch ab und legt sich. Flavius aber tritt vor das Zelt und spielt auf der Laute eine elegische Melodie, von welcher er weiß, daß Scipio sie gern hört. In der sich öffnenden rechten Thüre erscheint plötzlich Sophonisbe.

3. Die zweite Scene zeigt uns des Feldherrn Ahnungen von einer schweren Todesgefahr, welcher er nur mit Mühe entrinnen kann; — aber er entrinnt ihr doch; die Götter selbst schützen den Feldherrn in der letzten Not und schmettern die eindringende Feindin durch einen Blitzstrahl nieder. — Der Feldherr selbst glaubt sich unter dem besonderen Schutze der Götter, und es müssen auch Träume diesen Glauben bei ihm nähren, wie er andererseits diesen Glauben in seinem Burschen nährt und durch Flavius im Heere und Volke, bei Freund und Feind, weiter zu verbreiten weiß.

Dritter Auftritt.

Sophonisbe. Scipio (schlafend).

2. Sophonisbe tritt näher, sieht Scipio schlafend und ermahnt sich selbst zur Standhaftigkeit und liest, als sie zur Lampe greifen will, plötzlich ihren Namen in jenem unvollendeten Briefe geschrieben. Sie liest in der Hoffnung, ihrem Hasse neue Nahrung zuführen zu können — daß Scipio sich freie Hand vom Senate in Bezug auf Sophonisbe erbittet, von welcher er hofft, sie als des römischen Volkes treue, starke Bundesgenossin dem Volke im Triumphe zeigen zu können. Die erste Empfindung ist die der Freude, daß Scipio nicht sie verschmäht und verraten, daß sie sich getäuscht habe; aber der gleich nachfolgende zweite Gedanke erinnert sie an ihre Pläne, an ihr Verbrechen,

und gefoltert von den Qualen des Gewissens weckt sie den Scipio und teilt dem zwiefach erstaunten mit, welcher verbrecherische Plan sie hierhergeführt. Ja, sie verlangt für ihren Mordversuch den Tod als Strafe. Doch Scipio verzeiht auch jetzt. Den Göttern muß er sein Leben danken, da nur ein Wunder ihn gerettet hat, und in solcher Stimmung kann er kein Leben vernichten. Sophonisbe aber demütigt diese Huld noch mehr, als ihre Schuld; sie fühlt, daß dieser Mann sich stets gleich bleibe und sie mit ihren übereilten Urteilen weit überrage, sie fühlt sich gegenüber diesem Manne, dem sie so gerne ebenbürtig sein möchte, unendlich klein, sie glaubt sich vor dem Manne, den sie geliebt, verächtlich gemacht zu haben. Dies ist ein Irrtum — zeigt ihr Scipio — ja Scipio will diesen Augenblick vergeben und vergessen, wie man ein Traumbild vergißt.*) Zugleich aber ermahnt er sie, doch den blinden Römerhaß aus der Brust zu reißen. Aber grade dieses Wort Römerhaß erinnert Sophonisbe an die Wirklichkeit. Auch ihre Liebe, ihre Hoffnungen waren ein Traum, ein Schweifen in dem Reiche der Gedanken. Aber mit allen ihren Wurzeln ist sie mit ihrem Vaterlande verwachsen, mit Karthago und Afrika. Sie fühlt, daß ihre Liebe sie zur Verräterin zu machen droht an ihrer Heimat, an ihrem Vaterhause. Noch einmal bittet sie um den Tod. Doch Scipio führt sie auf eine höhere Zinne, auf die Warte der reinen Menschlichkeit, wo sich große Geister zusammenfinden, welche ein Gott zusammenführt und mit einander verbindet. Ja er trägt ihr in diesem Augenblicke die höchste Teilnahme entgegen, nicht der Römer der Karthagerin, sondern der edle Mann dem edlen Weibe, und der Ausbruch Sophonisbens, welcher nur aus den beiden Worten: O Scipio! besteht, sagt wenigstens so viel als: O wie gern folgte ich Dir, wenn es möglich wäre! Vielleicht, daß sie in diesem Augenblicke noch einmal hoffte, noch einmal an die Möglichkeit einer Vereinigung mit diesem Manne glaubte!

3. Das letzte Glied in der sinkenden Handlung ist in dieser Scene dargestellt. Sophonisbe will Scipio töten und darf es nicht; sie wird im letzten Augenblicke vor der That sich seiner Unschuld, ihrer Schuld bewußt. Sie fordert Strafe und empfängt Gnade; sie erwartet Verachtung und empfängt warme Teilnahme, sie denkt an die Unmöglichkeit der Vereinigung, und Scipio vermag ihr wenigstens auf Augenblicke den Glauben an die Möglichkeit einer Vereinigung der beiden edlen Geister einzupflanzen. So wird uns unmittelbar vor dem Ende, dem tragischen Ende, noch einmal das Bild einer friedlichen Lösung vorgeführt. Wir könnten hoffen; — freilich wäre es Kurzsichtigkeit, wenn wir es thäten, wie es dort momentane Kurzsichtigkeit war, als Scipio hoffte, wenn Sophonisbe hoffen konnte.

---

*) Wir denken unwillkürlich daran, daß Scipio in diesem Augenblicke an seinen Traum von voriger Nacht zurückdenkt und daß er jetzt die Erfüllung des Traumes erkennt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Torquatus. Gleich darauf Hiram.

2. In diesem Augenblicke der Nacht tritt Torquatus ein, von Lälius vorausgesandt, jener rauhe, derbe Krieger, welcher die Königin Sophonisbe gefesselt hatte, und meldet den Untergang Cirtas, die Eroberung der Stadt durch Lälius. Die Königsburg liege in Asche, freilich nicht durch Schuld der Römer, sondern durch den Wahnsinn eines Weibes vom Stamme der Barkas. Der eben eingetretene Hiram berichtet nun der Sophonisbe, wie Thamar, als die letzte Hoffnung auf Rettung verschwunden sei, im Cedernsaale die heiligen Geräte mit dem Göttinbild und allen Schätzen in Brand gesteckt und dann sich selbst auf den Scheiterhaufen geschwungen und dort den heilgen Gesang gesungen habe, bis ihr der Tod den Mund geschlossen. — Sie war getreu bis in den Tod, die schwache Thamar ein Vorbild des Mutes und der Vaterlandsliebe. Sophonisbe aber? Wie tief war sie von ihrer Höhe gestürzt! Doch sie fühlt deutlich in diesem Momente, was auch sie zu thun habe.

Scipio entläßt den Boten Torquatus; Hiram zieht sich zurück; auch Sophonisbe soll nach den furchtbaren Aufregungen der letzten Stunden die Ruhe aufsuchen, so mahnt Scipio; und mit Doppelsinn erklärt Sophonisbe diesem Rate folgen und die Ruhe aufsuchen zu wollen. Zuvor aber, ehe sie schlafen könne, müsse sie sich aussprechen; und nun redet sie von ihrer hohen Begabung und ihrem einsamen Leben, von ihrer trostlosen Leere und von i h m, der ihre kühnsten Träume erfüllt habe. Dies Geständnis Sophonisbens kann Scipio nicht ohne Staunen hören. Und Sophonisbe entschuldigt ihre Offenheit mit ihrer Situation. Sie könne so reden, weil sie dem Leben bereits Valet gesagt, weil sie auf alles verzichtet habe. Sie kann Scipio nicht angehören. Auch ihre vorhin mit Scipio gemeinsam gehegten Hoffnungen sind nicht zu verwirklichen. Das Reich der reinen Menschlichkeit existiert nicht auf Erden; jeder ist ein Kind seiner Heimat, hat Gefühle für dieselbe, Pflichten gegen dieselbe. Sie könne nicht am Triumphe Scipios teilnehmen, nicht sich freuen, wenn er Karthago schleife, nicht stolz und fröhlich auf sein Purpurkleid blicken, welches das Blut ihrer Brüder rot gefärbt habe. Ihre Bahnen gehen auseinander. Sie wünscht ihm Glück und Ehre und bleibt ihrem Vaterlande treu, indem sie sich den Tod gibt, ehe Scipio und Hiram es hindern können. Sterbend nennt sie noch einmal die beiden Pole, welche ihr Leben umspannten, die großen Gegner, welche um sie stritten und deren Streit sie nur durch den eignen Tod schlichten kann. Im Tode kann sie beiden ihren Gruß zurufen, dem Vaterlande, wie dem Geliebten, und diesem d e n l e t z t e n G r u ß. Versteinert steht Scipio an der Hülle dieses eben noch so blühenden, so liebenswerten, nun zerbrochnen Lebens.

3. Diese Scene bringt in unserer Tragödie d a s M o m e n t d e r l e t z t e n S p a n n u n g. Die Nachricht von der Zerstörung Cirtas und der

Selbstaufopferung der Thamar gibt der Handlung eine tragische Wendung. Jetzt wissen wir, daß die Handlung nicht anders als traurig schließen kann. Jetzt muß Sophonisbe aus den Regionen der Phantasie auf den Boden der Wirklichkeit zurückkommen, jetzt muß sie sich auf sich selbst besinnen und selbst wiederfinden. In derselben Scene aber, in welcher dies geschieht, naht auch die Katastrophe, von dem Momente der letzten Spannung nur durch das Zwiegespräch getrennt, in welchem Sophonisbe sich und ihre Liebe erklärt, um dann ihrem Vaterlande ihre Liebe zum Opfer zu bringen. So sühnt Sophonisbe sterbend ihre Schuld, welche sie durch ihren Abfall am Vaterlande auf sich geladen hatte.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Lälius. Später Severus und andere Hauptleute.

2. Lälius erblickt, ehe er die wichtige Nachricht, welche er zu bringen hat, aussprechen kann, den Leichnam der Karthagerin. Scipio aber widmet der edlen Fürstin einige Worte des herzlichsten Nachrufes. Erst im Tode ahnt er die volle Größe dieses zerstörten Lebens. Aber bald ermannt er sich. Seine Teilnahme, seine Interesse an dem großen Weibe ist nicht so tief, daß man es Neigung oder Liebe nennen dürfte (Scipio war verheiratet); er kann folglich das schwere Erlebnis rascher überwinden, und die Schickung sorgt dafür, daß jene Tote vergessen werden kann und muß. Severus und andre Männer drängen mit der Nachricht sich ins Zelt, daß Hannibal gelandet sei. So wird Scipios Geist von jenen schmerzlichen Erinnerungen abgelenkt und ihm eine große Aufgabe gesteckt, welche bald das Jüngsterlebte in seinem Gedächtnisse zurückschiebt. Lälius erhält den Auftrag, die teure Tote zu bestatten. Den andern aber giebt er im Schein des hellen Morgenrotes den Befehl zum Aufbruch nach Zama.

3. Die letzte Scene ist notwendig, um über Scipio uns Aufschluß zu geben. Zu seiner Pflicht, der Pflicht des Feldherrn und des treuen Römers, die er thatsächlich nie verlassen, ruft ihn die Nachricht zurück, daß Hannibal gelandet sei. Die größte Aufgabe hat Scipio noch zu lösen: der junge Feldherr soll den alten, erprobten überwinden. Wir ahnen, daß er auch dieses schwere Werk vollführen wird. Im Morgenrote strahlt der Sieger von Zama, und vor ihm liegt die tote Karthagerin, das Bild Karthagos.

Rückblick auf den fünften Akt: Die 1. Scene hat in mancher Beziehung einen beruhigenden Charakter. Es findet eine gewisse Entlastung des Zuschauers oder Lesers statt. Und doch fehlt es nicht an Vorzeichen eines trüben Ereignisses. Die Spannung liegt für den Zuhörer darin, daß seine Gedanken unwillkürlich den Tod Scipios für voraus-

vorgebildet und höchst wahrscheinlich halten; und im Anfange der 2. Scene bekommt diese Furcht für Scipio noch eine besondere Stärkung durch Scipios Traum; allein andererseits empfangen auch wir eine ganz besondere Vorahnung von dem himmlischen Schutze, unter welchem Scipio steht, und von dem Mißlingen des Mordversuchs der Sophonisbe, sowie von dem göttlichen Strafgerichte, welches über sie hereinbrechen werde. In dem Erscheinen der Sophonisbe liegt ein neues Moment der Spannung, wenn auch nicht das letzte. Sophonisbe darf und kann den Scipio nicht töten. Sie verlangt aber auch vergeblich von ihm Strafe. (3. Scene.) Das Moment der letzten Spannung bringt das Erscheinen des Torquatus, der den Untergang Cirtas, und des Hiram, der die Selbstaufopferung der bis zum Tod dem Vaterlande treuen Thamar meldet. — Sophonisbe gesteht ihre Liebe, aber nur, um dem Scipio gegenüber wahr und groß zu erscheinen, und stirbt dann durch eigne Hand, an dem Vaterlande den in Gedanken verübten Verrat sühnend und dem Vaterlande ihre Liebe zum Opfer bringend. Dieser Moment bringt die Katastrophe. (4. Auftritt.) Die Wirkung dieser Scene wird im letzten Auftritt kurz angedeutet. Scipio überwindet das schmerzliche Interesse an dem Leichnam, und zwar durch die Nachricht von der Landung Hannibals an seine Pflicht und größte Aufgabe erinnert. Das Morgenrot umstrahlt den Sieger von Zama und das entseelte Abbild der zertrümmerten Macht Karthagos. (5. Scene.)

II. Historisches. — Zur Würdigung.

Die historische Sophonisbe ist die Tochter des Hasdrubal Gisgon, eines karthagischen Feldherrn, und sie wird von ihrem eigenen Manne, von Syphax, als die Ursache bezeichnet, daß Syphax die Partei der Römer verlassen und zu den Karthagern sich gewandt habe. Ja Syphax schiebt so sehr die Schuld seiner veränderten Handlungsweise auf Sophonisbe, daß er geradezu den Scipio warnt, er möge ja nicht die Fürstin unter der Aufsicht des Massinissa in Cirta lassen. Sie sei ihrem Vaterlande mit leidenschaftlicher Liebe treu und sei im stande, jeden dazu zu überreden, wozu sie wolle: es stehe somit zu befürchten, daß Massinissa auch von ihr überredet werden könne zu Rom feindlichen Entschlüssen. Appian (Libyke, Kap. 28), welcher uns das berichtet, setzt hinzu, es sei möglich, daß Syphax diesen Rat aufrichtig gemeint, aber auch, daß er aus Eifersucht und, um seinem Gegner Massinissa zu schaden, so geredet habe. Syphax gelangte, fährt Appian fort, bei Scipio in eine ähnliche Vertrauensstellung, wie Krösus von Lydien bei Cyrus. Als auch Lälius ankam und sagte, daß er über Sophonisbe dieselben Urteile von den verschiedensten Seiten gehört habe, da verlangte Scipio die Auslieferung der Sophonisbe von Massinissa. Da ist es Massinissa selbst, welcher der Sophonisbe Gift und damit das Mittel in die Hand giebt, sich der

von ihm ihr in Aussicht gestellten römischen Knechtschaft zu entziehen. Sophonisbe vergiftet sich selbst, und Massinissa zeigt den ankommenden Römern den Leichnam, welchen er königlich bestattet. Syphax aber wird gefangen nach Rom geführt und stirbt dort bald an gebrochenem Herzen. Ähnlich erzählt auch Livius die Schicksale der Sophonisbe und des Syphax.

Sophonisbe ist ein von Franzosen und Deutschen frühe und oft bearbeiteter Stoff. Außer dem Franzosen Mairet, dessen Sophonisbe die älteste französische Tragödie ist, in welcher die drei Einheiten (Zeit, Ort und Handlung) sich verwendet finden, erwähnen wir den bekannten Daniel Caspar von Lohenstein aus der 2. schlesischen Schule, dessen Sophonisbe unter allen seinen schlechten Stücken das am wenigsten schlechte ist. In der Neuzeit bearbeiteten diesen Stoff folgende Dramatiker: Friedrich Röber, (geb. 19. Juni 1819 zu Elberfeld): Sophonisbe, Trauerspiel in 5 Aufzügen (1862); A. von Hake, Trauerspiel in 1 Akte (Leipzig 1839); Eduard Rüffer (5 Akte. Gotha 1857); Hermann Hersch (5 Akte. Frankfurt 1859); J. F. Horns (5 Akte. Kiel, 1862); R. Prölß (5 Akte. Dresden, 1862).

Der Dichter Geibel schreibt mir über die Entstehung des Stückes folgendes: „Der heroische Charakter der Karthagerfürstin und die ideale Heldengestalt des Scipio, wie sie mir in Mommsens römischer Geschichte entgegentrat, hatten in mir den Wunsch erweckt, sie in einem Drama einander gegenüberzustellen. Allein je länger ich mich mit diesem Gedanken trug, desto einleuchtender ward es mir, daß mit dem einfachen Geschichtsberichte des Livius für die Bühne wenig anzufangen sei, da er zur wirksamen Schürzung und Lösung eines dramatischen Knotens keinen genügenden Anlaß bot. Sollte darum dem Stoffe etwas abgewonnen werden, so mußte ich den Kern der Handlung erfinden."

„Und das that ich, indem ich — nach Lessings Grundsatze, der den Gesamteindruck des historischen Charakters gewahrt wissen will, in der Behandlung der Fakta aber dem Dichter volle Freiheit gestattet (Hamburgische Dramaturgie, 19tes, 23stes und 33stes Stück*) — So-

*) 19. Stück (Lessings Werke, Leipzig, Göschensche Ausg. 1856. Bd. 7. S. 106.) enthält folgenden Passus: „Nun hat es Aristoteles längst entschieden, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann. Er braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wissen denn: was geschehen ist? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geschehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geschehen ist: Was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geschehene Historie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was ist das erste, was uns eine Historie glaubwürdig macht? Ist es nicht ihre innerliche Wahrscheinlichkeit?" — — „Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jene einzelne Mensch gethan hat, sondern, was ein jeder

phonisbe und Scipio in persönlichste Beziehung zu einander setzte, und aus diesem Verhältnisse, das die Heldin mit Notwendigkeit zu dem schwersten inneren Kampfe zwischen Vaterlandsliebe und weiblicher Leidenschaft führen mußte, die Verwicklung und Katastrophe des Stückes hervorwachsen ließ. In dieser freien Gestaltung der Fabel liegt der wesentliche Unterschied zwischen meiner Tragödie und den früheren Bearbeitungen desselben Stoffes, die sich, so viel ich weiß, sämtlich an die Überlieferung des Livius halten. Angeregt oder beeinflußt hat mich keine derselben, ja, ich habe kaum noch eine deutliche Erinnerung von ihnen."

„Der erste Akt der Sophonisbe wurde unmittelbar nach der erfolgreichen Aufführung der Brunhild in München im Januar und Februar 1861 geschrieben. Dann blieb die Arbeit Jahre lang liegen, bis ich sie, durch Flauberts karthagischen Roman: Salambo von neuem angeregt, im Oktober 1866 wieder aufnahm und im Frühjahr 1868 vollendete."

Die goldene Verdienstmedaille und der vom preußischen Könige ausgesetzte Preis von 1000 Thalern, womit diese Tragödie ausgezeichnet worden ist, zeigen, daß die Kritik im allgemeinen die Vorzüge dieses Stückes erkannt und gewürdigt hat.

Nur einige Worte will ich darum über H. Kurz' Besprechung dieser Tragödie sagen. Kurz, welcher überhaupt Geibel gegenüber nicht vorurteilsfrei ist, sagt (IV., S. 490 B.): „Geibels letztes Drama zeigt die nämlichen Mängel, die schon in seinem ersten sichtbar waren, wenn sie auch in anderer Weise erscheinen, was eine notwendige Folge des verschiedenen Stoffes ist." Ich muß schon hier das Urteil von H. Kurz beanstanden; denn dasselbe spricht aus, daß Geibel in seinen dramatischen Leistungen keinen Fortschritt zeige, vielmehr in ähnlich große Fehler immer wieder verfalle, welche nur in Folge der Verschiedenheit des

---

Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun werde." — —

23. Stück (S. 131): „Sind es die bloßen Fakta, die Umstände der Zeit und des Orts, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Fakta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf. Die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen; und nichts ist anstößiger, als, wovon wir uns keine Ursache geben können."

33. Stück (S. 187): „Die Fakta betrachten wir als etwas Zufälliges, als etwas, das mehreren Personen gemein sein kann; die Charaktere dagegen als etwas Wesentliches und Eigentümliches. Mit jenen lassen wir den Dichter umspringen, wie er will, so lange er sie nur nicht mit den Charakteren in Widerspruch setzt; diese hingegen darf er wohl ins Licht stellen, aber nicht verändern; die geringste Veränderung scheint uns die Individualität aufzuheben und andere Personen unterzuschieben, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpieren und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind."

Stoffes eine andere Gestalt zeigten. Wer zwischen König Roderich, jener Jugendarbeit Geibels, und Sophonisbe, der letzten größeren Arbeit, keinen Fortschritt erkennt, den hat das Vorurteil blind gemacht. „Was zunächst den Ausdruck betrifft, so ist derselbe allzu offenbar den Griechen nachgebildet, was hie und da zu Unklarheit und gesuchten Wendungen veranlaßt. Auch sind ungeeignete Bilder nicht selten.“ — Die Behauptung sehe ich wohl, aber bestätigt habe ich dieselbe in keiner Weise gefunden. Die Anklänge an griechische Wortbildungen kann man zugeben, aber sie sind dem erhabenen Charakter dieses Stückes durchaus angemessen. Nachahmung, absichtliche Nachbildung findet sich nicht. Jedenfalls klingt das „hie und da“, „nicht selten“ mehr wie ein Mäkeln- und Korrigierenwollen um jeden Preis. — „Die Charakteristik der Personen ist im ganzen (!) gelungen; um so mehr fällt es auf, daß der Dichter den Knaben Hiram eine Sprache sprechen läßt, die mit seinen Jahren und seiner geistigen Entwicklung im vollsten Widerspruche steht.“ Allerdings spricht Hiram in edler und gewählter Sprache, aber das thun alle Personen des Stückes, und das stimmt mit dem Charakter des Stückes auch vollkommen überein. Sodann zeigt der „Knabe“ eine gute Auffassungs- und Erzählungsgabe. Ob sie aber mit seinen Jahren und seiner geistigen Entwicklung kontrastiert, das steht dahin. Weiß denn H. Kurz, wie alt dieser Knabe war? Muß er denn 9 oder 10 Jahre alt sein, oder kann es nicht auch ein 17jähriger Page sein? Kann nicht Knabe im Sinne des Altertums statt Sklave gesagt, wie παῖς gebraucht sein? So lange der Geburtsschein des Hiram nicht aufgefunden wird und mich widerlegt, erkläre ich diesen Vorwurf von Heinrich Kurz für übereilt und unbegründet. Für einen geistig begabten Pagen finde ich keines seiner Worte zu hoch; und einen geistig hochstehenden Jüngling in Sophonisbens Diensten zu sehen, in ihrer nächsten Nähe zu wissen: wer möchte darin etwas Unglaubliches, Widerspruchvolles entdecken? Ich um so weniger, da dieser Hiram sich selbst durchaus treu bleibt, mag er Massinissa um Barmherzigkeit anflehen, oder der Sophonisbe das Ende Thamars und den Brand von Cirta erzählen. — „Bei Scipio hat der Dichter wohl Napoleon im Sinne gehabt, was keineswegs zu tadeln ist.“ Bestreiten will ich das nun nicht durchaus, daß dem Dichter unwillkürlich während der Arbeit Napoleons Bild hie und da vorgeschwebt haben kann, notwendig aber finde ich solche Annahme durchaus nicht. Wir kennen in Mommsens oben mitgeteilter Charakteristik Scipios die Quelle, aus welcher Geibel schöpfen konnte, und diese floß reich genug, so daß Geibel eigentlich kaum nötig hatte, diesen oder jenen Zug von modernen Feldherren zu erborgen, um seines Helden Charakter zu bereichern. „In der Ausführung hat er aber wenigstens an Einer Stelle fehlgegriffen. Er hat nämlich die Macht des Feldherrn über den Soldaten vortrefflich zur Anschauung gebracht, aber dabei unbeachtet gelassen, daß Scipio nicht zu Römern, nicht zu langjährigen Bundesgenossen spricht, sondern

zu Barbaren, die sich erst seit Kurzem und zwar nur aus Haß gegen Karthago mit den Römern verbunden hatten, so daß seine Rede, die für Römer berechnet war, in der That keinen Eindruck auf die Barbaren machen konnte." Wenn dieser Vorwurf begründet wäre, so würde derselbe ein sehr schwerwiegender sein und gerade die große Scene der Entscheidung, den Mittelpunkt des Stückes, als mißlungen bezeichnen; ja es würde aus der ganzen Arbeit das Centrum herauszunehmen zu sein, es würde der größte Edelstein in dieser Dichtung sich als unecht erweisen. Wir gedenken jedoch nachweisen zu können, daß der Vorwurf von H. Kurz geradezu ein nichtiger ist und auf einer flachen Auffassung der Verhältnisse, auf einem allzuraschen Studium des Stückes beruht.

Geibel läßt allerdings den Scipio allein (mit Flavius und dem Liktor) ins Lager der Rebellen reiten, und dort ist es das Überraschende seiner Erscheinung, das Imponierende seiner Persönlichkeit, sein Mut und seine Beredsamkeit, sowie auch die Unentschiedenheit, welche sich in Massinissa, dem Oberfeldherrn, zeigt und auf alle seine Offiziere überträgt, welche dem Scipio den Sieg erringen, selbst über Sophonisbe, die mutige und beredte Fürstin. Das beanstandet H. Kurz und meint, auf Römer und langjährige Bundesgenossen habe eine solche Rede wohl Eindruck machen können, aber nicht auf vor Kurzem erst gewonnene Barbaren. Nun ist zuzugeben, daß Massinissa erst auf die Nachricht von der Landung Scipios in Afrika seine Dienste Scipio zur Verfügung stellte, d. h. so belehrt uns die Spezialgeschichte, falls wir genauer nachforschen. Allein das Drama setzt nicht eine solche Bekanntschaft mit der Spezialgeschichte voraus, sondern es erlaubt in diesem Nebenpunkte, sich den Übertritt Massinissas und seines Heeres zu den Fahnen Scipios in das Jahr 208, d. h. in das Jahr nach der Eroberung von Neukarthago (209) und nach der Vermählung des Syphax mit Sophonisbe zu verlegen, und dann ist ein Zusammenwachsen der Numidier mit den Römern durchaus nichts Undenkbares. Hätte man das Recht, ganz genaue Einzelkenntnisse der numidischen Landesgeschichte bei dem Zuschauer des Dramas vorauszusetzen, so würde man auch Kurz die Unterlassungssünde vorwerfen müssen, nicht gerügt zu haben, daß sich anfänglich Massinissa ohne Heer dem Scipio zur Verfügung stellte, und schwerlich schon nach ½ Jahren so viel Truppen besaß, um ein abgesondertes Lager beziehen zu müssen. Spezialkenntnisse setzt eben der Dramatiker nicht bei den Zuschauern voraus (vgl. Lessings oben mitgeteilte Worte über die geschichtliche Wahrheit). Dazu kommt aber weiter, daß Massinissa und die Numidier nach der Darstellung des Stückes schon bezüglich ihrer Treue in mehreren Schlachten erprobt waren, so daß gerade die Erlaubnis, ein eigenes Lager beziehen zu dürfen, das beste Zeichen ist, daß Massinissa und sein Heer Vertrauen verdiente, daß es mit den römischen Interessen im allgemeinen verwachsen war, und daß dieser Abfall von Rom nur durch den Einfluß einer bedeutenden Persönlichkeit,

wie derjenigen der Sophonisbe, möglich war und auch da nur ein halber, ein äußerlicher blieb, welcher darum sich auch leichter dämpfen ließ. Ferner bestätigt die Geschichte die Macht der Persönlichkeit Scipios über Römer und Spanier (vgl. oben Mommsens Urteil), über Freund und Feind. Endlich — und das ist die Hauptsache — nicht Geibel ist es, welcher einen Fehler macht, indem er den Scipio etwas unternehmen läßt, was dem gemeinen Verstande und auch dem Urteile von Kurz zu schwer, ja unmöglich erscheint, sondern es ist Scipio, den Geibel einen nach Menschenurteil groben Fehler machen läßt.

Das ist gerade eine Charaktereigenschaft des historischen Scipio, daß er sehr viel wagt und in Folge seines beispiellosen Glückes doch das Gelingen seines Wagnisses sieht, und diese Seite des Charakters Scipios hat Geibel mit Bewußtsein festgehalten. Seine Unterfeldherren Severus und Lälius gestehen sich das vollkommen ein, daß Scipio, nach den Regeln der Kriegskunst gemessen, Fehler begehe, aber es setzt Lälius auch hinzu:

> Die Götter lieben ihn und decken
> Mit dichten Lorbeern seine Fehler zu,
> Wenn das noch Fehler sind, was wir zuletzt
> Trotz alles Widerspruchs bewundern müssen.

Diese Stelle hätte Kurz beachten müssen. Nach Lälius' und Severus' Ansicht ist es ein Fehler, ja mehr als das, es ist Raserei und Gottesversuchung, daß Scipio ins Lager der Rebellen und Barbaren allein reiten will. Aber grade da beruft sich Scipio auf die innere göttliche Stimme, welche ihm so geraten habe, wie er thun wolle, und der Erfolg soll uns eben lehren, wie viel des Scipio persönlicher Mut und persönliche Beredsamkeit vermögen, wenn sie von den Göttern begünstigt werden. Es war auch Glück dabei, daß dieser Versuch, die Verschwörung im Ersticken zu dämpfen, nicht fehlschlug. Aber den Feldherrn Scipio macht eben nicht nur sein Geist, sondern auch sein Glück. Den historischen Charakter Scipios hat grade Geibel beibehalten, indem er ihn so handeln ließ, wie er gethan. —

Geibels Sophonisbe hat überall, wo sie über die Bretter gegangen ist, großen Beifall gefunden. Wenn der Erfolg dennoch bisher kein durchschlagender war, so liegt die Schuld an unserem, die Theater besuchenden Publikum, welches großenteils fremden Stoffen und Darstellungen längstvergangener Zeit keine Neigung entgegenbringt, weil ihm die Vorbildung fehlt, und welches auch für das ernste, edle, hohe Drama keinen rechten Sinn und keine volle Würdigung hat, weil ihm der Ernst und der Geschmack abhanden gekommen sind.

Ich schließe hier, von dem Raume beschränkt, die Erläuterungen dieses Trauerspiels ab. Von der Charakteristik der einzelnen Personen darf ich um so eher Abstand nehmen, da bereits in den Erläuterungen

jeder Scene auf die Charakteristik einzelner Personen Rücksicht genommen worden ist. Wohl aber gebe ich noch einige

Schriftliche Aufgaben. 1. Die Vorfabel des Stückes Sophonisbe. — 2. Die Architektonik des Trauerspiels, an „Sophonisbe“ nachgewiesen. — 3. Die Schuld und Sühne der Heldin Sophonisbe. — 4. Sophonisbe und Scipio. Eine vergleichende Charakteristik. — 5. Thamar und Sophonisbe. Ein Vergleich. — 6. Massinissa und Scipio. — 7. Charakteristik der Dienerschaft der Sophonisbe. — 8. Die römischen Offiziere Torquatus, Severus und Lälius. Eine Parallele. — 9. Welche Unterschiede sind in den Charakteren der numidischen Hauptleute zu bemerken? — 10. Inwieweit ist der Dichter eines historischen Dramas an die Überlieferung gebunden? — 11. Die erste Periode des afrikanischen Krieges nach Geibels Darstellung. — 12. Welche Rolle spielt in „Sophonisbe“ der „Zufall“?

[Litterarisches: *Leimbach, Emanuel Geibel S. 92—99. — *Kurz IV., S. 490.]

Biographie des Dichters.

Franz Emanuel August Geibel ist am 18. October 1815 zu Lübeck, wo sein Vater reformierter Prediger war, geboren und empfing im dortigen Gymnasium seine Vorbildung für die akademischen Studien. Im Jahre 1835 bezog er die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studieren. Doch ließ er bald das erstgenannte Studium fallen, um sich ganz dem Studium der klassischen Litteratur und der Poesie widmen zu können. Im folgenden Jahre zog er nach Berlin und lernte dort Chamisso, Gaudy, Gruppe und Franz Kugler näher kennen, unterstützte auch den Erstgenannten in der Herausgabe des deutschen Musenalmanachs. Noch hatte er seine Studien nicht beendet, da nahm er eine ihm angetragene Stelle als Erzieher im Hause des russischen Gesandten, Herrn von Katakasy, in Athen an und zog im Mai 1838 in das Land des klassischen Altertums. Hier traf er mit seinem Jugendfreunde, dem berühmten Philologen Ernst Curtius, welcher Griechenland bereiste, zusammen und vereinte sich mit ihm zu Erforschungsreisen und klassischen Studien, welche letztere sie gemeinsam in Bonn 1840 herausgaben. Nach Deutschland zurückgekehrt, veröffentlichte er seine Gedichte und beschäftigte sich mit romanischen, besonders spanischen Litteratur-Studien. Unter dem Dache des väterlichen Freundes Barons Karl von der Malsburg auf Escheberg in Hessen verlebte er dann ein volles Jahr vom Juni 1841 an unter eifriger Benutzung und Verwertung der reichen spanischen Bibliothek dieses Edelmanns und eigener Produktion. Inzwischen hatten Geibels Gedichte schon weithin seinen Namen bekannt gemacht und auch das Auge des kunstliebenden, geistreichen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf den Dichter gelenkt. Der König, der manchem Dichter ein Gönner, ein Mäcenas geworden ist, beschenkte Geibel mit einem

Jahrgelde von 300 Thalern. So klein die Summe war, sie reichte aus, um Geibel den Weg durchs Leben zu bahnen: Geibel wandte sich ausschließlich dem Dichterberufe zu.

Dann verbrachte Geibel einige Jahre teils in Lübeck, teils auf Reisen, bis er im Jahre 1852 vom Könige Maximilian von Baiern zum Honorarprofessor zu München ernannt wurde. Hier verheiratete er sich mit Ada (Amanda) Trummer aus Lübeck; leider wurde seine glückliche Ehe schon nach 3 Jahren am 21. Nov. 1855 durch den Tod der Gattin zerrissen. Im Jahre 1867, nach der Aufrichtung des norddeutschen Bundes, verlor er seine Stellung in München aus Anlaß eines Gedichtes, mit welchem er seine Hoffnung auf Deutschlands Einheit an die Hohenzollernfamilie geknüpft hatte. König Wilhelm von Preußen entschädigte den Dichter für seinen Verlust reichlich, Geibel aber lebte seitdem in Lübeck, seiner Vaterstadt, zusammen mit seinem einzigen Kinde, einer dort glücklich verheirateten Tochter.

Geibel ist ein hervorragender Lyriker, vielleicht der größte der Gegenwart. Seine Lieder zeichnen sich durch Wahrheit, Zartheit, Kraft und Singbarkeit aus. — Die Formvollendung eignet allen seinen Dichtungen; Geibel hat nicht umsonst in Platens Schule gesessen. Besonders Treffliches hat er auch als Übersetzer geleistet. Unter den episch-lyrischen Dichtungen haben wir einzelne bereits oben erläutert. Der Tod des Tiberius ist in seiner Art unübertrefflich; sehr schön ist auch das kleine Epos: König Sigurds Brautfahrt. Auch seine didaktische Poesie ist gehaltreich. In seinen Dramen zeigt sich ein außerordentlicher Fortschritt von König Roderich bis zur Sophonisbe.

Des Dichters große Bedeutung zeigt sich darin, daß er in der Zeit des jungen Deutschlands und der revolutionären Geister die Fahne des Positivismus, des Glaubens, des Christentums, der Geschichte festhielt, so daß er nicht nur seinen Glauben sich in den Zeiten des Unglaubens rettet, sondern mit seinem Glauben die feindliche Macht angreift, daß er in der Zeit Heinescher Schlüpfrigkeit die reine, keusche Liebe besingt, daß er in der Zeit deutscher Ohnmacht und Schmach strafend und warnend, ermutigend und verheißend seine patriotische Stimme erschallen läßt und so Deutschlands Einheit und Macht voraussagt und anbahnen hilft.

Eine große Anzahl von Dichtern, welche jetzt einen guten Namen und Klang haben, sind seine Jünger gewesen und verdanken ihm zum Teil die Aufmerksamkeit, welche das deutsche Publikum ihren Leistungen zuwandte.

Leider ist der Dichter schon seit längerer Zeit schwer leidend, so daß er seit mehreren Jahren fast gar nichts hat produzieren können. Einige Gedichte Elegieen, für das „Wintertagebuch“ bestimmt, sind in Zeitungen und Sammelwerken (Neues Münchener Dichterbuch, 1882 von Paul Heyse herausgegeben) veröffentlicht, zwei wunderschöne Elegieen (Heimkehr, Aus den Tagen der Kindheit) sind in dem von mir seit 1. Jan. 1882

herausgegebenen: Unser Feierabend (Goslar, viertelj. 75 ₰, Wochenblatt) zum Abdruck gebracht.*)

Geibels Schriften.

Klassische Studien von Emanuel Geibel und E. Curtius, Bonn 1840.
Gedichte. 1840. 82. Aufl. 1877. Stuttgart, Cotta.
Zeitstimmen. 1841. 3. Aufl. 1846. Lübeck.
An den Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen“. Lübeck 1842.
Volkslieder und Romanzen der Spanier. Im Versmaße des Originals verdeutscht. Berlin 1843.
König Roderich. Tragödie. Stuttgart 1844.
Ein Ruf von der Trave. Lübeck 1845.
Zwölf Sonette. An Schleswig Holstein. Lübeck 1847.
König Sigurds Brautfahrt. Eine nordische Sage. Berlin 1846. 4. Aufl. Stuttgart 1877.
Auf Felix Mendelsohn-Bartholdys Tod (Gedicht). Hamburg 1847.
Juniuslieder. Stuttgart 1847. 23. Aufl. 1877.
Spanisches Liederbuch. 1851. 2. Aufl. 1852. (In Verbindung mit Paul Heyse.)
Meister Andrea. Lustspiel in 2 Aufzügen. Stuttgart 1855. 2. Aufl. 1874.
Neue Gedichte. Stuttgart 1856. 14. Aufl. 1876.
Brunhild. Tragödie. Stuttgart 1857. 4. Aufl. 1877.
Die Loreley. Hannover. 2. Aufl. 1861.
Ein Münchener Dichterbuch. Stuttgart. 3. Aufl. 1863.
Gedichte und Gedenkblätter. Stuttgart 1864. 7. Aufl. 1877.
Morgenländischer Mythus. Berlin 1865.
Romanzero der Spanier und Portugiesen. (Mit J. A. v. Schack.) Stuttgart 1860.
Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Übersetzungen von E. Geibel und H. Leuthold. Stuttgart 1862.
Sophonisbe. Tragödie in 5 Aufzügen. Stuttgart 1868. — 5. Aufl. 1878.
Heroldsrufe. Stuttgart 1871. 4. Aufl. 1872.
Am 13. Juli 1874. Ode. Elberfeld 1874.
Klassisches Liederbuch, 1. 2. Aufl. 1875.
Gold wird durchs Feuer bewährt. Dramatisiertes Sprüchwort. 1877. — Selbständig herausgegeben 1881. —
Spätherbstblätter. Stuttgart. 1. u. 2. Aufl. 1877.

Über Emanuel Geibel.

*Kriebitzsch, Emanuel Geibel. In Masius Mußestunden I. Leipzig 1868.
*Goedeke, Emanuel Geibel I. Stuttgart 1869.
*Leimbach, Emanuel Geibel. Des Dichters Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. Wolfenbüttel 1877. 1,80 ℳ.

*) Im übrigen verweise ich auf meine ausführliche Schrift: Emanuel Geibel, des Dichters Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk (Wolfenbüttel, Julius Zwißler. ℳ 1.80. 1877), von welcher wohl in aller Kürze auch eine zweite Auflage erscheinen wird.

Christian Fürchtegott Gellert.

15. Der Zeisig.

[Gellerts Fabeln und Erzählungen. Leipzig, Reclam jun. S. 4.]

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damon's Fenster hingen,
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damon's kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
5 „Ach welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beide;
10 Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
„Der, spricht er, muß es sein, so wahr ich ehrlich bin.
15 Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann."
Sagt, ob man im gemeinen Leben
20 Nicht oft, wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug.
25 Warum? Seht nur auf seine Mienen;
Wie vorteilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch, weil die Miene nichts verspricht,
So schließt man bei dem ersten Blicke,
30 Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der **Grundgedanke** dieser Fabel ist offenbar: Kleider machen Leute. Das Urteil der einsichtslosen Menge schließt von dem Äußeren auf das Innere, von der Miene auf den Geist.

Die Fabel zerfällt übrigens, wie die meisten Fabeln Gellerts, in zwei Teile, von denen der erste die erdichtete Erzählung selbst, d. h. den einzelnen Fall, an welchem irgend eine Wahrheit veranschaulicht werden soll, vorführt, während der zweite in diesmal sehr ausführlicher Weise die Nutzanwendung oder Auslegung bringt. Hier bildet der zweite

Teil noch obendrein mit dem ersten eine zusammengesetzte Fabel; denn die Erzählung von Stax und dem „andern“ konnte nicht nur wegbleiben, sondern sogar als Fabel allein stehen. Die Nutzanwendung der ersten Fabel war zu Ende bei den Worten: „Der hat Verstand, so dumm er ist.“

Gellert hält offenbar die Fabel noch für erklärungsbedürftig, während wir das nicht nur nicht annehmen, sondern jedes weitere Wort für verlorene Zeit und verschwendete Tinte halten müßten.

---

16. Der Tanzbär.

[Gellerts Fabeln und Erzählungen. Leipzig, Reclam jun. S. 5.]

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,[1]
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.[2]
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald,
5 Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
10 Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.[3]
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
15 Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein, anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang[4] darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
20 Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sei nicht geschickt, und man wird dich nicht hassen,
25 Weil dir dann jeder ähnlich ist;

---

[1]) = hatte ertanzen müssen. — [2]) Den ersten Aufenthalt, d. h. den früheren er kehrte in die Wildnis zurück. — [3]) = Polonaise. — [4]) Etwas ungewöhnlicher Ausdruck; lang steht statt entlang; „der Länge nach“ wird häufig gesagt.

Doch je geschickter Du vor vielen andern bist,
Je mehr nimm Dich in Acht, Dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von Deinen Künsten rühmlich sprechen;
30 Doch traue nicht, bald folgt der Neid
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

H. Kurz sagt (Kommentar des Handbuchs der poetischen Nationallitteratur. Zürich 1858. S. 21): „Gellerts Fabeln sind ein schätzbarer Beitrag zur Sittengeschichte seiner Zeit, sie tragen zum größten Teil in ihrer Moral die philisteriöse, pedantische, oft furchtsame Weltansicht zur Schau, welche die damaligen Gelehrten charakterisierte. So rät er im „Tanzbär" zur Bescheidenheit, aber zu einer solchen, die keine Tugend mehr ist, weil ihr Grund in der Furcht vor Verfolgungen liegt." Es läßt sich nun nicht leugnen, daß Gellert selbst erst in der Nutzanwendung sich den Wert der Fabel verdarb und statt einer Tugend der Bescheidenheit die Klugheit der Zurückhaltung mit seinem Wissen und Können anriet. Das ist bedauerlich. Die Fabel selbst ist zwar breit, wie alle Fabeln Lafontaines, welchem Vorbilde Gellert nacheiferte, aber sie hat doch etwas Lebendiges und vor der vorausgehenden den stärkeren Humor voraus, mit dem Gellert sich so viele Freunde gewann. Erfahrungsmäßig erregt Geschicklichkeit bei den Ungeschickten Bewunderung, aber nicht immer Neid; dagegen stößt das Prahlen mit seinen Künsten, das sich Hervorthun ab, und dem Petz ist recht geschehen, wenn ihn die Gesellschaft der Vettern ausstieß.

---

17. Der Kuckuk.

(Fabeln und Erzählungen. Ebd. S. 17.]

Der Kukuk sprach mit einem Star,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fing er an zu schreien,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
5 Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
Und von der Amsel? fuhr er fort,
10 „Auch diese lobt man hier und dort."
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?
„Das", sprach der Star, „das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele red't von dir."

15 So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen.

Diese Fabel verliert nichts dadurch, daß ihr die Moral fehlt. Denn dieselbe liegt sehr nahe, freilich nicht näher, als in manchen andern Fabeln, denen eine sehr ausführliche Nutzanwendung angehängt worden ist. Der Grundgedanke (oder die Moral) ist eben der, daß mancher zwar aufrichtig genug ist, die Verdienste größerer Männer ohne Widerspruch und Neid anzuerkennen, aber zugleich doch eitel genug ist, sich selbst auch für einen großen Mann zu halten und darum, weil er von dem Undank der Mitwelt sich unbeachtet sieht, sein eignes Lob und nur dieses singt.

Alle Gellertschen Fabeln sind auch sehr einfach, auf ihre Form angesehen. Wir finden meist viersilbige jambische Verse, welche bald gepaarte (aabb), bald gekreuzte (abab), bald umarmende Reime (abba) haben. Ebenso bunt wechseln die männlichen und weiblichen Reime ab. Da aber häufig die Verse, statt 8- oder 9silbig zu sein, bis zu 13 Silben zählen, so haben dieselben, obgleich sie den jambischen Rhythmus nicht verleugnen, doch bisweilen mit den Knittelversen, jenen entarteten, hinsichtlich der Silbenzahl regellosen altdeutschen Reimpaaren, große Ähnlichkeit.

---

18. Das Gespenst.

[Fabeln und Erzählungen. Ebd. S. 17.]

Ein Hauswirt, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geist's sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
5 Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren
Und gab in einem weißen Tuch
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
10 Der Wirt, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirt, doch ihm sehr wohl gefiel.
15 Der Geist, den nur der Wirt, doch nicht der Dichter sah,
Erschien und hörte zu: es fing ihn an zu schauern,
Er konnt' es länger nicht, als einen Auftritt dauern;
Denn eh' der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirt, von Hoffnung eingenommen,
20 Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.

Der Dichter las; der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirt bei sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?
25 Die dritte Nacht blieb unser Wirt allein.
Sobald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann! fing drauf der Wirt gewaltig an zu schrein,
Der Dichter, (lauft geschwind!) soll von der Güte sein—
30 Der Geist erschrak und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz', der weiße Geist verschwand
Und ließ sich niemals wieder sehen.
Ein jeder, der dies Wunder liest,
35 Zieh' sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zu großem Troste dienen:
40 Gesetzt, daß sie in unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen,
So wird, um sich von allen zu befrein,
An Versen doch kein Mangel sein.

1. **Erläuterungen V. 6.** Charaktere sind wohl hier die eigentümlichen Schriftzüge der Bannformel. Vor keinen Charakteren. Dieser pluralische Gebrauch von keiner gilt jetzt als fehlerhaft. — **V. 11.** Zuspruch, hier = ermutigende Unterhaltung. — **V. 17.** „Er konnte es nicht — dauern". Dauern hat hier die Bedeutung von aushalten, ertragen. — **V. 20.** Die andre Nacht = Acc. auf die Frage wann? ist in der Volkssprache gewöhnlich, und auch in der Schriftsprache nicht ganz ungebräuchlich.

2. **Der Grundgedanke** ist offenbar der: Auch das unbrauchbarste Ding kann möglicherweise noch einen Nutzen stiften. — Im Übrigen ist die Ausführung dieses Gedankens sehr hübsch, und grade dieser mit Ironie verbundene Humor, welcher den Dichter das Beispiel eines frostigen Trauerspiels ergreifen läßt, um mit demselben die Gespenster zu vertreiben, so daß schließlich der Geist schon entweicht, sobald ihm mit Vorlesen gedroht wird, und fortbleibt aus Furcht, er möchte wieder das Trauerspiel hören müssen, läßt uns die Fabel besonders gelungen erscheinen. Nebensächlich für die Fabel ist und nur als Appendix halb scherz-, halb boshaft zugefügt die Bemerkung, daß die neuerdings produzierte Menge von schlechten Versen vollkommen ausreiche, um eventuell Legionen von Spukgeistern auf immer zu bannen.

19. Der Reisende.

[Gellerts Fabeln und Erzählungen. Ebd. S. 44.]

1. Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen:
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt es heute sein.
2. Der Wandrer setzt mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wütet,
Und schnell ihm still zu stehn gebietet,
So oft ertönt ein Lästerwort.
3. Ein naher Wald soll ihn beschirmen.
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch, eh der Wald ihn aufgenommen,
Da sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.
4. Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider,
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.
5. O Thor! läßt Zeus sich wieder hören,
Wird Dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich Dir Sonnenschein gegeben,
So hätte Dir der Pfeil das Leben,
Das Dir der Sturm erhielt, geraubt.

1. Erläuterungen: Str. 1, 2. „ungestüm" = Gegensatz von dem untergegangenen gestueme (ahd. gistuomi) = sanft, still, ruhig; also bezeichnet ungestuem einen besonderen Grad von Heftigkeit und Aufregung.

Str. 3, 3. Holz wird nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche ein kleiner Wald genannt.

V. 5, 6 Ehe — so: „ist selten" (Kehrein).

2. Zur Verständlichkeit des Gedichts. Die Rubrik: „Zum Verständnisse" fällt bei Gellert weg; denn alle seine Gedichte sind außerordentlich leicht zu verstehen, und nur eine Eigenschaft ist — namentlich bei seinen ernsten Erzählungen, zu welchen „der Reisende" gehört, — noch hervorragender: die Breite. Diesen letztgenannten Fehler haben bei weitem nicht alle Gellertschen Gedichte, viele seiner Fabeln sind recht lebhaft, witzig und scherzhaft — aber, sagt Garve: „es ist kein einziger witziger Einfall, den es Mühe kostete zu erklären; keine scharfsinnige Sentenz, deren verborgener Sinn erst durch einen ähnlichen Scharfsinn noch entdeckt werden müßte."

Der einzige Grund, weshalb dieses Gedicht hier zur Behandlung kommt, ist der, daß es mit dem folgenden Gedichte Kleist's Arist verglichen werden soll.

3. Die Form des Gedichtes ist überaus einfach: vierfüßige Jamben, aabccb, a und c klingend, b stumpf gereimt.

[Litterarisches: *Kurz, Kommentar III. S. 25. — *Kehrein, S. 213. — *Garve, N. Bibl. der sch. Wissensch. XII., S. 189.]

4. Zur Vergleichung stehe hier:

Arist.

(Von Ewald Chr. von Kleist.)

[E. Chr. v. Kleist, sämtliche Werke. 1. Teil. 4. Aufl. 1778. S. 100. — Leipzig, Reclam jun. 211. Lfg. S. 68.]

Auf einer langen Reis' Arists war stets
Die Sonn' in Dunst versteckt. Oft heulte Sturm
In der durchwühlten Luft; oft, wenn er schwieg,
Fiel schnell ein Wolkenbruch mit wildem Lärm
5 Zur bangen Erd' herab. Die Seel' Arists
War finster, wie die Luft. Er hofft' umsonst,
Die Sonne wiederum am Firmament
Zu sehen, die daraus verschwunden schien,
Er klagt' aus Ungeduld den Himmel an,
10 Der bald die Welt verbrennt, und bald ersäuft. —
Schnell fuhr ein Pfeil vor ihm in's Erdreich. — Thor,
Um was beschwerst du dich? rief eine Stimm'
Vom Himmel: dieser Pfeil hätt' dich erreicht,
Wär' nicht die Sehne durch den Regen schlaff
15 Geworden. Tadle nicht, so kühn, als schwach,
Die Einrichtung der Welt! Was willst du doch
Mit Maulwurfsaugen durch den Himmel sehn?
Den du in Stürmen hörst, und über dir
In Blitz gehüllet siehst, der sorgt für dich!

[1. **Erläuterungen:** V. 1. Arist = der Beste. (Auch der beste Mensch hadert zuweilen mit Gott! V. 2. Kleist liebt das Wort durchwühlen. — V. 4. 5. heißt in der kleinen Reclam'schen Ausgabe: „Ergoß der Wolken Last gleich einer See sich über Berg und Thal." Sonst: „Fiel schnell ein Wolkenbruch mit wildem Lärm zur bangen Erd' herab." Die Erde wird dann als bange, ängstlich bezeichnet (Personifikation; siehe Register Bd. IV.) V. 10. Andre Lesart (Kehrein): Und klagt voll Ungeduld ꝛc. — V. 12: „Und was beschwerst du dich?" Kehrein versichert, im Original stehe und; und er verweist für diesen seltsamen Gebrauch des Und, vor welchem ein anderer Satz ausgelassen, aber zu ergänzen sei, auf Schulgr. §. 462. H. Kurz liest dagegen: Um was beschwerst du dich?" Und so steht auch in meinen beiden Ausgaben, von welchen die erstere zwar nicht die Originalausgabe, aber doch eine alte, wertvolle Ausgabe ist. Allerdings ist: um etwas sich beschweren eine ungeläufige Konstruktion, aber das und in diesem Verse ist auch nicht ganz einfach. Ich fasse: um was auf statt worüber beschwerst du dich und halte an dem Text der 4. Ausg. mit Kurz gegen Kehrein fest. — V. 15: So kühn als schwach = der du eben so kühn (frech, anmaßend), als schwach (unfähig zur Beurteilung bist. (Form: fünffüßige Jamben).

2. **Der Grundgedanke** des vorigen und dieses Gedichtes, welche beide zu den poetischen Erzählungen gehören, wird nur von Kleist ausgesprochen, ist aber natürlich in beiden Gedichten der gleiche. Kleist sagt V. 15—19:

Tadle nicht, so kühn als schwach,
Die Einrichtung der Welt! Was willst du doch
Mit Maulwurfsaugen durch den Himmel sehn?
Den du in Lüften hörst, und über dir
In Blitz gehüllet siehst, der sorgt für dich!

Wir können diesen Gedanken auch wohl so ausdrücken: Es kann nichts thörichteres und anmaßenderes zugleich geben, als, wenn der kurzsichtige Mensch die Vorsehung und Weltregierung Gottes tadelt.

3. **Zur Würdigung:** Kleist sagt selbst in seiner Bescheidenheit: „Diese Erfindung des vortrefflichen Herrn Professor Gellert hat mir so ausnehmend gefallen, daß ich es gewagt habe, sie auch nach meiner Art einzukleiden."

Und doch wie groß ist der Unterschied! Kurz sagt (a. a. O. S. 26): „Hier sehen wir, wie ein echter Dichtergeist mit dem rohen, oder, was noch schlimmer ist, mit dem schlecht bearbeiteten Stoff verfährt. — Die Schilderung des Wetters ist lebendig und in wenigen, aber kräftigen Strichen vollendet; wir haben ein vollständiges, ergreifendes Bild, das uns die Schönheit der kurzen, aber treffenden Hinweisung auf Arists Seelenzustand (V. 5.) in ihrer ganzen Bedeutung fühlen läßt, eine Hinweisung, die um so gewichtiger ist, als sie die Klagen des Reisenden motiviert, was bei Gellert nicht der Fall ist. Durch das plötzliche Herniederfallen des Pfeils wird des Wanderers Gemüt notwendig stärker ergriffen, als wenn er den Räuber schon von ferne erblickt hätte; auf diese Weise erscheint alles besser motiviert, als bei Gellert; insbesondere kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die von der Gottheit dem Wanderer zugerufene Lehre bei ihm Eingang gefunden und in seinem Herzen gehaftet habe."

4. **Vergleichung der beiden Gedichte:**

Gellerts Reisender ist ein namenloser Wanderer, Kleist rückt denselben uns wenigstens etwas näher, indem er ihn mit einem Namen versieht. — Während Gellert, entgegen seiner persönlichen Stellung (er war bekanntlich ein Kirchenliederdichter und ein frommer Christ), diese Erzählung auf heidnisches Gebiet verpflanzt, indem er als Gott der Götter Zeus nennt, gestattet Kleist uns durchaus, als den in der Erzählung sich offenbarenden Gott den Gott der Christen anzusehen. In drei sechszeiligen Strophen versucht es Gellert, von der durch Regen und Sturm gehemmten, mühseligen, langsamen Reise seines Wanderers ein anschauliches Bild zu geben, aber „die Erzählung schleppt sich mit ebensoviel Mühe fort, als der Wanderer selbst" (H. Kurz.) Mit vier bis fünf Zeilen erreicht Kleist dasselbe und in weit ansprechenderer Weise. Wir erfahren hier auch, daß die Reise eine lange und dadurch um so mühseligere und langweiligere war, weil nie der Sonne freundlicher Blick den Wandrer fröhlich machte; vielmehr erzeugte die stets trübe Luft auch in Arist eine trübselige Stimmung, der Sturm verfin-

sterte sein Gemüt, die schweren Regengüsse nahmen vollends der Seele allen Halt. Die Ungeduld nahm mit jedem Tage zu — und endlich bricht das Murren hervor, die Klage über das Mißgeschick, als Tadel der Weltregierung Gottes, der kein Maß kenne — das eine Mal zu viel Regen, ein andres Mal unerträglichen Sonnenbrand sende. — Ganz anders und weit ungeschickter verfährt Gellert, indem er gleich am ersten Tage den Wandrer um gutes Wetter bitten und, als ihm Zeus nicht sofort den Gefallen thut, mit Klagen und Murren über Zeus herfallen und ihm Schadenfreude und Lust an der Plage der Menschen andichten läßt. So kann denn keinerlei Steigerung in dem Murren vorkommen, sondern nur eine stete Wiederholung der Lästerworte. —

Endlich sieht er einen Wald und strebt ihm zu, dort Schutz vor dem Regen hoffend; aber er hat den Wald noch nicht erreicht, da sieht er einen Räuber, und er flieht nicht, sondern bleibt stehen, er sucht sich nicht zu decken, er wartet den Schuß des Räubers ab. Vorläufig schießt dieser noch nicht, sondern zielt nur; und so fällt der Reisende vorläufig auch noch nicht, sondern wartet noch auf den Erfolg des Schusses und läßt sich inzwischen nur noch mehr vom Regen durchnässen.

Ganz anders der Arist des E. Kleist. Kaum hat er sein lästerndes Wort gesprochen, da fährt ein Pfeil vor ihm nieder. Der Pfeil galt ihm, es fehlte nicht viel, und er war nicht mehr. Betäubt steht er da, um so mehr betroffen, da diese Gefahr völlig unerwartet kam und ihn ganz unvorbereitet traf. — Der Pfeil verfehlt beide Male das Ziel.

Allerdings erklärt jetzt auch Zeus dem Gellertschen Wandrer, daß dieser dem Sturme und Regen sein Leben zu verdanken habe, aber mehr sagt er eigentlich nicht. Dem Arist wird in viel wirksamerer Weise seine Thorheit und seine Sünde vorgeführt und zugleich Sturm und Blitz als Engel der für das Wohl der Gesamtheit und des einzelnen Menschen sorgenden Gottheit vorgestellt.

Sehen wir endlich auf die Sprache beider Gedichte: Dort mehr Worte — aber dafür auch weniger Gedanken; — unreine Reime die Menge! Hier fast so viele Gedanken als Worte; kein Reim, aber deshalb noch nichts Ungereimtes. Dort prosaische Wendungen und Worte von Anfang bis zu Ende, kein Bild, kein bildlicher Ausdruck oder nur ein ungewöhnliches, überraschendes Beiwort. Hier ist ein Tropus an den andern gereiht: Die Sonne versteckt sich in Dunst, der Sturm heult und schweigt, die Wolken schütten ihre Wasserlast aus. Wie die Natur draußen, so ists drinnen in der Seele Arists — die vollste Harmonie. Die Übertreibung (V. 10.) ist recht poetisch, ebenso schön als berechtigt und tief ist V. 17, wo die Menschenaugen Maulwurfsaugen genannt werden. Kurz, alles ist hier wichtig, kräftig, deutlich; jede Zeile bringt einen anderen Gedanken und einen Fortschritt.

Welchem Gedichte wir den Vorzug geben? —]

[Litterarisches: *Kurz III., S. 26. — *Kehrein, S. 214.]

Biographie des Dichters.

Christian Fürchtegott Gellert ist am 4. Juli 1715*) zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen als Sohn eines Pfarrers geboren. Als das dritte (Menge nennt ihn das vierte) unter dreizehn Kindern hatte er keine fröhliche Jugend, zumal der Knabe bereits von Kränklichkeit zu leiden hatte. Mit Abschreiben mußte er in früher Jugend schon die Last seiner Eltern zu erleichtern suchen. Erst im Jahre 1729 gelang es dem Vater, seinen Sohn, dessen hervorragende Begabung immer mehr erkannt wurde, auf der Meißener Fürstenschule unterzubringen, wo er mit einigen gleichgesinnten Freunden, wie Gärtner und Rabener, sich zum Studium und zur Pflege der deutschen Sprache und Litteratur verband. Auch auf der Hochschule zu Leipzig, wo er seit 1734 Theologie und Philologie studierte, blieb er mit den Genannten eng verbunden, und ihre Bestrebungen erfreuten sich wenigstens Anfangs der Gunst des damals hochgefeierten Professors Gottsched. Im Jahre 1738 nach Hause in der Absicht zurückgekehrt, seinen Vater in dem Predigtamte zu unterstützen, sah er seinen ersten Predigtversuch in Hainichen mißglücken und verzichtete, teils aus Schüchternheit, teils in folge der ihm stets anhaftenden Kränklichkeit auf den geistlichen Beruf. Nach mehreren Jahren begab er sich mit dem Sohne seiner Schwester auf die Hochschule zurück, leitete die Studien seines Neffen, gab daneben Privatunterricht, veröffentlichte seine ersten poetischen Versuche in Gottschedschen Blättern und sodann in den Bremer Beiträgen und erntete durch die Veröffentlichung seiner ersten Fabeln einen ungemeinen Beifall. Im Jahre 1744 habilitierte er sich als Privatdozent der Philosophie und ward 1751 sogar außerordentlicher Professor. So gering auch seine Besoldung war (er bezog als Professor bis an seinen Tod nur jährlich 100 Thaler Gehalt), so groß war sein Einfluß als akademischen Lehrers und im ganzen deutschen Volke. Er las oft vor 400 Zuhörern, ein Erfolg, welcher kaum seines Gleichen in der Geschichte der Hochschulen aufzuweisen hat. Dennoch blieb er der stille, bescheidene Gelehrte, welcher sogar im J. 1761 eine ordentliche Professur in Leipzig ablehnte. Leider nahm seine Kränklichkeit immer mehr zu und trübte den Lebensabend des Dichters, welcher schließlich in tiefe Schwermut verfiel, bis von langen, schmerzhaften Leiden ihn der Tod am 13. Dec. 1769 erlöste.

Göthe, welcher eine Zeitlang zu Gellerts Zuhörern zählte, beschreibt des Dichters Aussehen also: „Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswert."

*) So Kurz, Minkwitz, Kluge, Sehrwald, Menge 2c., während R. König (ob auf grund genauerer Nachforschungen oder irrtümlich, bleibe dahingestellt) das Jahr 1716 nennt.

Sein Einfluß und Ruhm ging weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Rührend und erhebend sind die zahllosen Beweise der Dankbarkeit, welche seine Schriften hervorriefen.

Prinz Heinrich schenkte dem Dichter das Pferd, welches er in der Schlacht von Freiberg geritten hatte, der Kurfürst von Sachsen ließ, um dem Dichter das ihm um seiner Gesundheit willen vorgeschriebene Reiten zu ermöglichen, das sanfteste Pferd des kurfürstlichen Marstalles aussuchen und nach Leipzig führen.

Friedrich der Große, welcher die deutsche Litteratur im allgemeinen wenig genug achtete, ließ sich doch gelegentlich eines Aufenthaltes in Leipzig während des siebenjährigen Krieges (1760) Gellert vorstellen und urteilt über ihn: „C'est le plus raisonable de tous les savans allemands“ (Das ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten). Der preußische General von Hülsen verschonte die Geburtsstadt Hainichen „aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine Schriften“ fast gänzlich mit Einquartierung. Der Graf Moritz Brühl, einer der innigsten Freunde Gellerts, beschenkte diesen Zeitlebens mit einer Pension, ohne daß der Wohlthäter so vieler Armen den Namen seines Wohlthäters je erfahren konnte. Ein preußischer Husarenlieutenant bot Gellert, allerdings vergeblich, einen Teil seiner bei Zorndorf gemachten Beute an. Die Erzählung von dem Bauern, welcher aus Dankbarkeit für das Vergnügen, welches ihm Gellerts Fabeln gemacht hatten, dem Dichter eine Fuhre Holz vor der Wohnung ablud, ist bekannt. Diese Züge der dankbarsten Verehrung bei Hoch und Niedrig ließen sich leicht noch um viele vermehren.

Was machte den Dichter so liebenswert in der Nähe und Ferne, daß Tausende von Lesern und Leserinnen ihn um seine Freundschaft baten, um Rat oder Trost ersuchten, zum Kunstrichter erkoren oder, wie der östreichische Freiherr von Widmann, (welcher ihn bat, seine Briefe zu korrigieren und ihn zu einem besseren deutschen Stile anzuleiten,) zum Lehrer erwählten? Daß er von vielen Eltern über Erziehungsfragen, ja über Heiratsanträge zu Rate gezogen wurde, jetzt einen Zweifler zurechtweisen, dann einen Traurigen trösten sollte? Schwerlich ist ein Dichter mehr gelesen worden, als Gellert, dessen Fabeln und Erzählungen in Palast und Hütte, bei Groß und Klein beliebt waren und vielfach sprichwörtlich geworden sind, dessen Lieder in alle neueren Gesangbücher übergingen.

Es ist nicht die Bedeutung seines dichterischen Talentes. Denn Gellert war kein großer Dichter; weder im Romane noch im Drama, wie er selbst fühlte, hat er Bedeutendes geleistet. Auch die Fabeln, welche eigentlich seinen Ruf begründeten, sind nicht großartig in der Erfindung, weder tief noch reich, sondern hausbackene Weisheit, aber allerdings eine gesunde, jedermann mundende Kost. Die Breite der Darstellung übersah man, von dem lebhaften Tone, der humoristischen,

bisweilen leise satirischen Farbe angenehm berührt, und vor allen Dingen gefiel alles, was von diesem Dichter ausging, um des sittenreinen, fleckenlosen, edlen, frommen, bescheidenen Charakters des Dichters willen. Er war für seine Zeit so volkstümlich, so verständlich und edel zugleich, daß er alle Gesellschaftsschichten ansprechen und erheben konnte. Und was des Lobes auf seine Fabeln zutrifft, das gilt auch von seinen geistlichen Liedern. Sie vergleichen sich nicht mit den Liedern Paul Gerhards, geschweige Martin Luthers; aber sie haben doch so erbaulich und tröstlich gewirkt, wie jene, wenigstens für jene Zeit, wo der Glaube sich schon verbergen mußte, diese Art der kindlichen Frömmigkeit aber noch viele stille und laute Verehrer fand. Die bekanntesten dieser, auch in viele Gesangbücher übergegangenen, geistlichen Lieder sind: Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht, Wie groß ist des Allmächtgen Güte, Mein erst Gefühl sei Preis und Dank, Auf Gott und nicht auf meinen Rat, Dies ist der Tag, den Gott gemacht, Jesus lebt, mit ihm auch ich, Herr, der du mir das Leben &c.

Gellert hat in der Fabel eine Art von Schule begründet; Lichtwer, Gleim und Pfeffel sind die bedeutendsten seiner Nachfolger.

Schriften Gellerts.

Fabeln und Erzählungen. Leipzig 1746. 2 Bde.
Geistliche Oden und Lieder. Leipzig 1757.
Sammlung vermischter Schriften. Ebd. 1767. 2 Bde.
Sämtliche Schriften. Ebd. 1769—1774. 10 Bände.
Sämtliche Schriften. Neueste Ausgabe. Leipzig 1853 u. f. 6 Bde.
Familienbriefe. Freiberg 1819.
Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Leipzig 1822.

Über Gellert.

Gellerts Leben von J. A. Cramer, einem Zeitgenossen, im 10. Bde. der gesammelten Werke Gellerts. (1774).
H. Döring, Gellerts Leben. Greiz, 1833. 2 Teil.
Christian Fürchtegott Gellert. Eine Erzählung von W. O. von Horn (Wiesbaden, Niedner).
Außerdem vgl. man H. Kurz, Gesch. der deutschen Litteratur II. S. 490 ff. S. 567. König a. a. O. II. S. 214.

Karl Gerok.

20. Sind das die Knaben alle?

[Palmblätter von Karl Gerok. Taschenausgabe. 4. Aufl. Stuttgart 1870. S. 3.]
1. Sam. 16, 11.

„Ach, ich war auch in diesem Falle,
Als ich die Weisen hört' und las,
Wie jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß,
Da fragt ich: aber sind sie das,
Sind das die Knaben alle?“
Göthe.

1. Sag an, sind das die Knaben alle?
Sprach zu Isai Samuel,
Noch sah ich nicht, der Gott gefalle
Zum König über Israel;
Wohl wackre Söhne alle sieben
In Manneskraft und Jugendflor,
Doch keinem auf der Stirn geschrieben
Der ist es, den der Herr erkor. —

2. Da holt man David von der Herde,
Von Bethlems Triften kommt er bald,
Ein Jüngling, züchtig von Geberde,
Von Augen schön, gut von Gestalt.
Auf, dieser ist's, den ich erwähle!
So rief des Geistes Stimme klar
In Samuels Prophetenseele;
Da salbt er ihm sein lockig Haar. —

3. Sag an, sind das die Knaben alle?
So sprach auch ich zum Heldenzug,
Als in der Völker Ruhmeshalle
Ich nach der Menschheit König frug.
Wohl schön von Antlitz, hoch von Adel
Fand ich da manchen Weibessohn,
Doch keinen ohne Fehl und Tadel
Im ganzen Völkerpantheon.

4. Wer sind sie, die zuerst sich melden?
Wer tritt so klirrend in den Saal?
Sieh da die Könige, die Helden,
In nerv'ger Faust den blanken Stahl,
Im Lorbeerschmuck die blutgen Sieger,
Von Philipps großem schönen Sohn
Bis zu dem letzten Weltumpflüger,
Dem finsteren Napoleon.

5. Zieht hin, ihr weidetet die Herde
Mit ehrnem Stab auf roter Flur,
Ihr grubet in die blutge Erde
Tief der beerzten Tritte Spur;
Zieht hin, ihr wart der Menschheit Ruten,
Wart Geißeln Gottes schwer und scharf,
Doch nur so lang, bis in die Gluten
Er euch wie stumpfe Besen warf.

6. Und mildere Gestalten treten
Hervor in wallendem Gewand;
Die Künstler sind es, die Poeten,
Mit goldnen Harfen in der Hand;
Sie nahn, vom heiteren Homeros,
Im Silberhaar das Lorbeerreis,
Bis zu dem letzten Dichterheros,
Zu Weimars hohem Sängergreis.

7. Seid mir gegrüßt; mit goldner Leier
Sangt ihr die Welt in holde Glut,
Und süß durchströmt mich euer Feuer,
Weil heil mein Herz, gesund mein Mut;
Doch sagt: hat euer Lied entsündigt
Ein einzig armes Sünderherz?
Habt einer Seele ihr verkündigt
Ein himmlisch Heil im Todesschmerz?

8. Und aus den dichten Geisterkreisen
Tritt eine andre Schar hervor:
Mit Roll und Griffel sinds die Weisen,
Der Philosophen ernster Chor,
Hier Plato mit der Denkerstirne,
Dort Voltaire mit dem Spötterwitz

Sprecht, fandet ihr im Menschenhirne
Der Wahrheit königlichen Sitz?

9. Wohl gabt ihr uns in Finsternissen
Manch schönen Funken edlen Lichts,
Doch eurer Weisen höchstes Wissen
War stets zuletzt: wir wissen nichts!
Verschlossen für die Geistigarmen
Blieb eure hochgeborne Zunft,
Kein darbend Herze konnt erwarmen
An eurem Lampenlicht „Vernunft".

10. Nun, ihr Entdecker und Erfinder
Die ihr des Erdballs Bau durchspäht,
Ihr friedlichen Weltüberwinder,
Heran mit Stab und Meßgerät!
Kolumbus mit der Martyrkrone,
Im Sternenkranz Kopernikus,
Und Humboldt, dem die fernste Zone
Des Kosmos sich entschleiern muß.

11. Zieht aufrecht hin! — ihr habt gezügelt
Das Element in heißem Kampf,
Ihr habt der Menschheit Bahn beflügelt
Mit Windeshauch und Feuerdampf,
Ihr führt das Wort mit Blitzesschnelle
Von Pol zu Pol am Eisendraht;
Doch zu des Paradieses Schwelle
Zeigt keiner mir von euch den Pfad. —

12. Sag an, sind das die Knaben alle?
Sag an, wo ist der Menschensohn,
Dem alle Welt zu Füßen falle,
Der Erbe für den leeren Thron?
Der König, dem mein Geist sich neige
In Furcht und seligem Vertraun?
Der Hirte, der den Weg mir zeige
Durchs Erdenthal zu Himmelsaun?

13. Noch Einer wallt auf Judas Triften,
Der ist mein Held, ruft ihn herein,
Zwar klirrt kein Schwert an seinen Hüften,
Noch glänzt sein Kleid von Edelstein;
Er gleicht nicht jenen stolzen Recken,
Der gute Hirt von Bethlehem,
Sein Scepter ist ein Schäferstecken,
Ein Dornenkranz sein Diadem.

14. Doch alle Kraft der Heldensöhne
Sinkt hin vor seines Geists Gewalt,
Und aller Künste Pracht und Schöne
Erbleicht vor seiner Kreuzgestalt;
Die Wissenschaft der stolzen Weisen
Beschämt sein schlichtes Kinderwort,
Des Weltumseglers kühnen Reisen
Zeigt er den letzten Ruheport.

15. Ihm huldigt in der tiefsten Seele
Der Geist und spricht: Wer ist wie du?
Ihn führt, gesalbt mit heilgem Öle,
Gott seinem Volk als Hirten zu;
Er ist der ew'ge Geisterkönig,
Auf Gnad und Wahrheit ruht sein Thron,
Und Erd und Himmel tausendtönig
Jauchzt: Hosianna Davids Sohn!

1. **Erläuterungen. Str. 1.** Der Dichter hat seine erste Sammlung von Gedichten, die Palmblätter, unter vier Rubriken eingeordnet: 1. Heilige Worte; 2. Heilige Zeiten; 3. Heilige Berge; 4. Heilige Wasser. Unter den 32 „heiligen Worten", welche von dem Poeten behandelt werden, steht dies: „Sind das die Knaben alle?" voran. Der Dichter will nicht etwa die Geschichte jenes Wortes erzählen, sondern er nimmt die Geschichte des Wortes zum Ausgangspunkte und wendet dann das Wort in erweiterter Bedeutung auf andere, allgemeinere Verhältnisse an; das Wort wird ihm zum Predigttexte, und die Predigt mit ihrer vielseitigen Anwendung wird ihm zum Gedicht.

Str. 2. Völkerpantheon. Ein Pantheon ist eigentlich ein Tempel, welcher allen Göttern des betreffenden Volkes geweiht war; ein Völkerpantheon würde ein Tempel sein, in welchem der sämtlichen Götter aller Völker Bildsäulen aufgestellt sind. Der weitere Begriff des Pantheon ist der eines Gebäudes, welches dem Andenken berühmter Männer gewidmet ist. Solche Pantheen waren das zu Rom, 26 v. Chr. von Agrippa unter Kaiser Augustus gebaut, und das zu Athen, welches unter Hadrian erbaut worden ist und auf 120 Marmorsäulen ruhte. Auch das „christliche“ Paris hat eine Kirche, welche der heil. Genoveva geweiht war, zum „Pantheon“ umgewandelt und darin Voltaire, Rousseau und andere „große Männer“ begraben. In der zuletzt angegebenen Bedeutung ist auch hier das Wort vom Dichter gebraucht.

Str. 3. Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß Philipps großer, schöner Sohn: Alexander der Große ist?

Str. 4. Es ist eine ebenso in der Bibel, als im Homer vorkommende Vorstellung, die Fürsten als Völkerhirten (vgl. Agamemnons stetes Beiwort: Hirt der Völker bei Homer!) anzusehen. Beerzt (Metonymie) statt bepanzert. Als Gottesgeisel sah man die welterobernden Fürsten an, wie Alexander, Alarich, Attila, Napoleon; Gott aber warf die Ruten, wenn er sie gebraucht, ebenso hinweg, wie der Mensch abgenutzte Besen wegwirft.

Str. 8. Roll = Bücherrolle. Die Werkzeuge zum Schreiben werden hier als Embleme der Weisen (Philosophen) angeführt.

Str. 9. Des höchsten griechischen Weisen, des Sokrates, Ruhm war das Geständnis, daß er nichts wisse. Die Geistigarmen sind die Minderbegabten, nicht zu verwechseln mit den Geistlicharmen (Matth. 5, 3) in der Bergpredigt; auf die der Philosophie Unzugänglichen sahen die Philosophen, jene hochgeborne Zunft, mit mitleidiger Verachtung hernieder.

Str. 10. Kolumbus starb in Einsamkeit und Dürftigkeit zu Valladolid. Die Ketten, in welche man ihn früher geschlagen hatte, wurden auf seinen Befehl ihm in den Sarg gelegt. — Humboldts bedeutendstes Werk heißt der Kosmos (wörtlich: die Welt).

Str. 11. Anspielung auf die Erfindung des Telegraphen.

2. **Gedankengang** und **Grundgedanke:** Der Dichter führt uns in das Haus des Isai zu Bethlehem, in welchem Samuel eingekehrt ist, um auf des Herrn Geheiß einen Sohn zum Könige und Nachfolger des von Gott verworfenen Saul zu salben. Aber unter den sieben Söhnen, welche Isai dem Samuel vorführt, ist keiner der von Gott erwählte, so mannigfaltig auch ihre Gaben und Vorzüge sind, und Samuel muß schließlich ausrufen: Sind das die Knaben alle? Da wird der jüngste Sohn, David, von dem Felde und der Herde geholt, und der Richter salbt ihn zum Könige. (Str. 1—2.)

Des Samuel Wort aber wendet nun der Dichter, während es von dem Hause Isais zunächst gesagt war, auf die gesamte Menschheitsfamilie an, welche gar manchen hervorragenden Sohn zählt. Und wie

Isai vor Samuels Augen einen Sohn nach dem andern vorübergehen läßt, so läßt der Dichter vor unsern Augen alle die verschiedenen Großen dieser Erde vorüberziehen. Zunächst die Könige und Helden, und sie erscheinen alle, von Alexander dem Großen an bis zu dem Alexander unsers Jahrhunderts, Napoleon dem I. Aber all ihr Thun hatte keinen Bestand; wenn sie, nicht ihre selbsterwählte, sondern die von Gott ihnen zugemessene Arbeit vollendet hatten, dann verfiel ihre Macht oder sank ihr Leben dahin; wie eine Rute, eben noch zur Züchtigung verwandt, im nächsten Augenblick ins Feuer geworfen wird. Zudem ist keiner jener Männer, welche die Erde mit Blut röteten, ein Volksbeglücker im eigentlichen Sinne geworden. (Str. 3 — 5.) — Es folgt eine andere große Sippe: Die Dichter und Künstler. Ihre goldnen Harfen künden uns Freuden an, und sie bringen auch der Menschheit Freuden, vom ewig heiteren und erheiternden Homer an bis zu dem großen Dichterfürsten der Deutschen, bis zu Göthe, herab. Gesunde zu erfreuen, das vermögen sie herrlich, aber Sündenbeladene zu entlasten, Sterbende in ihrer Todesangst zu trösten und in die bange Seele den seligen Strahl der sündenvergebenden Gottesliebe zu leiten: Das vermochte jener alte große Heide nicht, und ebenso wenig der neue Heide, wie er sich selbst nannte, Göthe. (Str. 6 — 7.) — Die dritte Schar, welche nun herantritt, ist die der Philosophen oder Weltweisen. Tiefsinnige, geistreiche Männer treten vor unser Auge: Plato und alle seine Nachfolger bis auf Voltaire, den frivolen Philosophen des vorigen Jahrhunderts, und dessen Zeitgenossen und Nachfolger. Aber keiner, so selbstvertrauend jeder auch auftrat, hatte die Wahrheit gefunden; jeder wurde von dem folgenden wieder „abgethan." Die Wahrheit selbst blieb ihnen verschlossen, und das Licht ihrer abgeleiteten und von dem wahren Lichte so fernen Weisheit war ohne Kraft, die Herzen anderer zu erwärmen. Die größten und aufrichtigsten unter ihnen waren bescheiden und ehrlich genug, zu gestehen, daß sie nichts wüßten. (Str. 8—9.) — Die Naturforscher, Entdecker und Erfinder, sind auch eine zahlreiche, ruhmgekrönte Klasse von großen Männern. Sie haben die Welt erschlossen, überwunden, erobert, ohne andere als die Waffen des Geistes, aber das verlorene Paradies haben sie uns nicht zu finden, viel weniger zu erschließen vermocht. Wir bewundern ihres Scharfsinns Entdeckungen, aber Beseligung fühlen wir nicht in dem Studium der Geographie, Physik, Chemie, Astronomie, und den Schöpfer vermögen sie uns nicht zu zeigen, ja sie lehren uns vielfach, über den Geschöpfen den Schöpfer zu vergessen. (Str. 10—11.) — Noch einmal fragt der Dichter: Sind das die großen Männer alle? Nein, einer, der sie alle überragt, ist noch nicht genannt, noch nicht vorgeführt. Und doch ist er da, und ist in eben jenem Bethlehem geboren, auf dessen Triften der Bethlehemite David seine Herde weidete, als ihn das heilige Öl zum Völkerhirten salbte, er ist waffen- und glanzlos und doch ein König, ja der König aller Könige, und ein Hirte der Völker, ja der gute Hirte. Ihm ist

gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und vor seiner Macht müssen sich alle Fürsten beugen, sei es willig, wie Knut und Karl der Große, sei es widerwillig, wie Julian der Abtrünnige. Er ist ohne Gestalt und Schöne, und doch fehlt der größten Kunst Pinsel und Farbe und Geist, um die Schöne des Gekreuzigten vollkommen auf die Leinwand zu bannen; sein Wort ist einfach und klar, daß es jedes Kind verstehen kann, und doch so tief und reich, daß es die höchste Menschenweisheit weder erfaßt noch erschöpft. Auch er ist ein Kenner fremder Länder nnd ein Führer zu denselben, welchem sich die größten Erfinder und Entdecker dieser Welt gerne anvertrauen; denn er allein weiß und führt den Weg, wie zur Wahrheit, so zur Seligkeit. Wer ist der große Hirte, der sein Volk führt zu den ewigen Auen und Wasserbrunnen? Wer ist der Held, zu dessen Füßen die Könige anbeten? Wer ist der Weise, dessen Thorheit noch weiser ist als der Weisesten Weisheit? Wer ist der große Wegweiser zu dem unbekannten Lande der Wahrheit und Seligkeit? Es kann nur einer sein, der letzte aus Isais Stamme — der letzte, höchste Davidssohn, und er heißt Jesus Christus.

Über alle Söhne der Menschen, auch die größten, ragt einer empor, der Menschensohn. Jedem der anderen eine Krone oder ein Lorberreis, diesem die Krone, die Palme, ihm ewige Herrschaft und Ehre und Dank!

---

21. „Ave Caesar, morituri te salutant!“

Hebr. 12, 1—4.

[Palmblätter, Taschenausgabe. 4. Aufl. Stuttgart 1870. S. 46.]

1. „Heil Cäsar dir! dich grüßen, die da sterben!“
So ruft der Gladiatoren rauher Chor;
Gleich wird der Sand mit ihrem Blut sich färben,
Im Tod sich noch ein Lächeln zu erwerben,
Stellt sich die Schar dem Imperator vor.

2. Im weiten Rund mit vollgedrängten Sitzen
Türmt sich der Circus auf ins Himmelblau,
Der Pöbel kürzt die Zeit mit blut'gen Witzen,
Und fünfzigtausend Römeraugen blitzen
Voll Mordbegier nach der ersehnten Schau.

3. Ein Wink, da stürzen die geübten Schlächter
Den nackten Leib ins blut'ge Schwerterspiel,
Der Zagende stirbt unter Hohngelächter,
Doch Beifallsdonner lohnt den schönen Fechter
Der malerisch im Todeskampfe fiel.

4. Entmenschtes Rom! zur Wollust ist das Morden,
Die Menschenschlächterei zur schönen Kunst,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden,
Und Nero rührt in schmelzenden Akkorden
Die Cither sich zur nächt'gen Feuersbrunst.

5. Doch sieh, was führt man heut für Gladiatoren
Der Schaubegier des lieben Pöbels vor?
Nicht Parther sind, nicht Perser heut erkoren,
Nicht blonde Jünglinge, am Rhein geboren;
Heut ists ein ungewohnter Fechterchor.

6. Sind hier nicht Greise, die zum Kampf sich rüsten?
Nicht Mägdlein, hold ihr Haupt in Scham gesenkt?
Nicht Frauen mit dem Säugling an den Brüsten?
Merk auf, o Rom, heut sterben deine Christen,
Die Neros Güte dir zum Schauspiel schenkt!

7. Still ziehn sie ein im wallenden Gewande,
Mit sanftem Schritt, gleich einer Priesterschar;
Sie stehn im Rund, nun fallen ihre Bande,
Sie knieen nieder in des Circus Sande,
Ihr Psalm ertönet fremd und wunderbar.

8. Sie grüßen ihren Cäsar, doch nicht jenen,
Der in die Hand sein finster Haupt dort stützt,
Nein Einen, der umjauchzt von Harfentönen,
Hoch ob der Erde blutigen Arenen
Als Friedefürst in goldnen Wolken sitzt.

9. „Heil Christe dir! dich grüßen die da sterben!
Kurz ist der Kampf, und ewig ist der Lohn,
O selig, wer um deine Krone werben,
O selig, wer dein himmlisch Reich darf erben,
Nimm unsre Seelen auf, du Gottessohn!"

10. Sie schaun sich um — und schauen mit Entzücken
Den edlen Zeugenkreis, der sie umringt,
Nicht jenen, der mit mordgewohnten Blicken
Im weiten Circus, voll bis zum Erdrücken,
Wie eine Riesenschlange sie umschlingt —

11. Nein Engel sinds, die sich herniederneigen,
Ein lichter Kreis, ein strahlenvoller Kranz,
Mit Kronen winken sie, mit Palmenzweigen,
Kopf drängt an Kopf, und Reigen sich an Reigen,
Bis er verschwebt im goldnen Himmelsglanz.

12. Numid'scher Leu, nun schüttle deine Mähne,
Die Lämmer Christi schrecket nicht dein Zorn,
Spring an aus deinem Käfig, o Hyäne,
Du Königstiger, wetze deine Zähne,
Zermalme kecklich Christi Weizenkorn! —

13. Zehn blut'ge Leichen schleift man aus den Thoren,
Doch zwanzig derer, die sie sterben sahn,
Sie haben morgen schon dem Kreuz geschworen,
Aus Blut wird Christi Kirche neu geboren,
Und jeder Sturm facht frische Flammen an.

1. Erläuterungen. Str. 1. Die Überschrift heißt eigentlich: Ave, imperator, morituri te salutant! „Heil dir, Kaiser, die dem Tode Geweihten begrüßen dich.“ So findet sich das Wort bei Sueton, vita Claudii, C. 21. „Als der Kaiser nämlich zur Feier der Vollendung des Abzugskanals aus dem Fucinersee ein blutiges Seegefecht gab, begrüßten ihn mit obigen Worten die Fechter. Des Kaisers Gegengruß: „Seid gegrüßt“ nahmen sie irrtümlich für eine Erlaubnis nicht zu kämpfen, so daß Claudius sie drohend und ermahnend zum Kampf antreiben mußte.“ (Büchmann, geflügelte Worte. S. 244. 9. Aufl. 1876.) Vgl. Cassius Dio. 60, C. 50. — Die Gladiatoren waren meist Kriegsgefangene, welche ein Lanista für den Fechterberuf vorbereitet hatte. Tapfere und besonders geschickte Gladiatoren beschenkte das Volk mit der rudis (dem Stabe); die so Beschenkten waren vom weiteren Gladiatorendienste befreit. Tödlich Verwundete konnte das Volk begnadigen, wenn der Verwundete den Zeigefinger emporhob; die Begnadigung sprach das Volk durch Emporhaltung der geballten Hand mit eingezogenem Daumen aus, die Verwerfung des Gnadengesuchs durch die Ausstreckung der Hand. Die Leichname wurden mit Haken aus der Arena (dem Kampfplatze) geschleift und außerhalb des Amphitheaters begraben. (Vgl. Str. 13.)

Str. 2. Panem et Circenses: Brot und Spiele im Circus (Juvenal, Satir. 10, 81) forderte der Pöbel in der Kaiserzeit, und die Kaiser gaben ihm beides; die selbst entarteten Söhne römischer Helden boten dem Volke immer größere, immer blutigere Schauspiele, um die überreizten und verwöhnten Sinne aufs neue zu kitzeln und zu befriedigen. — Blutge Witze: Die Schauspiele, in welchen so viel Blut floß, gewährten dem entarteten Volke eine ähnliche Unterhaltung, als der Witz eines Geistreichen sie in früheren Zeiten oder bei anderen Gelegenheiten zu schaffen vermochte.

Str. 4. Es wird Nero wahrscheinlich grundlos beschuldigt, den großen Brand Roms angestiftet zu haben, jedenfalls aber ist an der Beschuldigung etwas Wahres, daß er angesichts des schaurig schönen Anblicks pathetisch homerische Verse deklamiert habe. So läßt sich denn auch das Dichterwort rechtfertigen, welches hier von Nero behauptet, er habe die Cither zu jenem

grausigen Schauspiel gerührt und mit elegischen Tönen die Feuersbrunst begleitet.

Str. 5. Der „liebe Pöbel“ ist ironisch vom Dichter gesagt. Die Kaiser mußten, weil ihre Macht nicht auf den Patriziern, nicht auf dem begüterten Stande, sondern auf dem Pöbel ruhte, diesen durch allerhand Unterhaltung und Liebkosung bei guter Laune zu erhalten suchen; und wie ungeschickte oder feige Erzieher dem ungezogenen Kinde jeden Willen erfüllen, damit es nicht schreie, so thaten auch jene Kaiser. — Zur Abwechslung wurden heute Parther, morgen Perser, übermorgen Deutsche aus der Schar der Gefangenen ausgewählt, um dann in ihrer Nationaltracht vor den Augen von vielen Tausenden von römischen Männern und Weibern sich gegenseitig abzuschlachten; zu Neros Zeit ward zum ersten Mal eine andere Art von Totenopfern vorgeführt: zum Tode verurteilte Christen.

Str. 8. Sie grüßen in dem Psalme (Str. 7, 4), welcher den Ohren der Zuschauer so fremd und wunderbar klingt, ihren Cäsar, d. h. nicht Nero, sondern den zum Himmel erhöhten Christus, den König des Reiches der Himmel, welcher den treuen Überwindern die ewigen Kronen und Hütten verheißen hat, und befehlen, wie weiland der erste Blutzeuge Stephanus, ihre Seelen in seine Hände. Und wie Stephanus (Apg. 7, 55) den Himmel offen sah und mit leuchtendem Angesicht aus dieser Welt schied, so tröstet auch diese Märtyrerschar der Engel Nähe, daß sie der entmenschten Scharen und ihres Todes vergessen und ihren Tod nicht zu schmecken noch zu schauen scheinen. (Str. 9—11.)

Str. 12. Christianos ad leones! Die Christen vor die Löwen! Das war der alte Ausruf heidnischen Hasses, mit welchem die Hinrichtung der Christen und zugleich ein Volksschauspiel gefordert wurde. — „Zermalme kecklich Christi Weizenkorn!“ Anspielung auf ein Wort, welches Ignatius, im Hinblick auf seinen bevorstehenden Tod, auf der Reise nach Rom geschrieben hat, wenn anders die ignatianischen Briefe, welche uns erhalten worden, echt sind.

Str. 13. Es ist eine oft sich wiederholende Thatsache in der Geschichte der christlichen Kirche, daß in den Zeiten der Verfolgung die Zahl der Bekenner nicht abnahm, sondern wuchs, und daß namentlich auch viele Zuschauer, ja zur Hinrichtung der Christen befohlene Soldaten unmittelbar nach dem freudigen Märtyrertode derselben zum Christentum sich bekannten und in kurzer Zeit denselben Weg zum Tode jenen nachwandelten, welchen sie die Kenntnis des Lebensweges verdankten. So bestätigt sich das Wort Tertullians stets aufs neue wieder: sanguis martyrum semen ecclesiae (das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche).

2. Grundgedanke. Das Gedicht ist ebenfalls den „heiligen Worten“ eingereiht, obgleich jenes in der Überschrift genannte Wort eigentlich kein christliches, kein heiliges ist, vielmehr ein solches erst durch die Wendung wird, welche der Dichter dem Worte giebt: Heil Christe dir! dich grüßen, die da sterben. Jedenfalls war es die Aufgabe des Dich-

ters, durch Nebeneinanderstellung der sterbenden Gladiatoren und der sterbenden Märtyrer zu zeigen, welcher Tod der beneidenswertere sei, ob der eines Gladiators, welcher hoffnungslos dahinstirbt und sterbend sich noch durch Mut und Grazie Zeichen des Beifalls zu erwerben strebt, oder der eines Märtyrers, welcher, des Fechtens ungewohnt, ohne Widerstand, aber mit innerster Freudigkeit und einem Mute, der auch in den Schwachen mächtig ist, in den Tod hineingehen kann unter Gesang und Gebet und in der festesten Hoffnung, daß die Leiden dieser Zeit nicht wert sind der Herrlichkeit, welche an ihm, so er überwindet, offenbar werden soll. Kein Zuschauer hat Lust empfunden, als Gladiator zu sterben, aber viele Zuschauer, welche Christen sterben sahen, sind Christen geworden und als Christen für Christum, den sie sterbend grüßten, in den Tod gegangen.

Welcher Fürst war der größere, Nero oder Christus?

---

22. Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

[Blumen und Sterne. 7. Aufl. 1878. Stuttgart. S. 153.]

1. Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitieren,
Da prüft' er scharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchstabieren,
Ihr Vaterunser, Einmaleins und was man lernte mehr;
Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

2. Gleichwie der Hirte schied ir da die Böcke von den Schafen,
Zu seiner Rechten hieß er stehn die Fleißigen, die Braven,
Da stand im groben Linnenkleid manch schlichtes Burgerskind,
Manch Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind.

3. Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
Und wies sie mit erhab'ner Hand zur Linken, in die Ecke,
Da stand im pelzverbrämten Rock manch feiner Herrensohn,
Manch ungezognes Mutterkind, manch junger Reichsbaron.

4. Da sprach nach rechts der Kaiser mild: habt Dank, ihr frommen Knaben,
Ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn, den güt'gen Vater haben,
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechtesöhne seid:
In meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid!

5. Dann blitzt sein Blick zur Linken hin, wie Donner klang sein Tadel:
Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schändet euren Adel;
Ihr seidnen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht,
Ich frage nach des Manns Verdienst, nach seinem Namen nicht!

6. Da sah man manches Kinderaug in frohem Glanze leuchten,
Und manches stumm zu Boden sehn, und manches still sich feuchten,
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
Wen heute Kaiser Karl belobt und wen er ausgeschmält.

7. Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten,
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand,
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland. —

1. Einleitung. Gerok hat unter der Überschrift: „Von Kaiser Karl dem Großen. Deutscher Jugend zur Lust und Lehre" eine Reihe von Dichtungen vereinigt, von welchen diese die erste ist. Es folgen: Wie Kaiser Karl schreiben lernte, zur Jagd ritt, die Deutschen singen lehrte, Reben pflanzte, Besuch bekam, in Büchern las, in den Sternen las. — Der Erläuterung besonders bedürftig sind diese Dichtungen sämtlich kaum, in einem Lesebuch für Quarta oder Quinta werden sich dieselben aber sehr gut verwerten lassen, und darauf wollte ich durch dieses eine, zur Probe mitgeteilte Gedicht aufmerksam machen.

Alle genannten Gedichte (8) sind in den Jahren 1866 und 1867 entstanden und haben wohl zunächst zur Freude und Belehrung der eignen Kinder Geroks dienen sollen.

Historisch ist diese „Schulvisitation". Kaiser Karl hatte durch Alcuin, einen berühmten englischen Mönch, eine Hochschule für seine hohen und niederen Hofbeamten errichten lassen und besuchte dieselbe öfter. Sein Lob und sein Tadel war ein wirksamer Sporn für den Eifer der Jünglinge. Als er bei einem solchen Besuche sich die Arbeiten der Schüler vorlegen ließ und die Bemerkung machte, daß gerade die Söhne der niederen Beamten die besten, die der vornehmeren aber die schlechtesten Arbeiten geliefert hatten, stellte er jene zu seiner Rechten, diese zu seiner Linken und sprach, zu den Fleißigen gewendet: „Ich danke euch, meine Söhne, daß ihr den Wunsch eures Königs und euer eigenes Wohl stets im Auge gehabt habt. Fahret fort wie bisher! und stets sollt ihr geehrt sein in meinen Augen, und reichlich will ich euren Eifer belohnen." Dann wandte er sich mit edlem Unwillen zur Linken und rief mit der ihm eigenen ernsten Strenge: „Ihr aber, Söhne der Vornehmen, ihr trägen Weichlinge, die ihr gewissenlos den Befehl eures Königs verachtet und euren eignen Vorteil in arger Verblendung verkennet, euch versichere ich bei dem allmächtigen Gotte! — hier hob er Haupt und Hand wie zum Schwur gen Himmel — wenn ihr nicht bald bessere Wege betretet, so habt ihr von mir nichts Gutes zu erwarten. Eure vornehme Geburt und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; nicht sie, sondern Wissenschaft und reine, edle Sitten sind das Erste am Menschen, und bei mir werden nur *wahre* Verdienste, nicht *zufällige* Vorzüge

Anerkennung und Belohnung finden." (Vgl. Schwartz, Geschichtsbilder II., 6. Aufl. 1872. S. 54.)

2. **Form des Gedichts.** V. 1. 2. sind siebenfüßige Jamben mit überzähliger Silbe, also auch klingendem Reime, während V. 3 und 4 jeder Strophe nur sieben vollständige Jamben enthalten und mit stumpfem Reime schließen.

3. **Erläuterungen.** **Str. 2.** Bürgerskinder in unserm Sinne waren nicht in der Hofschule Karls, sondern Kinder von Burgaufsehern oder Burgwärtern.

Str. 3. Herrensohn = Sohn eines Adligen.

Str. 7 ist reich an Wortspielen!

4. **Grundgedanke.** Das Wort Göthe's:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen"

ist auch der Grundgedanke dieses Gedichtes. Aber den Kindern der Stufe, auf welcher dieses Gedicht behandelt werden soll, ist das Wort Geroks verständlicher: In meinem Staate gilt der Mann, d. h. die inneren, und nicht des Mannes Kleid oder die äußeren Vorzüge. (Str. 4, 4.) Oder: „Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand" (Str. 7, 3), d. h. nicht ererbte Vorzüge (Adel, Schönheit, Reichtum, Begabung), sondern erworbene Verdienste (Kenntnisse, Tugenden, Thaten) zieren den Menschen und erwerben ihm das Lob und den Lohn der Mitmenschen.

5. **Disposition.** Die Schulvisitation: Der Anfang der Prüfung. (Str. 1.) 2. Die Scheidung der Fleißigen und Faulen. (Str. 2. 3.) 3. Das Lob der Fleißigen. (Str. 4.) 4. Der Tadel der Faulen. (Str. 5.) 5. Wirkungen von Lob und Tadel. (Str. 6.) 6. Nutzanwendung für heute und alle Zeit. (Str. 7.)

---

23. Sedan.

[Deutsche Ostern. 2. Aufl. Stuttgart 1871. S. 37.]

1. Wie Märchen klingt's, und doch — im Jubelton
Durch alle Straßen wälzt sichs freudebrausend:
„Sie haben ihn, den Schelm Napoleon,
Sie haben ihn und seine Achtzigtausend!"
Die Kinder rufens in den Gassen aus,
Den Männern rollen Thränen von den Wangen,
In Flaggen hüllt sich festlich Haus um Haus!
Viktoria! Der Kaiser ist gefangen!

2. Viktoria! So wuchtig lag die Frucht
Vollreifen Siegs noch nie in deutschen Händen,
Seit Hermann in der Teutoburger Schlucht
Roms Heer zerquetschte zwischen Felsenwänden;
Nicht Leipzig ists, nicht Waterloo fortan,
Wo deutscher Kraft ihr Bestes ist gelungen;
Dort hat es halb Europa mitgethan,
Bei Sedan haben wirs allein gezwungen.

3. Viktoria! So jählings lag, so tief
Der Deutschen Todfeind niemals noch darnieder,
Augustus nicht, als er verzweifelnd rief:
Gieb, Varus, meine Legionen wieder!
Nicht König Franz, der nach Pavias Strauß
Dem deutschen Ritter übergab die Wehre
Und aus der Haft des Kaisers schrieb nach Haus:
„Alles verloren, aber nicht die Ehre!“

4. Du brachtest nicht die Ehre mit ins Feld,
Du nimmst sie nicht vom Feld mit ins Gefängnis;
Ein kecker Spieler warst du, doch kein Held,
Nicht groß im Glück und klein in der Bedrängnis;
Des Siegers Mitleid, deines Heeres Hohn
Und deines Volkes Fluch wird mit dir gehen,
Und zürnend wird dein Ohm Napoleon
Allnächtlich neben deinem Lager stehen.

5. Ein Gottesurteil ists, ein Weltgericht,
Wie keins in der Geschichte Buch geschrieben.
Die Lüge bläht sich, doch besteht sie nicht,
Gott bläst darein — die Blase muß zerstieben.
Der Pharao begrub im roten Meer,
Nebakadnezar zwang den Staub zu essen,
Und Sanherib zerschlug mit samt dem Heer,
Ist wieder einmal zu Gericht gesessen.

6. Ihr aber rollt aufs neu die Fahnen auf,
Glorreiche Helden, deutsche Gottesstreiter!
Mit Gott voran im blutgen Siegeslauf!
Bis hierher half er, und er hilft noch weiter!
Auf nach Paris, ins stolze Babylon,
Kein Halt, bis seine trotzgen Mauern fallen,
Dann solls noch lauter, soll im Donnerton:
„Viktoria!“ durch deutsche Lande hallen!

1. Erläuterungen. Str. 1. Schelm nennen die Deutschen mit Vorliebe die Franzosen, und zwar bedeutet das Wort Schelm den Dieb, den

Spitzbuben, welches epitheton ornans (schmückendes Beiwort) besonders Napoleon verdiente, da er einen ungerechten Krieg begonnen hatte. — Die Anspielungen in **Str. 2** darf ich als deutlich voraussetzen, ebenso die in **Str. 3**, V. 3, 4; König Franz I. von Frankreich verlor im Kampfe gegen Karl V. von Deutschland in der Schlacht von Pavia Sieg und Freiheit (24. Februar 1525). Franz I. belagerte gerade Pavia, da rückte das Heer der Verbündeten, von Karl von Bourbon und dem wackern Georg von Frundsberg, welcher 15,000 Deutsche befehligte, geführt, zum Entsatze heran. Unter den Mauern Pavias wurde die Schlacht geschlagen. Franz bewies glänzende Tapferkeit; er tobte noch wie rasend umher, als bereits die Schlacht verloren und er selbst an der Hand, am Arme und an der Stirn verwundet war, als wenn er allein die Schlacht noch gewinnen wolle. Endlich wurde ihm sein Pferd erschossen, er stürzte und fiel, von dem fallenden Pferde bedeckt, in die Gewalt seiner Gegner, welche ihn zuvorkommend und ehrenvoll behandelten. Damals schrieb er an seine Mutter: Alles ist verloren, Madame, nur die Ehre nicht! — **Str. 5.** Gott bläst darein, eine Verwendung des alten Wortes, welches Elisabeth von England nach Zerstörung der spanischen Flotte Armada auf eine Münze prägen ließ. (Afflavit Deus et dissipati sunt = Gott blies darein, und sie wurden zerstreut.*) Hier findet sich nicht nur eine sehr schöne Allitteration in V. 3, 4 (bläht, bläst, Blase), sondern auch eine Annomination (bläst und Blase), und ebenso ein doppeltes Wortspiel, da des Menschen (Napoleons) Hochmutswerk nur aus dem sich blähen hervorgegangen und darum eine Blase ist, welche wiederum zerspringt und zerstiebt, sobald Gottes Hauch hinein bläst. — Der Pharao begrub (Qui Pharaonem sepelivit): Pharao ist Accusativ-Objekt, während der sich auf Gott zurückbezieht (Subjekt). Die Thatsache ist bekannt. (Auszug der Kinder Israel aus Egypten. 2. Mos. 14.) Nebukadnezar wurde zur Strafe seines Hochmutes mit Wahnsinn geschlagen, daß er mit den Ochsen auf der Weide Gras fraß, sich selbst für einen Ochsen haltend. (Dan. 4.) Sanherib aber ist jener furchtbare assyrische Feind, welcher Jerusalem unter des frommen Königs Hiskia Regierung mit einem ungeheuren Heere belagerte. Aber dies Heer wurde durch Pest in einer Nacht niedergeschlagen, und der mit dem Rest des Heeres heimgekehrte König wurde von seinen eigenen Söhnen ermordet. Diesen von jeher als Gottesgericht angesehenen Ereignissen reiht der Dichter den Sedanstag als ein neues Gottesgericht an. — **Str. 6** ist die Deutung des Wortes Ebenezer (Stein der Hülfe): 1. Sam. 7, 12 ff.

2. Gedankengang. Ganz ähnlich dem Liede Geibels: „Am 3. September", nur noch ausführlicher, beschreibt dies Gedicht die Freude, welche alle Deutschen ergriff, als die Nachricht von der Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme Napoleons unser Land durchflog. (Str. 1.) Solch ein großer Erfolg steht in der deutschen Geschichte vereinzelt da.

*) Vgl. Schillers unüberwindliche Flotte.

An diesen reicht die Schlacht im Teutoburger Wald nicht heran; und die Schlachten von Leipzig und Waterloo waren zwar ähnlich ereignisschwere Schlachten, aber sie sind nicht nur von Deutschen geschlagen worden. (Str. 2.) So entscheidend ist nie eine Niederlage eines Todfeindes Deutschlands gewesen, weder die Niederlage des Varus und seiner Legionen, noch die Schlacht bei Pavia, obgleich auch diese einem französischen Fürsten die Freiheit kostete. Denn Franz I. fiel doch mit Ehren in die Gefangenschaft (Str. 3), während Napoleon keine Ehre zu verlieren hatte; ihm ist das Mitleid seines großen Gegners und der Hohn und Fluch — seiner Unterthanen in die Gefangenschaft gefolgt. (Str. 4.) Den großen Weltgerichten in der heiligen Geschichte reiht sich dieses Ereignis würdig an: Gott hat gerichtet. (Str. 5.) In ihrer gerechten Sache werden die Deutschen auch weiter ziehen, bis nicht nur der Kaiser, sondern auch das hochmütige, den Frieden zurückweisende Volk gedemütigt ist. Vorläufig ist Sedan der Stein der Hilfe Gottes und die Bürgschaft für Gottes ferneren Beistand. (Str. 6.)

---

24. Eine alte Geschichte.

[Deutsche Ostern. Zeitgedichte. 2. Aufl. Stuttgart 1871. S. 43.]

1. Einst saß in Sommertagen ein deutscher König am Rhein,
Er labte sich im Bade und trank den kühlen Wein,
Hat siegreich jüngst geschlagen im Osten blut'gen Strauß,
Nun ruht er mit Behagen zu neuen Kämpfen aus.

2. Doch drüben auf Frankreichs Throne kocht Einer alten Groll,
Der aller Listen Meister und aller Ränke voll,
Sein Thron will aus den Fugen, den leimt er gern mit Blut,
Auch däuchte seinen Augen das Land am Rheine gut.

3. Und als er heimlich gerüstet, da griff er rasch zur Wehr,
Ergoß durch Lotharingen sein wildes, wüstes Heer;
Der Deutsche wills nicht glauben, er glaubt an Ehr und Treu,
Jetzt steht er auf im Zorne, die Mähnen schüttelt der Leu.

4. Er ruft des Reiches Fürsten, die stehn für einen Mann:
„Der Schimpf, der dir geboten, ist allen angethan,
Wir leisten Heeresfolge, wir rollen die Banner auf,
Wir sammeln unsre Völker, wir kommen all zu Hauf!"

5. Da schickt der König Boten dem welschen Widerpart:
„Nicht Überfall und Eidbruch ist deutscher Brauch und Art,
Du brichst den Krieg vom Zaune, du sollst ihn haben, den Krieg,
Gott richte unsre Sache und helfe dem Rechte zum Sieg!"

6. Und wie die Bäche zu Strömen, die Ströme sich sammeln zum Meer,
So flutet aus allen Gauen zusammen das deutsche Heer.
Schnurstracks Paris entgegen wälzt es den Siegeslauf,
Pflanzt auf Montmartres Höhen des Reiches Adler auf.

7. Und als zum Kreuz gekrochen der welsche Schalk und Schelm,
Da schmückte der Heldenkönig mit Eichenlaub den Helm,
Zog neu mit seinem Schwerte des deutschen Reiches Mark,
Und sprach: Habt Dank, ihr Fürsten, die Eintracht macht uns stark! —

8. Und fragt ihr mich nach Namen: Wer, wo und wie und wann?
So wißt: Otto der Zweite, so hieß der deutsche Mann,
Der welsche Schelm und Räuber, der aber hieß Lothar,
Neunhundertachtundsiebzig schrieb man im selben Jahr.

9. Es ist eine alte Geschichte und ist kein neues Gedicht,
Bei Giesebrecht dem Meister, da lest ihr den Bericht;
Es ist eine alte Geschichte, doch wird sie immer noch neu,
Von welschem Trug und Tücke, von deutscher Kraft und Treu.

1. **Geschichtliches.** „Als der König Lothar von Frankreich, der Sohn von Ottos Muhme Gerberga, plötzlich ohne Kriegserklärung in Lothringen einfiel und Aachen nahm, berief Otto die Fürsten zu einem Reichstage nach Dortmund, und mit Begeisterung forderten alle einstimmig rasche und derbe Züchtigung des heimtückischen Franzosen. Nie waren die Deutschen so einig gewesen. Noch im Herbste 978 rückte Otto an der Spitze des mächtigsten Reichsheeres, das bis dahin gesehen war, von 60,000 Mann, wovon die Hälfte schwer bewaffnete Ritter, bis Paris vor, und als er wegen Krankheit und Mangel wieder abziehen mußte, ließ er auf dem Montmartre von einen so großen Chore von von Geistlichen, als er nur auftreiben konnte, ein weithinschallendes Halleluja singen; denn er hatte gelobt, die Pariser ein Tedeum hören zu lassen, wie sie es noch nie gehört hätten. Die Franzosen, an deren Spitze der Herzog Hugo Capet, der Sohn einer Schwester Otto I. stand, wichen jeder dargebotenen Schlacht aus. Im Jahre 980 wurde Friede geschlossen, worin Lothar abermals feierlich seinen Ansprüchen auf Lothringen entsagte.“*)

2. **Zum Verständnisse.** Dieses schöne Gedicht hat seinen besonderen Reiz darum, weil es bis zum Schlusse eine Begebenheit zu erzählen scheint, welche im Jahre 1870 geschehen ist, und der Dichter uns absichtlich bei dieser Meinung erhält. Wir lesen die erste Strophe und denken an König Wilhelm im Bade Ems unweit der Stelle, wo die Lahn sich in den Rhein ergießt. Die Kämpfe im Osten deuten wir unschwer auf

*) Aus dem sehr empfehlenswerten Geschichtswerke von Ludwig Bender, die deutsche Geschichte. Ein patriotisches Lehr- und Lesebuch. 5. Aufl. 1876. (Essen, Bädekers Verlag.)

den deutschen Krieg im J. 1866, und es ahnt uns nicht, daß damit König Otto des II. Kämpfe mit seinem Vetter Heinrich dem Zänker, Herzoge von Baiern, und mit dessen Bundesgenossen, dem Herzog Boleslaw von Böhmen, gemeint sind. Auf Napoleon und seine fatale Lage im J. 1870 scheint uns die 2. Strophe gedichtet zu sein; sein Thron war morsch, und die Volksabstimmung im Mai 1870 hatte ihn nicht befestigt. Und wer war ränkevoller, als er; wer schielte mehr nach dem linken Rheinufer? Die Strophe 3 läßt uns in unserm Irrtume. Wir beziehen dieselbe auf Napoleons Kriegsrüstungen und Truppenanhäufungen in Elsaß-Lothringen. Daß der Deutsche an die Möglichkeit des Krieges, zu welchem die Kandidatur des hohenzollernschen Prinzen für den spanischen Thron nur Vorwand, nicht Grund war, anfänglich nicht glauben wollte, steht noch in aller Alten Erinnerung. Wir waren selbst die Ungläubigen, die Überraschten, die durch die vom Zaune gebrochene Kriegserklärung Beleidigten. (Str. 3.) Um so größer war unsere Freude, Deutschland, auch die Südstaaten treu zum Reiche und zu der Sache des Bundesherrn stehen zu sehen. Die Baiern waren sogar den zunächst angegriffenen Preußen in der Mobilmachung voran. Und so bleiben wir in der Täuschung auch in den drei folgenden Strophen. Denn klug sind die Züge hervorgesucht, welche beiden Bildern gemeinsam sind, die unähnlichen sind verschwiegen. So muß denn diese reine Vexier-Erzählung, wo sie nur vorgetragen wird (am besten eignen sich dazu Knaben von 9—11 Jahren, denen es eine heimliche Freude ist, wenn sie die Erwachsenen, Lehrer und Eltern, einmal gründlich anführen können,) viel Heiterkeit erwecken. Wir kennen den schalkhaften Erzähler Gerok schon aus dem früher mitgeteilten Gedichte: Schwäbische Kunde. (Vgl. Erl. I. S. 313.) In der Schlußstrophe findet sich denn auch Geroks Quelle genannt, nämlich das große Geschichtswerk des Mittelalters von Giesebrecht,*) nach Ranke und Leo wohl dem größten deutschen Historiker der Gegenwart. Das Wort: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu“ ist übrigens ein vielgebrauchtes Citat aus Heinr. Heines Gedicht: Ein Jüngling liebt ein Mädchen (zuerst 9. Okt. 1822 im Berliner Gesellschafter gedruckt). Die Erfahrung aber, daß die Welschen nicht erst heute, sondern schon vor alten Zeiten unsere Feinde und uns gegenüber tückisch und treulos gewesen, daß ihnen aber auch immer von den Deutschen heimgeleuchtet worden ist, wenn Deutschland nur einig war — enthält für uns nicht nur den Grundgedanken, sondern auch eine wertvolle Warnung und Mahnung.

Biographie des Dichters.

Wir besitzen von Karl Gerok einen Teil einer Selbstbiographie unter dem Titel Jugenderinnerungen. Dieselbe ist selbstverständlich

---

*) Deutsche Kaisergeschichte.

für unsere Zwecke nur teilweise zu verwerten, aber die gemütvolle, humoristische, geistreiche Natur des Schwaben, des Dichters, des frommen Christen, kann sich in keiner Zeile verleugnen. Die Lektüre des Buches bereitet jedem Leser sicher einen großen Genuß.*)

Gerok ist am 30. Jan. 1815 in dem württembergischen Oberamtsstädtchen Vaihingen an der Enz als das erste Kind des Diakonus (Helfers) M. Christoph Friedrich Gerok und seiner Gattin Charlotte, geb. Lenz, geboren. Sein Vater zog jedoch bald nach der Geburt des Erstgeborenen nach Stuttgart in das Diakonat der Stiftskirche. In Stuttgart verlebte denn auch Gerok hauptsächlich seine Jugendzeit. Nachdem er in Stuttgart das Gymnasium besucht und hier zum größeren Teile, namentlich im Obergymnasium, vortreffliche Lehrer, wie v. Cleß, Klaiber, Osiander, Gustav Schwab, gehabt hatte, bezog er die Universität Tübingen im Jahre 1832. Bis dahin hatten sich in dem begabten Knaben und Jünglinge wohl allerlei Talente geregt, auch war er bereits mit einzelnen Dichtern etwas mehr als oberflächlich bekannt geworden (z. B. mit Göthe, Schiller, Jean Paul, Musäus, Körner, Matthison), aber die Hauptanregung hatte er doch nur von der schwäbischen Dichterschule, namentlich von Uhland, Schwab, Kerner, Hauff rc. empfangen; er hatte auch bereits in der Dichtung selbst sich versucht, fällt jedoch über die sentimentalen, unselbständigen Versuche seiner Jugend kein günstiges Urteil.

In Tübingen studierte er im Stifte, wie so viele Schwaben, von 1832—1836 und zwar Philosophie und Theologie, besonders dem Wunsche seiner Mutter und der Familientradition folgend. Aus jenem Stifte sind Schwabens größte Männer fast ohne Ausnahme hervorgegangen, Philosophen, wie Schelling, Hegel und Strauß, Dichter wie Hölderlin, Schwab, Albert Knapp, Gustav Pfizer; Theologen, wie Bengel, Storr und Baur rc.

Anfangs fesselte den jungen Studenten besonders die Hegelsche Philosophie, durch Repetenten, wie Strauß und Vischer vertreten; Strauß war damals im Begriffe, seine Evangelienkritik, „das Leben Jesu“ zu beginnen, jenes Werk großartig in dem Umschwung, welchen es in der Wissenschaft hervorrief, verderblich in seinen Wirkungen auf die urteilslos sich dieser negativen Kritik hingebende und den Glauben über Bord werfende Masse. Der Theologe Gerok sah die alte Tübinger Schule zerbröckeln und die neue, linke, von Ferdinand Baur geführte, aufgehen, und begeisterte sich nebenbei für den Berliner Theologen Schleiermacher. Außerdem aber fand der fleißige und talentvolle, für alles Ideale empfängliche Student auch noch Zeit zu litterarischen Studien. Er ward mit Göthe, Jean Paul näher, mit Shakspere zuerst bekannt; hierzu

*) Ursprünglich erschienen diese Jugenderinnerungen in der vielgelesenen Zeitschrift Daheim.

kamen die vornehmsten Dichtungen des Mittelalters und die Dichter der Neuzeit, die Romantiker, die Novalis, Hölderlin, Eichendorff, Chamisso, Tieck und zahllose kleinere und größere Geister unter den begeisterten Freunden und eingefleischten Gegnern romantischer Anschauungen. Von der Hochschule nach sehr gut bestandener Prüfung entlassen, widmete er sich sofort dem praktischen Berufe. Von 1837 bis 1840 wirkte er als Vikar in Stuttgart, unternahm während dieser Zeit noch eine längere wissenschaftliche Reise, auf welcher er namentlich zu Berlin in halbjährigem Aufenthalte neue, eifrige Studien in der Theologie und Philosophie, sowie in der Ästhetik und Kunstgeschichte machte. Auch seiner großen Vorliebe für Naturschönheiten that er in jener Zeit ein Genüge, indem er nicht in die Heimat zurückkehrte, ohne die Ostsee (Rügen) und Nordsee, (Helgoland), auch den Harz*) und den Rhein gesehen und bewundert zu haben. Nach Hause gekommen, ward er bald als Repetent an die Universität Tübingen berufen, wo er über drei Jahre (bis 1843) thätig war und in dem geistig anregenden und gemütlichen Verkehre einer Anzahl jüngerer, strebsamer, tüchtiger Geister außerordentlich gewann, wie er auch andern, noch jüngeren Männern ein gutes Vorbild und ein gewissenhafter, anregender Lehrer gewesen ist. Mit seiner poetischen Gabe traute er sich anfangs kaum hervor, und diese Bescheidenheit und Zurückhaltung diente nur zur größeren Vervollkommnung seiner Leistungen. Im Jahre 1844 ward ihm das Diakonat in Böblingen, im Jahre 1849 ein Pfarramt in Stuttgart übertragen, und hier hat er alle verschiedenen Stufen vom Pfarrer bis zum Oberkonsistorialrat, Oberhofprediger und Prälaten durchlaufen. So glücklich im allgemeinen sein Familienleben war, so ist es doch von schweren Schicksalsschlägen (Tod der Kinder, Tod seines Bruders Theodor, welcher bei dem Schiffsbrande der Austria sein Leben verlor) nicht verschont geblieben.

Was den Prediger Gerok so außerordentlich beliebt gemacht hat, das ist es auch, was wir an seinen Gedichten loben und lieben: die Zartheit der Sprache, der Reichtum der Gedanken, die Milde und Weitherzigkeit des Standpunktes. Gerok ist schon als Schwabe zwar bibelgläubig und fromm, aber interkonfessionell, und grade dieser Standpunkt war für große Kreise des dem kirchlichen Lehrbegriffe fernergerückten deutschen Volkes von außerordentlichem Segen. Dann aber ist er ein feinfühlender, ästhetisch durchgebildeter Geist, ein Dichter und ein Freund

*) „Von Hannover eilten wir über Hildesheim und das altertümliche Goslar in den Harz, um beim prachtvollsten Maienwetter einige Tage lang in diesem schönsten aller mitteldeutschen Gebirge umherzuschwärmen, trunken von Sonnengold und Waldesduft, „wie die Biene, die durch Blumen irrt, und wie der Käfer, der durch den Halmenwald klettert", schrieb ich damals nach Haus. Den Höhepunkt des Genusses bildete die Besteigung der Roßtrappe und die des Brockens, wo uns als Lohn des Schweißes ein purpurner Sonnenuntergang, ein lustiges Nachtlager und ein prachtvoller Sonnenaufgang zu teil wurde."

aller, also auch der weltlichen, Poesie, freigebig in Anerkennung der Vorzüge auch der Gegner seines Standpunktes, mild in Beurteilung ihrer Fehler, ein Mann, welcher ebenso sehr die verklärende Wirkung des Christentums in allen Verhältnissen und Gebieten wünscht und anstrebt, als er auch außerhalb des Christentums das Gute, Schöne, Wahre anerkennt und von demselben sich befruchten, anregen läßt.

Seine Natur ist zart, weich, versöhnend, fast weiblich-innig; gewinnend namentlich auch durch die geistreich-humoristische Seite, welche in so vielen seiner Dichtungen und in seinen Jugenderinnerungen hervortritt; der schwäbische Christ verleugnet sich in ihm nicht, aber auch der welt- und formengewandte hohe kirchliche Beamte hat ihn ebenso vor den Extremen bewahrt, als sein milder, eckenloser Charakter ihn für die höchsten geistlichen Würden geeignet erscheinen lassen mußte.

Seine Predigten sind vielen Lebensbrod gewesen, und seine geistlichen Dichtungen nicht minder. Von diesen enthalten die Palmblätter in zwei Bänden (die „neue Folge" bringt die späteren, geistlichen Gedichte, welche zum Teil schon in den Blumen und Sternen erschienen waren) verschiedenartige, meist lyrische, oder lyrisch-didaktische, also erbauliche Gedichte, von welchen man wohl das Wort des Verfassers wiederholen darf, daß sie großenteils gelegentlich entstanden und Hobelspänen zu vergleichen sind, welche dem Tischler während der schweren Arbeit abfallen. Die Pfingstrosen sind ein Kranz episch-didaktischer Dichtungen, welcher den ganzen Stoff der Apostelgeschichte behandelt. Die „Blumen und Sterne" sollten eigentlich eine Nachlese aus dem kirchlichen und profanen Gebiete sein, werden sich aber immer mehr als die weltliche Schwester neben den geistlichen Schwestern (Palmblätter und Pfingstrosen) ausgestalten. Sie enthalten außer einigen reinen, aber darum doch sehr schönen Gelegenheitsgedichten (vgl. Schwäbische Kunde in Erl. Bd. I. S. 313) noch historische Stoffe, immer in vollendeter Form mit gedankenreichem Inhalte, aber in einer gewissen gemütvollen Breite, so daß die poetische Gabe Geroks nicht auf den Lorbeer in der Ballade (geschweige im Drama) rechnen kann.*) Dagegen zeigt die Sammlung: Deutsche Ostern eine ebenso fromme als patriotische Betrachtung der

---

*) Nicht nur die geistlichen Dichtungen, sondern auch viele Dichtungen aus der Rubrik: Von Haus und Herd (in Blumen und Sterne S. 341 ff.) besingen schwere Schicksalsschläge und zeigen, daß Geroks Trauerstunden besonders segensreiche und die Worte berechtigt waren:

Nie im Jubel heller Freuden
Hab ich je ein Lied erdacht,
Nie den holden Lenz besungen
Mitten in des Lenzes Pracht.
Schüchtern schwieg der Dichtung Stimme
Vor des Lebens Übermacht,
Erst wenn mir ein Glück erstorben,
Ist's im Liede neu erwacht.

Kriegsereignisse des Jahres 1870, und Gerok steht Geibel in dieser Beziehung am nächsten, ja er übertrifft ihn nicht nur an Zahl der Gedichte, sondern auch an deutlicherem, spezifisch-christlicherem Ton, obgleich auch seine Weitherzigkeit manchem zu weit erschienen und nachweislich eine seiner humorvollen Dichtungen: Des deutschen Knaben Tischgebet in manchen christlichen Blättern, welche freilich den Verfasser nicht kannten oder kennen wollten, als frivol, ja als gotteslästerlich bezeichnet worden ist.

Möge Geroks reiche Predigtgabe und noch immer frisch sprudelnder Dichterquell ferner vielen Tausenden ein Segen sein, wie er es bisher gewesen ist. Wir wissen, daß Gerok bei aller Weitschaft des Herzens doch ein enges Gewissen hat, bei aller Vielseitigkeit des Geistes doch nur Eins will, die Ehre seines Heilandes und die Mehrung seines Reiches.

Geroks Schriften.

Palmblätter, Große reich illustrierte Prachtausgabe. Mit vielen Zeichnungen. Stuttgart, Greiner M. 15. Dritte Auflage. 1878.

Palmblätter, Jubiläumsausgabe, 25. Aufl. M. 6.50.

Palmblätter, Miniaturausgabe, 26. Aufl. M. 5.50. 1878. (1. Aufl. 1853.)

Palmblätter, Taschenausgabe, 7. Aufl. M. 3.

Blumen und Sterne, Gedichte. 7. Aufl. 1878. M. 5.50. (1, Aufl. 1868.)

Pfingstrosen. 6. Aufl. Gütersloh, Bertelsmann. 1876. M. 3.60.

Deutsche Ostern. Gedichte. 1871. Stuttgart, Greiner. 5. Aufl. 1878. M. 3.50.

Palmblätter. Neue Folge. 1878. Ebd, M. 3.50.

64 Konfirmations-Denksprüche. Gesammelt von Gerok. Mit Originalzeichnungen von J. Schnorr. I. und II. Sammlung à M. 1.05, in bunter Einfassung mit Goldschnitt à M. 1.20. Ebd.

Predigten auf alle Fest-, Sonn- uud Feiertage des Kirchenjahres.

1. Evangelienpredigten. 6. Aufl. Ebd. M. .675 (eleg. geb.), bezw. M. 5.85 (brochiert).
2. Epistelpredigten, 5. Aufl. Ebd. M. 6.75 bezw. M. 5.85.
Pilgerbrod (ein 2. Jahrgang Evangelienpredigten), 4. Auflage M. 6.75, bezw. M. 5.85,
4. Aus ernster Zeit. Predigten auf alle Fest-, Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres. Ebenda. Preis ders.
5. Der Segen, den Jesus auf die Kinderwelt gelegt hat. Predigt am 1. Sonntag n. Epiph. Ebd. M. 0.20.

Das Gebet des Herrn in Morgen- und Abendgebeten. 4. Aufl. Velin-Ausgabe. Ebd. M. 3. (Prachtband.) — Wohlfeile Ausgabe M. 1.50.

Über Gerok.

Jugenderinnerungen. Von Karl Gerok. 3. Aufl. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1876. M. 5.

Johann Wolfgang von Göthe.

25. Der getreue Eckart.

[Göthes sämtliche Werke in 3 Bdn., I. 1869. Stuttgart. S. 31.]
1813.

1. O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

3. Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut."" —
„Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

5. Und der es euch anrät und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und doch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

1. Form:

⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — |
⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑

6 Zeilen, von welchen Zeile 1. 2. 4. 5. elfsilbig sind, während die 3. und 6. Zeile nur 9 Silben haben. Jeder Vers beginnt mit einem Jambus, an welchen sich drei Anapäste (⏑ ⏑ —) in V. 1. 2. 4. 5., aber in V. 3. 6. nur 2 Anapäste mit einer überschüssigen Silbe anschließen. Der Reim ist in den erstgedachten 4 Zeilen männlich; in 3. 6. ist ein klingender Ausgang, ohne Reim. Das Reimbild ist aabccd.

2. Grundlage der Ballade: In seiner Thüringischen Chronika (Tom. 1. Cap. IV. p. 166) erzählt Joh. Heinr. von Falkenstein die hier zu grunde liegende Sage also: „Von der Frau Holla wissen die Bauern in Thüringen viel abenteuerliche Dinge zu erzählen. Gegen das Fest der Geburt Christi soll sie sich am meisten hören lassen. Da haben nun die gemeinen Leute allerhand Aberglauben und sagen unter andern: Wenn eine Magd vor dem Weihnachtsfeste ihren Rocken nicht abspinnet, so komme die Frau Holla und thue ihr einen stinkenden Possen in den Flachs. Christoph Philipp von Waldenfels erzählet (in s. select. antiquit. p. 376): „es wäre einstens in einem Thüringischen Dorfe, Schwarza genannt, die Frau Holla oder Hulda an dem Weihnachtsfeste durch das Dorf passiert mit ihrem wütenden Heere, vor welchem der treue Eckart her gegangen und die Leute gewarnet, sie sollten aus dem Wege gehen. Da habe es sich getroffen, daß demselben zwei Knaben aufgestoßen, welche aus dem nächsten Dorfe Bier geholet, und als sie die Schatten ansichtig geworden, sich in eine Ecke oder Winkel verstecket, denen aber einige Furien nachgeeilet, ihnen die Kannen abgenommen und das Bier ausgesoffen. Als nun alles hinweg und vorbei, kamen die

Knaben aus ihrem Winkel wiederum hervor und gingen nach Hause, waren aber sehr bekümmert, was sie vorwenden sollten, weil sie kein Bier mitbrächten. Indem sie also bei sich deliberieren, so sei der treue Eckart zu sie (!) gekommen und habe gesagt: Sie hätten wohlgethan, daß sie das Bier freiwillig hergegeben, anders würden die Furien ihnen die Hälse umgedrehet haben. Sie sollten nun getrost fortgehen, ihre Kannen zu sich nehmen, zu Hause aber nichts von demjenigen was geschehen in dreien Tagen sagen. Wie diese nach Hause gekommen, so wären die Kannen voll Bier gewesen, und wenn sie auch darvon getrunken, so hätte doch das Bier nicht abgenommen, so lange sie geschwiegen, als sie aber die Sache gesaget, und das Stillschweigen gebrochen, so wäre auch das Bier alle geworden. Das sind nun freilich solche Histörchen, welche die Bauern auf den Bierbänken in der Schenke, oder die Mägde beim Spinnrocken einander erzählen."

3. **Mythologische Erläuterungen:** Das wütende Heer und die wilde Jagd wurden von den Alten genau unterschieden; jenes zeigte den Ausbruch eines Krieges an und erschien zu unbestimmten Zeiten, diese kehrte regelmäßig zu bestimmten Jahreszeiten wieder. Den in den Winternächten heulenden Sturmwind faßte der Deutsche als nächtliche Jagd gewisser Gottheiten auf und knüpfte diese Erscheinungen an bestimmte Zeiten vor und nach Weihnachten, z. B. „Bartholomäi," die „Fronfasten" vor und „die Zwölften" nach Weihnachten.*) „Zu Eisleben und im Mansfeldischen schreitet der getreue Eckart gleichsam dem Zuge vorauf und heißt die Leute aus dem Wege weichen, damit sie nicht Schaden nähmen."**) Frau Holle ist mit verschiedenen Namen benannt worden, Holle, Hulda, Holde; aber auch Bertha, Freya, Venus sind sicher Bezeichnungen für eine und dieselbe deutsche Göttin. Frau Venus heißt sie übrigens erst seit dem 15. Jahrhundert. — Das „wütende Heer" oder eigentlich, wenn man obigen Unterschied festhalten will, die wilde Jagd, wird ausgeführt von den Hulden, welche gespenstische Wesen Frauen im Dienste der Frau Holle waren und ihr Gefolge bei der Jagd bildeten. Die christliche Vorstellung verwandelte ihren Namen in Unholden, eine Bezeichnung, welche sich aus dem Hasse des heidnischen Aberglaubens seitens der Priester und gläubigen Christen, aber auch daraus erklärt, daß dieselben Elbwesen, welche den dienstwilligen Menschen reichlichen Lohn gaben, solchen, welche Widerstand leisteten, Tod und Verderben brachten.***) Es wird also nunmehr die finstere Seite ihrer Doppelnatur hervorgekehrt und nach ihr der Name gebildet, während der Name Hulden sich auch als eine Art Euphemismus fassen

*) Die Zwölften sind die Nächte vom 24. Dezember bis zum Epiphaniasfeste (6. Januar).

**) Vgl. Kuhn, Westf. Sagen S. 360. Simrock, deutsche Mythol. 217.

***) Vgl. Erlkönig von Göthe.

läßt. Später nahm der Volksaberglaube an, daß diese Unholden Töchter des Teufels und der Hexen seien, und nannte solche bösen Mittelwesen auch wohl Holdeken, Dinger ꝛc.

Der getreue Eckart. Agricola berichtet über ihn in seiner Erklärung deutscher Sprichwörter gelegentlich des Sprichwortes: Der treue Eckhart warnet jedermann, oder, wie das Sprichwort sich wohl auch umgebildet findet, „du bist der „treue Eckart", du warnest jedermann." Er erzählt zuerst von den Helden des Heldenbuchs, besonders von Dietrich von Bern, und fährt dann fort: „Bald nach dieser Zeit ist gewesen der treuwe Eckhart, ein Held von Brisach, Herr im Elsaß und Breißgaw, von dem Geschlecht der Harlinge. Dieweil aber in Lamparten oder Lombardien die Franken gewaltig worden, griffen sie umb sich, und erschlugen die jungen Harling, der (deren) Vormundt Eckhardt war, das that aber Ermentfried. Der Eckhardt wollt seinen Herren, deren Vormundt er war, treuw beweisen, schuff und bracht also zuwegen, daß er mit anderer Helden hülffe den Ermentfried wieder erwürget, vnd umb dieser that willen ist er also biß an vnser Zeit, lenger denn tausend jar, gerhümpt worden, und ist er auch solches lobs und rhumbs fast wol wirdig, vnd ich wolt, daß viel Teutschen weren, den man solchs lob mit ehren möcht nachsagen. Wo findet man jetzt jemand, der sich als ein Vormundt frembder kinder also hart annehme? Ja der Vormundt nimpt also viel, daß der Nachmundt nichts vberkompt. Also gar ist trew und frombkeit bei den Teutschen, die zu vnsern zeiten seind, erloschen, daß, wenn vnser vorältern jetzt vom tod aufftünden, würden sie sich ihrer nachkommen schämen. Nun haben die Teutschen ihres trewen Eckharts nicht vergessen, von dem sie sagen: Er sitze vor dem Venusberg und warne alle leut, sie sollen nit in den berg gehn. Es ist eine Fabel, wie der Thannheuser im Venusberg gewesen sei vnd hab darnach dem Babst Vrbano zu Rom gebeichtet. Babst Vrbanus hab einen stecken in der handt gehabt, vnd gesagt: So wenig als der steck köndt grünen, also wenig mög Thannheuser vergebung seiner Sünd erlangen und selig werden. Da ist Thannheuser verzweiffelt, vnd wider in den berg gangen, vnd ist noch drinnen. Bald hernach empfahet Babst Vrbanus ein offenbarung, wie er sol dem Thannheuser seine Sünde vergeben, denn der stock beginne zu blüen. Darumb schickt der Babst auß in alle lande, vnd ließ den Thannheuser suchen, aber man kundt ihn nirgendt finden. Dieweil nun der Thannheuser mit Leib und Seel verdorben ist, sagen die Teutschen, der treue Eckhart sitze vor dem Berg und warne die Leut, sie sollen nicht hinein gehen, es möcht' ihnen sonst ergehen, wie dem Thannheuser. Es ist gewisse sage, daß zu Eißleben, vnd im gantzen Land zu Manßfeld das wütende Heer (also haben sie es genennet) fürüber gezogen sei, alle Jar auff den Faßnacht Dornstag, vnd die Leut seind zugelauffen, vnd haben darauf gewartet, nicht anderst, als solt ein grosser mächtiger Keyser oder König fürüber ziehen.

Vor dem hauffen ist ein alter Mann hergangen mit einem weißen stab, der hat sich selbs den trewen Eckhart geheissen, dieser alt Mann hat die leut heissen aus dem weg weichen, hat auch etliche leut heissen gar heym gehen, sie würden sonst schaden nemen. Nach diesem Mann haben etliche geritten, etliche gangen, vnd seind leut gesehen worden, die nemlich an den orten gestorben waren, auch der eins theils noch lebten. Einer hat geritten auff einem Pferdt mit zweien Füßen, der ander ist auff einem rad gebunden gelegen, vnd das rad ist von ihm selbs vmbgelauffen. Der Dritte hat ein schenkel vber die Achsel genommen, vnd hat gleich sehr gelauffen. Ein ander hat keinen kopf gehabt, vnd der stück ohn massen." So weit Joh. Agrikola. Wir*) setzen noch hinzu, daß Eckhart in s. comment. de rebus Franciae orientalis, L. 21, ad. a. 778 den treuen Eckart für den Seneschal Eghart hält, der mit Roland und dem Pfalzgrafen Anshelm bei Ronceval erschlagen ward. Vgl. Dippolds Leben Karl des Großen, S. 62."

Daß der getreue Eckart der wilden Jagd voranschreitet, ist schon oben gesagt: in der wilden Jagd aber können wir nichts anders als einen Zug Wodans erblicken, welcher unter den verschiedensten Namen mit der wilden Jagd in Beziehung gesetzt wird (Oden, Wod, Woljäger, Wauwau, Wau, Au, Hackelbärend, Hackelberg, Hackelblock, Wotu, Wut, Wode, Berchtold, Bernhard, Bauadietrich). Allmählig knüpfen sich an diese Wodanssage durch Vermittlung der Namen Bernhard ein Dietrich von Bern, durch Berchtold ein Eckart, ein Sohn des Zähringer Berchtold*), des Herrschers von Kärnthen und Breisach. Neben Odin oder an seiner Statt treten uns nun auch alle die Frauennamen entgegen, welche Freya, die Gemahlin Wodans, bezeichnen sollten, Frau Wode, Gode, Gauden, Frick, Berchta, Holla, Diana, Herodias, Abundia, Hera, Herka, Hulda, Holde, Bertha, seit dem 15. Jahrhundert Frau Venus. Der Venusberg, an welchen Eckhart, in welchem wir eigentlich wohl einen altheidnischen Priester der Freya (Hulda) zu erblicken haben, verbannt ist, ist der Hoselberg oder Hörselberg bei Eisenach nach einigen, nach anderen ein Berg bei Waldsee, oder bei Ufhausen unweit Freiburg in Schwaben. Höchst wahrscheinlich ist schon in den beiden Namen Berchta (die helle) und Holla (die dunkle) die Doppelnatur der Freya, bezw. des Wodan (denn in ihm finden sich beide Naturen erst geeint, dann getrennt), zu finden, so daß es nun um so klarer ist, daß man das Gefolge der Freya Hulden und Unholden nennen konnte.

4. Erläuterungen:

Str. 1. V. 1. Jedes Kind denkt zuerst an ihr gemeinsames Schicksal, dann an sich allein, was durchaus psychologisch richtig ist. — Das (ältere) Kind zeigt sich übrigens über die Sage der wilden Jagd vollkommen unterrichtet. — „Der nächtliche Graus" = der ganze Gespensterspuk. — „Das mühsam

*) Götzinger I., S. 699.
*) Das Zähringer Geschlecht leitet sich von Odin oder Berchtold ab.

geholte, das Bier" — die Trennung des Eigenschaftswortes vom Hauptworte ist absichtlich und wirksam. Es sollen die beiden Vorstellungen neben einander bestehen und nacheinander wirken: die verlorene Mühe und das sehnlichst erwartete und nun verlorene Bier. Ganz ähnlich nachher noch Str. 5, 3: „Der alte Getreue, der Eckart."

Str. 2. Sie drücken sich = sie suchen sich auf die Seite zu machen („dünn" zu machen), in der schwachen Hoffnung, unentdeckt zu bleiben. Der Ausdruck ist der Studentensprache entlehnt, aber hier durchaus passend. (Vgl. Saupe S. 237) — Geselle ist eigentlich der in demselben Saale mit anderen Wohnende, hier ganz unbestimmt eine unbekannte Person, von welcher die Kinder nichts anders auszusagen wissen, als daß sie alt war. Eckart redet zuerst eins der Kinder, vielleicht das am meisten erschrockene und trostbedürftige, dann beide zärtlich an. — Durstig ist die Jagd, weil sie Durst erweckt, genannt; so sagt man: gesunde Speise, gesunde Arznei, weil jene die Gesundheit erhält, diese dieselbe herstellt. — Dann sind sie euch hold, die Unholden; ein prächtiger Gegensatz, welcher uns die doppelseitige Natur dieser Geister andeutet: Dann sind sie euch hold, die ihr als die Unholden fürchtet und vor welchen ihr euch auch im Falle der Weigerung fürchten müßtet.

Str. 3. Gesagt, so geschehn: Diese überaus kurze, prägnante Ausdrucksweise bedeutet nicht blos: Wie er gesagt, so geschah es, sondern auch: Kaum war es gesagt, so geschah es schon so. — „Und da." So reihen die Kinder gern die verschiedenen Sätze an einander, und Göthe thut es hier absichtlich, um den für Kinder passenden Ton im Gedichte innezuhalten. „Der Graus und siehet so grau" = eine Annomination, welche mehr als Klangmalerei ist. Das Graue, Nebelhafte ist es ja grade, das Grausen und Grauen erregt.*) Die Kinder, welche furchtsam die Köpfe unterstecken, hören mehr als sie sehen. Das Schlürfen und Schlampfen (treffliche Alliteration) hören sie nur zu genau. Schlürfen ist das Einziehen des Getränkes mit geräuschvollem Zurückziehen der Lippen verbunden, das Schlampfen geschieht durch die Zunge, welche beim Trinken aus dem Munde heraushängt, ein eigentümliches schnalzendes Geräusch verursachend (vgl. das Saufen des Hundes). Beide Ausdrücke malen die Gier der durstigen Holden meisterhaft.

Nun saust es und braust es = Binnenreim.

Wütig und weit = Alliteration. — „Gethal" ist nach Analogie von Gebirge von Göthe neugebildeter Sammelname für eine von mehreren Thälern gebildete Ebene; vgl. in ähnlicher Bedeutung das ebenwohl neue „Gebreit":

Zieht ihr den Rhein
Hinab weit ins Gebreit hinein.**)

Str. 4. Zl. 1. Wiederum ein verkürzter Satz ohne Prädikat. Der Dichter läßt Satzglieder aus, in der Hast gleichsam, welche er an den Kindern schildern will. „Gesellt — Gesell": Annomination.

*) Vgl. Schlegels Arion Str. 5.
**) W. Müller: Westfalen, Land und Brauch. V. 1. 2.

fromm = weil er früher und jetzt das Beste der Kinder im Auge hatte (vgl. frommen). — Schelten = seltener Plural des häufigeren Wortes Schelte = Vorwurf.

Str. 5. „Und der es“ = Anaphora. „Der alte Getreue, der Eckart.“ Dieselbe grammatische Eigentümlichkeit begegnete uns bereits Str. 1, 5.

Str. 6. Die Bescheidenheit machte sich von selbst, da die Kinder von der wunderbaren Füllung der Krüge noch nichts verspürt hatten.

„der Krug nimmt nicht ein Ende“ statt: Das Bier in dem Kruge. Es ist die Figur der Metonymie (eig. Namensvertauschung). Unter derselben versteht man eine durch logische Verknüpfung zweier Begriffe mit einander ermöglichte Vertauschung zweier Begriffe, so daß statt des genannten Begriffes der verwandte gemeint ist. Solche Vertauschungen sind die Vertauschungen 1. der Ursache und der Wirkung; 2. des Zeichens und der bezeichneten Sache; 3. des Ortes und des im Orte Befindlichen.

Die 3. Art haben wir hier: Statt des Bieres (in dem Kruge) steht der Krug selbst. Ein andres Beispiel für diese Art Wortvertauschung ist: „Der Sänger hats gerufen, der Himmel hats gehört“ statt Gott (im Himmel) hats gehört. — „Ganz Griechenland ergreift der Schmerz“ statt: alle Griechen. — Ganz Deutschland lief unter die Waffen.

Str. 7. Die Mäuslein; vgl. Str. 4. -- „im Stillen ergetzt“; sie thun sich etwas darauf zu gute, daß sie jetzt allein das Geheimnis aufzuklären vermögen. — stammeln und stottern = Alliteration. — Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt und gleich ꝛc. = Polysyndese (überreiche Verknüpfung durch Bindewörter.) —

Str. 8. Aldermann = ein niedersächsisches und englisches Wort, in England Ratsherr, in Norddeutschland Innungsältester, Altmeister der Zunft bedeutend. — „füllt sich“ = erneut und ersetzt sich.

5. Disposition:

I. Spuk und Schrecken: Str. 1.
II. Der getreue Eckart als Warner: Str. 2.
III. Leere Krüge: Str. 3.
IV. Der getreue Eckart als Tröster: Str. 4.
V. Volle Krüge: Str. 5.
VI. Die Kinder plaudern, die Krüge versiegen: Str. 6.
VII. Allgemeine Regel für die Kinder: Str. 7.

6. Grundgedanke: Es scheint die in Str. 7, 5 ausgesprochene Regel der Grundgedanke der Ballade zu sein: Verplaudern ist schädlich, Verschweigen ist gut. Und jedenfalls wäre dieser Satz jedem Kinde verständlich, und zumal, nachdem er durch dieses schöne Exempel illustriert ist. Dieser Vorzug der Einfachheit und Klarheit ist wahrhaftig nicht klein und darum nicht zu unterschätzen. — Daß Göthe mehr in dieses Gedicht gelegt hat, als er, für die Kinder gleichsam zugeschnitten, in der letzten Strophe ausspricht, kann zugestanden werden; dies andre,

Tiefere zu formulieren, ist freilich nicht leicht, und es mag keiner der Erklärer dieses Gedichtes sagen, daß er das Richtige getroffen habe; läuft man doch zu oft Gefahr, in ein Gedicht hinein-, statt dasselbe auszulegen. Vielleicht kann man den Grundgedanken so ausdrücken: Dem gläubigen Kindessinn erschließt sich die Wunderwelt am leichtesten, zum Segen der Kinder, wie der Alten. Das aber rühre man nicht an, worin ein Segen liegt; man kehre das geheim gehaltene Kleinod nicht nach außen. Grade ein Kinderherz ist freilich auch dem Pesthauche der Verführung leicht zugänglich und bald zum Zweifel und Ungehorsam gebracht. Darum hüte man sich, das Kind um seinen Glaubensschatz zu bringen; man nimmt damit seinem Hause und sich selbst den Segen, seinen Kindern das teuerste Kleinod. — Das wäre dann das Wort für die Alten!

Ob der Dichter alle diese Gedanken in diese Ballade, oder, wie er sie in seinen Annalen (1813) benennt, Romanze bewußter Weise gelegt habe, wird unentscheidbar bleiben, zumal er der Sage, welche ihn möglicher Weise zunächst allein zur Dichtung anregte, treu gefolgt ist, aber der Inhalt von Str. 5. macht es mir doch sehr wahrscheinlich, daß er es gethan hat. Beachtenswert ist jedenfalls auch das Wort Viehoffs (S. 255.): „Es ist aber noch hinzuzufügen, daß der Dichter mit dieser Lehre (Str. 7) nur ein unvollständiges Fazit aus der Sage zieht. Dem träumerisch dichtenden Volksgeiste entgeht meistens, wenn er sich die Bedeutung seiner Produktionen zum Bewußtsein zu bringen versucht, der tiefere Sinn derselben: und so wird auch hier der Ahnung des Lesers die Grundbedeutung des Stückes überlassen, die keine andere sein möchte, als: Das Wunder muß, wie der Glaube, dessen Kind es ist, in verschwiegener Brust gehütet werden; der Sprache, dem Geschöpf des Verstandes, preisgegeben, verliert es Kraft und Dasein."

7. Entstehung der Ballade. Göthe hatte sich am Tage vor der Besetzung Weimars durch die Franzosen, nämlich am 17. April 1813, nach den böhmischen Bädern begeben, und in der Einsamkeit und Ruhe dieser Badeorte befand er sich wohl. Ein Zeichen, daß seine gedrückte Stimmung gewichen und die alte Heiterkeit wieder eingekehrt war, sind die drei in Teplitz entstandenen Gedichte: Der getreue Eckart, Die wandelnde Glocke, Der Totentanz. Den getreuen Eckart übersandte er, wie auch die beiden andern, seinem Freunde Riemer, und freute sich, daß sie dessen Beifall fanden, weil er ihm zutraute, daß er „diesen kurz gebundenen ästhetischen Organisationen auf den Grund sehe,*) wenn andere sich allenfalls am Effekte ergötzten." (Vgl. Saupe, a. a. O. S. 242.)

8. Schriftliche Aufgaben: 1. Der getreue Eckart. (Unter Benutzung der vorstehenden mythologischen Notizen.) — 2. Der getreue

*) Auch hierin kann man eine Bestätigung des oben über den Grundgedanken der Dichtung Gesagten erblicken.

Eckart und die Kinder. (Erzählung.) — 3. Vergleichung mit Bubes wilde Jagd.

9. Zur Vergleichung:

Die wilde Jagd.

(Von Adolf Bube.)
[1802—1873.]

1. Wenn Sturm die Waldung rüttelt,
Daß sie erbraust und kracht,
Wenn Holle Flocken schüttelt[1])
In düstrer Winternacht,
Da zieht vom Hörselberge[2])
Der wilde Jäger aus,[3])
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuck und Höllengraus.

2. Da schwanken Schreckgestalten
Mit Schwertern und Geschoß
Durch Zweig' und Felsenspalten,
Zu Fuß und hoch zu Roß.
Hier grinsen Wutgesichter,[4])
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm.

3. Horch! wie in alten Klüften
Das Jagdhorn wiederhallt,
Hallo! hallo! in Lüften
Und in den Tiefen schallt;
Wie wild es tobt und brauset,
Und furchtbar knallt und gellt,
Wie dumpf es heult und sauset
Und gräßlich brüllt und bellt!

4. Doch sieh! voran dem Zuge
Geht ruhigernst ein Greis.
Sein Kleid von grauem Tuche,
Sein Scheitel silberweiß.
Von Kinn und Lippen fließet
Ein langer Bart herab,
Und seine Hand umschließet
Dürr einen weißen Stab.[5])

5. Und wenn ein Hirt, ein Jäger
Dem Greis entgegensteht,
Heran des Holzes Schläger
Mit Axt und Säge geht,
Dann winkt er mit dem Stecken,
Daß jener schnell entflieht,
Eh' ihn ergreift der Schrecken,
Der wogend näher zieht.

6. Und Eckart, der Getreue,
Der alte Wundermann,
Warnt also stets auf's neue,
Wen flugs[6]) er warnen kann,
Bis, wenn der Hahn geschrieen
Beim ersten Morgenschein,
Die tollen Geister ziehen
Zum Hörselberg hinein.

7. Wenn so der Hölle Schrecken
In grauser Nacht euch naht,
Habt Acht auf Eckarts Stecken,
Der zeiget sichern Pfad.
Doch wer sich nicht läßt warnen,
Dem ist es nimmer gut,
Den wird der Spuck umgarnen,
Daß ihm erstarrt das Blut.

[Litteratur: *Gößinger I., S. 696. — *Becker in Körners prakt. Schulmann I., S. 171. — *Viehoff, 2. Aufl. I., S. 252. — *Saupe, S. 237. — *H. Kurz, III. S. 235. — *Reuter, S. 294.]

---

[1]) Flockenschütteln der Holle nennen wir das Schneien. — [2]) Hörselberg, vgl. S. 145. — [3]) Über den wilden Jäger vgl. auch außer dem oben Gesagten Erl. I. Bürgers Wilden Jäger. [4]) Vgl. oben Agricolas Beschreibung des Aufzugs. — [5]) Der weiße Stab Eckarts kommt in verschiedenen Sagen vor (Priesterstab?) — [6]) flugs = in der Geschwindigkeit.

26. Das Hochzeitslied.

[Göthes Werke in 3 Bdn. Stuttgart. 1869. I. S. 27.]

1. Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

2. „Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster, da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht,
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!"

3. Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein, so zierlich mit Ampelen-Licht
Mit Redner-Geberden und Sprecher-Gewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht er doch schlafen.

4. „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

5. Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

6. So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

8. Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn, was er, so artig, im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all',
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

1. Form: Eine Art altdeutscher Strophen mit zwei Stollen zu zwei Versen, welche den Aufgesang bilden, und einem fünfzeiligen Abgesang.

Das Reimbild ist abab — cccdd. Von den Reimen ist a und c stumpf, b und d klingend.

Die Verse sind anapästische, und zwar bestehen dieselben aus vier oder drei Anapästen (nach alter Zählung zwei bezw. $1^1/_2$, nach neuer vier, bezw. 3 Füßen). Doch ist der erste Fuß meist ein Jambus, manchmal auch ein steigender Spondäus.

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡

Von einer altdeutschen Strophe (Weise) unterscheidet sind diese dadurch, daß in dieser das Prinzip der Quantität, nicht das der Qualität gilt.

2. Erläuterungen:

Str. 1. „singen und sagen“: Allitteration. Singen und Sagen sind die ursprünglichen Ausdrücke der Deutschen für lyrische und epische Poesie. „Im heiligen Krieg“ = in irgend einem der Kreuzzüge.

„mannigen.“ Der Dichter liebt es, in diesem Gedichte die aufgelöste Form einzelner Wörter anzubringen; z. B.: mannigen, Rösselein, Schlösselein, Ampelen, Bröselein. Zum Teil hatte er diese Wortform nötig, um anapästische Versfüße herzustellen; alle aber erhöhen die Gemütlichkeit und Heiterkeit des Tones, der durch das ganze Gedicht sich hinzieht.

Str. 2. Gräflein. Der Graf spottet über sich selbst, da sein Reichtum und seine Macht so gänzlich verloren gegangen und ihm nur sein Grafentitel geblieben ist. Mit diesem Humor setzt er sich über seine miserabele Lage hinweg.

Allitterationen hat unser Gedicht eine Menge. Sie gehören zu den besonderen Schönheiten des Gedichtes: **H**aus und **h**eimische, **R**atte — **r**aschle, **w**inziger **W**icht, **Z**werglein — **z**ierlich; **w**eil — **w**eit; **k**lingender —

kleiner; klinget und klirrt; ringelts und rauscht; Fisch und Geflügel;*) kreiset — köstlich; sollen — singen.

Aber auch andere Sprachfiguren sind reichlich angewandt, z. B. die Assonanz. Die Assonanz ist der Gleichklang der Vokale in den nahestehenden Wörtern, besonders in den Tonsilben. Dadurch erhalten die betreffenden Wörter einen verwandten Klang; z. B.: weil und weit, Ratte — raschle, klinget und klirrt, Toben und Tosen (in vielen Beispielen ist obendrein mit der Assonanz die Alliteration verbunden), pfeift und geigt, pispert und knistert (bloße Assonanz), rappelt und klappert (so starke Assonanz, daß sie fast wie Reim aussieht.)

Ein anderer, absichtlich gewählter Gleichklang ist die Annomination d. h. die Verbindung zweier Wörter desselben Stammes, z. B.; schläft — schlafen, Reiter, — reiten, ging es und geht es. Noch größer ist die Wirkung, wenn dasselbe Wort wiederholt wird: Wagen auf Wagen.

Weiterhin sind die zahlreichen Binnenreime zu beachten, d. h. zwei Reimwörter innerhalb der Verse: singendes — klingendes; knisterts und flisterts, dappelts und rappelts, toset und koset, klingender, singender, zeigen und neigen, unzählige — selige, sowie auch der Mittelreim, ein Gleichklang in der Mitte zweier auf einander folgender Verse: Rösselein — Schlösselein.

Endlich ist eine sehr nette Steigerung: ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle. Die Hoffnungen werden freilich herabgestimmt (Antiklimax), aber die Unbequemlichkeit wächst (Klimax). Der Dichter wetteifert mit dem Grafen in der muntern Laune und im Humore.

Der reiche Reim und der muntere Rhythmus der Anapäste thun noch das Ihrige, um das Gedicht, welches in Sprache und Darstellung vollendet ist, zu einem außerordentlich lebendigen und belebenden zu machen. Endlich sind die Polysyndeta in den Str. 6—7 überaus wirksam. (Vgl. das vorige Gedicht S. 127.)

3. Grundlage des Gedichtes: Das Hochzeitslied oder, wie es Göthe auch nannte, „Der Graf und die Zwerge," entstand aus einer alten Sage, welche in zwei verschiedenen Formen von den Brüdern Grimm und von Götzinger erzählt wird. Jene erzählen so:

„Das kleine Volk auf der Eilenburg in Sachsen wollte einmal Hochzeit halten und zog daher in der Nacht durch das Schlüsselloch und die Fensterritzen in den Saal, und sie sprangen hinab auf den glatten Fußboden, wie Erbsen auf die Tenne geschüttet werden. Davon erwacht der alte Graf, der im hohen Himmelsbette in dem Saale schlief, und verwunderte sich über die vielen kleinen Gesellen. Da trat einer von ihnen, geschmückt wie ein Herold, zu ihm heran und lud ihn mit geziemenden Worten gar höflich ein, an dem Feste teil zu nehmen. „Doch

*) Die Alliteration bezieht sich stets nur auf die Anfangslaute der Tonsilbe. Alliteration oder Stabreim heißt der sich auf einzelne Konsonannten am Anfange der Hebungssilben nahe bei einander stehender Wörter erstreckende Gleichklang.

um eins bitten wir," setzte er hinzu: „ihr allein sollt zugegen sein, keins von eurem Hofgesinde darf sich unterstehen, das Fest mit anzuschauen, auch nicht mit einem einzigen Blick." Der alte Graf antwortete freundlich: „Weil ihr mich im Schlafe gestört, so will ich auch mit euch sein." Nun ward ihm ein kleines Weiblein zugeführt, kleine Lampenträger stellten sich auf, und eine Heimchenmusik hob an. Der Graf hatte Mühe, das Weibchen beim Tanze nicht zu verlieren, das ihm so leicht dahersprang und endlich so im Wirbel sich umdrehte, daß er kaum zu Atem kommen konnte. Mitten in dem lustigen Tanze aber stand auf einmal alles still; die Musik hörte auf, und der ganze Haufe eilte nach den Thürspalten, Mauslöchern, oder wo sonst ein Schlupfwinkel war. Das Brautpaar aber, die Herolde und Tänzer schauten aufwärts nach einer Öffnung, die sich oben in der Decke des Saales befand, und entdeckten dort das Gesicht der alten Gräfin, welche vorwitzig nach der lustigen Wirtschaft herabschaute. Darauf neigten sie sich vor dem Grafen, und derselbe, der ihn eingeladen hatte, trat wieder hervor und dankte ihm für die erzeigte Gastfreundschaft. „Weil aber," sagte er dann, „unsere Freude und unsere Hochzeit also gestört worden, daß noch ein anderes menschliches Auge darauf geblickt, so soll fortan euer Geschlecht nie mehr als sieben Eilenburgs zählen."

Götzinger erzählt die Sage anders:

„Der Graf von Eilenburg hat einen Kreuzzug mitgemacht und darin sein Vermögen verthan. Er kehrt zur öden Stammburg zurück und findet nur ein ungeheures Himmelbett in einem großen, sonst ganz leeren Saale. Er legt sich hinein und schläft ein. Nachts erwacht er und sieht einen Zwerg vor dem Bette stehn, der ihn als Burgherrn begrüßend um die Erlaubnis bittet, daß sein Volk im Saal die Hochzeit der Zwergentochter begehe. Der Graf erlaubt es, und die Hochzeit wird gefeiert. Die Zwerge bringen nun dem Hause Glück; nur darf der Graf niemanden von ihrem Dasein etwas verraten. Der Graf führt eine schöne junge Gemahlin heim; auch dieser sind die Zwerge gewogen und erbieten sich bei der bevorstehenden Niederkunft derselben zum Beistand; sie verheißen, daß das Kind besonders begabt werden, und daß die Zwergprinzessin in derselben Stunde niederkommen solle; doch dürfe niemand sonst zugegen sein oder zuschauen. Aber die böse alte Gräfin sieht durch eine Ritze zu, und die Zwerge verschwinden und mit ihnen das Glück." —

4. Zweck und Würdigung des Gedichtes: Göthe wollte für das „Kränzchen der Geselligkeit," welches seit 1801, von Göthe, Schiller und Zelter geleitet, bestand und welches trotz seiner kurzen Dauer (von kaum einem Jahre) Göthe zu einer ganzen Reihe „geselliger Lieder" angeregt hat, ein „Hochzeitslied" liefern. Die Hochzeitsgäste sollen überrascht werden durch ein Bild, welches des Dichters Phantasie vor ihre Blicke zaubert; was aber das Bild zu einem so reizenden macht, ist der Umstand, daß Göthe uns nicht eine von Menschen gefeierte, eine, wenn

auch noch so schöne, feierliche, doch immer nur graduell von jeder gewöhnlichen verschiedene Hochzeit darstellt, vielmehr uns zu heimlichen Zuschauern einer allerliebsten Zwergenhochzeit macht, wo alles grade so schön, nur nicht großartig, sondern kleinartig ist, so allerliebst, so possierlich, daß die Phantasie aufs lebendigste und heiterste beschäftigt wird und noch beschäftigt bleibt, nachdem das Toben und Tosen längst verstummt ist. —

Dazu benutzte Göthe jene Eilenburger Sage als Hintergrund und Unterlage. Hauptsache für den Dichter war freilich die Schilderung der Hochzeit selbst, welche in drei lebendigen, buntfarbigen, klangreichen Bildern uns vorgeführt wird, als 1. der festliche Aufzug, 2. der Hochzeitstanz, 3. das Hochzeitsmahl. Hier entfaltet der Dichter denn seine ganze Kraft und Kunst, drei äußerlich gleichgehaltene Bilder so schön als möglich zu entwerfen. Und das ist ihm trefflichst gelungen. Es ist ja alles begreiflich, denn es ist grade so bei uns Großen, — und ist doch alles so niedlich und artig, so allerliebst; denn es geschieht ja im gänzlich verkleinerten Maßstabe. Das Possierliche liegt deshalb in jedem Worte der Schilderung, weil jedes Wort uns etwas Zwergenmäßiges vorführt, das wir um der Zwerghaftigkeit willen belachen müssen, die Reiter, die Zwerge, das Chor der Festmusikanten, die zahllosen Wagen, jedes Hausgerät, den Brautwagen, die Brautleute, die Hochzeitsgäste, die Kleider, die Instrumente, die Tänzer, Tänzerinnen, Tänze, die einzelnen Bewegungen, die Töne der Instrumente, die Töne der einzelnen Stimmen, das Rauschen der Kleider, das ganze Geschwirre, die Tische, die Stühle, die Bänke, die Verliebten und ihre verliebten Gesichter, die Weinflaschen, Braten, Fische, Geflügel, Würste, Schinken, u. s. w. u. s. w. Man stelle sich jeden einzelnen Zug in seiner (innerlich angesehen) Natürlichkeit vor, stelle die Möglichkeit in abstracto und in concreto die Unmöglichkeit, die dichterische Wahrheit und die prosaische Unwirklichkeit neben einander, so begreift man den Genuß, den Göthe durch diese „munteren Wundergeburten," wie er selbst sie nannte, bereitete, und genießt selbst das Vergnügen nach. —

Der Dichter hat nun die genannten Sagen benutzt, am meisten die Rezension Götzingers, aber den Reiz des Gedichtes dadurch erhöht, daß er das Hochzeitsfest, an welchem das Gedicht zum Vortrag kommen soll, in Beziehung bringt zu jener Zwergenhochzeit, indem er den Grafen, der heute feiert, einen Nachkommen jenes Grafen sein läßt, welcher der Zuschauer der Zwergenhochzeit gewesen war. Dieser Umstand erhöht das Interesse für den jetzigen Hochzeitgeber und für jeden Hörer.

Andererseits muß das Unheilvolle, welches in jener Sage enthalten und an das Zuschauen der Zwerghochzeit durch unberufene Augen geknüpft war, entfernt und jede Erinnerung an diese unglücklichen Grafen von Eilenburg getilgt werden. Nur der Umstand, daß der Graf vom Kreuzzeuge heimkehrt, paßt Göthe, um die Beraubung und Verwahrlosung

des Schlößleins zu erklären (der andere Zug, daß der Graf sein Vermögen verthan habe, klänge wie eine Beleidigung in den Ohren des Bräutigams und blieb darum weg). Der Graf ist nicht heruntergekommen, nur in einer vorübergehenden Verlegenheit, über welche er sich mit heiterem Mute hinwegsetzt. Es ist nur ein Möbel im Saal, der Rest des Himmelbettes, eine Bettlade mit Stroh. Doch der Graf legt sich müde hinein und schläft bald ein. Aber aus dem Schlummer weckt ihn jenes sonderbare Geräusch, das er in halbwachem Zustande („schläft er nicht, möcht' er doch schlafen") erst für das Rascheln einer Ratte hält, bis er nunmehr in aufgeregtester Phantasie, wie sie ein solches Erwachen mitten in der Nacht zur Folge hat, das ganze Zwergenprinzessinhochzeitsfestbild vor sich sieht.

Andere Personen fehlen, eine Gräfin kommt weder als Frau, noch als Mutter, vor und bei dem Feste vor. Erst bald darauf sieht der Graf sich als den Mittelpunkt und nicht blos als den Zuschauer eines ähnlichen Festes, als den Bräutigam einer reichen, schönen, jungen Braut. Ganz grade so schön wie damals, nur „im Großen"!

Endlich hat Göthe den Grafen zum bloßen Zuschauer des Zwergenfestes gemacht; der Tanz mit dem kleinen Zwerggeschöpf ist doch kaum zu denken. Zudem hat der Graf mehr Genuß, indem er alles als Unbeteiligter mit ansieht, und endlich mehr Aufregung, da die ganze Zauberei unter seinem Bette sich ordnet und in unabsehbarer Menge hervorfährt und -reitet.*) — Noch sei darauf aufmerksam gemacht, daß nicht nur zwei, sondern im Ganzen drei Hochzeiten verbunden werden: 1. die Zwergenhochzeit, an welcher der alte Ahn des Geschlechtes als Zuschauer teilnimmt, 2. die Hochzeit des Grafen, bald hernach gefeiert, das Urbild gewissermassen jener vorbildlichen Hochzeit der Zwerge, 3. die Hochzeit in der Gegenwart, bei welcher ein Nachkomme jenes mittelalterlichen Grafen und seine Hochzeitsgäste durch unser Hochzeitslied unterhalten werden sollen, welches so schön Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden weiß.

5. Worterklärungen:

Str. 1. V. 2. hausen = ahd. hûsôn, mhd. hûsen = 1, wohnen, 2. in vorübergehendem Aufenthalte alles verwüsten oder verzehren. Hier steht hausen im ersten Sinne.

V. 3. Enkel in dem allgemeinen Sinne eines Nachkommen.

Herrn: nur der Adlige hieß damals Herr.

V. 4. beschmausen = durch den Hochzeitsschmaus ehren.

Str. 2. 9. Man kann diese Zeile auch als eine Korrektio, Selbstverbesserung ansehen (*Επανορθωσις*), da der Graf jeden der voranstehenden

*) „Die Märchen- und Sagenwelt wird uns hier von der heiteren Seite gezeigt, in der die Geister in ihren eigenen Handlungen die Zukunft wie in einem Zauberspiegel zeigen." (H. Kurz.)

Ausdrücke als eigentlich nicht zutreffend zurücknimmt und durch einen passenderen zu ersetzen sucht. „Ich habe doch wenigstens ein Bett! doch nein, es ist höchstens ein Strohlager zu nennen, oder noch besser; ein Gestell, daß das geringe Quantum von Stroh mich das harte Gestell deutlich genug fühlen läßt."

Man vgl. Schillers Worte „an Minna":

Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bitt're Thränen,
Weinen, Minna! über dich.

Oder Lessing: Nathan der Weise 1, 2:

Die arme Recha, die indeß verbrannte —
Fast, fast verbrannte! Fast nur.

Str. 3. williger Schlummer = sehr erwünscht und auch sich willig und gleich einstellend. Die Deutung Kehreins ist irrig, als sei der Graf Willens gewesen, zu schlummern: Er schlief wirklich ein, wachte aber wieder auf. —

Ja, wenn sie ein Bröselein hätte! = Sie kann mich ordentlich dauern. Es geht ihr wie mir, ich finde hier nichts. So wird auch ihr Suchen vergeblich sein.

Bröselein = Verkleinerungsform von Brose, einer abgekürzten Form von Brosamen.

Wicht bedeutet im Goth. (vaihts) ein Ding, ahd. ein Geschöpf, Wesen (wiht), [das Gegenteil ist Nichts] und wird von Geistern (vgl Wichtelmännchen) und Menschen („ruft drohend mancher Wicht," vgl.. die Weiber von Weinsberg v. Chamisso; „daß ich erschlug den groben Wicht": Roland Schildträger v. Uhland) gebraucht. Ursprünglich war Wicht die allgemeinste Bezeichnung halbgöttlicher Wesen, falls dieselben menschliche Größe nicht überragten, und hieß die Mehrzahl Wichte oder Wichter. Zuweilen verstand man jedoch auch riesige Wesen darunter (vgl. Roland Schildträger). Das Volk sagt bald „der Wicht," bald „das Wicht." Kleine Wichte nennt es Wichtel, Wichtlein, Wichtelmännchen. (Göthe sagt darum: winziger Wicht.)

„Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen": Grammatisch betrachtet ist dieser Satz ungenau; es mußte heißen: Welcher, falls er nicht schläft, (jedenfalls) doch schlafen möchte. Man nennt dieses Herausfallen aus der Konstruktion: Anakoluthie.

Str. 4. prassen: „in reichem, kostspieligem Vollgenuß verschwenderisch leben."

schmausen = „behaglich essen (und trinken) bei einer Fülle wohlschmeckender Speisen und Getränke." (Kehrein.)

Zwerge sind kleine, von den Göttern nach ihrem Falle geschaffene, Wesen mit Menschenwitz und menschlicher Gestalt, welche in der Erde und

im Gesteine wohnen, das Gold aus der Erde schürfen, jenes „gierige" Metall, dann, was früher die Götter selbst thaten, das Gold schmieden, die Erde und ihre verborgenen Schätze erschließen: sie sind bald schön, bald „eislich getân," leben von einfachen Speisen und sind redlich; darum ist ihr Leben auch weit länger als das der Menschen.

Chor hat dreifache Bedeutung: 1. Ort in der Kirche; 2. Die Vereinigung der Singenden; 3. Kreis, Menge überhaupt. Das Geschlecht wird nur schwankend unterschieden, jene 1. Bedeutung hat männliches Geschlecht, z. B. bei Luther, Fr. Müller u. A., meist aber sächlich; die 2. wird oft männlich, bei Göthe und Klopstock sächlich, die 3. ebenwohl oft sächlich, bei Göthe, Pfeffel, Thümmel u. A., aber auch mitunter männlich gebraucht.

Possierlicher: zum Lachen reizt uns die Kleinheit der Erscheinung, an welcher wir an und für sich nichts Abnormes, aber genug von Bewegungen sehen, von Worten hören, welche sämtlich durch ihre Klein- und Feinheit uns einen komischen Eindruck machen. Übrigens lautet die ältere Lesart, dem anapästischen Rhythmus etwas entgegen: possierlich statt possierlicher.

So Hören als Sehen. In meiner (Cotta'schen) Ausgabe lese ich so. „So — als" steht statt „sowohl — als (auch)". In derselben Bedeutung scheinen aber unsere Dichter auch „so — und" zu gebrauchen. Saupe und Kehrein lesen wenigstens: Daß einem so Hören und Sehen vergeht, und Kehrein bestätigt diesen Sprachgebrauch durch Pyrker (Rudolf von Habsburg. 3. Ges.): „Ich vertraue dir kühn so Leben und Freiheit" und verweist auf seine Schulgr. §. 468. Kl. Gram. §. 300.

Str. 6. Galopp = „Sprunglauf des Reittieres und diesem Sprunglauf ähnlicher Tanz" (K.)

Hopp: eigentlich Sprung in die Höhe, dann Springetanz.

küren und erkiesen = erwählen, vgl. (Kurfürst = Wahlfürst.) Das r und s sind verwandte Laute, die leicht in einander übergehen. (Vgl. Werra, eig. Werara und Wesara = Weser; genus (Stamm genes), gen. generis; honor und honos.)

Klingen und Klirren sind auch als Töne von Instrumenten hier anzusehen; jenes, ein allgemeineres Wort, beziehe man auf feintönende Blasinstrumente, dieses auf durch Schlagen des Triangels oder anderer metallener oder gläserner Instrumente hervorgerufene Töne.

Während V. 5 die Töne der Musik schildert, finden wir in der folgenden Zeile das Geräusch der Tanzenden, und V. 7 das leise, feine, unverständliche Tönen der Unterhaltung aller Tänzer und Zuschauer gemalt.

Das Gräflein*) es blicket hinüber,
Es dünkt ihm, als läg er im Fieber.

*) Der Dichter hat sich aus Verkleinern so gewöhnt, daß er unwillkürlich sich den Grafen auch verzwergt denkt. Also ein anderer Grund für die Verkleinerungsform als oben!

Dieser Wechsel des Geschlechts kommt sehr oft vor, vgl. Schillers: Des Mädchens Klage:

Das Mägdlein sitzet an Ufers Grün;
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht.

Schillers: Das Mädchen aus der Fremde:

Ein Mädchen schön und wunderbar.
Sie war nicht in dem Thal geboren rc.

Str. 7. Dappeln = die leisen, doch plumpen Fußtritte der hin und herlaufenden Zwerge, welche die Tische und Stühle herbeitragen, rappeln = das Geräusch der leeren Teller, Schüsseln, Gläser; klappern = das Geräusch der Messer, Gabeln rc. beim Decken und Zurüsten der Speisetafeln.

Str. 8. „bräutlicher Schwall“ bezieht Kehrein, wie mirs scheint, mit Unrecht auf den „Haufen Gäste, wie er bei den Brautzügen und Hochzeiten gewöhnlich ist.“ Offenbar ist der Parallelismus zu Str. 5 hier zu beachten, und dann ergiebt sich leicht, daß unter dem „Schwall“ der Braut das Hochzeitsgerät, die „Ausstattung“ der Braut gemeint ist, welche so viele Wagen schwellt, d. h. so füllt, daß ein Teil über den Wagen hoch hinausragt. Die Hochzeitsgäste werden erst später erwähnt. Das „Sie kommen“ rc. deutet nicht auf das Vorausgehende, weil die dort genannten Subjekte mit diesen Prädikaten (neigen und zeigen) nicht versehen werden könnten, sondern auf das folgende eigentliche Subjekt: unzählige, selige Leute, d. h. Hochzeitsgäste.

selig = in doppelter Bedeutung in diesem in diesem Gedichte vorkommend = 1. verstorben (und im Himmel weilend), 2. sehr vergnügt gestimmt („weinselige Laune“). Beiden Bedeutungen liegt zu grunde das Gefühl des Glücks, des Behagens, der Fülle und Bedürfnislosigkeit.

6. Entstehung des Gedichtes. Göthe sagt von diesem Gedichte, daß er den Stoff zu der Ballade schon in früher Zeit, 40—50 Jahre lang, mit sich herumgetragen habe; also mag er wohl die Grundlage des Stoffes aus dem Munde des Volkes in der Nähe von Leipzig (Schloß Eilenburg ist von Leipzig 5 Stunden entfernt) kennen gelernt haben. Am Ende des Jahres 1801 hatte er bereits 5 Strophen vollendet und seinem Freunde Zelter, bei dessen erstem Besuche in Weimar, vorgelesen. Zelter hatte aber vergessen, diese Verse in Abschrift mit sich zu nehmen, und bat Göthe im April 1802 um das Gedicht, welches er komponieren wolle. Vielleicht animiere ihn seine Komposition zu der Vollendung, wenn letztere noch nicht eingetreten sein sollte. Allein Göthe sandte nichts. Im September desselben Jahres wiederholt Zelter seine Bitte, aber erst am 6. December erhält er Nachricht und das vollendete Gedicht. Göthe schreibt unter diesem Datum: „Nehmen Sie also den Grafen und die Zwerge, die sich hier producieren, freundlich auf, die erst jetzt, wie mich dünkt, Art und Geschick haben. Hegen

Sie diese muntern Wundergeburten im treuen musikalischen Sinne und erheitern sich und uns einige Winterabende. Nur lassen Sie das Gedicht nicht aus den Händen, ja, wenn es möglich ist, halten Sie es geheim.“ Das Lied erschien dann zuerst im Jahre 1803 im Taschenbuch auf das Jahr 1804 unter den „der Geselligkeit gewidmeten Liedern.“ —

7. **Aufgaben:** 1. Das Hochzeitsfest der Zwerge, nach dem Gedichte geschildert (Ein Traum). — 2. Disposition des Gedichtes. — 3. Vergleichung der Romanze (Ballade) mit den beiden Quellen. — 4. Die Vergleichung der Grimmschen und Götzingerschen*) Recensionen unter einander. — 5. Würdigung der Veränderungen, welche Göthe an der Sage vorgenommen hat. — 6. Die sprachliche Malerei, unter besonderer Rücksicht auf das Hochzeitslied. — 7. Vergleichung des Hochzeitsliedes und der Heinzelmännchen von Aug. Kopisch.

Die Heinzelmännchen.

(Von August Kopisch.)

[Geb. 26. Mai 1799 zu Breslau, † 6. Febr. 1853 in Berlin.]

(Kopisch, Gedichte. Berlin 1836. S. 98. Gesammelte Werke. Berlin 1856. S. 12.

1. Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten, —
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all' sein Tagewerk — bereits gemacht!

2. Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war.
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil:
Sie sägten und stachen,
Sie hieben und brachen,
Berappten[1])
Und kappten,[2])
Visierten wie Falken
Und setzten die Balken, —
Eh' sich's der Zimmermann versah, —
Klapp! stand das ganze Haus — schon fertig da!

3. Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heinzelmännchen backten Brot,
Die faulen Burschen legten sich, —
Die Heinzelmännchen regten sich
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer

---

*) Bei letzterer ist natürlich unter Umständen das über die Niederkunft der beiden Frauen Gesagte (in usum Delphini) zu verändern, bezw. zu verkürzen.

[1]) Hiermit ist das Ziehen der schwarzen Linien gemeint, längs welcher die Säge schneiden sollte. Vielleicht hängt hiermit das niederdeutsche reep (engl. rope) = Strick, Schnur zusammen. (?) Auch das rapen (niederdeutsch) = Bewerfen der Wände mit Kalk. — [2]) abhauen, namentlich die Spitze abhauen.

Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig,
Und hoben
Und schoben[3])
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schliefen noch im Chor[4]):
Da rückte schon das Brot, das neue, vor.

4. Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,[5])
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten[6])
Und stopften und wischten.
Thät der Gesell' die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst da schon im Ausverkauf.

5. Beim Schenken war es so: Es trank
Der Küfer, bis er niedersank:
Am hohlen Fasse schlief er ein.
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben[7])
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und planschten[8])
Und mengten und manschten.[9])
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt[10]) und fein gemacht!

6. Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock[11]) sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlupften sie frisch
In den Schneidertisch,
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten; —
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock — bereits gemacht!

---

[3]) nämlich in den Backofen. — [4]) = alle zusammen. — [5]) Speiler ist ein dünnes hölzernes Spießlein zum Aufspießen aufzuhängender Würste oder zum Auseinandersperren der Würste beim Wurststopfen. Speile heißen in Norddeutschland die Holzpflöcke an den Stiefelsohlen (niederd. Spiele, pl. die Spielen). — [6]) Mengen soll mehr die knetende Bewegung beim Mischen verschiedener Fleisch- und Gewürzsubstanzen malen, während das Mischen nur auf die Verschiedenheit der Bestandteile einer Wurst hinweist. — [7]) Werkzeug zum Winden, Aufwinden von Lasten; — Kloben ist = das (gespaltene) Holz, in welcher die Rolle eines Flaschenzuges oder einer Winde sitzt. In norddeutschen Hafenstädten heißen die Verfertiger der Holzrollenteile für das Tauwerk der Schiffe: Klobenmacher. — planschen hängt mit Plansche, Plantsche (einer Metallplatte in der Münze, d. h. Münzgießerei) nicht zusammen, ist vielmehr mit platschen zusammenzustellen und bedeutet wie dies das durch Niederfallen vom Wasser verursachte Geräusch. Hier tritt noch der Nebenbegriff des unbedachtsamen Ausgießens hinzu, wodurch das Wasser verschüttet und der Erdboden unnütz genäßt wird. — [9]) manschen ist ein unedlerer Ausdruck als mengen. Dies mag das reinliche Mischen, sowie das Mischen gesunder und echter Ingredienzien bedeuten, manschen gebraucht man von einer unreinlichen Mischerei, sowie von der betrügerischen Weise moderner Weinverfälscher. — [10]) schönen, d. i. den Wein durch Behandlung klären. — [11]) Nicht nur der Sonntagsrock,

7. Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fähret nun aus,
Schlägt hin[12]) im Haus,
Die gleiten von Stufen[13])
Und plumpen in Kufen,[14])
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien;[15])
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch husch husch husch!
— verschwinden all'!

8. O weh! nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun alles selber thun!
Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

[Litteratur: Dr. Ziller in Viehoffs Archiv II., S. 72. II., 2. S. 57. — Düntzer, Göthes lyrische Gedichte. I. S. 243. — *Götzinger I., S. 680. — *Viehoff S. 220. — *Saupe S. 225. — *Kehrein S. 244. — *Kurz III. S. 212. 235.]

---

27. Der Erlkönig.

[Göthes Werke in 3 Bdn. Stuttgart I. S. 25.]

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“ —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif?“ —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“ —

4. „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?“ —

sondern der beste, nur bei den höchsten, feierlichsten Gelegenheiten anzuziehende Amtsrock. — [12]) Gleitet aus und stürzt der Länge nach auf den Erdboden. — [13]) von Treppen. — [14]) Fässer oder Krüge. — [15]) verwünschen diese hinterlistige Behandlung.

„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind.“ —

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön:
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“ —
„Mein Sohn, mein Sohn ich seh es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau.“

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an! —
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“ —

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

1. Die Dichtgattung.

Gehört dies erzählende Gedicht den **Balladen** oder **Romanzen** an? Beide, Balladen und Romanzen sind episch-lyrische Gedichte, also Mischgattungen. Nicht mehr rein objektive Erzählung finden wir hier (wie im Epos), sondern ein epischer Stoff wird uns im Spiegel der Empfindung gezeigt, wird subjektiv behandelt, lyrisch gefärbt.

Ursprünglich nannte man **Romanze** ein in romanischer*) Sprache abgefaßtes Erzählungslied.

Ballade (von ballare=tanzen, oder von gwaelawd, spr. walad, einem keltischen**) Worte, welches „Volkslied“ bedeutet, abgeleitet) ist eigentlich wohl das englische oder schottische episch-lyrische, unter musikalischer Begleitung vorgetragene Volkslied.

Es ist nun über die Unterscheidung dieser beiden lyrisch-epischen Dichtungsarten viel geschrieben und gefabelt worden. Unsere gefeiertsten Dichter haben nicht den Unterschied gewußt und entweder „falsch“ oder promiscue die beiden Namen gebraucht. So sagt man. Und nun bemühen sich Gottschall, Vischer, Minkwitz, Kleinpaul, Köpert u. a. die beiden Begriffe auseinander zu halten. Sie haben viele Künste gesucht, aber vom Ziel, der klaren Scheidung der zwei Begriffe, sind wohl noch alle mehr oder minder weit entfernt. Wir wollen den scharf-

*) Romanische Sprachen nennt man die Tochtersprachen der lateinischen: die italienische, französische, spanische, portugiesische und wallachische Sprache.

**) Kelten hießen die altgallische und altbritanische Bevölkerung; später vermischten sich Römer und Germanen mit den Kelten, z. B. in Frankreich.

sinnigen ästhetischen Untersuchungen einzelner ihren Wert nicht absprechen, können aber nicht umhin, mit Koch (Grundzüge der deutschen Poetik im Anhang zur deutschen Gramm.) und teilweise mit E. Richter (Beiträge zur Litteraturkunde 1871) zu erklären, daß, da eine genügende und eine unter allen Umständen gültige Unterscheidung bis jetzt noch nicht aufgestellt worden ist, es am Ende nicht blos am klügsten, sondern auch am richtigsten sein wird, zu sagen, daß beide Begriffe jetzt zusammenfallen. Nur einiges will ich hier anfügen:

Wenn Ballade auch möglicherweise von dem italienischen, resp. romanischen ballare herkommt und ursprünglich Tanzlied bedeutete, so hat sich doch nach und nach ein Sprachgebrauch gebildet, welcher Ballade auf die von den ernsten nordischen, germanischen Völkern erzeugten erzählenden Dichtungen bezieht, in welchen das Ernste, Tragische, Schaurige, Mysteriöse, Wunderbare, das Eingreifen dämonischer, schreckenerregender Naturgewalten, der Einfluß der Götter- und Geisterwelt, d. h. eins oder das andere dieser Momente in irgend einer Weise zur Erscheinung kommt, besonders den Schluß und darum auch die schließliche Wirkung beherrscht. Diese Auffassung hat die vielwiegende Autorität Göthes für sich. —

Die übrigen erzählenden Gedichte, welche zugleich lyrische Elemente in sich aufgenommen haben, also einen Stimmungszustand des Dichters verraten und einen solchen bei dem Leser erwecken sollen, wie die Balladen, denen aber die oben angeführten Eigenschaften nicht eigentümlich sind, vielmehr eher eine fröhliche, heitere Empfindung beigemischt ist, wird man wohl unter dem Titel Romanzen zusammenfassen dürfen.

Eine sehr scharfsinnige, zugleich durchsichtige Unterscheidung gibt Echtermeyer in den frühesten Ausgaben seines Lesebuchs. Folgendes ist das Wesentliche seiner Forschung auf diesem Gebiete: Die Ballade stellt den epischen Stoff vom Standpunkte der unmittelbaren Volksanschauung, die Romanze von dem des idealen Selbstbewußtseins aus dar. Bei der Ballade liegt die Begebenheit außerhalb des Menschen, und der Mensch ist mit ihr im Kampfe und geht in diesem Kampfe unter, als eine Naturkraft, welche gewaltigeren Naturkräften unterliegt. In der Romanze ist der Mensch das Produkt der Gesittung, er ist zum Träger der die Natur und ihre riesigen Kräfte beherrschenden Gedanken geworden. Das Fatum, das unabwendbare Schicksal, herrscht in der Ballade, die im Innern waltende Macht der freien Sittlichkeit in der Romanze. Heidnisch ist das Prinzip der Ballade, das der Romanze ist der christliche Grundpfeiler der Humanität. Die Ballade stellt die Begebenheit in der Gesamterscheinung und Gesamtentwicklung dar, übergeht das Einzelne, behandelt die Begebenheit dramatisch und knapp, in einfacher, singbarer Form und musikalischer Sprache. Die Romanze faßt das Leben und dessen Erscheinungen als Ergebnisse und Offenba-

rungen einer höheren im Menschen liegenden Idee auf, versöhnt das Ideale mit dem Leben und entwickelt diese Idee zur möglichsten Anschaulichkeit. — Die Ballade hat zum Mittelpunkt die That, läßt Motive und Wirkungen unausgeführt; der Romanze Mittelpunkt ist die Idee, welche sich eben in den Motiven und Wirkungen offenbart.

2. Die vorzüglichsten **Balladen- und Romanzendichter** sind: Apel, Arndt, A. Böttger, Brachmann, Brentano, Bürger, Castelli, Chamisso, Eichendorff, Falk, Follen, Fouqué, Freiligrath, Geibel, Giesebrecht, Göthe, M. Greif, A. Grün, Gruppe, Hebel, Heine, Hermann Hölty, Hoffmann v. F., J. Kerner, Kinkel, Knapp, Kopisch, Körner, Lenau, Mörike, Mosen, W. Müller, Novalis, von Platen, L. v. Ploennies, Prutz, Rückert, Sallet, Schenkendorf, Schiller, Fr. und A. W. Schlegel, Schubart, Schwab, Seidl, Simrock, Stöber, Stolberg, Tieck, Uhland, Vogl, Zedlitz, Zimmermann.

3 **Erläuterungen**

Str. 1. Der besorgte Vater hat den Knaben wohl im Arme, damit er bequem sitze, faßt ihn sicher, daß er nicht falle, und hält ihn warm, daß er sich nicht in der feuchten Nacht erkälte. (Saupe.)

Str. 2. Erlkönig trägt eine Krone, das Zeichen seiner Herrschaft, und hat einen Schweif, wie ein scheußlicher Dämon.

Str. 4. Und nach einem Vokativ fordert auf, einen ganzen Satz statt dieses Vokatives sich zu denken, z. B.: Hilf mir doch, mein Vater! — **Hörst** du denn nicht rc.? z. B.:

Ach, Vater, und rufst du dein Töchterlein?
Kugler, Jungfrau Florenz, Str. 9.

Herr Ritter Ernst, und wißt fürwahr, daß Euch dies reuen muß.
J. Kerner, heil. Rigiswind St. 2,

Und was weint ihr, Vater und Mutter, um mich?
J. v. Eichendorff, Auf meines Kindes Tod I, 9.

In dürren Blättern: also war es im Spätherbste! Dies eine Wort ist geeignet, die Schauerlichkeit der Scene noch um ein Bedeutendes zu steigern.

Str. 5. Die Anaphora (Meine Töchter) soll das Bild der Töchter der kindlichen Phantasie tiefer einprägen. Die Polysyndese (und wiegen und tanzen und singen) bewirkt, daß dem Knaben rasch drei verschiedene Begriffe zu einer Gesamtvorstellung sich verschmelzen, die seine Sinne völlig bethören und verwirren muß.

Str. 7. V. 1. ist so zu lesen:

Ich líebe dích, mích reízt deine schöne Gestált.

Diese Menge eingestreuter Senkungen muß im Vortrag durch rasches Tempo verdeckt werden.

4. Veranlassung: „Es war im April 1781, als ein wohlhabender Landwirt, dessen einziges Kind von einer bösartigen Krankheit ergriffen worden war, so daß keiner der herbeigerufenen Ärzte ihm helfen konnte, dasselbe, auf das Sorgfältigste eingehüllt, mit sich auf sein Pferd nahm und nach Jena ritt, um dort einen durch seine Kuren berühmten Professor der Medizin um Rat zu fragen. Wirklich kam er glücklich in der Universitätsstadt an; aber auch der dortige Arzt erklärte es für ein Ding der Unmöglichkeit, den Knaben zu retten. Trostlos bestieg der Vater mit dem Kinde wieder sein Pferd und eilte, an dem „Gasthaus zur Tanne" (in Jena) vorbeijagend, seinem heimatlichen Dorfe zu; indessen, ehe er dasselbe erreichte, war der Liebling in seinen Armen verschieden. Einige Tage nach dieser Begebenheit kam Göthe nach Jena und hörte hier davon. Die Mitteilung ergriff ihn so gewaltig, und der Stoff, der ihm durch Herders Übersetzung des dänischen Volksliedes: „Erlkönigs Tochter" vielfach schon vorgeschwebt haben mochte, begeisterte ihn dermaßen, daß er sich sofort in die einsam gelegene „Tanne" zurückzog und die herrliche Ballade dichtete." (Gartenlaube 1858).

5. Mythologische Erläuterungen: Ältere Sagen stellen die Alben, Alfen oder Elfen (Elben) dar als in der Erde oder unter dem Wasser wohnend, auch wohl in den Blumenkelchen hausend*). Sie sind, namentlich in schottischen und englischen Sagen, von wunderbarer Schönheit („schön wie eine Elfenjungfrau"), tragen weiße, glänzende Kleidung, heißen das gute Volk, die guten Holden; sie sind musikliebend, im Tanzen unermüdlich, tanzen aber nur bei Nacht. Den Menschen gegenüber sind sie sehr gutmütig, aber die Gutmütigkeit schlägt in Grausamkeit um, wenn man ihre Wünsche nicht erfüllen will. Dann wird ihnen ein „böser Blick" zugeschrieben, ihre Geschosse sind verrufen, ihr Pfeil, ja sogar ihr Anhauch schon, bringt Krankheit und Tod. (Vgl. das Albdrücken.) Die Elben verwandeln sich oft in eine Schlange und verschwinden dann. Auch einen Fischschwanz (vgl. Schweif!?) dichten einige Sagen ihnen an. Wenn sie Gewalt brauchen, dann tötet ihr Schlag, wenn auch nicht sofort. (Vgl. Erlkönigs Tochter von Herder, Harald von Uhland.)

Der Name Erlkönig ist, wie Grimm nachweist, durch Herder irrtümlicher Weise aufgekommen. Es muß Elf- statt Erl- heißen. Mit der Erle hängt der Name nicht zusammen; mit der Erle werden nie Geisterwesen in Verbindung gebracht. Aber auch der König scheint auf schwankenden Füßen zu stehen. Wenigstens meinte man, daß Herder aus dem dänischen Worte Ellekone (= Elfenweib) den Erlkönig gemacht habe.**) — Es giebt aber auch einen dänischen ellerkonge, ellekonge, dies Wort ist freilich gleichbedeutend mit elverkonge, elvekong.

---

*) Vgl. Freiligraths: Der Blumen Rache. Erl. I[3]. S. 238.

**) „Erlkönigs Tochter" ist nämlich eine Verdeutschung eines dänischen Volksliedes.

= Elbkönig, Beherrscher der Elbe. Übrigens tritt uns der Elfkönig auch in den schwedischen Formen des Olufliedes entgegen und dürfte das Wort König nicht eine falsche Verdeutschung von kone sein. Ja noch mehr, Grube weist darauf hin, daß selbst Erlkönig zu rechtfertigen ist. Es sollte das Lied Göthes im Singspiel „die Fischerin“ unter hohen Erlen am Flusse gesungen werden. Die Erle ist aber als Sumpf und Feuchtigkeit liebender Baum ebenso gut, als die Weide brauchbar, um sich Nebelstreife in ihrer Nähe zu denken. So wäre denn die Übersetzung von elle mit Erle (auch von uns im Norddeutschen eller genannt) philologisch falsch, vom mythologischen Standpunkte (S. Grimm) aus unbegründet, aber vom poetischen Standpunkte aus glücklich zu nennen.

6. **Grundgedanke:** „Geheimnisvolle Naturmächte überwältigen das unerfahrene Herz.“*)

7. **Gedankengang** der einzelnen Strophen.

Es ist Nacht. Der Sturm heult. Und durch Nacht und Sturm reitet ein Vater, auf den Armen einen Knaben fest und warm haltend. (Str. 1.)

Plötzlich zeigt der Knabe ein erschrecktes Antlitz, schmiegt sich fest an den Busen des Vaters, welcher überrascht nach dem Grunde der Besorgnis fragt. Das Kind erklärt ängstlich, daß es in der Ferne den Erlkönig gewahre, mit einer Krone auf dem Haupte und einem Schweife, grausig anzusehen. — Der Vater schaut auch nach dem bezeichneten Orte, sieht aber nichts, als einen Nebelstreif, und sucht sein Kind zu beruhigen. (Str. 2.)

Das Kind sieht nicht nur; es hört auch des Erlkönigs Stimme, der mit den süßesten, lockendsten Worten es auffordert, mit ihm ins Elfenreich zu gehen, wo schöne Spiele es erfreuen, bunte Blumen es schmücken, güldene Gewänder es bekleiden sollen. (Str. 3.)

Das Kind berichtet dem Vater mit gesteigerter Angst die von dem Erlkönig leise gesprochenen Worte. Der Vater hat nichts gehört, als daß der Wind durch dürre Blätter säuselt. Worte aus väterlichem Munde müßten das Kind beruhigen können, denkt man. (Str. 4.)

Allein das Kind in aufgeregtester Phantasie sieht und hört, was dem nüchternen Vater verschlossen ist. Es hört wieder die feine, liebliche, einschmeichelnde Stimme des Elfkönigs, der ihm die Freuden im Elfenreich weiter ausmalt, den zärtlichen Umgang der Elfentöchter schildert, um so das Kind zu gewinnen. Und das Kind meint schon an dem düstern Orte die Elfen tanzen zu sehen. (Str. 5.)

Der Vater wird vom Kinde aufgefordert, hinzusehen, ob er nicht

---

*) Gude zieht aus dem Gedichte geschickt eine Art von Nutzanwendung: Der Glaube an die Macht der Elfen ist heut zu Tage fast geschwunden. — — — Aber verderbliche Mächte werden noch heute wie ehedem um die Seele eines Kindes, ja vielleicht mehr als früher.

auch die Elfentöchter tanzen sähe. Allein der Vater sieht alte, graue Weiden, sonst nichts, gar nichts. — (Str. 6.)

Noch einmal versucht Erlkönig das Kind mit verführerischer Stimme zu sich zu locken; es widerstrebt. Der Erlkönig kann es nicht freiwillig besitzen; da gebraucht die Leidenschaft der Liebe Gewalt. Der Erlkönig faßt nach dem Kinde. Aber das Kind wirft sich im Aufschrei der Todesangst zurück, klammert sich an den Vater und fühlt einen Augenblick später den tödlichen Schlag von der Hand des Wesens, welches den geliebten Gegenstand, den es nicht besitzen kann, vernichtet. (Str. 7.)

Nun ists auch mit der Ruhe des Vaters vorbei. Es wird ihm unheimlich; er kann sich der Angst nicht verschließen, deren Wirkungen er auf dem Antlitz des armen Kindes erblickt. Mag sich sein Verstand bisher standhaft gezeigt haben, jetzt ist auch er ins Grausen mit hineingezogen. Er sucht in scharfem Ritte heimzukommen. Er kommt auch heim — auf den Armen hält er noch sein Kind. Eben noch stöhnte das arme; jetzt ists — tot. (Str. 8.)

8. Struktur des Gedichtes:

Nur die erste und letzte Strophe sind Erzählung; jene gibt die Exposition der Scene, diese die eigentliche Katastrophe.

Die zwischenliegenden Strophen sind ein lebhafter Dialog zwischen den drei Personen: Kind, Elf und Vater.

9. Die Form und Sprache der Ballade:

Es sind 2 Reimpaare zu je einer Strophe vereinigt; die einzelnen Verse sind Accentverse mit 4 Hebungen, sogenannte deutsche Langverse. Im 1. V. der 7. Str. finden wir sogar — aber gewiß absichtlich = drei Senkungen mit einer Hebung verbunden. Sicher soll das Ungestüme dadurch gemalt werden.

Die Darstellung ist eine meisterhafte. Jedes Wort, jeder Laut spricht das Unheimliche, Düstere, welches die Situation beherrscht, aus.

Es wächst die Angst des Kindes von Stufe zu Stufe, bis zur Todesangst und dem Gefühl des zerbrochenen Lebens; es steigern sich die Lockungen des liebenden Geistes zur Zudringlichkeit, zur wilden, den Gegenstand der hoffnungslosen Liebe verzehrenden, Leidenschaft. Dazwischen versucht vergeblich der nüchterne, ruhige Vater das Kind zur Ruhe zu bringen; der Vater selbst zeigt sich zuletzt von der Macht beeinflußt, deren Existenz sein Verstand nicht anerkennen will.

St. 3. ist besonders der Beachtung wert. Das Spiel des Vokales **i** malt den einschmeichelnden Ton des Elfen:

Du l**i**ebes K**i**nd, komm, geh m**i**t m**i**r!
Gar schöne Sp**i**ele sp**i**el **i**ch m**i**t d**i**r.

Bu**nte** **B**l**u**men: Assonanz und Alliteration.

Meine **M**utter hat **manch** gülden Gewand: Alliteration.

Str. 4, 1 und 6, 1 ist das „und“ bemerkenswert.

Die ganze Str. 5 hat wieder **ei** und **i** (das Schm**ei**ch**e**lnde und

Liebliche nachahmende Vokale) in Menge: Anaphora Str. 5, 2. 3 und Epizeuxis Str. 6, 1; 7, 3 (mein Vater, mein Vater!*)

10. **Der Vortrag** kann nur dann ein richtiger werden, wenn die erste und letzte Strophe dumpf, tief und ernst vorgetragen und die drei Redenden durch verschiedene Stimmen genügend hervorgehoben und unterschieden werden; fein und schmeichelnd, aber in der Leidenschaft steigend spricht der Elf; in wachsender Angst das Kind; ernst und ruhig, aber nicht kalt, sondern teilnehmend ist der Ton des Vaters. — Sehr leicht geht es hier, daß vier verschiedene Schüler die Rollen des Erzählers, Vaters, Kindes, Erlkönigs übernehmen und so zusammen das Gedicht zum Vortrag bringen. — Von großartiger Wirkung ist der musikalische Vortrag der Ballade nach der meisterhaften Komposition Schuberts. Es liegt in dieser etwas Magisches, ja Dämonisch-Packendes.

11. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Erlkönig, eine Sage. (Erzählung.) 2. Gedankengang des Gedichtes (Schilderung). — 3. Vergleichung mit Uhlands Harald. — 4. Vergleichung zwischen „Erlkönig und „Erlkönigs Tochter" von Herder.**) — Würdigung des Gedichtes: Erlkönig. — 7. Vergleichung der drei schwedischen Olufslieder a) unter einander und b) mit der dänischen Rezension.

12. **Zur Vergleichung** seien hier mitgeteilt:

1. Erlkönigs Tochter.***)

(Von Joh. Gottfried v. Herder.)

[Geb. 25. Aug. 1744 zu Mohrungen, † 18. Dez. 1803 in Weimar.]
[Stimmen der Völker in Liedern. Herders gesammelte Werke 1828. Stuttgart. 8. Teil. S. 155.]

1. Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut';

2. Da tanzen die Elfen auf grünem Land',
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

3. „Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt hier in den Reihen und tanz' mit mir!" —

4. Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag. —

*) Man nennt die unmittelbare Wiederholung eines oder mehrerer Worte Epizeuxis. Beispiele S. unter Erl. von Heines: Belsazar im dritten Bande; Platens: Tod des Carus, Prutz': der Räuber und das Krucifix.

**) Auf einen Vorzug des Herder'schen Gedichtes sei hier aufmerksam gemacht. Die Elfentochter schlägt dort den Oluf todeswund, weil er ihre Liebe verschmäht. Sie liebt ihn, und ihre Liebe wird nicht erwidert. Da entbrennt ihre Eifersucht. Die Liebe schlägt in Haß um. (Vgl. Brunhilds Liebe und Haß gegen Siegfried.) — So völlig motivirt ist die Liebe des Erlkönigs zum Knaben und der Mord an dem Kinde in dem Göthe'schen Gedichte nicht.

***) Aus dem Kiämpe Viiser.

5. „Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güld'ne Sporen schenk' ich dir:

6. Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleichts mit Mondenschein." —

7. Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag. —

8. „Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir." —

9. Einen Haufen Goldes nähm ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll. —

10. „Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch und Krankheit folgen dir."

11. Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

12. Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit' heim nun zu deinem Fräulein wert!"

13. Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

14. „Hör' an, mein Sohn, sag an mir gleich,
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich.

15. Und sollt sie nicht sein blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich. —

16. „Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?" —

17. Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund.

18. Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.

19. Sie schenkten Met, sie schenkten Wein.
„Wo ist der Herr Oluf, der Bräut'gam mein?" —

20. „Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd nnd Hund."

21. Die Braut hob auf den Scharlach rot:
Da lag Herr Oluf, und er war tot.

2. Drei schwedische Olufslieder.

1. Herr Oluf und das Elfenweib.

[Mohnike, Volksl. der Schweden, S. 210. — Talvy, Charakteristik der Volkslieder, S. 293 ff. — Grube, ästhet. Vorträge I. S. 7.]

1. Herr Oluf reitet zum Burgthor,
Da stehet ein Elfweib und ruhet davor.
Doch der Tanz geht an,
So wohl in dem Haine!

2. „„Ach hör, Herr Oluf, was ich sage dir,
Und hast du nicht Lust zu tanzen mit mir?““
Doch der Tanz geht ꝛc.

3. „Nein, tanzen mit dir ich nicht will und mag,
Denn morgen ist mein Verlobungstag.“

4. „„Willst du nun sieben Jahr' leiden Not,
Oder morgen schon liegen tot?““

5. Herr Oluf wirft herum den Traber sein,
Siechtum und Krankheit die folgen hinterdrein.

6. Herr Oluf, er ritt zu seiner Mutter Thor,
Und seine Mutter, die stand davor.

7. „Liebe Mutter, das Bette mir mache und lauf,
Wohl nimmer steh' ich wieder vom Bette auf!“

8. Und die Braut, sie wartet der Tage vier,
Und der Liebste, er läßt sich nicht sehen vor ihr.

9. Und die Braut, sie sattelt ihr graues Roß,
So reitet sie hin zu Herrn Olufs Schloß.

10. Und wie sie kommt zu Herrn Olufs Thor,
So steht ihre Schwiegermutter davor.

11. „Guten Tag, guten Tag, liebe Schwiegermutter mein,
Wo mag doch Herr Oluf, mein Bräutigam, sein?“

12. Herrn Oluf hab' ich seit gestern nicht geseh'n,
Er jaget im Walde nach Hirschen und Reh'n.

13. „Und mag er lieber dem Hirsche nachjagen,
Als nach der munteren Brautschar fragen?“

14. „Und achtet er mehr auf die Hindin fein,
Als auf die Allerliebste sein?“

15. Und die Braut schlug auf den Scharlach rot,
Da sah sie Herrn Oluf, und er lag tot.

16. Und als am Morgen die Sonne ging auf,
Da waren drei Leichen in Herrn Oluf's Haus.

17. Die erste war Herr Oluf, die zweite seine Maid,
Die dritte seine Mutter, sie starb vor Leid.

---

2. Herr Oluf im Elfentanz.

[Talvy, a. a. O. S. 296. ff. — Grube, a. a. O. S. 9.]

1. Herr Oluf reitet zur Dämmerzeit.
Treibt der Tau, fällt der Reif,
Lichter Tag es ihm schon scheint,
Herr Oluf kommet heim,
Wenn der Wald laubgrün wird.

2. Herr Oluf reitet nach dem Burgthor,
Da findet er tanzen die Elfen davor.

3. Da tanzt eine Elfen- und Elfinnenschar,
Elfkönigs Tochter mit fliegendem Haar.

4. Elfkönigs Tochter die Hand ihm reicht:
„Herr Oluf, komm her und tanz mit mir gleich!“

5. Ich kann nicht treten in den Tanz mit dir,
Meine Braut hat es verboten mir.

6. Nicht tanzen will ich, noch tanzen ich mag,
Denn morgen ist mein Hochzeittag.

7. „Willst du nicht treten zum Tanze mit mir,
Dann send ich Tod und Unheil dir!“

8. Herr Oluf, der wendet den Rappen sein,
Seuche und Krankheit ziehen hinter ihm drein.

9. Herr Oluf reitet zu seiner Mutter Thor,
Da steht seine Mutter draußen davor.

10. „Willkommen, mein Sohn, und sage mir gleich,
Warum ist dein Gesicht so bleich?“

11. Mein Fohlen war rasch, und säumig war ich,
An einen Eichenzweig stieß ich mich.

12. Meine liebe Schwester, mein Bett bereit',
Mein Bruder, führe mein Roß auf die Weid'!

13. Meine liebe Mutter, bürste mein Haar,
Mein lieber Vater, mach mir eine Bahr!

La belle dame sans merci

14. „Mein lieber Sohn, solch Wort nicht sag,
Denn morgen ist dein Hochzeittag."

15. Sei er nun immer, wenn er mag sein,
Ich komme nimmer zur Liebsten mein!

3. Herr Oluf im Elfentanz.

[Talvy, a. a. O. S. 296 ff.]

1. Herr Oluf ritt aus zur Dämmerstund,
Da tanzen die Elfen im Kreise rund.
Der Tanz, der geht wohl,
So wohl in dem Haine!

2. Elfmutter streckt aus die Hand schneeweiß,
„Herr Oluf, komm, tanze mit mir im Kreis!"

3. Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Denn morgen ist mein Hochzeittag!

4. Elfvater streckt aus die Hand schneeweiß.
„Herr Oluf, komm tanze mit mir im Kreis!"

5. Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Denn morgen ist mein Hochzeittag!

6. Und die Braut, sie sprach zu den Brautjungfern fein:
Was soll das Glockenläuten denn sein?

7. „'s ist Sitt' auf der Insel, erwidern sie traut,
Jeder Bräutigam läutet so heim die Braut."

8. „Nicht dürfen wir bergen vor Euch, was ist wahr,
Herr Oluf ist tot und liegt auf der Bahr."

9. Den andern Tag, als die Sonn kam heraus,
Da lagen drei Leichen in Herrn Olufs Haus.

10. Das war Herr Oluf und seine Maid,
Und die Mutter, die starb vor Kummer und Leid.*)

3. Harald.

(Von Ludwig Uhland.)

[Uhlands Gedichte. 47. Aufl. 1863. Stuttgart, S. 306.]

(1812.)

2. Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald;
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

*) Einige Bemerkungen findet man unter Herders: Erlkönigs Tochter. Vgl. die Erläuterungen von Herderschen Gedichten in diesem Werke.

2. Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

3. Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

4. Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn,
Schwingt auf die Rosse sich?

5. Was kost so sanft und küßt so süß
Und hält so lind umfaßt
Und nimmt das Schwert und zieht vom Roß
Und läßt nicht Ruh noch Rast?

6. Es ist der Elfen leichte Schar;
Hier hilft kein Widerstand:
Schon sind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland.

7. Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald:
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

8. All seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild;
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

9. In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald;
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

10. Vom Felsen rauscht es frisch und klar:
Er springt vom Rosse schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell:

11. Doch, wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels,
Er nickt und schlummert ein.

12. Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

13. Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

[Litteratur: Foß, Progr. des Fr. Wilh. Gymn. in Berlin. 1849. — *Viehoff I., S. 202. — *Gruppe IV, S. 303. — *Gude I, S. 137. — *Götzinger I., S. 590. — *Grube, aesthet. Vorträge I, S. 1. Vergleiche mit deutschen Elfenliedern. Ebd. S. 55. — *Kehrein, S. 246. — *Kurz III. S. 164. 211. 234. — *Saupe, S. 32. — *Reuter. S. 291. —]

28. Der Schatzgräber.

(Von J. Wolfgang von Göthe.)

[Ausgabe in drei Bänden. 1869. Cotta I. S. 27.]

(1797.)

1. Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!

Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eig'nem Blut.

2. Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

3. Und ich sah ein Licht von weiten;
Und es kam gleich einem Sterne,
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten;
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

4. Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken:
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

5. „Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

1. Form: Diese eigentlich spanische Strophe besteht aus acht Zeilen, welche sämtlich entweder unvollständige (V. 4. 8.) oder vollständige (V. 1. 2. 3. 5. 6. 7.) vierfüßige trochäische Verse sind. In V. 4. 8 ist der Reim stumpf, sonst klingend.

Das Reimbild ist abbcaddc.

2. Erläuterungen: Str. 1. V. 1. Die Armut an Vermögen hatte in dem „Schatzgräber" Mißmut und Unzufriedenheit erzeugt, welche wie eine Krankheit an seinem Herzen nagten. — V. 2. lange = langweilige, weil freudlose Tage. — V. 3. In dieser Stimmung rief er aus: Armut ist ꝛc. Das Schatzgraben ist nach dem Aberglauben unseres Volkes nicht möglich, ohne daß man zuvor dem Bösen, dem Teufel, seine Seele verschreibt, wie das in jedem Falle notwendig ist, wo man des Teufels Hilfe in Anspruch nimmt, und zwar muß diese Verschreibung mit dem eigenen Blute geschrieben werden. Auch Faust hat in der alten Volkssage in dieser Weise sich dem Satan verschrieben.

Str. 2. Solcherart werden uns in den alten Hexenprozessen die Beschwörungsformen beschrieben. V. 5—7 findet Götzinger für die volkstümliche Balladensprache zu nüchtern, matt und gewöhnlich.

Str. 3. „von weiten." Diese Form gebraucht Göthe öfter, z. B. Faust im I. Teil: „Mit Grausen seh ich das von weiten.". II. Teil: „Was sehen wir von weiten"? Diese Form (schwacher Dativ) ist im Mhd. noch die gewöhnliche, während wir jetzt meistens sagen: von weitem, von neuem, in allem — aber auch zum ersten, am längsten. (Vgl. Kehrein, a. a. O. u. Schulgr. §. 267.)

„Und da galt kein Vorbereiten" = ehe ich mich noch vorbereiten

konnte; es war zu aller Vorbereitung, die ich noch vornehmen wollte, zu spät. (Vorbereiten, vgl. Rühren st. Rührung in Schillers: Bürgschaft.) Götzinger findet diesen Vers matt und undeutsch zugleich. —

Str. 4. In des Trankes Himmelsglanze: Von der goldnen Schale ging ein himmlischer Glanz aus, welcher auch den Knaben umstrahlte und verklärte, als er in den Beschwörungs-Kreis, welchen der Schatzgräber gezogen hatte, eintrat; „licht" ist der hellglänzende Trank genannt (vgl. Str. 3, V. 6.). —

Str. 5. Trinke dir Mut zu einem reinen, wahren Leben! Es giebt ein anderes Heilmittel für deine Unzufriedenheit, als Schatzgraben, es gibt ein höheres Glück auf Erden als Reichtum. Am Tage arbeite! (Das nackte „Tages" ist ungebräuchlich, nicht aber Sonntags, Donnerstags rc.) Abends erhole dich! — An den Werktagen schaffe, Sonntags gönne dir einen Genuß und lerne als Zauberwort deines Glückes: Arbeit ist Leben!

3. **Der Grundgedanke** ist bereits in den Erläuterungen zur 5. Str. enthalten: In welchen Worten drückt ihn der Dichter aus? Und wie würden wir denselben ausdrücken?

4. **Abfassung des Gedichtes:** Dieses Gedicht fällt in das Jahr 1797, in den Monat Mai und in die Zeit des Aufenthaltes Göthes zu Jena. Am 21. Mai hatte er seinem Tagebuche die Notiz einverleibt: „Artige Idee, daß ein Kind einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt." Und schon am 23. Mai scheint er einem Briefe an Schiller dieses Gedicht beigelegt zu haben. — Zu jener Zeit, genauer am 26. April 1797, schrieb er an seinen Zögling und Freund Friedrich von Stein, daß ihm sein altes Symbol: „Tempus divitiae meae, tempus ager meus"*) immer wichtiger werde. (Vgl. Viehoff a. a. O. S. 227). — Eben damals hat der Dichter sich selbst zu dieser Überzeugung bekehrt, daß die Thätigkeit und die weise Benutzung des Lebens auch den wahren Lebensgenuß in sich berge, daß aber nicht der Wert des Lebens auf Reichtum und Genuß sich gründe. Er ist also selbst der Schatzgräber, welcher, mit seinem bisherigen Lebenslose unzufrieden, dem Abgrunde nahestand, von welchem ihn ein guter Geist nicht nur zurückrief, sondern auf den Weg, der zum wahren Lebensglücke führt, leitete.

5. **Zur Würdigung:** Unser „Schatzgräber" ist die erste „Ballade", welche Göthe nach langer Pause wieder verfaßte, zugleich aber das erste Glied an einer langen, schönen Kette, zu welcher der innige, geistige Verkehr mit Schiller den Dichter angeregt und angespornt hat. Inzwischen ist der Dichter, wie Götzinger des weiteren nachweist und auch Viehoff mit Recht betont, ein anderer geworden. Es ist „nicht mehr die frische Natürlichkeit, die freie Bewegung jener älteren Balladensprache, sondern eine gewisse Gemessenheit und Knappheit, wozu sich an einzelnen Stellen Nüchternheit und Gezwungenheit gesellt." Als Ballade hat Göthe dies

*) Die Zeit ist mein Reichtum, die Zeit ist mein Acker.



Gedicht bezeichnet, obgleich es eigentlich eher eine parabelartige poetische Erzählung ist; der historische Rahmen, in welchen der Dichter die ihn besonders bewegende Idee einfügt, ist durchaus Erfindung desselben. Einfach ist auch hier die Sprache des Dichters, die Darstellung im allgemeinen knapp: sie würde wohl noch einfacher, knapper, schöner gefunden werden, wenn nicht das Versmaß etwas fremdes, der Reim etwas von Künstlichkeit an sich trüge und auf die ganze Darstellung übertrüge.

Prächtig ist übrigens der Kontrast, welchen der Dichter uns vorführt. Der Mensch, welchem das Geld sein Gott ist, und Armut eins zu sein scheint mit Unglück, hat in schwerer Verirrung seine Seele dem Bösen verschrieben. — Der Seelenzustand dieses Menschen, welcher sich dem Fürsten der Finsternis zu eigen giebt, harmoniert mit der Finsternis und dem Sturme der Nacht, in welcher er sein finsteres Werk beginnt. Er muß, nach vollbrachter Beschwörung, auf das Kommen des Teufels gefaßt sein, und ein starkes Grausen ergreift ihn bei dem Gedanken an diesen, die Reue erfüllt seine Seele. Er möchte zurück — aber schon ists zu spät. Ein Licht wird in der Ferne sichtbar, — es kommt rasch näher, und als Träger desselben erscheint ein schöner, glänzender Knabe. Statt des Teufels kommt eine Engelsgestalt, freundlich, gewinnend. Die Finsternis weicht einem hellem Lichte, welches aus der goldnen Schale strömt. Gold erwartet der Schatzgräber — Gold sieht er, in der Form einer Schale, in welcher ein köstlicher Trank sich befindet. Aber nicht das Gold ist das Leben — das reine Leben ist ein Leben voll Arbeit; und wenn es Mühe nur und Arbeit war, mit Ausnahme der regelmäßigen, der Erholung geweihten Ruhestunden, dann war es doch köstlich.

Der Trank soll nur den Lebensmut in dem kranken Herzen wieder wecken, er soll den Sinn für die Belehrung empfänglich machen, die in dem „Zauberworte“ liegt. Die Lehre des himmlischen Knaben aber ist: Es ist eine Thorheit, wer das Gold für das höchste Gut, oder nur für ein hohes ansieht, oder wer das Leben im Genusse allein sucht und zu finden glaubt; es ist Thorheit und schwere Verirrung, wer nach Goldgewinn trachtet und, selbst mit Aufopferung des Seelenfriedens, Gold zu erwerben sucht, ohne Arbeit, mit Sünden; es ist Thorheit, wer arbeitet, um genießen zu können, wer die Arbeit zum Mittel erniedrigt, den Genuß zum Zweck erhebt; wer die Arbeit für ein notwendiges Übel ansieht. Weisheit aber ist's, wenn wir in der Arbeit den Zweck des Lebens, ja den wahren Lebensgenuß und das Leben erblicken, in dem Genusse dagegen nur ein Mittel, um neue Kraft und Lust zur Arbeit zu bekommen.

Mit dem „Schatzgräber“ verurteilt Göthe auch den Materialismus unserer Tage, sowohl den Sinn derer, welche nur arbeiten, um zu erwerben, als auch derer, welche nur arbeiten, um genießen und so bald als möglich sich zur Ruhe setzen können. — Das Glück wohnt nicht in den

Palästen der Schlemmer, noch in den Geldkisten der Geizigen, sondern es erwächst aus der treuen Erfüllung unseres Berufes.

6. Schriftliche Aufgaben: 1. Der Schatzgräber. (Würdigung der Idee.) — 2. Vergleichung mit Hagedorns poetischer Erzählung: Johann der Seifensieder, sowie mit Lichtwers Hänfling.

1. Johann der Seifensieder.

(Von Friedrich von Hagedorn.)

[Geb. 28. April 1708 zu Hamburg, † daselbst 28. Okt. 1754.]

[Fr. v. Hagedorns poetische Werke. 2. Teil. Hamburg, Campe 1825. S. 90 ff.]

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
5. Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wann er aß, so mußt er singen;
Und wann er sang, so wars mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
10. Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht; und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? — Der muntre Seifensieder.
15. Im Lesen war er anfangs schwach,
Er las nichts, als den Almanach.*)
Doch lernt er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
20. Oft singend, öfter lesend, ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die berufnen sieben Weisen**).
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.
25. Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütziger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich;
Ein Garkoch richtender Verwandten,***)
30. Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß
Und seiner Wechsel oft vergaß.
Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
35. So ließ ihm den Genuß der Ruh
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! Lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach wäre doch, zu meinem Heil,
40. Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!"
Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann!
Wie geht es euch? Wie fangt ihrs an?
45. Es rühmt ein jeder eure Ware:
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?
„„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vorteil sei.
So rechn' ich nicht! Ein Tag bescheeret,
50. Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
Dies folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechszig mal.""
Ganz recht, doch könnt ihr mir nicht sagen

*) Kalender.

**) Die sieben Weltweisen (die frühesten griechischen Philosophen) Griechenlands, unter denen Thales von Milet. geb. um 640 v. Chr., der bedeutendste war.

***) In den Augen richtender Verwandten, welche ihm aus Habgier seine reichlichen Mahlzeiten nicht gönnten und den Lebemann für einen Schwelger, Gourmand hielten.

Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?"
55. „„Mein Herr, ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's dann fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer die alle rot gefärbt*),
60. Der hatte wohl, wie ihr, geerbt;
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifensieder.""
Dies schien den Reichen zu erfreun.
„Hans", spricht er, „du sollst glücklich sein.
65. Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler.
Da hast du bare fünfzig Thaler;
Nur unterlasse den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang."
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
70. Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude
Und seiner Augen neue Weide.
75. Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
80. Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
85. Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen.
Sein Mops, der keine Kunst vergaß
Und wedelnd bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
90. So glatt von Fell, so weich von Tatzen.
Er lernt zuletzt, jemehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichtum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
95. Die nur in reine Seelen strahlt
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh,
100. Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: „„Herr, lehrt mich bess're Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmet immer euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
105. Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden.
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
110. Johann, der muntre Seifensieder."

---

2. Der Hänfling.

(Von Magnus Gottfried Lichtwer.)

[Geb. 30. Jan. 1719 zu Wurzen, † 7. Juli 1783 zu Halberstadt.]

[M. G. Lichtwers Fabeln in 4 Büchern, vom Verf. selbst herausgegeben. 4 Aufl. 1775. S. 62.]

1. Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen;
Ein edler Trieb: Denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes wert.

*) In bezug auf die rote Bezeichnung der Festtage in unsern Kalendern.

2. Die stolze Glut der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König,
Dergleichen Nester giebt es wenig.
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

3. Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war,
Er kam, nachdem es ausgewittert,[1])
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

4. Mit umgekehrtem Eigensinn[2])
Begab er sich zur Erde hin
Und baut' in niedriges Gesträuche,
So scheu macht ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andern Mal davon zu ziehn.

5. Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe,
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

* * *

6. Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten;
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eigner Herr und Knecht,
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

[Litterarisches: Schüelein, Muster- und Übungsblätter. S. 37. — Becker in Körners prakt. Schulmann I, S. 207. — Widmann, ebenda IV. S. 309. — *Viehoff, Göthes Gedichte: I, S. 226. — *Kehrein, S. 292. — *Götzinger I. S. 652. — *Kurz III, 186. 236. 395. — *Saupe, S. 51. ff.]

---

29. Der Zauberlehrling.

[Ausgabe in 3 Bänden. I. Band. Stuttgart, S. 32.]

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

2. Und nun komm, du alter Besen,
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen!
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

---

[1]) Nachdem das Gewitter vorbeigezogen war.
[2]) Mit einem Eigensinn, welcher in den umgekehrten Fehler verfällt.

3. Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen!
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach, nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

5. O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen!
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

6. Seht, da kommt er schleppend wieder
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich, brav getroffen!
Seht! er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!
Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

7. Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen;
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

1. **Abfassungszeit der Ballade.** Dies Gedicht erschien zuerst in Schillers Musenalmanach 1798. Entstanden aber ist dasselbe schon 1797 vor dem 23. Juli, wie aus einem Briefe Schillers hervorgeht.

2. **Die Grundlage.**

Lucian, ein nachchristlicher griechischer Schriftsteller und sonst als ein eifriger, aber erfolgloser Bekämpfer des Christentums bekannt, hat in seinem Buche: Der Lügenfreund den Stoff für Göthes Ballade dar-

geboten. Göthe benutzte, wie Viehoff es als sicher annimmt, die Wielandsche Übersetzung (I. S. 149), und wir finden dort im Wesentlichen Folgendes erzählt:

Eukrates teilt dem Tychiades als Beleg dafür, daß die Menschen an Lügen und Aufschneidereien einen besonderen Gefallen finden, Folgendes mit: Nicht Gehörtes, sondern Selbsterlebtes will ich euch berichten. Ich hatte, als ich in Ägypten studierte, einst das Verlangen, die Memnonssäule bei Koptos zu hören, welche vor Sonnenaufgang einen wunderbaren Ton von sich gibt. Auf der Rückreise lernte ich einen Mann aus Memphis, Pankrates*) mit Namen, kennen, welcher in ägyptischer Weisheit wohl erfahren war. Ich erwarb dessen Gunst und Vertrauen, so daß er mich an seiner wundersamen, geheimnisreichen Lebensweise teilnehmen ließ. Wir reisten zusammen ohne weitere Bedienung. So oft wir in einem Wirtshause ankamen, nahm er einen hölzernen Thürriegel oder den Stößel aus einem hölzernen Mörser, legte ihm Kleider an und sprach ein paar magische Worte dazu. Sogleich wurde der Besen, oder was es sonst war, von allen Leuten für einen Menschen wie sie gehalten; er ging hinaus, schöpfte Wasser, besorgte unsere Mahlzeit und ersetzte uns auch sonst den besten Bedienten. Wenn wir seiner Dienste nicht mehr bedurften, so sprach Pankrates ein paar andere Worte, und der Besen wurde wieder Besen, der Stößel wieder Stößel wie zuvor. Ich wandte alles Mögliche an, meinen Begleiter dazu zu bewegen, mich dieses Kunststück zu lehren. So gefällig er sonst war, diesen Gefallen that er mir nicht. Endlich erschnappte ich, in dunkelem Winkel seine Worte belauschend, die nur aus drei Silben bestehende Formel. Am andern Tage, als er fern war, erprobe ich meine Kunst, kleide den Stößel an, spreche jene drei Silben und trage dem Diener auf, Wasser zu holen. Er bringt einen gefüllten Krug. Gut, sprach ich, ich brauche kein Wasser mehr, werde wieder zum Stößel. Er aber kehrt sich an meine Reden nicht, sondern trägt weiter Wasser und zuletzt das ganze Haus voll. Mir bangte vor Pankrates Heimkehr, und ich spalte mit der Axt den Stößel, und zwar mitten entzwei. Statt eines Wasserträgers aber bekomme ich zwei. Meine Ratlosigkeit steigt auf's höchste. Da kommt Pankrates zurück, sieht, was ich angerichtet habe, gibt dem Stößel die frühere Gestalt wieder und macht sich dann selbst aus dem Staube. Ich habe ihn nie wieder zu sehen bekommen."

Diese wundersame Erzählung findet sich in mancherlei deutschen und morgenländischen Märchen wieder. Es erinnert Viehoff an das Märchen vom Hirsebrei kochenden Topfe (Grimm Nr. 103.), an „Ali Baba und die vierzig Räuber" in Tausend und eine Nacht und an das deutsche Märchen „Simeliberg" (Grimm Nr. 142.) Endlich zieht er die normannische Sage von dem Pfarrer und Küster heran, in welcher der letztere durch das Lesen im Zauberbuche des ersteren den Teufel citiert, aber ihn nicht wieder loswerden kann, als jener erschienen war; auch ihn rettet

*) „Ein Mann, welcher alles vermag", würden wir das Wort übersetzen können.

in der höchsten Not der zurückgekehrte Pfarrer, den Lehrling in der Zauberei also der Meister.*)

3. Erläuterungen.

Str. 1. Seine Wort' und Werke merkt' ich." Mit jenen ist die eigentliche Formel — mit diesen sind die Ceremonien bei der Beschwörung gemeint. Aus Formen (Werken) und Formel setzt sich in solchem Falle der ganze Vorgang zusammen. In anderen Fällen ist die ganze Beschwörung wortlos, oder sie wird wenigstens durch ein lautes Wort unterbrochen. Vgl. Göthes Schatzgräber:

Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst du haben!"
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Hiermit kann man noch eine andere, ähnliche Stelle vergleichen, nämlich Chamissos Abdallah, Str. 11:

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisich und steckt den Haufen in Brand,
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd hebt, hinein
Mit seltsamem Thun und Reden viel kräftige Spezerei'n.

12. In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag,
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag,
Die Finsternis entweichet, der Tag bricht neu hervor,
Es zeigt sich in dem Felsen ein weit geöffnet Thor.

Unter dem „Brauche" versteht Götzinger „das ganze Verfahren." Das würde aber, nachdem Wort und Werke genannt sind, ein müßiger Zusatz sein. Ich beziehe das Wort Brauch auf den Zweck, den Gebrauch des Besen-Menschen. Der Lehrling will sagen: Ich merkte mir nicht blos Formel und Formen, sondern auch, zu welchen Dingen dieser Handlanger zu gebrauchen sei, was ich der Reihe nach von ihm fordern könne und diesmal fordern wolle.

„Und mit Geistesstärke thu' ich Wunder auch." Götzinger erklärt jene Worte: „im Besitz dieses Wissens." Ich bin jedoch anderer

---

*) In Tausend und Eine Nacht ist eine Erzählung, in welcher durch das eine Wort Mutabor die Verwandlung geschieht. Auch hier vergessen die in Störche Verwandelten die drei zur Rückverwandlung nötigen Silben.

Meinung. Der Besitz des Wissens ist noch lange keine Geistesstärke. Um aber ein Wunder zu thun, dazu gehört Glaube, also auch Glaube an die Wirksamkeit der Zauberei, und um ein solches Werk zu thun, durch welches man mit höllischen Mächten in Verkehr tritt, dazu gehört Mut. Glaube und Mut sind die Geistesstärke, welche der Dichter meint und welche der Lehrling sich zutraut.

Viehoff meint, die eigentliche Zauberformel in den Worten der zweiten Strophe:

Auf zwei Beinen stehe
Oben sei ein Kopf!

finden zu sollen, und rügt an Göthes Darstellung, daß die mystische Formel nicht kräftiger hervortrete. Allein dieses ist nicht die ganze Zauberformel, sondern die schon in Str. 1. stehenden Worte müssen mit hinzugenommen werden:

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Viehoff findet an und für sich an diesen Worten einen mystischeren Anstrich, aber er stößt sich daran, daß sie am Ende der ersten Strophe bereits gesprochen wurden, ohne daß sich ein Erfolg zeigte. Allein die Sache liegt jedenfalls so: Walle, walle 2c. sollen auch Beschwörungsworte sein; ehe nun der Lehrling seine Ceremonien beginnt, wiederholt er sich alle Worte noch einmal, um ja sicher zu sein. Vor Beginn der Handlung, namentlich vor Bekleidung des Besens mit den Kleidern, hat das einfache Hersagen der Zauberworte noch keine Kraft.

Str. 2. „Nun erfülle **meinen** Willen"! Du „bist schon lange Knecht" eines andern „gewesen"; jetzt sollst du mir gehorchen; jetzt bin ich dein Herr.

Str. 4. In seiner großen Angst sieht der Lehrling drohende Mienen, grimmige Blicke, obwohl der Knecht nur in gewohnter Dienstfertigkeit kommt und geht, holt und ausschüttet.

Die Formel, welche den Zauber aufhebt, ist zweifellos:

Besen! Besen!
Sei's gewesen!

Und es ist nun äußerst komisch, zu sehen, wie der geängstete Lehrling diese wenigen Worte vergessen hat, und, obwohl er sich erinnert, daß der Reim Besen — gewesen zusammen gehört, diese drei Wörter doch nicht zusammen bringt; statt dieser kommt vielmehr in der Strophe 4 und 5 eine Form des Wunsches, nicht aber die Bannungsformel: Str. 4. Wärst du doch der alte Besen! Str. 5. „Ein verruchter Besen, der nicht hören will! Stock, der du gewesen! Steh doch wieder still!" Auch das „Stock, der du gewesen" ist nur ein verunglücktes: „Besen, sei's gewesen."

Str. 6. Kobold ist nach der Vorstellung der heidnischen Deutschen ein mit übernatürlichen Kräften begabter Hausgeist, auch Knechtchen oder

Heinzchen genannt. Von häßlicher, zwerghafter Gestalt bringt er den Menschen, in deren Hause er wohnt, allerlei Vorteil, thut dem Gesinde über Nacht die Arbeit ꝛc. und erlaubt sich nur kleine Neckereien gegen den Hausherrn. Wenn der Kobold aber gereizt oder vernachlässigt wird, dann wird der gutmütige Hausgeist zu einem empfindlichen Feinde seiner Genossen. — Doch es gab auch böse, tückische Kobolde, und die Ausgeburt der Hölle, welche der Lehrling vor sich sieht, rechnet er unter dieselben. (Vgl. „Das ist Tücke.“)

3. **Der Grundgedanke**: Während Lucians Erzählung eigentlich nur den Zweck hat, ein Beispiel von grober Aufschneiderei zu geben, bringt Göthe eine sehr wichtige Idee in seiner Ballade zur Darstellung. Viehoff drückt dieselbe so aus: „Nur der Meister kann die Geister gefahrlos aufrufen, d. h. niemand darf die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes zu Kampf und Leben aufregen, der nicht auch die Macht besitzt, ihren Aufruhr zu beschwichtigen.“

Die Angstworte des Lehrlings: „Die ich rief, die Geister werd' ich nicht mehr los“ haben seitdem eine sprichwörtliche Verbreitung und Anwendung gefunden. Wer sich zur Erreichung seiner Zwecke mit verwerflichen Mächten verbündet, ist oft außer Stande, ihrer sich zu entledigen, wenn er dieselben entbehren kann und entlassen will; das ist der Fluch eines solchen Bundes, daß man eine Macht entfesselt, welche nicht wieder ebenso leicht zu fesseln, einzudämmen ist. Das Kind spielt mit Feuer und kann es nicht löschen, der Erwachsene nimmt die Leidenschaften anderer in seinen Dienst und kann nicht immer sagen: „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen!“ Er wird vielmehr oftmals der benutzten Mächte unfreiwilliger Knecht und ihr größtes Opfer. Und in dieser Beziehung dürfte es nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit einen derartigen „Meister“ geben, welcher die entfesselten Mächte zu bändigen vermag. Die meisten, welche sich für rechte Meister hielten, haben in der Stunde der selbstgeschaffenen Not erfahren müssen, daß sie keine Hexenmeister waren.

4. Als eine besondere **Eigentümlichkeit** dieser Ballade verdient hervorgehoben zu werden, daß dieselbe, mit Ausnahme der letzten Worte, welche von dem Meister selbst mit vollkommener Ruhe und Überlegenheit gesprochen werden und sofort ihre Erfüllung und Ausführung durch die Geister erfahren, ein Selbstgespräch des Lehrlings ist. In diesem Selbstgespräche aber verrät nicht nur der Lehrling seine Gedanken und Wünsche, seine Hoffnungen und Schrecken, sondern offenbart auch alle seine Handlungen, Situationen und Nöte — in wahrhaft dramatischer Anlage und Lebendigkeit. Die größte Einfachheit der Sprache, welche auf Kunstmittel um deswillen verzichtet, weil dieselben unnötig sind, haben wir in mehreren Gedichten Göthes wahrzunehmen und zu schätzen Gelegenheit gehabt, vor allem in dem Sänger, und finden sie hier wieder. Die kurzen Verse geben dem Ganzen jene Kraft und jenes lyrische Feuer, welche uns mit dem

Lehrling von einer Lage zur anderen fortreißen, und eine gewisse Leidenschaftlichkeit der Darstellung führt uns rasch weiter, so daß wir, eben erst bewundernde Zuschauer der Künste des Lehrlings gewesen, jetzt Zeugen seiner Verlegenheit, dann Teilnehmer an seiner Not und an seiner bis zur Verzweiflung sich steigernden Ratlosigkeit werden, welche nur kurze Zeit von einem Hoffnungsstrahl durchbrochen scheint, als der Lehrling — und wir mit ihm — des Besenknechtes mit der Axt glaubte mächtig werden zu können, um dann, in doppelt so großer Stärke auftretend, alle, auch die letzte Aussicht auf Beseitigung des heraufbeschworenen Unheils durch eigne Kraft und Klugheit hinwegzunehmen.

5. **Vortrag:** Man lese von Anfang an nicht zu rasch, nicht zu laut, hebe die Beschwörungsformel heraus durch etwas feierliches Pathos und besonders langsames Tempo, lese rascher, wo die Ereignisse sich drängen, die Not sich steigert, die Verlegenheit alle Irrgänge aufsucht und den rechten Weg nicht finden noch sehen kann, und komme zuletzt zu der höchsten Höhe der Angst und dem Hilferuf. Der Zauberspruch des Meisters bekunde dann die überwindende Kraft, den Unwillen über diese unangenehme Entdeckung und die sichere Überlegenheit, welche der Meister dem Lehrlinge gegenüber zeigen kann.

6. Zur **Würdigung** will ich an dieser Stelle noch zwei Punkte erwähnen; zuerst ein Wort von Saupe: „Die Behandlung und Form der Ballade ist in hohem Grade bewundernswürdig. Es giebt in unserer ganzen poetischen Litteratur kein zweites episches Gedicht, in welchem die Erzählung so rein dramatisch behandelt wäre, wie hier. Alles, selbst die unbedeutendste Thatsache, erscheint als unmittelbar geschehende Handlung; alles ist in unaufhörlicher leidenschaftlicher Bewegung, bis der Meister erscheint und in hohem, gebietendem Tone die bewegte Scene zum ruhigen Abschluß bringt.“ (Saupe, Göthe und Schillers Balladen und Romanzen 1853. S. 63.)

Sodann aber soll auf eine von H. Kurz schon (Kommentar S. 46.) gemachte Ähnlichkeit dieser unserer Ballade und einiger Verse im „Winter“ noch hingewiesen werden, welche, Schlittschuhläufer zeichnend, so lauten:

Lehrling, du schwankest und zauderst und scheuest die glattere Fläche.
  Nur gelassen! Du wirst einst noch die Freude der Bahn.
Willst du schon zierlich erscheinen, und bist nicht sicher? Vergebens.
  Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor.

Richtig ist Kurz' Bemerkung, daß Göthe hier wie in der Ballade vom Zauberlehrling auch wohl diejenigen im Sinne gehabt haben möge, welche sich den Stil der großen Meister aneignen wollen, ohne ihre Meisterschaft zu besitzen und daher nur Ungenügendes und selbst Abgeschmacktes hervorbringen. Und noch ein anderes Wort sei hier angeführt, welches Kurz gelegentlich ausspricht und welches unseren Zauberlehrling in gewissem Grade zu beleuchten vermag: „Wer als Lehrling

den Meister spielen will, muß es sich eben gefallen lassen, daß die Geister ihn höhnen und erdrücken; der Meister ist an seinem Verderben unschuldig." (a. a. O. S. 222.)

7. **Die Form** ist sehr einfach: Trochäische Verse von größerem und geringerem Umfange wechseln ab; V. 1—4 sind vierfüßige, V. 5. 7. vollständige dreifüßige, V. 6. und 8. unvollständige dreifüßige Verse. Die Zauberformel und die ihr entsprechenden Teile der folgenden Strophen haben erstens vier (9—12) zweifüßige, dann zwei 4füßige trochäische Verse, (V. 13. 14). Nur V. 6 und 8 sind stumpf, alle anderen Verse klingend gereimt. Reimbild: ababcdcdeffgeg.

[Litteratur: *Götzinger, Deutsche Dichter I, S. 655 ff. — *Viehoff, Göthes Gedichte I, S. 261. — *Saupe a. a. O. S. 56 ff. — *H. Kurz, Komment. P. 236. — W. Passow, vermischte Schriften, S. 108. — Carol. Lud. Struve, opusc. selecta II. p. 422—26. — Düntzer II. S. 281. — *Gruppe IV, S. 356. Kriebitzsch, Siebensachen S. 197.]

---

30. Der Sänger.

[Ausg. in 3 Bdn. I. Bd. Bd. S. 23. Stuttgart, 1869.]

1. Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!

2. „Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen."

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

4. „Die goldne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. „Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch, darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

1. Erläuterungen:

Str. 1. 1. 2. Der Sänger befand sich draußen vor dem Thor, genauer gesagt: auf der Brücke. Es wird also nicht an zwei Orten, vor dem Thor und auf der Brücke, Gesang gehört, sondern auf der Brücke vor dem Thore.

V. 5—7. Page ist ein adlicher Diener an Fürstenhöfen (Edelknabe, Edelknecht). — Auf das in diesen Zeilen sich findende Asyndeton muß noch besonders hingewiesen werden. Man versteht unter Asyndeton das Weglassen aller Bindewörter (namentlich und, auch ꝛc.) Der Dichter wendet diese Figur an, wenn es ihm darauf ankommt, die rasche Aufeinanderfolge der einzelnen Ereignisse zu malen.

V. 7. „Den Alten.“ Der König kennt den Sänger schon länger und erkennt ihn an der Stimme wieder. — Der Vokal **a** scheint fast absichtlich häufig angewandt zu sein, jedenfalls klingen diese Worte besonders voll und schön im Ohre.

Str. 2. Wir dürfen an ein Turnier oder sonst ein großes festliches Ereignis denken, zu welchem auch der Sänger sich eingefunden hat. Herren und Damen, jene in glänzender Rüstung, diese in prächtigen Gewändern faßt der Sänger zusammen in dem Bilde (bzw. Metapher) eines mit Sternen besäeten Himmels. Solche irdische Pracht darf der Sänger nicht länger anschauen, so gern er sie anstaunen mag; er darf letzteres nicht thun, um sich nicht zu zerstreuen; Zerstreuung aber ist besonders verderblich für den Sänger, welcher aus dem Stegreif dichten und singen will.

V. 7. Ergetzen ist die seltenere, aber richtigere Form, die auch Göthe meist gebraucht hat. (Ergötzen*) ist eigentl. falsch.) Das Wort heißt mhd. ergetzen (ahd. irgezan oder irgazjan) d. i. vergessen machen eines Dinges, entschädigen wofür, später: erfreuen, vergnügen. — (Vgl. Kehrein, a. a. O.)

Str. 3. V. 1. „drückt' die Augen ein“: Es kostet ihm eine Art Überwindung, von den herrlichen Dingen, die es zu sehen giebt, die Augen abzuwenden.

Wie ganz anders erscheint dieser König, als jener finstre Wüterich in Uhlands: des Sängers Fluch! —

Göthe schrieb früher: ließ ihm zum Lohne für sein Spiel.

Allein Sänger lohnt man nicht ab, Sänger ehrt ein König. Der nunmehr fehlende Dativ ihm wird leicht ergänzt. — Es ist übrigens nicht nötig, mit Götzinger und Kriebitzsch anzunehmen, daß der König an dem Gesange nur ein flüchtiges, sinnliches Gefallen gehabt und darum diese Gabe zum Lohn gewählt habe, Reichtum und Ehre war in der Gabe vereint, und diese echt königlich, aber der Sänger hat einen höhern Lohn bereits empfangen und verzichtet auf das Geringere. Was er zuletzt noch erbittet, ist auch eine königliche Gabe.

Str. 4. Die Lanzen verweisen uns in eine mittelalterliche Zeit. —

*) Leider steht in den Ausgaben der Werke Göthes jetzt ergötzen statt ergetzen.

Der Ausdruck splittern ist eine poetische Übertreibung zum Lobe ritterlicher Kühnheit.

Kanzler = oberste Beamte der Kanzlei = der dem Könige am nächsten stehende Hofbeamte, sein Geheimsekretär.*) Einen solchen Beamten in verantwortungsvollem, mühereichem Posten magst du durch diese goldne Kette belohnen, fester an dich ketten Der Sänger steht nicht in deinen Diensten.

Er steht nicht in Königs Dienst und Sold, er soll frei sein und kann nur dann recht, auch dem Könige nur recht zu Herzen singen, wenn er frei ist.

Str. 5, 1—4. Der wahre Dichter muß frei sein, wie der Vogel in den Zweigen; dann ist sein Lied auch ein Ausfluß des innersten Dranges, und „die Gesangeslust ist auch Gesangeslohn" (Viehoff). Solch ein Lohn reicht dem Sänger vollkommen aus.

V. 6. Die goldene Kette verschmäht der Sänger, aber in goldnem Becher das goldenfarbige Naß des besten Weines anzunehmen, verschmäht er nicht. Der Sänger weiß, daß er den König nur erfreut, wenn er von demselben das Kostbarste sich erbittet unter allen Genüssen, welche die Natur hervorbringt, und in dem herrlichsten Gefäße, wie es nur im reichen, königlichen Hause leicht sich findet; er giebt dem Könige Gelegenheit, königlich sich erkenntlich zu zeigen und zugleich in einer dem Sänger angenehmen Art. —

Str. 6. Trank = das Getrunkene, der Stoff; Trunk = die Thätigkeit des Trinkens.

2. **Form:** Dreiteilige deutsche Strophe*) zu 7 Versen, von denen 4 einen (in 2 Stollen zerfallenden) Aufgesang, drei den Abgesang bilden. Reim ababccd. (a und c = stark; b und d = klingend.) —

3. **Inhaltsangabe und Grundgedanke:** Von seinem Rittersaale aus, wo der König, von den vornehmsten Herrn und Damen seines Hofes umgeben, sich aufhält, vernimmt der König den Gesang eines alten, ihm längst bekannten Sängers, welcher vor dem Thore auf der Brücke steht, und giebt sofort Befehl, den Harfner einzulassen, damit man sich an dem Gesange und Saitenspiele des anerkannten Sängers in der Nähe erfreuen könne. Rasch vollzieht ein Edelknabe des Königs Weisung, rasch kehrt er mit der Meldung wieder, daß dem Befehle gemäß geschehen sei und der Sänger vor der Saalthüre des königlichen Winkes harre, um einzutreten. Der König giebt hierzu Befehl. (Str. 1.)

Der Sänger tritt grüßend ein, er verneigt sich vor den zahlreich versammelten Herren und Damen, deren Pracht in Rüstung und Kleidung seine Augen blendet und entzückt; dann aber erinnert er sich selbst an die Pflicht seines Berufes, der ihm gebietet, seinen Geist zu dem Liede zu sammeln, welches sein Mund singen soll. (St. 2.)

Es kostet ihm einige Überwindung, die Augen vor der königlichen

---

*) „Den du hast" ist soviel als deinem (sc. Kanzler). Nicht aber ist das Wort hast im Sinne von festhalten zu betonen, wie Reuter als möglich annimmt.

**) Das es nicht reine „Jamben" sind, ersieht man aus St. 2, 6; 3, 7. — Viehoff erklärt die Verse für jambisch.

Herrlichkeit zu verschließen, aber als er es gethan, als er sich einen Augenblick gesammelt hat, da rauscht es mächtig durch die Harfe, da dringt's in starken, begeisterten und begeisternden Tönen aus dem Munde des jugendfrischen Alten, da ertönt das Lob der kampfbereiten Helden und der Preis der süßen Frauenminne, daß der Ritter Augen aufleuchten vor Freude und die Augen der Damen in beglückter, seliger Scham sich senken. Auch der König, ein Pfleger und Kenner edlen Gesanges, ist tief ergriffen und läßt, dem Sänger eine Ehre zu erweisen und zugleich einen Beweis königlicher Dankbarkeit und Huld zu geben, eine goldene Kette holen und dem Sänger überreichen. — (Str. 3.)

Doch der Sänger lehnt diesen Ehrensold bescheiden ab. Er hat nicht um irdischen Lohn gesungen. Solchen Lohn verdienen des Königs treue Diener, die Ritter im Felde, am Hofe der Kanzler, welche entweder streiten oder sorgen für des Königs Wohl. Er steht nicht in des Königs Diensten, er steht in eines höheren Herren Pflicht, der ihn in andern Dingen den Lohn finden lehrt. (Str. 4.)

Der Sänger singt aus dem innersten Triebe des Herzens heraus, und ein so entstandenes Lied enthält den Lohn in sich selbst. Gesanggeslust ist Gesangeslohn.*) Weit geringer oder gar nicht vorhanden würde dieser Lohn sein, wenn der Sänger in eines Menschen, und wäre dieser auch ein König, Dienst sich wüßte. Ist er aber frei, wie der Vogel in den Zweigen, dann ist er recht glücklich. Und der Gesang, der Ausfluß seiner Freude, wird andern zur Freude. — Ein solcher freier Sänger, ein Sänger von Gottes Gnade, darf seiner Neigung gemäß und der Pracht des königlichen Sängerfreundes ebenso, als der Majestät des Sängerberufes entsprechend, seine Bitte formulieren: Er bittet um einen Becher des besten Weines in purem Golde. (Der Wein ist die irdische Gabe, welche mit der himmlischen, der Poesie, in Beziehung gesetzt werden kann: beide erfreuen, begeistern, verjüngen, gießen Kraft und Lebensmut in die Herzen der Genießenden ein; der Wein ist der Poesie irdisches Abbild.) (Str. 5.)

Die Bitte wird rasch und gern gewährt. Des goldnen Bechers edler Inhalt erquickt den greisen Sänger, welcher nicht nur im Scheiden seine Anerkennung ausspricht, sondern auch den Wunsch hinzufügt, daß dem königlichen Hause eine gleich heitere, frohe, dankbare Stimmung, wie sie ihm, dem Sänger, eigne, verbleiben möge, daß das Haus des Reichtums und äußeren Glückes auch ein Ort der Zufriedenheit und der Dankbarkeit gegen Gott sein möge, von welchem alle guten Gaben an die Menschenkinder als Gaben der Gnade fließen. (Str. 6.)

4. **Die Veranlassung** des Gedichtes: Das Jahr 1782 war für Göthe ein ehrenreiches. Am fürstlichen Hofe weilte er schon länger, jetzt wurde er Kammerpräsident und geadelt. Doch glücklicher wurde er nicht hier-

*) Diese Worte kann man als den Grundgedanken ansehen.

durch. Seine Lust war poetisches Sinnen und Schaffen. Allein nichts störte und beschränkte ihn mehr darin, als das Leben, der Dienst am Hofe. Göthe fühlte die Last der goldnen Kette an seinem Halse und konnte sie doch nicht zurückgeben. So ist denn der Sänger ein Ausdruck davon, was Göthe gern sein möchte, aber damals nicht werden konnte, ein Seufzer nach der Freiheit des Dichterwaldes aus dem goldnen Käfige des Lebens am Hofe.

5. Die **Darstellung des Gedichtes**:*) Ruhig breitet sich die Scene vor uns aus; keine Begebenheit, keine Geschichte, keine ergreifenden Situationen finden wir hier, sondern eine ganz natürliche, einfache, klare Scene. Die Form ist ausgezeichnet durch überraschende Einfachheit und schlagende Kürze. Auf dichterischen Schmuck verzichtet der Dichter fast gänzlich; Göthe kann ihn entbehren; das eben macht Göthe so groß, daß er mit den geringsten Mitteln das Größte leistet. Keine sichtbaren Kunstmittel, aber alles Kunst. Ja, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister**).

6. **Eine andere Recension** des Gedichtes findet sich in Göthes: Wilhelm Meisters Lehrjahren (Göthes Werke in 3 Bdn. 2, S. 162). Aus der Veranlassung schon erklären sich einige Varianten:

Str. 1. V. 3. „Laßt (statt laß) den Gesang zu (statt: vor) unserm Ohr.“ — V. 6. Bringt ihn herein, den Alten.

Str. 2. V. 1. Gegrüßet seid ihr, hohe Herrn.

Str 3. V. 2. Und schlug die vollen Töne. V. 3. Der Ritter schaute — und in den Schoß die Schöne. V. 6. 7. Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel, — Eine goldne Kette holen.

Str. 5. V. 5. 6. Laßt einen Trunk des besten Weins
In reinem Glase bringen.***)

Str. 6. V. 1. Er setzt es an, er trank es aus:

---

*) Das Gedicht darf wohl den Romanzen zugezählt werden.

**) Warum aber nimmt der Dichter zum Hintergrunde der von ihm darzustellenden Scene das Mittelalter? Darauf giebt Viehoff (ausgew. Stücke I. S. 63) eine Antwort, oder vielmehr er läßt sie Schiller geben, welcher sagt: „Der neuere Dichter muß die moderne gemeine Welt, um sie zu poetischer Darstellung geeignet zu machen, in die alte poetische umwandeln. Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freien Himmel hinausführen, er muß die Götter wieder aufstellen 2c. 2c. (Einl. zu Schillers Braut von Messina.)“ Selbstverständlich billigen wir nicht alle diese Worte Schillers in ihrem letzten, buchstäblichen Sinne, aber die Wahrheit der Worte liegt auf der Hand. Unser Hofleben ist kalt und abgeschlossen, unser Gerichtsverfahren ist prosaisch und langweilig, die unmittelbare Art des Verkehres, welche das Mittelalter noch darbot, kann poetisch dargestellt werden, ist selbst ein Stück Poesie, das moderne Leben bietet derartige Anknüpfungspunkte zu selten.

***) Eine kleine Gesellschaft in einem Wirtshause ist nicht gerade in der liebenswürdigsten Laune, da meldet der Gastwirt die Ankunft des Sängers. Dieser wird nach einigem Hin- und Herreden vorgelassen und singt mehrere Lieder und zuletzt dies. Schon

7. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Sänger. (Erzählung.) — 2. Gedankengang von Göthes Sänger. — 3. Der Sänger des Mittelalters. (Mit Benutzung von Schillers: Graf von Habsburg, Uhlands: des Sängers Fluch.) — 4. Göthes Sänger und Arion. Vergleichung. — 5. Des Sängers Lohn und Fluch. Vergleichung zwischen Göthes: „Der Sänger" und Uhlands: Des Sängers Fluch. — 6. Vergleichung dieses Gedichts mit dem Körnerschen Sängers Wanderlied. — 7. Vergleichung mit Eberts: Der Sänger im Palaste und Uhlands: Bertran de Born.

Sängers Wanderlied.

(Von Theodor Körner.)

[Sämtliche Werke. Gesamtausgabe. Berlin 1866. S. 170.]

1. Gar fröhlich tret' ich in die Welt
Und grüß' den lichten Tag,
Mit Sang und Liedern reich bestellt,
Sagt, was mir fehlen mag?
Viel Menschen schleichen matt und träg'
In's kalte Grab hinein;
Doch fröhlich geht des Sängers Weg
Durch lauter Frühlingsschein.

2. Natur, wie ist es doch so schön! —
An deiner treuen Brust
Lieg' ich auf deinen Zauberhöh'n,
In stiller Liebeslust.
Da wogt es tief und wunderbar,
Weiß nicht, wo ein, wo aus,
Doch endlich wird das Treiben klar
Und tobt in Liedern aus.

3. Mit Liebestönen wach ich auf,
Sie quellen sanft heran;
Die Sonne hoch am Himmel 'rauf [1])
Trifft mich beim Singen an.
Nicht rast' ich, wenn der Tag verglüht
Greif' in die Saiten ein
Und grüße noch mit stillem Lied
Des Abends Dämmerschein.

4. Und langsam steigt die Nacht herauf
Aus tiefer Bergeskluft,
Da wacht mein Lied zum Himmel auf
In klarer Sternenluft,
Bis sich in bunter Träume Reih'n
Vergnügt des Sängers Blick;
Doch denk' ich träumend auch allein
An Sang und Dichterglück.

5. Und wo ich wand're, hier und dort
Da duldet man mich gern,
Wohl mancher sagt ein freundlich Wort,
Doch immer muß ich fern. [2])
Denn weiter treibt's mich in die Welt,
Mich drückt das enge Haus,
Und wenn der Gott den Busen schwellt,
Muß ich in's Freie 'raus.

---

vorher hatte Wilhelm ihm zugerufen: „Wer du auch seist, der du als ein hilfreicher Schutzgeist mit einer segnenden und belebenden Stimme zu uns kommst, nimm meine Verehrung und meinen Dank! fühle, daß wir alle dich bewundern, und vertrau' uns, wenn du etwas bedarfst!" Nachdem der Alte auch dies Lied vom Sänger gesungen hatte und als er ein Glas Wein mit freundlicher Miene und herzlichem Danke gegen seine Wohlthäter austrank, erreichte die Freude aller Zuhörer ihren Höhepunkt. — In diesem Zusammenhange erklärt sich natürlich die Wendung „in reinem Glase." Im allgemeinen sind alle späteren Varianten Verbesserungen im Vergleich zu dem in Wilhelm Meisters Lehrjahren dargebotenen Texte.

[1]) Ein doppelter ungelenker Ausdruck des Sinnes: Auch die hoch am Himmel stehende Sonne trifft mich beim Singen an. — [2]) fern = weiter.

6. Und frisch hinauf und frisch hinein
Durch Lebens Nacht und Tag,
Auf daß mich Freiheit, Lieb' und Wein
Gar treu begleiten mag.

Ein freier Sinn in Lust und Weh
Schwelgt gern in Sang, in Reim,
Und sag' ich einst der Welt Ade,
Zieh' ich in Liedern heim.

[Litteratur: *Viehoff, ausgew. Stücke I, S. 57. — *Gude, Erl. I. S. 187. — Kannegießer, N. Jahrbücher d. berl. Ges. f. deutsche Sprache IX. S. 213. — Becker in Körners prakt. Schulmann II, S. 51. — *Kellner, Vorbereitungen S. 116. — *Kriebitzsch, Deutsche Dichtungen S. 5. — *Götzinger I, S. 607. — *Reuter S. 289. — *Kurz III, S. 236. 316. — *Kehrein, S. 274.]

---

31. Die wandelnde Glocke.

[Göthes Werke in 3 Bdn. I. S. 30.]

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

2. Die Mutter sprach: die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

3. Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle,
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

4. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt,
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es lauft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person, sich laden.

1. **Erläuterungen.** Die Überschrift lautete ursprünglich: „Die wackelnde Glocke."

Str. 1. „Zur Kirche sich bequemen" = sich bereit finden lassen, zur Kirche zu gehen.

„ein Wie". Das Kind fand nicht etwa einen Grund oder Vorwand (ein Warum?), sondern eine Möglichkeit ins Freie zu gelangen.

Str. 2. „Die Mutter sprach", d. h. an einem Sonntage, als die Glocke zur Kirche rief, aber das Kind keine Anstalten machte, zur Kirche zu gehen. — „Und so ist dies befohlen." Das „so" fassen alle Erklärer als somit auf, d. h. in dem Glockengeläute liegt die Aufforderung (der Befehl) an alle, auch an dich, zur Kirche zu gehen. Vielleicht darf auch

so zwischen den Zeilen gelesen werden: Ich habe dir es oft anbefohlen, zur Kirche zu gehen, wenn die Glocke tönt. Und wenn du dich nicht freiwillig zum regelmäßigen Kirchenbesuche verstehst, so wird dich die Glocke holen und zwingen. Jedenfalls ist obige Ausdrucksweise nicht völlig klar, und eben diese Unsicherheit tadelt Götzinger streng, indem er sagt, daß die Leichtigkeit der Darstellung zur Nachlässigkeit und Unsicherheit, und die Einfachheit der Erzählung zur Zerrissenheit des Satzbaues herabgesunken sei.

Str. 3. Der Binnenreim soll ebenso wie die Wiederholung des Wortes Glocke in Str. 4, 1 das Klingen der Glocke malen, und zwar jenes die Intervalle, dieses die Einförmigkeit des Geläutes.

Das Kind glaubt nicht an die Möglichkeit des Wandelns der Glocke, welche oben auf dem Glockenstuhle befestigt sei und bleiben werde, und so achtet es der mütterlichen Warnung nicht.

Als lief es aus der Schule: Mit derselben Eile, mit welcher die Kinder von der Schule, als wären sie von einem Zwange befreit, heim eilen.

Str. 4. Das Kind horcht fliehend doch noch nach dem Glockengeläute hin, und jeder Glockenschlag erinnert es an sein Unrecht. Erst als es aufgehört hat zu läuten, atmet das Kind erleichtert auf und tröstet sich mit den Worten: Die Mutter hat gefackelt. Diese Worte sollen offenbar sagen: Die Mutter hat mich zum Besten gehabt, mir etwas vorgeflunkert; wie denn fackeln in diesem Falle nach dem Nachweise Götzingers mit Faxen und Fickfäker (Fikfaker) d. h. Possen, bezw. Possenreißer, zusammenhängt. Sonst hat fackeln die Bedeutung von sich hin- und herbewegen (vom Lichte), zaudern und unentschlossen sein (von Personen, z. B. „ich fackele nicht lange“ = ich besinne mich nicht lange). Aber schon in dem Worte fackeln liegt auch ein die Hin- und Herbewegung, das unsichere Gehen der Glocke (Wackeln der Glocke auf dem weiterschreitenden Klöppel) andeutender Begriff, welcher durch das Wackeln sodann aufs deutlichste ausgesprochen wird. Echtermeyers Wort ist darum fast durchaus zutreffend: „Die plastischen Reime gewackelt und gefackelt machen die Bewegung der auf dem Klöppel einherwandelnden Glocke so vorstellig und gegenwärtig, daß der märchenhafte Vorgang eine Wahrheit in der Phantasie erhält, welche die reale Wahrheit zu ersetzen imstande ist.

Str. 5, 2. Von dem Augenblicke an, wo wir das Kind in so großem Schrecken sehen, gewinnt es auch unsere Teilnahme, und wir nennen es bedauernd ein armes Kind.

Es läuft, es kommt, als wie im Traum. Götzinger erklärt, „Unverständlich. Vielleicht soll es heißen: es läuft vorwärts, es kommt zurück: wie es im Traume zu geschehen pflegt.“ Saupe sagt: „Es ist eine sehr gewöhnliche Traumerfahrung, daß man laufend nicht von der Stelle kommt, bis man in der höchsten Angst entweder aufwacht, oder sich aus der Lähmung zu einem „Husch“ aufrafft, wie das Kind.“ Allein das Wahrscheinlichere ist doch, daß das Kind zuerst der Glocke zu entfliehen sucht und sich von der Kirche immer weiter feldeinwärts entfernt, bald aber die Unmöglichkeit des

Entrinnens einsehend und in der Erwägung, daß vor der Glocke nur Schutz in der Kirche selbst sei, in einem Bogen dem Orte, bezw. der Kirche sich wieder zu nähern sucht. Beides, jenes Einsehen und diese Erwägung, kommt jedoch dem Kinde nicht zum klaren Bewußtsein, nähert sich vielmehr dem Instinkte, und so kann beides dem Handeln im Traume verglichen werden. Und das geschieht hier. Vom Standpunkt des Beobachters aus ist das Gehen ein Sichweiterentfernen, das Kommen ein Sichnähern.

„Die Glocke wird es decken." In jedem Augenblicke der Flucht fürchtet das Kind, im nächsten Momente von der Glocke erreicht und von dieser durch Sichüberstülpen bedeckt zu werden.

Str. 6. „Richtig", urspr. Lesart hurtig. Richtig ist vorzuziehen, da das „seinen Husch nehmen" schon so viel bedeutet, als eine letzte hurtige Bewegung machen, während richtig soviel bedeutet als: im letzten Augenblicke, eben noch zu rechter Zeit, unmittelbar, ehe es von der Glocke erreicht wurde, gelingt es dem Kinde, und zwar wiederholt sich dieses zur Seite Huschen, so daß das gewandte Kind vor der namentlich beim Umwenden ungelenken, schwerfälligen, wenn auch sonst rasch wackelnden Glocke immer wieder einen kleinen Vorsprung gewinnt und so vom Schrecken und der Verzweiflung durch Anger (grünes Wiesenland), Feld (Äcker) und Busch (Wald oder Hecken) seinen Weg findet bis zur Kirche.

„Zur Kirche, zur Kapelle." Saupe erklärt: Entweder ein berichtigender Ausdruck: zur Kirche oder vielmehr Kapelle, oder ein näher bestimmender: zur Kirche und zwar in seinen Stand, die Kapelle der Mutter. Lüben erklärt sich für das Letztere, setzt aber dann die unverständlichen Worte hinzu: „Vielleicht wollte aber der Dichter durch diese Zusammenstellung auch nur die Hast des Kindes bezeichnen." Ein besonderer Sitz-Platz für die Gemeindeglieder in einer größeren Kirche wird nicht leicht den Namen Kapelle führen, und so möchte ich mich entschieden dafür aussprechen, daß hier eine Korrektiv vorliegt und die obigen Worte den Sinn haben: Zur Kirche und zwar, um diese näher zu bezeichnen, zur Kapelle. Es ist eine kleine Kirche (Kapelle), deren einzige Glocke eben ihre erfolgreiche Wanderung beendet hat.

Str. 7. „an den Schaden" = nicht an den Schaden, welchen es sich durch Versäumnis der Kirche zufügt, wie ein anderer meint (davon versteht das Kind noch wenig oder nichts), sondern an die stattgehabte Angst, bezw. an die ihr für den Fall nochmaligen Ungehorsams drohende Gefahr.

„nicht in Person sich laden": Die läutende Glocke ist etwas Unpersönliches, die wackelnde und wandelnde aber eine Person, vor welcher dem Kinde graut.

2. **Entstehung** des Gedichtes. Darüber berichtet Riemer in seinen Mitteilungen über Göthe (II, S. 576): „Das Ganze beruht auf einem Scherz oder Spaß, den sein Sohn August und ich gemeinsam mit einem kleinen Knaben zu treiben liebten, der, des Sonntags vor der Kirchzeit uns besuchend, bei beginnendem Geläute, besonders der durchschlagenden

großen Glocke, sich einigermaßen zu fürchten schien. Nun machten wir ihm weiß, die Glocke stiege auch wohl von ihrem Stuhle herab, käme über Markt und Straße hergewackelt und könne sich leicht über ihn herstülpen, wenn er sich draußen blicken lasse. Diese wackelnde einbeinige Bewegung bildete der humor- und scherzreiche August mit einem aufgespannten Regenschirme dem Kinde vor, und brachte es dadurch wo nicht zum Glauben, doch zur Vorstellung einer Möglichkeit der Sache. Wir erzählten Göthe davon, der aus dieser Posse weiter nichts zu machen schien. Nach langen Jahren überraschte er mich durch Zusendung jenes Gedichtes, das aus einer kindischen Fabelei eine lehrreiche Kinderfabel entwickelte." —

Am 22. Mai 1813 in Teplitz gedichtet und im Dezember desselben Jahres an Zelter übersandt, ward es von diesem in Januar 1814 komponiert, und Zelter erinnerte sich dabei an eine Art von Bergen in Böhmen, welche eine Glockengestalt hätten und dem rasch Vorbeifahrenden nachzuwandeln schienen. „So ist man", fügte er hinzu, „ein Kind und bleibt eins."

3. **Zur Würdigung.** Während Götzinger, wie oben bemerkt, dies Gedicht für nachlässig und unsicher komponiert hält, hebt Echtermeyer die kunstreiche Darstellung hervor, welche uns zwinge, in der Phantasie und Empfindung Zustände zu durchleben, denen wir mit unserer Bildung entwachsen sind, und die keine reale Wahrheit für uns haben. Hiecke findet dagegen nicht als das Bedeutende des Gedichtes nur jene Dichterkunst, welche das Unmögliche unserer Phantasie möglich erscheinen läßt, sondern vielmehr noch dreierlei: 1. den guten Glauben, daß Kinder auch vor dem Erwachen des religiösen Bewußtseins in den religiösen Gemütston durch regelmäßigen Kirchenbesuch gestimmt werden sollen, 2. die glückliche Charakteristik des anfangs leichtsinnigen, gewissermaßen freigeistigen, dann aber sofort feigen und angsterfüllten Knaben und zugleich 3, die Ironie darin, „daß das Kind unter Angst, Zagen und Strapatze endlich dahin geführt wird, wohin es gleich Anfangs ruhig hätte gelangen können!" O. Vilmar (Zum Verständnisse Göthes, S. 3.) lobt besonders an diesem Gedichte, wie am getreuen Eckart, die Kindlichkeit des Götheschen Wesens: „Wer so, unmittelbar Glauben verlangend, ein solches Märchen erzählen kann, wie die wandelnde Glocke, ohne Reflexion, ohne Bemerkungen, welche den Zweifel wecken, wer so zutraulich und warm das treue Mutterwarnen nachahmen kann, wie Göthe am Schlusse vom treuen Eckart, ohne ins Ordinäre und Platte zu fallen, in dessen Seele hat der Kindessinn noch eine große Stätte, und es tadle uns daher niemand, wenn wir diese beiden Kleinigkeiten voranstellen den gewaltigen und großartigen Erzeugnissen der Götheschen Lyrik: Der Geist, der den Prometheus und die Grenzen der Menschheit schuf, offenbart sich hier in diesen unscheinbaren Grenzen deutlicher, weil er uns näher steht, als auf den Höhen.

4. **Grundgedanke:** In Gottes Haus soll man freiwillig gehen; das

ungehorsame Kind versucht umsonst dem elterlichen Gebote sich zu entziehen; es entgeht der Strafe nicht und muß doch gehorchen.

[Litteratur: *Kurz III, S. 235. — *Saupe, S. 243. — *Viehoff I, S. 249. — *Götzinger I, S. 694. — Hiecke in Viehoffs Archiv III, S. 50. 1848.]

---

32. Johanna Sebus.

[Göthes Werke in 3 Bdn. I, S. 25.]

Der Text des Gedichtes ist bereits Erl. I.³ S. 43 mitgeteilt.

1. **Erläuterungen. Str. 1.** „Das Feld erbraust." Götzinger erklärt: „Ist zur erbrausenden Wasserfläche geworden." Das scheint mir unrichtig. Vielmehr erbraust das Feld von jenem ersten Getöse, welches im Augenblicke entsteht, wo der Damm bricht und teilweise einstürzt, das Wasser aber mit furchtbarer Gewalt zuerst durch die gerissene Lücke sich hindurchzwängt. Das Spülen der Fluten und das Wühlen derselben (Str. 2) ruft jenes etwas schwächere Sausen hervor, während das Erbrausen, von dem Einstürzen des Dammes und der Eröffnung neuer Wege für das Wasser herrührend, das stärkere Getöse ist.

Bühl, eigentlich Bühel, ist die natürliche Erhöhung des Bodens in einer Ebene, ein mäßiger Hügel.

Str. 2. Suschen. Warum der Dichter dies Wort gebraucht, ist bis heute noch nicht aufgeklärt. Man könnte Suschen hier wie sonst als Abkürzung von Susanna und deshalb an Stelle von Johanna eingesetzt ansehen, aber wahrscheinlich ists doch nicht. Man kann auch an das Koseliedchen Susa nine susa (Wiege, Kindlein, wiege), von welchem Luther sein Schmeichelwort Susaninne ableitet (im Liede: „Vom Himmel hoch") denken, welches im Clevischen besonders gebräuchlich war; vielleicht soll dann Suschen soviel als das liebe gute Mädchen bedeuten; der Abstammung ist freilich solche Deutung nicht günstig, da suysen (Imperativ susa) wiegen heißt. Den Name Suschen gebraucht auch Langbein I, S. 218 (1820.)*)

„Wohin? Wohin?" Diese Worte spricht die geängstete Tochter.

„Die Breite schwoll." Nicht das ausgebreitete Flache Land (Götzinger), schwoll, sondern das Wasser, welches sich bisher ausgebreitet hatte, steigt jetzt.

Hüben und drüben, diesseit und jenseit des Dammes (Steges Str. 3), welcher den Bühl mit dem höhergelegenen Orte, auf welchem die Mutter Sebus jetzt geborgen ist, verbindet, ist das Wasser so hoch gestiegen, daß nunmehr auch das Wasser den Damm bedeckt und die Rückkehr dem Mädchen abgeschnitten wird.

„Sie sollen und müssen gerettet sein." Nicht aus Verwegenheit spricht Johanna so, noch etwa lästernd. Sie kann nicht anders, als der inneren Stimme folgen, welche sie zur Rettung auffordert; es ist die

*) Ebenso: Almanach der deutschen Musen 1776 (Gedicht von Sprickmann: An Suschen; Bürgers Werke (Grisebachsche Ausgabe. II. S. 18. des armen Suschen Traum. — S. 20. Schön Suschen. Vielleicht ist dieser Ausdruck bei Göthe eine bewußte oder unbewußte Reminiscenz an Bürgers Lied.

Nächstenliebe, welche sie 'zwingt, so zu handeln; und eben dieser inneren Stimme folgend, glaubt sie an den Erfolg ihres Wagnisses.

Str. 3. „Eine Meereswoge" = „wie eine Meereswoge" (Götzinger.)

„Gewohnten Steg." Obgleich das Wasser auch diesen „Rücken" zwischen Bühel und Berg bedeckt, so ist der Weg doch der Johanna genau bekannt, so daß sie unversehrt durch das Wasser bis zum Bühle gelangt.

Str. 4. Götzinger stößt sich „nicht ohne Grund an der Imperfektform, statt welcher man ist verschwunden, erwarten muß."

alle Werber sind alle fern. So viele auch um ihre Liebe geworben haben mögen, jetzt ist keiner imstande und zugegen, um dieses herrliche Wesen zu retten. Der Ungeschmack hat an der schönen Wiederholung des Wortes alle Anstoß genommen und verballhornt den Vers in: „Doch alle Werber sind ihr fern."

2. Geschichtliches. „Die hier dargestellte Handlung fällt in's Jahr 1809. Johanna Sebus war ein siebenzehnjäriges Mädchen aus dem Dorfe Brienen bei Griethausen unweit der holländischen Grenze. Die flache Gegend ist sehr oft Überschwemmungen ausgesetzt und wird nur durch Dämme geschützt. Nicht weit von Griethausen, aber schon auf holländischem Boden trennt sich der Rhein in zwei Arme, den alten Rhein und die Whaal, und hier müssen ungeheure Dämme den Fluten wehren. Am 13. Jan. 1809 nun war auf dem Rheine großer Eisgang, und einer der großen Dämme brach. In einem Hause wohnten die Wittwe Sebus mit ihrer Tochter und eine andere Frau mit drei Kindern. Johanna rettete ihre Mutter auf das Trockene, wollte auch die andern retten, aber hinter ihr borst der Damm, und sie konnte nicht mehr zurück." (Götzinger, a. a. O.)

Die französische Behörde setzte ihr später ein Denkmal mit der Aufschrift: „Jeanne Sebus, jeune fille de 17 ans, après avoir sauvé sa mère infirme des eaux du Rhin débordé l'an 1809, se précipita de nouveau dans le fleuve pour arracher à la mort une mère et ses enfants; elle y périt. Le monument a été élevé à sa memoire l'an 1811." (Johanna Sebus, ein junges Mädchen von 17 Jahren, stürzte sich, nachdem sie ihre schwache Mutter aus den Fluten des im J. 1809 übergetretenen Rheines gerettet hatte, von neuem in den Strom, um eine Mutter nebst deren Kindern dem Tode zu entreißen. Dabei ging sie unter. Das Denkmal ist zu ihrem Andenken im J. 1811 errichtet worden.)

Göthe war diese edle That von Bewohnern des Niederrheines mit der Bitte mitgeteilt worden, doch dieselbe durch ein Gedicht der Vergessenheit zu entreißen. Wie gern kam er dieser Aufforderung nach, er, der schon das Lebensende des Herzogs Leopold von Braunschweig im J. 1876 verherrlicht hatte und der sich selbst, wenn seiner Nebenmenschen Leben bedroht war, z. B. bei Feuersbrünsten, der größten Aufopferung fähig zeigte und mehrfach sein Leben in Gefahr gebracht hat. Zwischen

dem 11. und 21. Mai 1809 ward die Ballade gedichtet, am 29. Mai war sie bereits gedruckt erschienen.

Das Gedicht war früher vom Dichter den Kantaten eingereiht worden, wohin es der Form nach nicht gehört; jetzt steht es unter den Balladen. Zelter hatte nämlich die Dichtung im Kantatenstil für Chor mit Instrumentalbegleitung komponiert, und grade diese Komposition hat des Dichters vollen Beifall gefunden; auch bildete dieselbe ein Lieblingsstück der Götheschen „freiwilligen Hauskapelle," welche, aus Theatersängern, Choristen und Dilletanten zusammengesetzt, sich unter des Kapellmeisters Eberwein Leitung nach Zelters Weggang nach Berlin einige Zeit hindurch wöchentlich einmal im Götheschen Hause producierte.

3. **Zur Vergleichung** lassen wir noch das Gedicht Göthes: Herzog Leopold von Braunschweig hier folgen:

Herzog Leopold von Braunschweig.

1785.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,[1])
Hält dich und teilet mit dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beim stilleren Rauschen der Urne[2]),
Bis dich stürmende Flut wieder zu Thaten erweckt;[3])
Hülfreich werde dem Volke![4]) — so wie du ein Sterblicher[5]) wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mißlang.

[Litteratur: *Götzinger I, S. 692. — *Viehoff I, S. 207.]

---

33. Der Fischer.

[Göthes Werke in 3 Bdn. I. S. 22.]

1. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

---

[1]) Es bedarf kaum des Hinweises auf die Überschrift der ganzen Abteilung, welche dieses Epigramm beginnt: „Antiker Form sich nähernd"; wir erkennen leicht, daß der Dichter auch sachlich auf heidnischen, griechischen Standpunkt sich stellt. Der alte Herrscher des Flusses soll der Flußgott sein, welcher den Herzog Leopold festhält, aber mit diesem Fürsten nunmehr, wie weiland Ludwig der Baier mit Friedrich dem Schönen, sein Reich teilt. — [2]) Unter dem Rauschen der Urne ist dasjenige Rauschen zu verstehen, welches das Wasser hervorbringt, wenn es — nach altheidnischer Vorstellung — der ruhende Flußgott aus seiner Urne herausgießt. — [3]) Göthe denkt sich den Geist des Entschlafenen fortan bei jedem Sturm und jeder Gefahr auf dem Strome aufwachend und den Menschen beistehend, welche in Todesgefahr kommen. — [4]) Etwa wie Kastor und Pollux von den seebefahrenden Schiffern im Sturm angerufen werden. — [5]) Was du, so lange du als Mensch unter uns weiltest, gewollt hast, das vollführe nunmehr, unter die hülfbereiten Götter versetzt, mit besserem Erfolge.

2 Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

3. Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?

4. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den kalten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sank zu ihm;
Da war's um ihn geschehn;
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

1. **Entstehung des Gedichtes.** Wann das Gedicht entstanden sei, scheint nicht mehr zu ermitteln zu sein. Doch muß es spätestens im J. 1778 verfaßt worden sein, da in diesem Jahre Herders „Stimmen der Völker" erschienen, in welcher Sammlung Herder auch Göthes Fischer aufgenommen hat, nicht ohne die Bemerkung zuzufügen, „die deutsche Poesie dürfe, wenn sie wirklich Volksdichtung werden wolle, nur den Weg gehen, den dieses Gedicht zeige." Das Urteil hat darin seinen Hauptwert, daß Herder dieses Gedicht als ein außerordentlich gelungenes erkannte; volksmäßig ist jedoch diese Ballade durchaus nicht, vielmehr eines der vollendetsten Produkte der Kunstpoesie. Im Jahre 1779 erschien das Gedicht auch in der von Siegmund von Seckendorf herausgegebenen Sammlung: „Volks- und andere Lieder mit Begleitung des Fortepiano."*)

2. **Erläuterungen: Str. 1.** 3. Der Angel, wie das althochdeutsche ankul und das mhd. angel maskulinisch gebraucht. Auch Schiller sagt im Don Karlos noch:

. . . An diesem goldnen Angel
Hat manche starke Jugend sich verblutet.

4. „K ü h l b i s a n s H e r z h i n a n" ist als eine Steigerung des r u h e v o l l in V. 3. anzusehen. Der Ruhe bedurfte der Fischer, wenn seine Beschäftigung mit Erfolg gekrönt sein soll. Dieser Fischer aber hat nicht nur in diese notwendige Ruhe sich selbst äußerlich gebracht, nein, sein Herz ist auch kühl, ohne jegliche Jugendleidenschaft, abgekühlt und kalt, wie das Wasser zu seinen Füßen. — Was die Saupesche Bemerkung: „Anschauliche, treffende

---

*) Hier finden sich folgende Varianten:
Str. 2, V. 1. Sie sang zu ihm u n d sprach zu ihm:
7. Du k ä m s t herunter wie du bist,
Str. 3. V. 7 ff. Lockt n i c h t dein eigen Angesicht
D i c h her in ew'g e m Tau?
Str. 4, V. 3. Sein Herz wuchs ihm so s e h n e n s voll.
Die späteren Lesarten zeigen uns einen durchweg g l ü c k l i c h veränderten Text.

Schilderung des angenehmen Schauers, der den nackten Körper überläuft, wenn man an heißen Sommertagen mit nackten Füßen ins Wasser tritt" zu diesen Worten soll, verstehe ich nicht. Der nackte Fuß wird doch erst genetzt (nach Str. 4, 2) in Folge des Schwellens des Wassers! — Lüben bezieht „kühl rc." auf das Wasser und konstruiert: „Das Wasser rauscht und schwoll kühl bis ans Herz hinan, während der Fischer, nach der Angel ruhevoll sehend, am Wasser sitzt." Gänzlich verkehrt.

Str. 2. V. 4 Jn Todesglut lockt der Mensch die Fischlein mit Witz und List, indem er sie mit dem Hamen aus ihrem Elemente in das Trockene zieht. Die Kühle ist den Fischen Lebensbedingung, das Wasser ihr Element, die Wärme (Glut) der Sonnenstrahlen zerstört ihr Leben.

V. 6. wohlig, von Göthe nach Analogie von wonnig, sonnig, freudig, selig gebildet, soll die Fülle des Wohlseins bezeichnen, deren sich die Fische auf dem Wassersgrunde erfreuen.

Str. 3. V. 3. wellenatmend und feuchtverklärt sind ebenfalls von Göthe neugeschaffene zusammengesetzte Wörter. Sonne und Mond scheinen ihr Angesicht ins Meer zu tauchen und, wie die Fische, die Wellen einzuatmen, um dann selig, gesättigt von dem Genusse der feuchten Wellen gewissermaßen verklärt aus dem Meere zurückzukehren.

V. 7. Dein eigen Angesicht, welches dir aus den Wellen entgegenstrahlt.*)

V. 8. in ewgen Tau. Die Blume wird durch den Tau erfrischt, das weißt du; hier ist aber mehr als ein schnell vertrocknender Tautropfen, hier ist ein ewiger Tau, welcher dir reichliche und unvergängliche Erfrischung verheißt.

3. **Die Form.** Zunächst erscheinen uns die Verse als Jamben, und wir meinen in V. 1, 3, 5, 7 je vier Jamben, in V. 2, 4, 6, 8 dagegen je drei Jamben vor uns zu haben. Das Reimbild ist ababcdcd, und der Reim selbst stets männlich. Nur ist in Str. 2, V. 1 und 3: ihm — list, in Str. 4, 5 und 7: ihm — hin nicht als unreiner, verunglückter Reim anzusehen, sondern der Dichter hat sich hier mit der Assonanz begnügt. Da aber dieses Gedicht eine Menge von Allitterationen enthält und viele ungerade Verse (mit vier Jamben) in der Mitte einen deutlichen Einschnitt haben, der bald Diärese, welche zwischen je zwei vollständigen Jamben einschneidet, bald Cäsur ist, in beiden Fällen aber vor und nach den Einschnitt zwei hochtonige Silben fallen, so werden wir wenigstens bezüglich dieser ungeraden Verse an den altdeutschen allitterierenden Vers erinnert und möchten so lesen:

---

*) Saupe erinnert hier an die liebliche Brunnenscene in Göthes Hermann und Dorothea: Gesang VII, V. 37 ff.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll ꝛc.

Selbst die graden Verse mit drei Senkungen scheinen manchmal einem halben allitterierenden Verse ähnlicher, als einem modernen dreifüßigen jambischen Verse, so daß wir uns zu lesen versucht fühlen:

Ein Fischer saß daran.

4. **Die sprachlichen Schönheiten.** Um diese deutlicher erkennbar zu machen, soll das Gedicht hier nochmals abgedruckt werden, jedoch mit Bezeichnung der betreffenden Stellen, in welchen sich sprachliche Malerei angewandt findet.

1. Das Wasser[1]) rauscht[2]), das Wasser[1]) schwoll[2]),
Ein Fischer saß daran,[3])
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er[1]) sitzt, und wie er[1]) lauscht,
Teilt sich die Flut empor:
Aus dem bewegten Wasser[4]) rauscht
Ein feuchtes[5]) Weib hervor.

2. Sie sang[6]) zu ihm,[1]) sie sprach[6]) zu ihm:[1])
Was lockst Du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist[7])
Hinauf in Todesglut?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest[4]) erst gesund.

3. Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer[1])?
Kehrt wellenatmend[5]) ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich[1]) der tiefe[5]) Himmel nicht,[1])
Das feuchtverklärte[5]) Blau?
Lockt dich[1]) dein eigen Angesicht
Nicht[1]) her in ewgen Tau?

4. Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,[8])
Netzt ihm den nackten[4]) Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;[9])
Da war's um ihn geschehn;
Halb zog sie ihn, halb[1]) sank er hin,[7])
Und ward nicht mehr gesehn.*)

---

[1]) Durch das ganze Gedicht zieht sich eine Wiederholung derselben Worte. Diese Eigentümlichkeit des Gedichtes findet Götzinger als ganz besonders musikalisch wirkend, zugleich ist sie echt episch, indem für die Anschauung auseinandergelegt ist, was innerlich eins ist, und echt lyrisch, indem der Gleichklang das Getrennte wieder in der Empfindung zusammenfließen läßt. (Vgl. Grube a. a. O. S. 52.) Somit ist aber der echt balladengemäße Ton getroffen, welcher Anschauung und Empfindung zusammenschlingt.

[2]) In den Worten rauscht und schwoll und Wasser hat der Dichter die Onomatopoeie in einer unübertrefflichen Weise wirken lassen, indem die Zischlaute schon das Rauschen, die W-laute das Wogende, Wallende zum Ausdruck bringen.

[3]) Wenn die erste Zeile [die ungerade] der vorwärtsdrängenden, flutenden Bewegung der Welle zu entsprechen scheint, so hat das der Ebbe analoge, das abfließende, beruhigende Gepräge die folgende, gerade Zeile. Das regelmäßige Auf- und Abwogen der Verse aber wirkt für das Ohr ebenso einschläfernd, als für das Auge der Anblick der auf- und abwogenden Wellen.

[4]) Die Allitterationen sind außerordentlich zahlreich und wirksam; mögen sie das Wogende (in den W-lauten) oder das Lockende, Schmeichelnde (in den L-lauten) malen, oder sonst der Harmonie dienen, wie in den M- und N-Lauten. Wie lieblich lockend klingen die J-laute in Str. 3!

[5]) Sehr charakteristische Beiwörter erhöhen die Wirkung des Gedichtes wesentlich. Von den beiden epitheta ornantia wellenatmend und feuchtverklärt war schon

5. **Der Grundgedanke.** Dürften wir den Worten Göthes vollen Glauben schenken, so wäre in dieser Ballade „bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, das uns im Sommer lockt, uns zu baden." „Weiter liegt nichts darin und wie läßt sich das malen!" setzt Göthe hinzu. (Gespräche mit Eckermann I, S. 79.) Allein die Dichtung macht durchaus nicht den Eindruck einer Allegorie, welche diesen und nur diesen Gedanken darstellen sollte. — Dazu bedarf es keines Fischers, welcher kühl bis ans Herz hinan ist; dazu bedarf es keines Ausganges, wie hier: „Und ward nicht mehr gesehn" 2c. Oder sollte man wirklich hier nur an einen Badenden denken, welcher uns durch die Künste des Untertauchens erschreckt und zur Bewunderung hinreißt? — Nun mag es ja sein, daß der Dichter seine Gründe hatte, die finstere, dämonische Macht des Wassers, welche er so wohl kannte, später zur Seite zu schieben, aber daß ihn dieselbe zunächst zu dieser Ballade angeregt, ist nicht mehr zweifelhaft. Am 16. Jan. 1778 hatte Fräulein von Laßberg ihr Leben freiwillig in der Ilm geendet. Unerwiederte Liebe, bezw. Untreue des Geliebten, hatte sie zur Verzweiflung getrieben. In ihrer Tasche fand man Werthers Leiden von Göthe. Dieser hatte selbst die saure Pflicht, die unglücklichen Eltern zu trösten; er erkannte aber auch damals, daß die Hingabe an

---

oben die Rede. Wie schön gewählt erscheint aber auch das Wort tiefe, jenes an die Unendlichkeit des Himmels so deutlich erinnernde Attribut des Himmelsblaues! Mit dem geisterhaften Wesen der Wassernixe ist nur das Attribut feucht verbunden, welches an den Aufenthalt und an die Beschaffenheit der Wassernixe so treffend erinnert, ohne über die dunkle Existenz derselben genaueren Aufschluß zu geben.

[6]) Mit einem sirenenhaft bezaubernden Gesange beginnt die Jungfrau, nach und nach aber wird der Gesang verständlicher, die Töne werden Laute, der Sang wird Rede, und darin liegt zunächst der verführerische Reiz des Weibes, während nachher aus der Rede wieder (in Str. 4.) Gesang wird und, was die Worte nicht völlig vermocht haben, das gelingt dem letzten melodienreichen, zaubervollen, Verstand und Herz verwirrenden Gesange.

[7]) Zweimal haben wir statt des Reimes nur Assonanz. Aber daneben begegnet uns in Str. 2, V. 3 noch außerdem eine Assonanz zwischen List und Witz. Überdies haben wir eine starke Assonanz der Vokale in dem ganzen Gedichte und zwar fast durchgehends der wirkungsreichen Vokale, der ganz hellen (a, i) wie der dunkeln (u, o, au).

[8]) Diese Wiederholung einer ganzen Zeile klingt wie Refrain. Ja noch stärker: Während der ganzen Rede der Nixe schallt das Wasser in derselben Weise, wie im Anfange, als die Begleitung der Rede jener Nixe, die Rede der Nixe in ihrer Wirkung verstärkend, die Wahrheit der Rede gewissermaßen bestätigend.

[9]) Der Wechsel in der Stellung der Wörter sang und sprach ist bereits unter [6]) erläutert und als absichtlich nachgewiesen worden.

*) „Die beinahe geheimnisvolle Wirkung des Wohllauts in diesem Gedichte ist dem Schreiber dieses einst recht klar geworden, als er Gelegenheit hatte, es einigen der deutschen Sprache unkundigen Ausländern vorzulesen, die bei ihren eingewurzelten Vorurteilen gegen dieselbe eben aus dem unendlichen Reichtum an Wohlklang, den ihnen dieses Gedicht darbot, den Schluß zogen, es sei in italienischer Sprache abgefaßt, und selbst dann noch zweifelnd und in halbem Unglauben den Kopf schüttelten, als ihnen der Beweis seiner Nationalität geliefert worden war." Diese Worte Kurz' (III, S. 234.) beziehen sich allerdings nur auf den Erlkönig, eigentlich aber auf den Fischer mit, da Kurz beide Gedichte zusammen bespricht und gleich hoch stellt.

den Schmerz einen ähnlich gefährlichen Reiz ausübe, wie das Wasser selbst: „Der Abglanz der Sterne, welcher aus beiden leuchtet, lockt uns“, schreibt er damals. Auch Frau von Staël sagt in ihrer Schrift über Deutschland: „Es giebt wohl keinen, der nicht den unerklärlichen Reiz empfunden hätte, den die Wellen erregen, sei es durch die liebliche Kühlung, oder durch das Übergewicht, welches eine gleichförmige und unaufhörliche Bewegung unbemerkt über eine vorübergehende, dem Untergang unterworfene Existenz gewinnen muß. Göthe's Fischer drückt auf eine wunderbare Weise das immer steigende Vergnügen aus, mit welchem man in die klaren und durchsichtigen Wellen eines Flusses schaut.“ — Aber grade die Worte der Frau von Staël sprechen eine doppelte Wirkung aus, welche von den Wellen ausgeübt wird, eine anmutig-anziehende und eine ins Verderben lockende. Die Naturmacht des nassen Elementes wird hier zur Darstellung gebracht, wie in dem Pendant zu unserer Ballade, in Göthes Erlkönig. Nur ist der Unterschied wohl zu beachten: Im Erlkönig wehrt sich das Kind gegen diese Naturmacht, von welcher es den Untergang im Falle seiner Hingabe vorausfühlt, und sucht — wiewohl vergeblich — am väterlichen Busen Schutz; es geht unter im Kampfe mit der feindseligen Macht. Im Fischer tritt uns dagegen ein Mann entgegen, welcher das Leben, das die Menschenwelt bietet, durchgekostet hat und, seitdem ohne Wünsche und ohne Leidenschaften, kühl bis ans Herz und lebensmüde ist. Für ihn bedarf es keines Kampfes, ihn hält nichts auf der Erde, die Fluten aber, in welche seine Augen unausgesetzt schauen, geben ihm das Bild seiner Gedanken zurück, und dies redet zu ihm, was er empfindet und fühlt; er spiegelt sich ein Vergessen und eine Ruhe da unten in der kühlen Flut vor und sucht diese auf, um jene zu finden. Ein friedeleeres Herz aber wird durch den Anblick der kühlen Flut nicht beunruhigt, sondern gelockt, und es spricht der Versucher das lockende Wort: Komm herunter, so findest du Erfrischung, Ruhe, seliges Vergessen. Trug ist die Stimme des Versuchers, welcher nach unten seinen Menschenfang zieht mit dämonischer List und Kunst, und dieses Trügerische in den Worten des Weibes liegt klar zu Tage: Wie der Mensch mit seinem Witz und seiner List die Fische aus dem Wasser in den Tod zieht, so zieht die Nixe mit ihrer List den Menschen ins Wasser und ins Verderben. Sie spiegelt ihm vor, daß die Sonne und der Mond aus dieser Flut beseligt zurückkehren, der Himmel und das eigne Angesicht müssen ihn hinablocken, aber — er kehrt nicht wieder, nachdem er dieser zauberischen Naturmacht sich übergeben hat. Der die Geschöpfe des Wassers überlistende Mensch wird von der Nixe, der Herrin des Wassers, überlistet. So könnten wir das Resultat der Ballade ausdrücken, wenn wir uns auf den Boden der Mythologie begeben wollten. Allein die Mythologie, welche uns von Meernixen männlichen und weiblichen Geschlechtes erzählt, hat eben nur jene Naturmacht personificiert. Die Meer- und Flußgeister

sind Elben und als solche doppelten Charakters (vgl. Erlkönig). Auch sie sehnen sich nach dem Umgange mit den Menschen und entbrennen in Liebe zu ihnen, die Meerfrauen (Haffstrolle, Haffsfrauen) zu Männern, die Meermänner (Haffsmänner) zu Frauen und Jungfrauen. Sie locken durch Gesang und Saitenspiel, sowie durch den Liebreiz ihrer Gestalt die Menschen in die Tiefe, wo sie ihre schöne Wohnung haben (der Eingang zu Frau Hollens Wohnung geht im Märchen durch den Brunnen.)

Wollen wir aber den Grundgedanken des Gedichtes ausdrücken ohne Beziehung auf die mythologische Schale oder Hülle, so ist derselbe folgender: Der Wasserspiegel übt auf den friedeleeren Menschen, welcher der Welt in und außer sich entrinnen möchte, einen verführerischen, überwältigenden Reiz aus, indem derselbe dem sich ihm Hingebenden Ruhe und Erquickung verspricht, aber Verderben bringt.

Indem wir den Grundgedanken so aufs innigste mit dem Wasser verbinden, weisen wir bewußt und nachdrücklich den Gedanken Eckermanns und Echtermeyers ab, welche eine andre Art von Allegorie, als die, von welcher wir ausgingen (den Reiz des Badens), in der Dichtung finden wollten, nämlich die verderbliche Wirkung, welche die sinnliche Liebe über den ausübt, der sich ihr kampflos ergebe. — —

Beachten wollen wir aber noch ein zweifaches: 1. In dem ganzen Gedicht redet nur die Sirene, das Meerweib, nicht der Fischer. Sie redet nicht von Schätzen, Kleidern, Rossen, wie die Elfen zu dem Kinde, zu Oluf, sondern sie redet von dem, was der Fischer sieht, von den Fischen dort unten, dem im Wasser sich spiegelnden Himmel und dem Menschenantlitz in demselben Spiegel, sie zeigt nur, was der Mensch denkt, sie bringt ihm durch Fragen seine eigenen Gedanken zum Bewußtsein, sie spiegelt ihm vor, was nicht ist, nicht sein wird. So wenig die Sonne im Wasser sich erquickt und verklärt, so wenig bietet das Wasser dem geistverworrenen, weltflüchtigen Menschen Erfrischung (Tau), Verjüngung (feuchtverklärt), Gesundheit (würdest erst gesund) und volles Wohlbehagen (wohlig auf dem Grund).*)

2. Obgleich nicht nachzuweisen ist, daß Göthe den Stoff zu seiner Ballade nicht gänzlich erfunden haben, so überrascht doch der Inhalt einer schottischen Ballade „die Meermaid“ nach Form und Inhalt zu sehr, um nicht die Möglichkeit, Göthe habe dieselbe gekannt, nahe zu legen.**) Wir teilen dieselbe hier noch mit:

---

*) Nicht uninteressant ist auch der Bericht, daß Göthe selbst einmal den Wassernix im J. 1778 spielte. Göthe lernte in jenem Jahre schwimmen, und badete auch Nachts, bei Mondschein. Da kehrte einst ein Bauer aus Oberweimar spät abends heim, und als er über das Gatter der Flußbrücke steigen wollte, hob sich der weiße Leib Göthes mit dem langen Haupthaar aus dem Wasser, tauchte schnell hintereinander auf und nieder und stieß dabei so wunderbare Töne aus, daß der Bauer, welcher nicht anders glaubte, als daß ihm die Ilmnixe erschienen sei, in höchster Angst davon eilte. (Grube a. a. O. S. 45.)

**) Das Metrum ist ganz dasselbe wie im Fischer; die Vermählung des Men-

Die Meermaid.

(Vgl. Wolff, Hausschatz der Volkspoesie.)

1. Es fällt die Nacht, es braust der Wind
Und peitscht die Wellen her.
„Ich fürchte doch, mein süßes Kind,
Wir sehn das Land nicht mehr!"
Da stand die Meermaid auf und sprach,
Und sprach es kurz und frei:
„Ich sagte nie, Geliebter, dir,
Daß die Hochzeit am Lande sei!

2. Ich sagte nie, daß ein Priester uns
Auf der Erde segnet ein;
Ich sagte nie, daß ein Aufenthalt
Auf dem Land' uns würde sein."
„„Wo ist der Priester denn, mein Kind,
Wenn er auf Erden fehlt?""
„Die Welle rauscht den Segen drein,
Sobald wir uns vermählt."

3. „„Wo ist dein Schloß denn, holde Maid,
Wenn's nicht ist auf dem Land?""
„Mein Schloß, das ist dort unten tief
Gebaut auf gelben Sand,
Errichtet auf der Schiffe Kiel
Und der Ertrunknen Gebein;
Die Fische sind's Wild in meinem Wald,
Ihn schließt die Welle ein.

4. „Mein Schloß umzäunt die Woge blau
Auf gelbem Meeressand,
Es blühen Blumen im Garten mein,*)
Wie sie nimmer blühn auf dem Land.
Da will ich dir geben der Äcker viel
Und der Wiesen dort unten im Meer,
Kein Vater gibt für den Schwiegersohn
So viele Güter her.

5. „In kurzer Zeit hebt sich der Mond,
Der in den Wogen schlief,
Dann sinken hinab wir in mein Schloß,
Wohl fünfzig Klafter tief!"
Wild, wild schrie auf der Bräutigam**,)
Die Braut lacht auf, laut, laut —
Der Mond ging auf, sie sanken hinab
Und wurden drunten getraut.

6. **Schriftliche Aufgaben**: 1. Gedankengang des „Fischers". — 2. Vergleichung des Fischers mit dem Erlkönig. — 3. Vergleichung mit der Meermaid. — 4. Vergleich mit Heines Loreley und Schillers Lied des Fischerknaben (Tell I, 1).

Lied des Fischerknaben.***)

(Von Friedrich von Schiller.)

[Schillers sämmtl. Werke in 12 Bd. 6. Bd. Stuttgart. 1860 S. 6.]

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,

---

schen mit der Naturmacht finden wir auch im Fischer, dem ja die Reden des Weibes zuletzt so süß klingen, wie der Gruß des Liebchens.

*) Seerosen, Seenelken, -Anemonen &c.

**) Es ist der fruchtlose Schrei der Todesangst — ihm bangt vor dieser Braut; sie aber lacht — Hohnlachen der Hölle über die verlorene Seele! Das Volkslied kennt die Herzenskühle des Götheschen Fischers nicht, die Sentimentalität in sich zerfallener Kul-

Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
5 Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.
Und, wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust.
Und es ruft aus den Tiefen:
10 Lieb Knabe, bist mein'
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.

[Litteratur: *Götzinger I, S. 580. — *Grube, ästh. Vorträge I, S. 33. — *Kurz III, 127 Anm. 212. 234. 235. — *Saupe, S. 127. — *Viehoff I, S. 210. — *Gude I, S. 134. — Kriebitzsch, Musterstücke, S. 122.]

34. Der Totentanz.

[Göthes Werke v. o. I. S. 32.]

1. Der Türmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat alles in's Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

2. Das reckt nun, es will sich ergötzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

3. Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Geberden da giebt es, vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Türmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher ins Ohr:
„Geh! hole dir einen der Laken."

---

turmenschen, an welcher Göthe selbst litt, als er den Werther schrieb, und welche nachmals in den beiden Nachtliedern des Wanderers herausklingt.

***) Es liegt auf der Hand, daß Schiller das Göthe'sche Gedicht, „der Fischer" vor Augen hatte, zugleich das Lockende des Wassers in lächeln, ladet, lieb, locke malt, wie auch sonst die rhythmischen Schönheiten und die Lautmalerei in der himmlischen Musik, welche durch die J-laute (Klingen, wie, süß, Wie Stimmen, Im Paradies) versinnlicht wird, sehr anerkennenswert sind. Auch ist die musikliebende, zugleich menschenliebende und -berückende Natur der Wassernixen deutlich erkennbar. Aber es fehlt doch im Vergleich zu dem „Fischer" entschieden jegliches dramatische Leben, es ist ein einfaches, schönes, aber weitaus nicht so ergreifendes Lied, als das Göthe'sche; zum Stimmungsakkorde im Drama ist es wie geschaffen, aber viel mehr wird es nicht wirken.

4. Gethan wie gedacht! und er flüch-
tet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er scheinet
so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verliert sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern ge-
kleidet einher,
Und husch! ist es unter dem Rasen.

5. Nur einer, der trippelt und stol-
pert zuletzt
Und tappet und grapſ't an den
Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn
verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmthür, sie schlägt
ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Türmer
zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

6. Das Hemd muß er haben, da
rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen,
Den gotischen Zierrat ergreift nun
der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den armen, den Tür-
mer, gethan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel
hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

7. Der Türmer erbleichet, der Tür-
mer, erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längsten
gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich ver-
schwindenden Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges
Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

1 **Erläuterungen.** Str. 1. 2. „Die Gräber in Lage" = die reihenweis vor ihm liegenden Gräber, nicht, wie Götzinger es faßt: die vor ihm liegenden Gräber, noch weniger aber, wie ältere Ausleger gemeint haben, im Dorfe Lage (in Westfalen?). Der Ausdruck ist etwas nachlässig-undeutlich, wenn auch nicht so sonderbar, als derselbe Götzinger vorkommen mußte, welcher Göthe nur zum Teil hier verstanden hat.

Str. 2. 1. „Das reckt nun." In der Volkssprache ist dies das als Subjekt für einen ausgesprochenen Kollektivbegriff nicht ungewöhnlich, drückt aber zugleich etwas Verächtliches aus. So läßt Schiller den Trompeter im 2. Auftritt von Wallensteins Lager sagen: „Ei, das muß immer saufen und fressen!" und den Frohnvogt im Tell: „Das schlendert wie die Schnecken." (Vgl. Götzinger a. a. O.)

V. 2. zum Kranze d. h. „Ringelreihen". Kranz ist hier eine Steigerung des vorausgehenden Wortes: Runde.

V. 3. Der Dichter verschlingt in diesem Verse die Attribute arm und reich, alt und jung, wie im Tanz die Verschiedenheit des Geschlechtes gefordert wird und die Gegensätze auch sonst aufgehoben werden und verschwinden. Das „Durcheinander" ist also nicht wegen der Allitterationen von Göthe beliebt worden, wie Götzinger meint.

V. 5. ist der Vorder-, V. 6 der Nachsatz; dennoch lesen wir nicht „so schütteln sich alle", sondern „sie". Eine kleine, aber absichtliche Anakoluthie!

Str. 3. 2. „vertrackte", ein „Partizip vom alten Verbum trechen oder trecken, d. i. ziehen". Hier sind solche verzogene Geberden gemeint, welche einen unbedingt komischen Eindruck hervorrufen, so daß dem Türmer die ganze Scene nicht mehr grausig, sondern lächerlich vorkommt.

V. 4. „Die Hölzlein", mit welchem man das Cymbal oder Hackebret schlägt.

V. 6. Laken = großes Tuch, besonders Leintuch, hier = Totenhemd (Metonymie). Der Dichter braucht das Wort als Maskulinum, während der gesamte deutsche und angelsächsische Sprachgebrauch dasselbe als Neutrum anwendet.

Str. 4. 1. „Gethan wie gedacht! und er", vgl. Göthes: getreuer Eckart Str. 3. „Gesagt so geschehn! und da naht sich d. G."

„geheiligte Thüren" = die Kirchthüren sind durch Weihwasser und Segensspruch, auch durch die metallenen Kreuzeszeichen gegen Gespenster- und Teufelsspuk gefeit worden.

„Der Mond und noch immer er scheinet so hell." Diese Stelle erinnert uns zwar an Bürgers Lenore, hat aber durch die Wortstellung ein ganz besonderes Kolorit erhalten und zwar ein echt balladenmäßiges.

Str. 5. Das ängstliche und unsichere Hinundherlaufen des Toten ist in ganz vorzüglicher Weise veranschaulicht. Namentlich wirkt das intensive grapsen (von greifen) außerordentlich, indem es das Tasten der langen, dürren Knochenhände uns malt.

„Geselle." Von seines Gleichen, von den „Mittoten," welche er zunächst im Verdacht hatte, das Tuch mitgenommen zu haben, ist er nicht „verletzt" d. h. geschädigt, bestohlen worden, und jetzt wittert er auch das Tuch in den Lüften, er erkennt den Räuber.

„Geziert und gesegnet" = mit Kreuzen geziert und zugleich wirksam geweiht (aus signare, mit dem signum crucis, dem Zeichen des hl. Kreuzes, bezeichnen ist unser Wort segnen entstanden.)

„Der Wicht". vgl. die Erläuterung zu Göthes: Hochzeitslied; Erl. II,³ S. 156.

Der Tote klettert an den vorstehenden gotischen Verzierungen (Blattgewinden, Türmchen ꝛc.) empor. Zinne ist allerdings eigentlich der obere, zahnartig eingeschnittene Mauerrand, hier aber jedes Hervorragende, an welchem sich des Gespenstes Hände festhalten, hinaufziehen, auf welches sich die Füße stützen können.

Str. 7. Die ersten 4 Zeilen sind allerdings nicht besonders deutlich. Der Türmer erbleicht und erbebt*) und möchte gern das Laken zurückgeben; er wirft es in der Todesangst hinunter, aber fast unmittelbar unter ihm hat ein eiserner Zacken das Tuch an einem Zipfel festgehalten. Daher muß er nun fürchten, daß der rachsüchtige Geist ihm das Leben nehmen werde. Inzwischen geht der Mond hinter den Bergen unter — die Scene wird so schaurig, wie

*) Die Wiederholung des Subjektes haben wir in Göthes Fischer bereits beobachtet und gewürdigt.

möglich; da im letzten Augenblicke erlöst den verzweifelnden Türmer der Schluß der Geisterstunde.

2. Die Quelle des Gedichtes. Göthe hat auch dies Gedicht im J. 1813 in Töplitz in Böhmen verfaßt (vgl. der getreue Eckart, die wandelnde Glocke) und zwar vor dem 6. Juli. Daß er den Stoff aus mündlicher Überlieferung geschöpft habe, schreibt er selbst an Riemer. Diese Sage von dem Türmer, welcher einem Toten sein Hemd gestohlen habe, wird in Schlesien, Mähren, Böhmen, Tyrol erzählt, wird also wohl auch in ganz Süddeutschland bekannt sein. So hat Martin Zeiller (Anm. zu Rasselts theatrum tragicum) die Geschichte in den Jahren 1617 und 1618 oft von „glaubhaften Männern" in Eywanschütz in Mähren gehört. In diesem Falle haben die Turmwächter einem Toten sein Hemd genommen und geben es endlich, von dem Geiste mit dem Tode bedroht, wieder heraus. — Allein die Ballade erzählt nicht blos den Lakenraub, sondern vor allem den Totentanz, dessen Nachspiel eben dieser Lakenraub bildet. Zum Totentanz aber ist ohne Zweifel Göthe durch Apels Gespensterbuch (1811) angeregt worden; dort heißt es:

„In der folgenden Nacht trugen sich gar seltsame Dinge zu. Die Turmwächter schauten nach Gewohnheit umher, ob etwa ein Feuer in der Gegend aufging. Da sahen sie gegen Mitternacht bei dem Scheine der Mondes, wie Meister Willibald aus seinem Grabe an der Kirchhofsmauer emporstieg. Er hielt seine Sackpfeife am Arm, lehnte sich an einen hohen Leichenstein, daß ihn der Mond hell anleuchtete, und fing an zu blasen, fingerte auch dazu auf den Pfeifen, wie man es bei seinem Leben an ihm gewohnt war. Indem sich nun die Wächter, über dies Gesicht befremdet, ansahen, thaten sich mehrere Gräber auf dem Kirchhofe auf, die beinernen Bewohner steckten ihre kahlen Schädel heraus, schauten sich um, nickten nach dem Takte, stiegen dann ganz heraus, und regten die klappernden Glieder in flinkem Tanz. Aus den Grüften und Schwibbögen guckten ebenfalls leere Augenhöhlen nach dem hügligen Tanzplatz, die dürren Arme rasselten an den eisernen Gitterthoren, bis Schlösser und Riegel aufsprangen und den tanzlustigen Gerippen den Weg zum Totenballe öffneten. Nun stelzten die leichten Tänzer über Grabhügel und Leichensteine und wirbelten in lustigem Schleifer umher, daß die weißen Sterbegewänder im Winde um die dürren Glieder flatterten, bis die Glocke auf dem Kirchturm Mitternacht schlug. Da kehrten Tänzer und Tänzerinnen in ihre engen Behausungen zurück, der Spielmann nahm seine Sackpfeife unter den Arm und begab sich gleichfalls zur Ruhe."

3. Zur Würdigung. Dem Dichter ist es trefflich gelungen, den unheimlichen Schauer eines Gespensterspuks, zumal zur Mitternachtszeit, in uns zu erwecken. Es ist das größte Leben in diesem Totenroman, Lust und Freude, Spott und Angst bis zur Verzweiflung: alles wird nach einander in dem Türmer und, gestehen wir es nur, auch in uns gewirkt. Dabei fehlt jeder Laut menschlicher Stimme; auch der Türmer kann vor Angst kein Wort, nicht einmal einen Schrei herausstoßen.

Diese unheimliche Stille, nur durch das Klappern der Beine unterbrochen, diese unheimliche Zeit, dieser grausige Ort, dieses unerwartete Gebaren der Toten, diese gelbe, gespenstische Beleuchtung durch den Mond, dann das Verschwinden der Mondhelle und das „mächtige“ Eins: alles vereint sich, um uns gruselig zu stimmen, und nun noch das dramatische Leben in der Doppelhandlung des Türmers und des Toten!

Bei so vielen Vorzügen des Gedichtes übersehen wir gern die kleinen Nachlässigkeiten in der Darstellung, von welchen oben die Rede war.

4. **Zur Vergleichung** teile ich noch eine Bearbeitung der Tyroler Sage vom Türmer mit, welche H. Viehoff zum Verf. hat.

Der Türmer von Burgeis.

(Von Heinrich Viehoff.)

1. So eben verhallt die Mitternachtsstunde;
Der Türmer zu Burgeis schaut in die Runde:
Rings schlummert die Gegend im Mondenschein;
Und unten am Fuße des Turmes glänzen
Mit Leichensteinen und Totenkränzen
In falbem Lichte der Gräber Reihn.

2. „Ob heut aus dem Grabe am Kirchhofrande
Die Wöchnerin wieder im Leichengewande
Zu ihrem Geschäft sich erheben mag?
Man sagt, daß Spott die Toten bewege;[1])
Laß sehn, ob ich heut das Treiben ihr lege,
Sonst quält sich die Arme noch manchen Tag.“[2])

3. Er spricht's, und sieh! schon wiederum regt sich's
Dort unten im Grab, und langsam bewegt sich's
In schleppenden Totenkleidern hervor.
Sie hängt und breitet die Tücher und Bänder
Geschäftig entlang am Mauergeländer
Auf Leichensteinen und Gitterthor.

4. Die andern all' in der finsteren Truhe,
Sie liegen und schlafen in tiefster Ruhe;
Die Wöchnerin läßt es im Grabe nicht.[3])
Sie übt, wann mitternächtige Stunden
Vom bleiernen Schlaf die Glieder entbunden,
Für's Neugeborne die Mutterpflicht.

5. Der Türmer sieht's, und in frevlem Erkühnen,[4])
Mit schallendem Lachen und höhnischen Mienen,
Verläßt er das enge Glockenhaus
Und breitet auf Zacken am Turmgeländer
Weißschimmernde Laken und Tücher und Bänder
Nachäffend geschäftig im Mondschein aus.

6. Und sieh! mit hastig zornigem Schritte,
Von des Friedhofs Rand durch der Gräber Mitte,
Eilt schnell die Gestalt an des Kirchturms Fuß,
Und reckt und schwinget sich ohne Besinnen
Die Mauer hinauf an den Schnörkeln und Zinnen
Aufblickend zum Türmer mit grimmigem Gruß.

7. Der Türmer erbleicht, er entreißt dem Geländer
In Eile die schimmernden Tücher und Bänder —
Umsonst! schon droht ihm ihr grinsender Blick,
Da schlägt er die Glocke mit zitternden Händen,[5])
Und klappernd stürzt von des Turmes Wänden
Das Gerippe zerschellend zur Tiefe zurück[6].)

[Litteratur: *Götzinger I, 700. — *Saupe S. 246. — *Kurz III, S. 235. — *Viehoff I, S. 257.]

---

[1]) offenbar in dem Sinne von veranlassen, von der Sache abzulassen. — [2]) Es scheint also, als habe der Türmer mehr aus Mitleid, als aus Frivolität so gehandelt, wie es im Nachfolgenden beschrieben ist. — [3]) Der Volksglaube nimmt an, daß nicht nur die

35. An den Mond.

[Göthes Werke in 3 Bden. Bd. I. Stuttgart 1869. S. 14.]

1. Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

2. Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

3. Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

4. Fließe, fließe, lieber Fluß,
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

5. Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

6. Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

7. Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

8. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält,
Und mit dem genießt,

9. Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

1. **Inhalt des Gedichtes.** Vom vollen Mondglanz übergossen wandelt der Dichter an der Ilm entlang. Still ists um ihn, und der Glanz des Mondlichtes hat bei aller Helle doch seine Unbestimmtheit, etwas Nebelhaftes, eine Eigenschaft übrigens, welche auf die Seele des Wandernden wohlthätig, lindernd und lösend einwirkt, und so fühlt der Dichter sein Herz ganz besonders erquickt und von Fesseln befreit, die es bisher wider Willen in einer Stimmung festhielten, welche ihm völlig zuwider war. (Str. 1.) Den milden, lindernden Einfluß, welchen ein treuer Freund auf ein krankes, verwundetes Herz hat, spricht der Dichter auch dem Monde zu (Str. 2). Es wachen alle die frohen und traurigen Erlebnisse der Vergangenheit in dem in der Mondnacht Wandelnden auf,

---

allzuheftig betrauerten Toten in der Grabesruhe gestört werden, sondern daß auch die Toten nicht ruhen können, deren Herz an der Erde mit zu vielen Fasern hängt; die Seele kann nicht los von dem Thun des diesseitigen Lebens. — [4]) Ein Frevel war es immerhin, wenn der Türmer auf das „Man sagt" hin (Str. 2, 4) den Toten höhnt. — [5]) Die Geister können den Laut der Glocke nicht hören; daran erinnert sich zu seinem eignen Heile der Türmer in diesem Augenblick der Todesangst und schlägt mit dem Klöppel die Glocke an. -- [6]) Bezeichnend ist dieser glückliche Abschluß in allen Formen der Sage. Nicht nur deshalb bleiben die Türmer schließlich ohne Schaden, weil sie ja die einzigen Zeugen des Vorgangs sind und sein können, sondern auch, weil jedes Gesicht mit dem Traume verwandt ist, welcher wohl die Todesangst erwecken und alle Vorbereitungen bis zum Tode vorführen, aber nicht uns selbst vernichten kann, sodaß wir schließlich doch noch gerettet werden, ohne selbst zu wissen, wie es möglich war.

aber gemildert, verklärt sind diese Erinnerungen durch die versöhnend wirkende Gegenwart des lieben Freundes, des Mondes; durch die Einsamkeit aber sind sie gebannt, so daß die Nachklänge nur weich, zart und angenehm auf die Empfindung wirken, die traurigen ebensowohl als die fröhlichen. (Str. 3.) Nunmehr wendet sich der Dichter dem Flusse zu, an dessen Ufer er dahinwandert: Völlig froh kann er nicht mehr werden, wenn er das Rauschen dieses Flusses hört, denn es erinnert ihn an ein verlorenes, dahingeflossenes Liebesglück, und doch möchte er diesen Fluß nicht missen, auch er bleibt ihm lieb. (Str. 4.) Gern möchte er die Erinnerung an die verlorene Liebe entbehren, da der Gedanke an den ehemaligen köstlichen Besitz den Schmerz wieder aufs neue hervorruft (Str. 5); aber da dies nicht möglich ist, so fordert er den Fluß auf, ihm für seinen Sang die Melodien zurauschen, d. h. seine Empfindungen begleiten zu wollen (Str. 6). Ob der Fluß im Winter beim Eisgange gewaltig überschwelle oder im Frühjahre um die neuen Blumen des Frühlings sanft, wie ein Quell, oder selbst in verjüngtem Leben sprudele: immer würde die Stimme des Flusses entsprechende Gefühle des Dichters zu begleiten haben. (Str. 7.) Doch kommt jetzt ein fröhliches Gefühl über den Dichter. Der liebe Mond, der liebe Fluß erinnern ihn an seinen Freund. Selig, wer einen Freund hat, mit dem er das Leben gemeinsam genießt, und sich sonst von der Welt losmachen kann, ohne etwa durch Menschenhaß und Weltflucht zu solchem Bruche mit der Welt veranlaßt zu sein (Str. 8); ihm, dem Freunde, kann er doch alle die vielen Gefühle anvertrauen, welche die Nacht in den unendlich weiten und vielen Räumen eines wirklich reichen Herzens weckt und zum Bewußtsein bringt, während die Mehrzahl der Menschen solche Gefühle entweder nicht ahnen, noch haben (nicht gewußt), oder sie nicht achten, noch hegen und pflegen (nicht bedacht). So kommt schließlich das Gemüt zu einer seligen Ruhe. (Str. 9.)

2. **Die Entstehung des Gedichtes** ist dunkel. Manche verlegen das Gedicht in das Jahr 1778 und bringen dasselbe mit dem Selbstmorde des Fräulein Christine von Laßberg in Verbindung (vgl. der Fischer, Erl. II, S. 198.); so Friedr. von Stein, der Sohn der Frau von Stein, Schöll, welcher in einem Briefe an Frau von Stein es geradezu auf den 19. Jan. 1778, zwei Tage nach jenem unglücklichen Ereignisse, setzt, Viehoff, Düntzer, Götzinger. Andere denken an den Jan. 1779, weil zwei Stellen in Briefen an Frau von Stein (vom 2. und 22. Jan. jenes J.) einer Wanderung im Mondschein gedenken, welche ihm einige „ganz unendlich schöne Anblicke“ gewährt habe, bezw. den Ausdruck: Meine Seele löst sich nach und nach 2c., enthalten. Wahrscheinlich bleibt immer noch das Erstere. Doch ist nicht zu übersehen, daß das jetzige Gedicht (vor 1789) völlig umgearbeitet ist und, was schon Friedr. v. Stein bemerkt hat, mit keiner Spur auf die Veranlassung des Gedichtes mehr hinweist. Immerhin verdankt das Gedicht einer sehr individuellen Seelenstimmung

sein Dasein. Aber, auf die Form angesehen, und auch als Stimmungsbild ist es in seiner jetzigen Gestalt eine sehr schöne, gefühl- und lebensvolle Dichtung. —

3. **Die frühere Form des Gedichtes:**

An den Mond.

1. Füllest wieder s'liebe Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

2. Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge mild
Über mein Geschick.

3. Das du so beweglich kennst,
Dieses Herz im Brand,
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt,

4. Wenn in öder Mitternacht
Er vom Tode schwillt,
Und bei Frühlings Lebenspracht
Junger Knospen quillt.

5. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

6. Was dem Menschen unbewußt,
Oder wol veracht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

[Litteratur: *Düntzer, lyr. Ged. Göthes II, S. 157. — *Götzinger I, S. 577. — *Viehoff I, S. 121. — *Kurz III, S. 220. — Gude II, S. 243.]

36. Wanderers Nachtlied.

[Göthes Werke. W. o. I, S. 14.]

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm doch, komm in meine Brust!

1. **Form.** Dies kleine Gedicht ist ein Madrigal. Von Mandra (Herde) abzuleiten, bedeutet Madrigal zunächst ein Hirtenlied (Mandriale), und dann ein kleines, aus 6 bis 15 Versen bestehendes Gedicht ohne festere, metrische Form, dessen Inhalt einen einfachen Gedanken ausspricht, mag derselbe nun ein geistreicher Einfall oder der Ausspruch eines bestimmten Gefühles sein. Andere sehen in diesem Gedichte eine dreiteilige Strophe.

2. **Zum äußeren Verständnisse.** Die Überschrift soll zunächst aussprechen, daß das kleine Gedicht in der Nachtzeit entstanden ist. Aber das ist nicht etwa zufällig, und die Überschrift eine rein gelegentlich ge-

fundene; vielmehr drückt dieselbe die dunkle, trostbedürftige Seelenstimmung aus, in welcher der Dichter diese Verse niederschrieb. Eigentümlich ist der Anfang. Was in dem Relativsatze: „Der du von dem Himmel bist", Subjekt sei, das wissen wir nicht, erfahren es auch in den nächsten Versen 2—4 noch nicht, indem sich hier der vorausgestellte Relativsatz noch fortsetzt, sondern erst in V. 7., nachdem V. 5 und 6 den ohnehin schon umgekehrten Satzbau (Inversio) durchbrochen haben (Anakoluthie): Nach Frieden sehnt sich sein Herz, nach der himmlischen, Schmerzen und Leid stillenden Gabe, welche um so erquickender wirkt, je trostbedürftiger das Herz sich fühlt, und zwar ersehnt er den süßen Frieden in einem Zustand, welcher bald Schmerz, bald Lust ihm bringt, ja eben sein Herz zwischen beiden Gefühlen hin- und herwogen läßt.

Grammatisch korrekt ist das kleine Gedicht nicht ganz, aber Göthe stößt sich eben nicht an Ausdrücken wie: Alles Leid und (alle) Schmerzen, all der Schmerz und (all die) Lust. Die bereits erwähnte Zerrissenheit des Satzbaues aber und die Ungleichheit der Verse bilden des Dichters innere Zerrissenheit, den Mangel an innerer Harmonie auf das Schönste ab.

3. **Geschichtliches.** Das kleine Gedicht ist am 12. Febr. 1786 am Fuße des Ettersberges bei Weimar gedichtet und sofort der Frau von Stein übersandt worden; auf der Rückseite des Originalblattes fand sich später von anderer Hand geschrieben: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Joh. 14, 27." Der Sohn der Frau von Stein setzt dazu: „Dies als Antwort von der Hand meiner Großmutter Schardt, einer ernsten, frommen, gefühlvollen Frau. — v. St." — Das Lied sollte auch den Seelenzustand des Dichters der Frau von Stein offenbaren, zu welcher er bald nach seiner Übersiedelung von Frankfurt a. M. nach Weimar in heißer Leidenschaft entbrannt war. Diese Liebe mag wohl der Hauptgrund seiner Herzensunruhe gewesen sein, und grade in jener Zeit ihm das ganze ausgelassene Treiben des Hofes, mit welchem der am 7. Nov. 1775 in Weimar eingetroffene Dichter empfangen und unterhalten werden sollte, ganz besonders schal vorgekommen sein. Der junge Herzog zog ihn in einen Strudel von Festen und Genüssen, in solchen Dingen sein eignes Vergnügen findend und zugleich der Meinung, damit Göthe einen Dienst zu erweisen. Diesem jedoch war es nur kurze Zeit wirkliches Bedürfnis, toller und übermütiger Laune sich hinzugeben; dann ging er auf die dargebotenen Genüsse nur aus Nachgiebigkeit gegen seinen hohen Wirt ein und nicht ohne das Gefühl, daß dies ganze Auftreten des Herzogs wie des Dichters der jungen, ernst erzogenen Gemahlin des Herzogs ein Dorn im Auge sei.

So lernte er immer mehr die Nachtseite des Hoflebens kennen und litt unter dem Zwange, welchen er sich anthun mußte, um weder den Fürsten zu kränken, noch vor der Fürstin sich bloßzustellen. Das war das Treiben, dessen er müde war; Ruhe und Halt, Herzensfrieden hoffte

er damals in der Liebe zu Frau von Stein zu finden. Aber auch die Liebe bot ihm zunächst nur einen Stimmungswechsel, bald Lust, bald Qual.

Im J. 1780 ward das Lied zuerst mit der Überschrift: Um Friede, von Ph. Chr. Kayser komponiert, im christl. Magazin Pfenningers (Bd. 3). veröffentlicht, im J. 1784 in Füßlis allg. Blumenlese der Deutschen (Tl. 4). Erst 1788 nahm es Göthe mit einigen kleinen Änderungen in die Sammlung auf. Von einer ganzen Reihe von Komponisten (C. G. Reißiger, Reichardt, Zelter, Becher, Hauptmann, Schnyder von Wartensee, Löwe, W. Greef rc.) wurde das Lied nachmals komponiert, und sogar in ein Gesangbuch hat dasselbe als geistliches Lied seinen Weg gefunden, nämlich in das Bremische, von welchem leider sonst nicht viel zu rühmen ist. Dort ist der Schluß in folgender Weise abgeändert worden:

Ach ich bin des Wogens müde
Banger Schmerzen, wilder Lust,
Gottes Friede, Gottes Friede,
Komm' und wohn' in meiner Brust.

Pestalozzi hat das Gedicht in Lienhard und Gertrud (I, S. 59.) eingewebt; die Kinder haben das Lied von der Mutter gelernt, um den Vater nach seiner Heimkehr mit demselben zu erfreuen. Daß es ein Lieblingslied des berühmten Pädagogen war, begreift sich um so leichter, wenn man an das unruhige, friedlose Leben dieses Mannes denkt. Als der lebensmüde Greis im letzten Sommer seines Lebens nach Beuggen zu dem frommen Zeller kam, begrüßten ihn die Waisenkinder mit dem Gesange dieses Liedes. Ein Kind überreichte ihm einen Eichenkranz. Er aber lehnte diesen Schmuck ab, welcher nur der Unschuld gebühre.

[Litteratur: *Kurz III, 90. 220. — *Viehoff I, S. 118. — *Reuter S. 298. — *Götzinger I. S. 550. — *Düntzer IV, S. 148. — *Kriebitzsch, Musterstücke S. 127.]

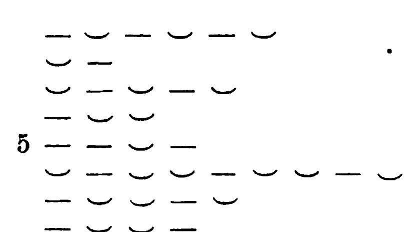
---

37. Ein Gleiches.

[Göthes Werke. W. o. I, S. 14.]

Über allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

1. **Form:** Wie das vorige Gedicht, so ist auch dieses ein Madrigal. Wichtig ist übrigens der Wechsel des Rhythmus. Wir finden folgendes Schema:



Wir sehen hier trochäische, jambische und daktylische Verse. Die Waldruhe scheint durch die trochäische Anfangs- und durch die fünfte Zeile gemalt zu werden, während V. 2 schon durch seine auffallende Kürze und den Wechsel des Rhythmus den Kontrast des eigenen Gefühles darzustellen bestimmt scheint. Dann aber legen sich die letzten Wellen des Herzens, und die Ruhe kehrt in die Seele ein, erst geahnt, dann empfunden. Immer leiser schlägt das Herz, immer sanfter wird die Stimmung desselben. Bald wird auch es ruhen. Das müssen wohl die abgebrochenen, immer kürzer werdenden daktylischen Verse malen.

2. **Geschichte des Gedichtes.** Am 7. September 1783 dichtete der Dichter diese wenigen Zeilen auf dem Gickelhahn, einem Berge bei Ilmenau, wenn seine eigene Notiz aus dem J. 1831 richtig ist. Wahrscheinlich hat sich aber Göthe geirrt und statt der 2 eine 7 gelesen. Düntzer nimmt den 2. September 1783, Goedeke den 6. September 1780 als Entstehungstag der Verse an. Der Dichter befand sich auf einer Reise, welche ihn nach der Roßtrappe, Baumannshöhle, dem Brocken ꝛc. führen sollte. Unter dem 6. Sept. 1780 finden wir nämlich in der Briefsammlung an die Frau von Stein einen auf dem Gickelhahn geschriebenen Brief, dessen Inhalt einige, freilich sehr leise Anklänge an diese Verse darbietet. Göthe schrieb die Verse an dem südlichen Fenster einer aus Zimmerholz und Bretterbeschlag gefertigten kleinen Waldhütte. Nach Joh. Falk soll diese Einsiedlerhütte dieselbe gewesen sein, von welcher man die weiteste Aussicht auf die Halden des Thüringer Waldes habe und in welcher Göthe auch den letzten Akt der Iphigenie geschrieben habe.

Ein Jahr vor seinem Tode besuchte der greise Dichter noch einmal diesen Ort. Wir besitzen darüber eine ausführliche Mitteilung von dem Berginspektor Mohr zu Kammerberg bei Ilmenau, allerdings aus dem Jahre 1855:

„Am 26. August 1831 gegen Abend traf Göthe mit seinen beiden Enkeln und Bedienung im Gasthofe zum Löwen hier (in Ilmenau) ein. Der reinste, von Wolken ungetrübte Himmel gewährte die trefflichste Witterung. Er hatte mir seine Ankunft gleich melden und mich, ihn zu besuchen, bitten lassen. Doch kam ich erst spät Abends aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hause. Also besuchte ich ihn am 27. Morgens, wo er schon seit 4 Uhr an seinem Tische beschäftigt war. Seine Freude war, wie er sagte, sehr groß, die hiesige Gegend, welche er seit 30 Jahren nicht wieder besucht habe, da er doch sonst so oft und viel hier gewesen, wieder zu sehen. Seine beiden Enkel wären in Begleitung des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognostischer Be-

ziehung Merkwürdiges vorgekommen sei, fragte er dann, ob man wohl bequem zu Wagen nach dem Kickelhahn fahren könne. Er wünsche das auf dem Kickelhahn befindliche, ihm von früherer Zeit her sehr merkwürdige Jagdhäuschen zu sehen, und daß ich ihn auf dieser Fahrt begleiten möge. Also fuhren wir beim heitersten Wetter auf der Waldstraße über Gabelbach. Unterwegs ergötzten ihn der beim Chausseebau tief ausgehauene Melaphyr-Fels, sowohl wegen seines merkwürdigen Vorkommens mitten im Feldsteinporphyr, als wegen des schönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin setzten ihn die nach Anordnung des Oberforstrats König in den großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und getrockneten Wege in freudiges Erstaunen, indem er sie mit den früher äußerst schlechten, ihm sehr wohlbekannten Fahrstraßen auf dem Wald verglich. Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Kickelhahns gelangt, als er ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel ergötzte, dann über die herrliche Waldung erfreute und dabei ausrief: Ach hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Karl August noch einmal sehen können! Hierauf fragte er: Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein? ich kann zu Fuß dahin gehen, und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen. Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hoch stehenden Heidelbeersträuche hindurch, bis zu dem wohlbekannten zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Bretterverschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den oberen Teil desselben. Ich erbot mich, ihn zu führen; er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf seinen 82sten Geburtstag feierte, mit den Worten: glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht sehr gut. Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und, wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solchen aufzuzeichnen. Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Über allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du ꝛc.

den 7. Sept. 1783. Göthe.

Göthe überlas diese wenigen Verse, und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmütigem Tone: ja warte nur, balde ruhest du auch! schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düsteren Fichtenwald und wendete sich darauf zu mir mit den Worten: Nun wollen wir wieder gehen."

An diesem sonst sehr ansprechenden Berichte Mohrs ist nur auffallend, daß von einer Unterschrift gesprochen wird, während sonst nur eine Überschrift („Am 2. Sept. 1783 Nachtlied") erwähnt wird, sowie, daß die Angabe Mohrs über den Inhalt des Liedes ungenau ist. Daß auf Wunsch Göthes der Oberforstmeister von Fritsch die Bleistifszüge noch einmal überzog und darunter das Datum Renov. den 29. Aug. 1831 schrieb, sei noch erwähnt. Leider ist vor wenigen Jahren das denkwürdige Waldhaus ein Raub der Flammen geworden.

3. **Gedankengang**. Der Dichter schildert die Ruhe der Nacht, ausgehend vom Allgemeinen. Die fernen Berggipfel zeigen keine Spur des Lebens mehr, der nahe Wald ist still, vom Winde unbewegt stehen die alten Tannen und scheinen zu schlafen. Auch die gefiederten Sänger, die Waldesvöglein schlafen. Nur ein Sänger wacht noch, der Dichter, aber auch das bislang unruhige Herz beruhigt sich spürbar, und der

Dichter spricht sich selbst die zuversichtliche Hoffnung aus, daß auch er bald zur Ruhe kommen werde.

4. **Welche Ruhe meint der Dichter?** Man darf zunächst an die Ruhe des Schlafes denken, welche dem Dichter winkt. Auch könnte man diese Ruhe als die Ruhe von der Arbeit ansehen, und, um die Sache recht prosaisch-derb herauszusagen, es könnte der Dichter gemeint haben: „Du ruhe- und schlafbedürftiges „Ich“ sollst auch gleich zur Ruhe kommen. Nur noch diese „poetische Kleinigkeit“, diese paar Verse, und dann sollst du schlafen oder wenigstens zu schaffen aufhören.“ Wenn man aber das Gedicht, das unscheinbar-einfache und doch wie die lieblichste Musik klingende Gedicht auf sich einwirken läßt, so scheint das „Warte nur“ doch nicht zum vollen Rechte zu kommen, falls wir mit Götzinger nur an den physischen Schlaf denken wollten. Und wenn es eine andere Unruhe ist, deren Ende der Dichter nahe fühlt oder sich selbst als nahestehend vormalt, so könnte es auch die Ruhe des Grabes sein, welche allen den Gemütsaufregungen eine Ende macht, die sein Herz hin und herziehen. So faßt das Gedicht Grube, indem er es mit dem früher besprochenen „Wanderes Nachtlied“ in Parallele zu dem Fischer stellt. Und es kann immerhin eine ähnliche sentimentale Stimmung des Weltschmerzes und der Lebensmüdigkeit über den Dichter gekommen sein. Wenn aber jene Stimmung eben eine vorübergehende war, so war sie doch nicht etwa aus einer Todesahnung hervorgegangen, während die Worte, welche der 82jährige Dichter im letzten Jahre seines Lebens unter Thränen sprach, als eine Hinweisung auf die nahe Grabesruhe anzusehen sind. Mit Viehoff und Gude jene erste Seelenstimmung daraus zu erklären, der Dichter habe gefühlt, daß sein gährendas Dichtergemüt sich zu beruhigen und zu klären beginne, das will mir nicht richtig erscheinen. Selbst der Ausdruck: Ein Gleiches deutet darauf hin, daß auch dies Lied dieselbe Beziehung zu dem dermaligen Gemütsleben habe, wie das erste.

5. Über **den Wohllaut** der Sprache dieses Gedichtes herrscht nur eine Stimme. Prächtige, volle, auf den Hauptbegriffen ruhende Reime mit den Vokalen i, u, au, a lösen sich ab. — Grade der oben besprochene rhythmische Wechsel, bald der feierlich ernste trochäische, bald der, das unruhige Herz malende, jambische und daktylische Rhythmus, das sanfte Anschwellen und Abnehmen der Verse bezüglich der Länge erscheint uns außerordentlich glücklich, obgleich wir andererseits den Versuch des Dr. Wold. Masing in Dorpat (Über ein Göthesches Gedicht. Leipzig 1872), an diesem einen Liede „alle wesentlichen Grundsätze des Liederkunstwerks und damit des einfach Schönen überhaupt zur Anschauung zu bringen“, für, gelinde gesagt, recht sonderbar halten müssen.

6. **Kompositionen** dieses Liedes besitzen wir von Zelter, Kuhlau, Bernhard Klein und Löwe. In einzelnen Fällen ist der Musik zu liebe an dem Liede geändert worden. So hat Joh. Falk in Weimar (1817)

dem Liedchen folgende, später mehrfach von Musikern verwertete, Form gegeben:

Unter allen Wipfeln ist Ruh,
In allen Zweigen hörest du
Keinen Laut,
Die Vöglein schlafen im Walde,
Warte nur, balde
Schläfst auch du.

Ja Joh. Falk hat sogar noch zwei Verse hinzugedichtet, obgleich das Gedicht, in sich vollkommen zu Ende geführt, keine solche — übrigens gut gemeinte, auf christlichem Standpunkte stehende — Fortsetzung verträgt.

2. Unter allen Monden ist Plag':
Und alle Jahr und alle Tag
Jammerlaut.
Das Laub verwelkt in dem Walde;
Warte nur, balde
Welkst auch du.

3. Unter allen Sternen ist Ruh',
In allen Himmeln hörest du
Harfenlaut.
Die Engelein spielen, das schallte,
Warte nur, balde
Spielst auch du.

[Litteratur: *Kurz III, 90. 220. — *Viehoff I, S. 118. — *Düntzer II, S. 150. — *Götzinger I, S. 586. — *Gude I, S. 292. — *Reuter S. 297 — *Kriebitzsch, Musterstücke S. 127. —]

38. Mignon.

[Göthe's Werke in 3 Bdn. Bd. I, S. 23.]

1. Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

2. Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

3. Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;

In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

1. **Entstehung des Liedes.*)** Im Jahre 1782 entstanden Wilhelm Meisters Lehrjahre, und das dritte Buch derselben wird durch dieses schöne Lied eröffnet. Ob dasselbe jedoch schon damals gedichtet worden ist und vielmehr nicht erst später eingelegt, das ist noch nicht aufgeklärt. Mignon ist die Tochter des unglücklichen Harfenspielers, welchem Göthe seine Romanze: Der Sänger in den Mund gelegt hat (Vgl. Erl. II³, S. 143) und seiner Schwester Sperata, also (unwissentlich) in Blutschande erzeugt. Der Vater schien verschollen zu sein. Das Kind aber ward von Verwandten der Mutter weggenommen und guten Leuten zur Erziehung übergeben, welche ihm jedoch allzu viel Freiheit ließen. In dieser Freiheit entwickelte es nun einen besonderen Hang zum Klettern und ahmte allerlei Seiltänzerkünste nach; und um diese Kunststücke leichter üben zu können, liebte Mignon es, Knabenkleider anzuziehen. Das wunderliche Wesen entfernte sich oft lange und weit von den Pflegeeltern. Es verirrte sich, kam aber immer wieder. Meistens setzte sich Mignon dann, ehe sie nach Hause eilte, unter die Säulen des Portals vor einem Landhause in der Nachbarschaft, lief, wenn sie ausgeruht hatte, in den großen Saal und besah die marmornen Statuen. Aber zuletzt blieb sie aus. Man vermutete, sie sei beim Klettern zwischen den Felsen verunglückt; in der That aber war sie von einer Seiltänzertruppe aufgefangen und durch einen Eid zum Schweigen über ihre Heimat gezwungen und über die Alpen nach Deutschland geführt worden, wo Wilhelm sie aus den Händen ihres grausamen Gebieters rettete. (Vgl. Göthe, Ausg. in 10 Bdn. Bd. 4, S. 898 - 911.)

2. **Erläuterungen Str. 2.** 1. Das Haus ist eben jenes Landhaus, von welchem oben die Rede war, der Lieblingsaufenthalt des Mädchens in seiner früheren Jugendzeit.

V. 3 u. 4. Die Marmorbilder sehn mich an, und ihr Blick scheint zu fragen: Was hat man dir, du armes Kind gethan?

Str. 3. 1. Der Berg und sein Wolkensteg, d. h. der schmale, durch die Wolken führende Weg.

V. 3 „In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut." „Die Alpenwelt in der Schweiz hat noch viele Sagen bewahrt von Drachen und Würmern, die vor alter Zeit auf dem Gebirge hausten und oftmals verheerend in die Thäler herabkamen. Noch jetzt, wenn ein ungestümer Waldstrom über die Berge stürzt, Bäume und Felsen mit sich reißt, pflegt das Volk in einem tiefsinnigen Sprichworte zu sagen: „es ist ein Drach ausgefahren."

*) Dieser Abschnitt der Erläuterungen kann im Unterrichte nur sehr beschränkte und vorsichtige Verwendung finden.

Grimms Sagen Nr. 216." (Götzinger.) — Die poetische Phantasie des Mädchens denkt sich übrigens die Drachen durch niederstürzende Felsen erschlagen, so daß der Weg nach dem Lande der Sehnsucht keine Gefahren mehr birgt.

3. **Zum Verständnisse**: Wilhelm Meister hatte das arme, von Seiltänzern geraubte und von dem Direktor der Truppe furchtbar mißhandelte Mädchen befreit, dem Peiniger durch Drohungen abgenötigt und mit einer Geldsumme abgekauft, und das Kind hatte sich an den Erretter mit einem liebewarmen Herzen angeschlossen. Sie diente ihm, wie und wo sie ihm nur dienen konnte, that alles, wovon sie hoffte, daß es ihm Freude machen könne, machte unaufgefordert ihm den schweren Eiertanz vor, um welches willen sie die gröblichste Mißhandlung jüngst erlitten hatte, und war so furchtbar aufgelöst vor Schmerzen, als sie Wilhelm, ihren Erretter, unglücklich sah, daß dieser sie an sich heranzog, preßte und küßte und dem armen, verlassenen Kinde mehr als Gebieter, ein Vater zu werden gelobte. Damals nannte sie ihn zuerst mit diesem Namen Vater. Am andern Morgen hat sie sich erst nicht sehen lassen, dann aber kommt sie mit einer Zither heim und singt ihrem „Vater" dieses herzbewegliche Sehnsuchtslied nach der Heimat. Wilhelm schreibt sich die Verse, so erzählt Göthe weiter, auf und übersetzt aus dem Italienischen ins Deutsche die drei Strophen, welche wir oben lesen.

Die erste Strophe spricht die Sehnsucht nach dem Vaterlande Italien aus. Sie darf ja nicht sagen, daß Italien ihre Heimat ist (vgl. ihren Eid!), aber jeder Blick, jeder Ton und jedes Wort verrät es, wie sehr ihr Herz an diesem Lande hängt, nach ihm in Sehnsucht sich verzehrt. „Italien! gehst du nach Italien, so nimm mich mit, es friert mich hier" sagt die Kleine mit bedeutsamem Tone. Das ist das Land, wo die Natur schöner ist in allen Stücken, wo der blaue Himmel lacht, sanfte Winde wehen, Blüten und Früchte uns erquicken mit ihren Duft und ihrer Süße. Dahin sehnt sich ihr Herz, und nichts könnte ihr lieber sein, als wenn ihr „Gebieter" mit ihr diese Sehnsucht teilen würde. Denn mit ihm dorthin zu ziehen, das wäre ihr liebster Gedanke. (Str. 1.) Die zweite Strophe führt uns das Haus vor, auf welches sich eine Menge Jugenderinnerungen vereinigen. Ists auch nicht das Vaterhaus, so doch das Haus, wo Mignon sich am liebsten aufhielt, angezogen von dem Glanz und der Kunst des Hauses, von den Marmorbildern, in deren Zügen das sinnige, feinbegabte Kind mehr Verständnis, mehr Teilnahme las, als in den Gesichtszügen der Lebenden. Ein geheimnisvolles Wesen ist dem Kinde einmal aufgeprägt, und früh hat es das Gefühl gehabt, nicht ganz verstanden, nicht voll geliebt zu werden, vereinsamt zu sein. Noch schmerzlicher aber ist ihm die Erinnerung an die späteren Zeiten, wo fremde, grausame, habgierige Kreaturen das arme Kind der Freiheit, des Vaterlandes, der Freude beraubten. Wenn es jetzt den

Säulen alles das erzählen könnte, was es erlebt hat, aber durch seinen Eid gebunden, Menschen nicht erzählen darf, die Steine würden schreien und es, das arme Kind, bedauern. Dorthin aber möchte das heimwehkranke Wesen unter dem Schutze seines „Beschützers“ ziehen. (Str. 2.) — Und, als ob die Ausführung des Wunsches schon eine selbstverständliche Sache sei, gedenkt sie jetzt des Weges, auf dem man sie über die Alpen geschleppt hat, des Weges durch die Wolken und den Nebel, des schmalen Pfades, den das wegkundige Maultier auch im Nebel nicht verfehlt habe, flicht ihre halb abergläubischen, halb dichterischen Vorstellungen von den Drachen ein, welche ehedem wohl hier den Wandernden hätten gefährlich werden können, jetzt aber tot seien, und schließt mit der Bitte an den „Vater“: Dahin laß uns ziehn! (Str. 3.)

Das Heimwehlied ist aber in Wahrheit das Lied der Sehnsucht Göthes nach Italien. Sein eignes Leid und Sehnen haucht der Dichter in diesem ergreifenden Liede aus. Seine Sehnsucht war zuletzt so groß, daß er keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten konnte, was ihn an Italien erinnerte. Als die Reise schon beschlossene Sache war (1786), hat er, wie er selbst Herders Frau gesteht, in den letzten 14 Tagen täglich vor Sehnsucht geweint, wie ein Kind. Den Deutschen trieb die Sehnsucht nach dem schönen Lande (Str. 1.), den Dichter die Sehnsucht nach den Kunstdenkmälern (Str. 2), durch die Alpenlandschaft, jene himmelhohe Mauer, welche den kalten Norden vom warmen Süden trennt.*)

4. **Form.** V. 1—4 sind fünffüßige Jamben, V. 5 umfaßt nur 4 Jamben, V. 6 wieder deren 5. Charakteristisch ist die scharfe Diärese am Schluß des 2. Jambus in jedem Verse, wodurch jeder Vers in zwei Teile (à 2, 3 Jamben) zerlegt wird, sowie der schöne Refrain, dessen Vortrag mit wachsender Leidenschaftlichkeit ausgeführt werden muß und welcher in der doppelten Änderung, bezw. Steigerung (Geliebter, Beschützer, Vater; — möcht' ich, möcht' ich, laß uns ziehn) sich so leise und doch so schön umbildet.

5. **Vortrag.** Die wichtigsten Winke über den richtigen Vortrag giebt uns der Dichter selbst, indem er im Rahmen der Erzählung (Göthe a. a. O. 4, S. 573) sagt: „Sie fing jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob sie auf etwas Sonderbares aufmerksam machen, als ob sie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Gesang dumpfer und düsterer; das: Kennst du es wohl? drückte sie geheimnisvoll und bedächtig aus; in dem: Dahin! dahin! lag eine unwiderstehliche Sehnsucht, und ihr: Laß uns ziehn! wußte sie bei jeder Wiederholung dergestalt zu modifizieren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielversprechend war.“**)

*) Drei wunderschöne Bilder hat Hallmann, geb. 1812 zu Hannover in Tempera zu Rom 1841/2 gemalt. Sie stellen dar den Alpensteg, das Land Italien, die Villa.

**) In der Komposition des Gedichtes von Beethoven ist dieser Wink benutzt wor-

6. Schriftliche Aufgabe: Vergleichung des Gedichtes mit Geibels: Zigeunerbube im Norden. (Erl. II[3], S. 21.)

[Litteratur: *Viehoff I, S. 187. — *Gude III. S. 221. — *Götzinger I, S. 624.]

---

39. Legende vom Hufeisen.

[Göthes Gedichte. W. o. S. 98.]

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
5 Liebt' er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
10 Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichnis und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.
So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
15 Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
„Heb doch einmal das Eisen auf!"
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
20 Er hatte soeben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
25 Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
30 Und thut, als hätt' er's nicht gehört.
Der Herr nach seiner Langmut drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
35 Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
40 Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Thor hinaus
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
45 Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
50 Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldener Apfel wär';

---

den; Reichhardt beginnt ebenfalls das crescendo mit dem dahin, und erst in der 2. Hälfte des folgenden Verses kommt der sanft nachlassende Ton, das diminuendo.

Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
55 Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit;
60 Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.—
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht".

1. **Erläuterungen.** V. 1. „verkannt und sehr gering": Unser Herr wurde eben deshalb von der Welt verkannt und selbst von den Jüngern nicht recht gewürdigt, weil er sehr gering war, d. h. in armer Knechtsgestalt auf Erden erschien. —

V. 6. „Seinen Hof zu halten auf der Straßen." Er war ja ein König, aber die um ihn sich Scharenden sind die Kranken und Armen. Straßen, alter schwacher Dativ von Straße; umgekehrt V. 14. die abgekürzte Form Straß.

V. 12. „Markt" = Marktplatz.

V. 16 „was" = war.

V. 33. „und thut auch weiter nicht dergleichen" soll gewiß soviel heißen, als: damit war die Sache abgethan.

V. 52. ein goldener Apfel ist das Sinnbild der Königsherrschaft.

V. 54. „nach einem kleinen Raum": Zeitraum, nach einer kleinen Weile, obgleich es nicht geleugnet werden soll, daß möglicher Weise auch eine kleine Strecke gemeint ist.

2. **Dichtgattung**: Die Legende ist eine poetische Erzählung, welche ihren Stoff aus dem religiösen Gebiete, aber nicht eigentlich aus der heil. Schrift selbst*), sondern aus den an Christus, die Apostel und die Heiligen sich knüpfenden sagenhaften Überlieferungen entnimmt, also die christliche Sage in poetischer Form. Angemessene Erneuerer der mittelalterlichen umfangreichen Legende sind, von den komischen Legenden des Hans Sachs abgesehen, Herder und Göthe, jener der vorzüglichste Bearbeiter den ernsten, dieser derjenige der komischen Legende. Herder hat zuerst in die neuhochdeutsche Litteratur die Legende als besondere Dichtungsart eingeführt. In neuerer Zeit sind einige Nachfolger in der Legende aufgetreten: Kosegarten (das Amen der Steine, das Brod des heil. Jodokus), Schubart (der ewige Jude), Uhland (St. Georgs Ritter), Rückert (des fremden Kindes hl. Christ), Langbein (der Gastfreund), Schefer (der Gast), G. Schwab, Simrock, Bäßler. Unter allen diesen Dichtern sind nur Schefer und Langbein als gelungene Nachfolger Göthes in der komischen Legende zu nennen und auch nur in je einem (dem in Klammern namhaft gemachten) Gedichte.

*) Darum ist Bürgers „St. Stephanus" nur für denjenigen eine Legende, welcher in der Überlieferung des neuen Testamentes nicht Geschichte, sondern heilige Sage sieht, wie Göthe, welcher die „Legende von dem Wandeln Jesu auf dem Meere" sehr hoch stellte.

3. **Geschichtliches**. Sowohl Göthe als Schiller fanden sich durch die Lektüre der im Jahre 1797 erschienenen Legenden Herders nicht übermäßig erbaut. Der schwermütige, sentimentale Ton schien ihnen zu dem Charakter der Legende gar nicht zu passen, welche als das Ergebnis besonders schlichter Einfalt und treuherzigen Glaubens schon im Ton und in der Sprache das Gepräge gutmütiger, treuherziger Naivetät tragen müsse. Einen solchen Charakter trug die Sprache des 16. Jahrhunderts an sich, und eine gewisse Nachahmung jener Sprache kann man dem Bearbeiter von Legenden durchaus nicht verübeln. Zudem besitzen wir von dem frommbiederen, dabei schalkhaften Hans Sachs eine ganze Reihe in der Form recht einfacher, aber inhaltlich doch durchaus ansprechender Legenden (z. B. St. Peter und die Gais), und diese eben hat Göthe als die eigentlichen Vorbilder für die Legende angesehen, und, wenn man so will, nachgeahmt. Mit vollster Sicherheit handhabt der Dichter die Sprache einer fremden Zeit und stellt hier ein Muster einer Legende uns vor, so wie er sich dieselbe denkt. Das Gedicht entstand im J. 1797 im Mai oder Juni und erschien in Schillers Musenalmanach aufs Jahr 1798 zuerst; unsere heutige Fassung ist fast gar nicht verändert.

4. **Die Grundlage**. Büsching teilt 1816 im 2. Bde. seiner „wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters“ folgendes mit:

Eine altdeutsche Heiligensage.

(Nach mündlicher Überlieferung wörtlich aufgezeichnet.)

„Als der Herr Christus einst mit seinen Jüngern nach Jerusalem ging, fanden sie vor der Stadt ein Hufeisen am Wege liegen. Da sprach der Heiland zu Peter, er möchte das Hufeisen aufheben und mitnehmen. Diesem hingegen däuchte der Fund zu gering; er ließ es liegen und zog seine Straße fürbaß. Der Herr Christus aber hob das Hufeisen auf und steckte es zu sich. Als sie nun in die Stadt hineinkamen, und bei dem Hause eines Hufschmieds vorübergingen, trat Christus in dasselbe hinein und verkaufte das Hufeisen demselben für etliche Pfennige. Für die Pfennige aber kaufte er unterwegs Kirschen und trug dieselben mit sich. Es geschah aber desselbigen Tages, daß die Jünger mit Christo zu einem anderen Thore der Stadt Jerusalem hinaus wandelten. Und die Sonne schien so heiß, daß sie alle von brennendem Durst befallen wurden, am meisten aber Petrus. Es war kein Wasser, noch irgend ein Brunnquell an dem Orte, da sie gingen. Da ließ Christus, welcher vor den Zwölfen herging, allmählich eine Kirsche nach der andern aus seiner Tasche in den Weg fallen. Petrus aber bückte sich nach einer jeglichen, die da herabfiel, und verschlang sie begierig. Als nun die Kirschen auf solcherlei Weise ihr Ende genommen hatten, wandte sich der Heiland um und sprach lächelnd zu Petro: „Siehe, vorhin däuchte dir das Hufeisen zu gering, als daß du dich nach ihm bücken solltest, nun aber hast du dich nach etwas viel Geringerm gebückt. Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht wert.“*)

5. **Zur Würdigung**. Zunächst will ich ein Wort der älteren Körner (Briefw. mit Schiller IV.) mitteilen: „Göthe wird von vielen mißverstanden, die etwas Spottendes in diesem Gedichte finden. Die treuherzige

*) Ob diese Form aber wirklich die Grundlage für Göthe war, ist zweifelhaft; es kann auch schon eine unabsichtliche Reproduktion des Götheschen Gedichtes sein, welche aus aus dem „Volksmunde“ geschöpft wurde.

Jovialität, welche bei der größten Arglosigkeit in manchen Legenden herrscht, ist freilich weniger bekannt. Auch können manche aus Achtung vor dem Stoffe einen solchen Ton nicht vertragen. Mir scheint die Aufgabe, die gewiß nicht ohne Schwierigkeit war, sehr glücklich gelöst, besonders, was die jugendliche Schalkheit in der Erzählung betrifft.“ Wir können dies Wort sehr wohl unterschreiben und wollen noch hinzufügen, daß dieser komische, bezw. heitere Charakter sich nicht für alle, sondern nur für diejenigen Legenden eignet, in welchen der Heiland den Menschen ihre Kurzsichtigkeit und Thorheit zeigt, und daß es sehr schwer und darum auch selten mit Glück versucht worden ist, den humorvollen Ton so anzuschlagen, daß derselbe auch den für Humor und Schmerz empfänglichen Menschen nicht als spöttisch, trivial und lästerlich erscheint. Ernste Naturen, welche „keinen Scherz verstehen“, werden an dieser Legende Anstoß nehmen, obwohl dieselbe die Hoheit unseres Heilandes, seine Seelenruhe, Langmut, welche anfangs von den Jüngern nicht einmal verstanden werden, deutlichst darstellt und sicher nicht unserm Heilande, sondern nur dem Petrus zu nahe tritt. Daß Petri Charakter diese Schilderung und Strafe verträgt, sei noch besonders hervorgehoben. Selbst die Zwölfjünger liebten zwar ihren Meister, achteten ihn hoch, glaubten an ihn, aber sie — und Petrus nicht am wenigsten — hafteten noch mit fleischlichen Hoffnungen an der jüdischen Messiasidee, wie sich dieselbe nach und nach ausgebildet hatte; sie träumten sich ein großes Reich Israel und sich als die obersten Würdenträger, und jeder hielt sich für den ersten Ministerposten am würdigsten. Das eigentliche Verständnis über die Person des Meisters, sowie über die Beschaffenheit des Reiches Gottes empfingen sie erst nach Christi Verherrlichung, und zwar zwischen Ostern und Pfingsten.

6. **Die Form** ist unter Nachahmung von Hans Sachsens Manier eine scheinbar, aber absichtlich nachlässige. Es sind nämlich Reimpaare mit vorwiegend jambischem Charakter, welchem jedoch viele Wörter sich gar nicht fügen wollen, noch sollen.

7. Eine sehr schöne Legende derselben heiteren Färbung in Sprache und sonstiger Behandlung sei hier noch **zur Vergleichung** mitgeteilt:

Der Gast.

(Von Leopold Schefer.)

[Geb. 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz, † daselbst 13. Febr. 1862.]

Der Herr Jesus vom Himmelszelt
Einmal niederschaut auf die Welt,
Wie alles mag so schön bestehen;
Und sieht herfür die Sternlein gehen,
5 Blickt auch herab zur geliebten Erden,
Wo's eben Nacht begunnte zu werden;
Da sieht er die Leute um die Tische treten,
Die Hände falten, sich neigen und beten:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
10 Und seg'n uns, was du bescheeret hast!“
Da fühlt' er gerührtes Neigen[1]), einmal
Wieder unten zu sein im Erdenthal,
Und selber an den Menschen zu spüren,
Ob sie's auch redlich mit ihm führen[2]).

15 Also aus einer Ecken am Wald
Trat er herfür in Bettlergestalt,
Geht sacht' an seinem Stabe fort
Nach dem fast[3]) nah' gelegnen Ort,
Und kömmt an eines Reichen Haus
20 (War grad' ein Fest und großer Schmaus);
Dort stellt er still sich vor den Saal. —
Nach ihm frägt niemand allzumal.
Er hört drin lachen, klingen, schwatzen,
Als sei im Haus eine Herde Spatzen,
25 Hört reden, was kein Gemüte bessert,[4])
Noch eines Menschen Nutz vergrößert;
Und haben's geredt, es gemahnet ihn so,[5])
Als dröschen die Drescher nur leeres Stroh.

Als drob verwundert er lang gestanden,
30 Spricht er zu einem, ihm bei Handen:[6])
„Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten,
Nun komm' ich armer Bettler getreten,
Und führ' euch seine Worte an:
Was ihr mir thut, habt ihr ihm gethan!“
35 Da scheints, sie werden ihn erst gewahr,
Es fährt auf ihn ein der Diener Schar:
„Hinaus mit dir, du schlimmer Geselle!“
Und trieben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja, einer thät die Hund' auf ihn hetzen;
40 Doch die den Herren nicht verletzen.

Nun sinnt er nach, wie ihm gescheh'n,
Und sinnt bei sich im Fürbaßgehn:
Soll er das Haus mit Feuer strafen;
Soll er die Sünder lassen schlafen.[7])

---

[1]) gerührtes Neigen statt: daß sich in ihm die Neigung regt. — [2]) führen d. h. meinen. Diese scheinbar aus Reinnot entstandene Sonderbarkeit des Ausdruckes ist eben auch eine absichtliche. — [3]) fast nah' = sehr, ganz nahe gelegen. Der Dichter gebraucht absichtlich die altertümliche Form (wie auch in den Worten herfür, fürbaß, begunnte ꝛc.) — [4]) Unnützes Gerede, das nicht lieblich ist, noch mit Salz gewürzet, auch nicht zur Besserung dient, jedenfalls mit dem vorhin gesprochenen Tischgebet stark kontrastiert. — [5]) „es gemahnet ihn so“ = volkstümlich für: es kommt ihm so vor. — [6]) ihm bei Handen heißt nicht soviel als: ihm zur Handen, zu seinen Diensten stehend, sondern: der ihm zufällig am nächsten stand. — [7]) Auch die Jünger wollten einst, daß

45 Man kann dem Bösen nichts ärger's thun,
Als ihn im Bösen lassen beruhn;
Doch setzt er ihnen noch Gnade aus.
Dann kömmt er an eines Armen Haus,
Das sieht gar klein und freundlich aus;
50 Eltern und Kinder um einen Tisch,
Die essen einen gesottnen Fisch,
Der heut' dem Vater in's Netz gegangen,
Und haben's so gut nicht gehabt seit langen;[8])
Ein kleines Hündlein hebet ein Bein,
55 Das Hündlein will auch gespeiset sein.

Wie da der Herr hinzugetreten
Und sanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufsteht gewandt,
Und führt den Bettler an ihrer Hand
60 Zu ihrem Tisch, heißt ihn sich setzen,
Weil's sie sich heut' an was Seltnem letzen.
Und Eltern und Kinder wurden satt,
Weil's ihnen der Herr gesegnet hatt';
Und sprachen: „Hab' Dank, Herr Jesu Christ,
65 Daß du unser Gast gewesen bist!" —
Die Krumen streut sie hinaus zur Linde,
Damit auch das Vöglein Speise finde.

Drauf setzt sich der Vater an's Kamin,
Sein junges Weib kniet zu ihm hin,
70 Stellt ihm sein Kleinstes auf den Schoß,
Und läßt ihm zeigen: Wie groß?" — „So groß!"
Und lehrts liebhaben den guten Mann,
Und hat gar herzliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft daneben,
75 Er fühlt das Herz sich heilig heben:
Der Menschen Leben und ihre Lust
Überwältigt mit Wonnen seine Brust,
Es wird ihm wohler, es wird ihm trüber;
Dem Göttlichen gehen die Augen über,
80 Er wendet ins Dunkle sein Angesicht
Und wehret den quellenden Thränen nicht.
Die Knaben bringen das Quem pastores[9])

Feuer auf die samaritanische Stadt falle, welche den Herrn nicht aufgenommen hatte. Daß Jesus in der Legende zu schwanken und zu überlegen scheint, ob er strafen oder schlafen lassen solle, entspricht ganz der kindlichen Naivetät, aus welcher die Legende hervorsprießt. Nur der Kindessinn, und zwar der Alten und Jungen, hat an Märchen, Sagen und Legenden seine wahre Freude. — [8]) seit langen (vgl. von weiten in Göthes Fischer) = seit langer Zeit. Absichtlicher altertümlicher Ausdruck. — [9]) Quem

Und zeigen auf seinen Knieen ihm vor es;
Die Hirten und Engel nachts auf dem Feld;
85 Dann,[10]) wie ihm das Kind in der Krippen gefällt?[11])
Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn;
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.

90 Nun legt die Mutter ihr Kind[12]) zu Bett,
Das Vater-Unser ihm lehren thät,
Da schläft es ein mit nachbetendem Mund.
Die Mutter spricht: „Mein Kind, schlaf' gesund!“
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu,
95 Die Leutchen wünschen ihm gute Ruh,
Und, vor der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein;
Es scheint der Mond ihm hell herein.

100 Und als der Morgen begunnte zu tagen,
Steht er auf, sich hinwegzutragen[13]),
Dieweil[14]) verlöschen der Sterne Kerzen,
Und scheidet, sie segnend in seinem Herzen:
„Bleibt immer arm, ihr guten Leut'!
105 Den Armen ist Gott nimmer weit,
Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüt,
Wie selten das Herz auch dem Reichen glüht.
Und dulden sie manches auf Erden gleich,
Den Armen ist das Himmelreich!“

[Litteratur: *Kurz III., 144. — *Viehoff II., S. 265. — *Götzinger I, S. 675. — *Düntzer III. Bd. S. 568.]

---

40. Gesang der Geister über den Wassern.

[Göthes Gedichte in 3 Bdn. I S. 66.]

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser;
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,

---

pastores. Mit den Worten: Quem pastores laudavere beginnt ein altes lateinisches Kirchenlied, welche ins Deutsche übertragen ist: den die Hirten lobten sehre. Nach der Melodie dieses Liedes werden noch andere geistliche Lieder gesungen. Hier scheint damit eine bildliche Darstellung der Geburt Christi bezeichnet zu sein. — [10]) dann; hier ist einzuschalten: fragen sie. — [11]) gefällt ist ein schlechter Reim zu Feld (Schlagreim) im vorigen Verse, aber dem Dichter nicht etwa entschlüpft. — [12]) „ihr Kind“, d. h. wohl ihr jüngstes. — [13]) Hier fehlen in dem mir vorliegenden Texte zwei Silben, und ich vermute, daß das Wort leise aus Versehen ausgefallen ist. — [14]) Dieweil = während, nicht etwa = weil.

5 Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
10 Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
15 Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
20 Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
25 Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
30 Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
35 Wie gleichst du dem Wind!

1. Entstehung. Im J. 1779 trat der Dichter als Begleiter des Herzogs Karl August, welcher, nur von einem Kammerherrn gefolgt, inkognito reiste, eine Schweizerreise an, besuchte Basel, Bern, Genf, das Chamounithal, das Rhonethal, Furka, Luzern, Zürich. Diese Ode ist eine Frucht der Schweizerreise, und zwar hat der Staubbach im Lauterbrunnerthal (am Abend des 9. Okt. besichtigt) die nächste Anregung zu der Dichtung gegeben, welche erst 1789 gedruckt worden ist.

2. Erläuterungen. Die erste Überschrift lautete: „Gesang der lieblichen Geister in der Wüste." Die ursprüngliche Form muß nach einer Abschrift, welche für Knebel gemacht war, ein Zwiegespräch gewesen sein. Das ganze Gedicht ist als Gesang zweier Geister anzusehen, von welchen der erste V. 1—4, 8—17, 23—24, 28—29, 32—33, der andere die übrigen Verse singt. — Das Wort Geister gebraucht der Dichter in den verschiedensten Beziehungen, er personifizierte oft und gern die Naturkräfte, unter deren Einfluß er sich fühlte. (Eine Menge von Beispielen s. bei Götzinger a. a. O.) Somit sollten die beiden Geister, welche über dem Staubbache singen und gewissermaßen dem Dichter das ins Herz singen, was er beim Anblicke des Staubbaches empfindet,*) zunächst in die erste Vergleichung des Menschenherzens mit dem Wasser sich teilen, dann sich in der Fortsetzung der Vergleichung ablösen und, nachdem das Wasser in vier verschiedenen Fällen betrachtet worden war, den Vergleich des Windes mit dem Schicksale in zwei Gegensätzen erläutern, bezw. andeuten und endlich jeder noch einmal einen Vergleich rekapitulieren, der erste den Vergleich zwischen Wasser und Herzen, der andere den zwischen Wind und Schicksal.

*) In Wirklichkeit setzt der Dichter seine Gedanken aus sich heraus und sich gegenüber und läßt sie so auf sich und uns einwirken.

3. Form. Genauer angesehen sind die Verse halbe altdeutsche Hebungsverse, mit je 2 Hebungen. Die Reimlosigkeit und die Wahl der Wörter charakterisieren die Dichtung als Ode.

4. Gedankengang: Des Menschen Seele gleicht dem Wasser; denn, wie das Wasser vom Himmel stammt, so auch die Seele des Menschen, die ein Hauch des göttlichen Odems ist; wie das Wasser zeitweilig zum Himmel wieder emporstrebt und -steigt, so strebt auch die Seele des Menschen seinem Ursprunge zu, sehnt sich nach Gott, um dann aber wieder ebenso, wie das Wasser, welches von der Erde angezogen aufs neue niederfällt, von den irdischen Neigungen der Seele wieder in das Sinnliche hinabgezogen zu werden. Dieserhalb findet bei der Seele ein immerwährendes Schwanken zwischen Gott und der Sinnlichkeit statt, dem Wechsel des Wassers vergleichbar*). — Bald strömt das Wasser, lieblich stäubend, von Wolkenwellen mehr getragen als verdeckt, zum glatten Felsen hernieder, der es leicht aufnimmt und unter leisem Rauschen zur Tiefe hinabgleiten läßt; ein andermal aber stellen sich dem stürzenden Wasser zackige Felsklippen entgegen, und dann strebt es, oft gehemmt, oft unterbrochen, unmutig weiter, durch die Klippen sich die freie Bahn erkämpfend. Im Wiesenthal, wo das Bett flach und bequem ist, schleicht das Wasser nur langsam dahin; im spiegelglatten See pflegt es gar einer beschaulichen Ruhe. — So auch die Menschenseele. Bald leistet sie Großes, von allen Seiten getragen, gehoben, empfangen, unterstützt, bald noch Größeres, wenn feindliche Gewalten sie zum Kampf herausfordern, welchen sie mit kühnem Trotze aufnimmt und, ob auch manchmal zurückgeschlagen und gehemmt, doch siegreich zu Ende führt. Bald ist das Seelenleben ein nur mäßig bewegtes, bald scheint es ein ganz ruhiges, beschauliches geworden zu sein. — Mit dem Wasser tritt der Wind in Beziehung, bald sanft, schmeichelnd auftretend, wie ein lieblicher Bräutigam (Buhler, Nebenform von Buhle, welches meist männlich und weiblich gebraucht wird), bald, wie ein heftiger Feind, das Wasser bis in seine tiefsten Tiefen aufregend. So tritt auch bald fördernd und beglückend, bald hemmend und aufregend das Schicksal in das Menschenleben ein. Wind und Schicksal entsprechen einander, wie Wasser und Seele.

[Litteratur: *Kurz III, S. 224. — *Viehoff II, S. 55. — *Götzinger I, S. 582. — *Düntzer III, S. 301.]

---

*) Das Wort ewig ist nicht zu pressen; sonst würde man aus diesem Worte zu schließen haben, daß Göthe an eine Seelenwanderung geglaubt habe.

41. Prometheus.

[Gedichte in 3 Bdn. I. S. 69.]

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
5 An Eichen dich und Bergeshöhn!
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
10 Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
15 Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
20 Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
25 Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich der Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
30 Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
35 Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
40 Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
45 Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
50 Blütenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
55 Zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

1. **Prometheussage.** Prometheus war der Sohn des Titanen Japetus und der Okeanide Klymene oder Asia. Seine Name bedeutet: Der Vorbedächtige, und eben um seiner Klugheit willen wurde als des Prometheus Mutter auch Themis, die Göttin der Weissagung, angenommen. Prometheus wird im Mythus als Schöpfer der Menschen dargestellt, welche er aus Lehm und Wasser mit kunstfertiger Hand aufgebaut und durch das vom Himmel geholte, in die Brust eingesenkte Feuer belebt habe. (Andere lassen Athene ihm zur Seite stehen und sein Gebild beleben.) Anfänglich lebte Prometheus mit Zeus in Ein-

tracht, ja letzterer war dem Prometheus zu Dank verpflichtet, da er in dem großen Titanenkrieg auf Seite des Zeus trat, nachdem seine Bemühungen, die Titanen zum Gebrauche der List im Kampfe gegen Zeus zu bestimmen, bei dem trotzigen Geschlechte vergeblich gewesen waren. So errang Zeus den Sieg leicht durch den Beistand der Themis und des Prometheus, schlug die Titanen in den Tartarus nieder, wo sie grausam geknechtet wurden und war anfangs dem Prometheus gewogen. Prometheus aber zerfiel mit dem höchsten Gotte, als er sich der Menschen so teilnehmend annahm und dieselben in alle Arten der Kultur und Kunst, in Ackerbau, Schifffahrt, Wissenschaft, Religion und Orakeldienst einführte. Er täuschte den Zeus, indem er ihn bei dem Opfer übervorteilte, da dieser den Knochenhaufen für sich und alle Götter als Opfergabe wählte, während er den Menschen Haut und Fleisch lassen mußte. Zeus ergrimmte fortan gegen Prometheus und rächte sich zunächst an den Menschen, den Gebilden des Prometheus, indem er das ganze Heer von Krankheiten und Plagen durch Pandora den Menschen mitteilen ließ. Prometheus blieb fest in seinem Trotze gegen Zeus, half den Menschen weiter, gab ihnen Heilmittel und pflanzte ihnen die Hoffnung als Gegengift gegen die Plagen des Zeus ein, stahl vom Schmiedeherde des Hephästos auf Lemnos einen Feuerfunken, barg ihn in der markigen Hülse einer hohlen Staude und beschenkte mit dieser unbezahlbaren Himmelsgabe die Menschen. Zeus war außer sich und ließ durch die beiden Diener Kraft und Gewalt den Widerspenstigen ergreifen und im Osten der Erde am Kaukasus durch Hephästos festschmieden: Prometheus wußte, daß er von diesen Qualen erlöst werden müsse, und darum beugte sich sein Trotz nicht vor dem siegreichen Gotte. Zeus stieß ihn mit dem Felsen, an dem er hing, in den Abgrund — Prometheus trotzte weiter. Darauf mußte dem ans Tageslicht Emporgehobenen ein Adler alle drei Tage die immer wieder nachwachsende Leber aushacken. Alle diese Leiden ertrug er Jahrtausende, bis endlich, durch das Schicksal gezwungen, Zeus in die Befreiung des Prometheus einwilligen mußte, welche Herkules ausführte. Chiron, ein Unsterblicher, verzichtete zu des Prometheus Gunsten auf die Unsterblichkeit. So endet der lange Trotz und die furchtbare Qual des Wohlthäters der Menschen.

2. **Erläuterungen**. V. 2. „Wolkendunst". Prometheus verspottet die Thätigkeit des Zeus, welcher nichts könne, als Wolken bilden und Blitze herabwerfen. Und doch seien die Wolken nichts als Dunst, und seine ganze Beschäftigung sei eitel, kindisch (wie das Distelköpfen), lächerlich.

V. 6. Meine Erde = nicht etwa die aus Erde gebildeten Menschen, sondern die ganze Erde, welche der Schauplatz meines Wirkens ist. Meine Erde kannst du nicht vernichten. Welcher Hohn liegt in diesem Verse, der durch den plötzlich einsetzenden trochäischen Rhythmus inmitten jambischer Verse noch doppelt scharf und trotzig erscheint!

V. 7. „meine Hütte" = weil ich sie mir gebaut habe. Sie ist mein

Werk, mein Stolz. An Hütte im Sinne von Schmelzhütte oder von Officin, Werkstatt kann man übrigens auch mit Sauer und Neuhofer denken. (Vorlesungen über deutsche Klassiker, Tübingen, Cotta 1810.) Göthe braucht selbst den Ausdruck Werkstätte (vgl. S. 235.)

V. 8. „meinen Herd" d. h. den Ort, wohin ich das himmlische Feuer gebracht habe und von wo du es mir nicht wieder nehmen kannst, so sehr du mir auch diese Glut mißgönnest. Sollte beneiden nicht in der Bedeutung von mißgönnen gebraucht sein, so müßte eben das Wort Herd in dem Sinne von Werkstätte gefaßt und unter der Glut die segensreiche, wohlthätige, den Menschen zu gute kommende Flamme, bezw. die gesamte den Menschen gewidmete künstlerische Thätigkeit des Prometheus verstanden werden.

V. 12. Viehoff macht darauf aufmerksam, daß dieser Vers mit einer rhythmischen Pause nach euch zu lesen sei.

— ◡ ◡ — ◡ — || — ◡

V. 14. 15. Opfersteuern und Gebetshauch, die unfreiwillige Gabe drückt das erste, die Nichtigkeit derselben das zweite Wort aus.

V. 21. „Nicht wußte, wo aus noch ein": Ellipse; zu ergänzen ist nach noch wußte, wo. Leichter war die Ellipse, wenn da stünde: Nicht wußte, wo aus, wo ein.

V. 34. glühtest Rettungsdank, ein bei der Kürze doppelt energischer und wirkungsvoller Ausdruck.

V. 37. ff. Hier begegnen wir einem Parallelismus der Gedanken, welcher an die Eigentümlichkeit der hebräischen Poesie uns erinnert.

V. 44. Mit ähnlichem Trotze sagt Prometheus in Göthes dramatischem Fragmente: Prometheus, in der ersten Scene, als Merkur sagte, daß Vater Zeus und seine Mutter des Prometheus Jugendzeit vor Gefahren geschützt hätten. (Vgl. Viehoff, ausgew. St. I. S. 6):

Wovor? vor Gefahren,
Die sie fürchteten.
Haben sie das Herz bewahrt
Vor Schlangen, die es heimlich neidschten?
Diesen Busen gestählt
Zu trotzen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächt'ge Zeit,
Mein Herr und Eurer?

V. 50 ff. ist in ganz ähnlicher Fassung schon Akt II, Scene 2 des „Prometheus" vorgekommen:

Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt; sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich.

3. Die Entstehung des Gedichtes: Göthe sagt selbst über dies Gedicht in „Aus meinem Leben", 15. Buch, so:

„Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutze von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick erwiedern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hilfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!" und wie oft hatte ich nicht schmerzlich ausseufzen müssen: „Ich trete die Kelter allein!"*) Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base (Grundlage) derselben mein produktives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Teil eines schon Vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich alles zur frühsten Tageszeit; aber auch abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern, was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild; die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produzieren lasse, wenn man sich isoliere. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit und, seitdem ich zu der Welt in einem breiteren Verhältnisse stand, fehlte es nicht an Kraft und Lust der Erfindung, aber die Ausführung stockte, weil ich weder in Prosa, noch in Versen eigentlich einen Stil hatte und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer wieder von vorne tasten und versuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hülfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß."

„Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu schreiben an, worin das Mißverhältnis dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und zu den neuen Göttern gerät, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmäßig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Komposition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutschen Litteratur bedeutend geworden, weil, dadurch veranlaßt, Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jakobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die, ihnen selbst unbewußt, in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren.

Die Ode gab nämlich Göthe im Jan. oder Februar 1775 an Jacobi, welcher das Manuskript im J. 1780 Lessing zu lesen gab. Unerwarteter Weise erklärte Lessing, daß der Gesichtspunkt des Gedichtes der

---

*) Daß beide Worte Bibelstellen sind, ist bekannt. Jene Stelle steht Luk. 4, 23, diese Jes. 63, 3.

seine sei und ihm die Ode sehr gefalle. Das Zwiegespräch mit Lessing veröffentlichte Jacobi zugleich mit dem Gedichte in seinem Buche: „Briefe über die Lehre des Spinoza“, aber ohne den Verfasser, Göthe, zu nennen. Mendelssohn glaubte seinen verstorbenen Freund Lessing gegen den Vorwurf des Spinozismus verteidigen zu sollen, und schrieb, von einer schweren Krankheit kaum auf den Weg der Genesung geführt, sein Werk: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings“, mit einer physischen und geistigen Anspannung und Aufregung, daß eine einfache Erkältung sein Ende herbeiführte. (Er starb 4. Jan. 1786.)

Wenn Göthe in die Fragment gebliebene Tragödie Prometheus diese Ode als Monolog aufnehmen und an den Anfang des 3. Aktes stellen wollte, so scheint er selbst übersehen zu haben, daß dies Gedicht sich mit den Worten des Prometheus in früheren Scenen zu stark berührt, um in dieser Form als Fortsetzung des Dramas geeignet zu erscheinen. Viel wahrscheinlicher ist es mir darum, daß dieser Monolog entstand, als das Drama dem Verfasser nicht mehr als vollendbar erschien, daß Göthe die Gesamtstellung und Stimmung des Prometheus dem Zeus gegenüber in diesem Gedichte darstellen wollte: er rettete dieses lyrische Gedicht aus dem Schiffbruch der dramatischen Arbeit.

4. **Gedankengang.** Mit furchtbarem Hohn blickt Prometheus hinauf zu dem Zeus im Himmel, dessen Thaten ihm hohl und kindisch vorkommen, und er fordert den Himmelsgott heraus zum Kampfe mit ihm, dem Gotte der Erde, indem er zugleich sein Besitztum, seine Behausung, seine Thätigkeit als die viel schönere, befriedigendere, beneidenswertere, hinstellt. (V. 1—11.) Und nicht nur den Zeus, sondern alle Götter kann er um ihres armseligen Thuns und Seins willen nur bedauern, verachten. Sie fristen kümmerlich mit unfreiwillig gegebenen Opfersteuern und den Gebeten der abergläubigen, schwachgeistigen Menge ihr Leben. Ja, sie müßten elendiglich verhungern, wenn es nicht noch immer unverständige Kinder gäbe und armselige Bettler. (V. 11—12.) Auch er ist ein Kind gewesen und hat eine Zeit damals durchlebt, wo er die Frömmigkeit und das Beten für notwendig, für selbstverständlich, für wirksam hielt. (V. 11—27.) Aber seinen Glauben sah er schmählich betrogen. Der Gott dort oben hat sich um nichts bekümmert, als Prometheus in Not war, er hat geschlafen und dem Herzen da unten alles allein überlassen. Dennoch hat er vorurteilbefangen ihm Dank gestammelt für dessen Nichtsthun. (V. 28—36.) Zeus habe nie ihm geholfen, nie ihn getröstet; was er ist, verdanke er nicht Gottes Gnade, sondern sich selbst und dem allmächtigen Zwange des Schicksals, welchem auch Zeus unterworfen sei. (V. 37—45.) Wenn Zeus etwa wähnen sollte, Prometheus werde der Welt den Rücken kehren, weil nicht alle seine Jugendträume sich verwirklichen ließen, so irrt er sehr. (V. 46—50.) Im Gegenteil, er arbeite, und zwar sei er mit der Bildung von Menschen beschäftigt, von welchen er hoffe, daß sie ihres Bildners Bild an sich

tragen und ihr Leben genießen und verbringen würden in dem vom Schicksale auferlegten Wechsel von guten und bösen Tagen, aber ihm auch in der Gottlosigkeit ähnlich sein würden. (V. 51—57.)

5. **Würdigung**. Hätte es in des Dichters Absicht gelegen, jenen furchtbaren Trotz eines Titanen wider Zeus, eines Unsterblichen wider den andern, in all seiner Größe des Selbstgefühls und der Verachtung des ihm geistig unbedeutender erscheinenden, nur vom Schicksale begünstigten Götterfürsten zur Darstellung zu bringen und so es uns klar zu machen, daß und wodurch Prometheus jene entsetzliche, lange Strafe verwirkt habe — dann wäre das Gedicht als durchaus gelungen anzuerkennen, und in den nachfolgenden Leiden erkennten wir des Himmels gerechtes Gericht über diesen furchtbarsten alles Lästerer. Denn stärker kann Zeus nicht beleidigt werden, als durch diese mächtigen Worte, in welchen der Erdbewohner voll Verachtung und Trotz, voll Hohn, voll Hochmut zu den Himmelsgöttern hinauf-, eigentlich auf sie herabschaut, in welchen er *ihre* Thaten als gedankenlose Spielereien, *seine* dagegen als Wohlthaten bezeichnet, ihr Leben armselig, thatenlos, segenslos, ihre Macht als eingebildet, beschränkt, ihre Verehrung als Thorheit darstellt; kühner kann ein Götterfeind nicht trotzen, lästern, die Götter zum Kampfe gegen sich selbst herausfordern, als hier geschehen ist. Aber, wir sehen hier mehr, als die objektive Darstellung jener alten Gestalt der griechischen Mythe, wir wissen — denn Göthe selbst gesteht es — daß dieser Prometheus Göthe selbst ist. Mag Göthe es in der Zeit geschrieben haben, wo er von dem etwas süßlichen Christentum der Brüdergemeinde, in welches er sich bisher hineingetaucht hatte, sich innerlich losmachte und in das entgegengesetzte Extrem verfiel, aus dem innigsten, persönlichsten Glaubensgefühle in den völligsten, stärksten Unglauben, und mag diese Reaktion derartig gewesen sein, daß sie alle Frömmigkeit aufhob, wie denn bei Göthes „Charakter und Denkweise *eine* Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß“; mag man auch die Wahrheit in dieser Empfindung Göthes und die Offenheit anerkennen, daß er auszusprechen wagt, was öffentlich zu sagen ein Lessing nie den Mut hatte: immerhin ist es thöricht, dieses Gedicht so wenden und deuten zu wollen, daß Göthe von dem Verdachte der Gottlosigkeit gereinigt wird. Dies Gedicht ist offenbar *gottlos*, *durch und durch* gottlos, eine furchtbare Verhöhnung Gottes, und das soll man aussprechen, ebenso frank und frei, als Göthe seine Gottlosigkeit im Prometheus eingesteht. Göthes Glaube an Gott und dessen Vorsehung ist zerbrochen; weil manche Jugendgebete unerhört geblieben waren, darum hörte er auf zu beten, ja später: an Gott zu glauben. Statt an Gott zu glauben, glaubte er fortan nur an sich, an sein Talent, an seine Kraft. Göthes Prometheus ist der stärkste Ausdruck der Selbstvergötterung neben der Gottes- und Menschenverachtung. Daß Göthe aus dieser Stimmung, welche nicht nur irreligiös, sondern antireligiös war, später herausgetreten, daß er

später zum Glauben an Gott zurückgekehrt ist, soll keineswegs geleugnet, wird vielmehr schon durch das folgende Gedicht: „Grenzen der Menschheit“ bestätigt werden. Zur Charakteristik der Entwickelung Göthes ist die Kenntnis dieses Gedichtes notwendig.

[Litteratur: *Kurz, S. 224. — *Götzinger I, S. 538. — Düntzer III, S. 328. — *Viehoff, ausgew. Stücke I, S. 1. — *Viehoff II, S. 88. —]

---

42. Grenzen der Menschheit.

(Wahrscheinlich 1780.)

[Göthes Werke. W. o. I. S. 70. Stuttgart 1869.]

1. Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

2. Denn mit den Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

3. Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlbegründeten,
Dauernden Erde:
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

4. Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

5. Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

1. Zum Verständnisse. Im Prometheus hatte sich der von Gott losgelöste, wider Gott streitende Hochmut des Menschen ausgesprochen. Der Dichter hat sich inzwischen von dieser großen Verirrung zur unbedingten Anerkennung und kindlichen Verehrung der „Götter“ zurückgefunden. Er erkennt die Naturereignisse als von einer ewigen (uralte), heiligen (heilige), schöpferischen (Vater), ruhig-seligen (mit gelassener Hand), den Menschen wohlthätigen (segnende Blitze), übermenschlichen und allmächtigen, persönlichen Gottheit geleitet an und beugt im Anblick und unter dem Eindruck dieser Naturereignisse sein Herz in kindlich

frommer Scheu vor dem Unendlichen (Str. 1.), welchem er sich in keiner Weise vergleichen kann und darf. Denn der Mensch ist nur ein beschränktes Wesen, welches sich wohl einmal in der Phantasie bis zu den Sternen emporschwingen kann, aber dann den Boden unter den Füßen verliert, so daß der Geist unfähig wird, nur einen sicheren Schritt zu thun, vielmehr ein Spielball der Träumereien, des Selbstbetrugs wird. (Str. 2.) Nur auf der Erde kann er gewisse, feste Tritte thun, aber dann muß ihm erst recht seine Unbedeutendheit zum Bewußtsein kommen; denn dann erkennt er, daß die Eiche in ihrem Streben nach dem Himmel ihn weit überragt, ja daß sogar die Rebe, nach dem Lichte und der Höhe sich sehnend, durch ihr liebendes Anklammern an den stärkeren Baum weiter kommt, als der Mensch. (Str. 3.) Aber nicht nur hinsichtlich der Größe unterscheidet sich der Mensch sehr zu seinem Nachteil von Gott, sondern auch in Bezug auf seine Dauer. Die Götter leben ewig. Der Strom der Zeit liegt außer, fließt vor ihnen; die Wellen, welche in diesem Strome kommen und gehen, berühren und überwinden die Götter nicht, während der Menschen ganzes Leben nur eine Welle hebt und senkt und versenkt oder vernichtet. (Str. 4.) Unser Leben ist einem kleinen, engen Ringe vergleichbar, während (und steht hier im Sinne von aber, dagegen) sich an die unendliche Kette, womit das ewige Leben der Götter versinnbildlicht wird, fort und fort („dauernd") viele (zahllose) Geschlechter anreihen, an diesem ewigbleibenden Leben der Götter ihren zeitlichen Halt suchend.

Daß der Dichter aus Anlaß eines mächtigen und doch erquickenden Gewitters diesen Hymnus gedichtet habe, wie auch Düntzer annimmt, ist recht wohl möglich, und würde solche Annahme auch im allgemeinen der Entstehungsweise Götheschcr Gedichte entsprechen. Nur ist solches nicht ausgemacht.

2. Dichtgattung. Man zählt dieses Gedicht zu den Hymnen. Unter Hymnen verstehen wir diejenigen Oden, deren Gegenstand innerhalb der christlichen Welt der Preis Gottes oder Christi ist, bzw. auf dem Standpunkte einer nicht christlichen Anschauung der Preis irgend einer als wirklich existierend gedachten Gottheit. Großes und Herrliches in Natur und Menschenleben besingt man in der Ode in einer erhabeneren Sprache, als sie das Lied zeigen kann, aber das Höchste und Herrlichste, Gott und seinen Sohn, preisen unsere Hymnen. Bewundernd preisen kann man die Menschen und andere Geschöpfe aus der Hand Gottes, anbetend preisen nur den Schöpfer selbst. — Für den Hymnus, dessen Sprache nicht weiter beengt werden darf, als ihn menschliche Schwäche an sich beschränkt, ist jedes Metrum, jede Form gestattet. So finden wir denn meist, wie bei der Ode, den Reim verschmäht, oft aber auch das festere Metrum, welches der Ode fast immer eignet, und erkennen an der Wahl der Worte und Wortformen, an der Satzbildung und etwa auch an dem Parallelismus der Sätze und Gedanken, sowie an dem

Rhythmus der Worte*) den poetischen Charakter der Hymnen-Dichtungen, wenngleich sie weder Metrum noch Reim als Poesie kenntlich machen, da sie sich von einer noch so schönen, gewählten Prosa doch noch immer sehr deutlich unterscheiden.

3. **Zur Vergleichung** sollen hier zwei Gedichte herangezogen werden, welche beide der Hymnendichtung zugezählt werden**) und, unter sich nicht ähnlich, doch mit dem oben besprochenen Gedichte auffallende Ähnlichkeiten, bzw. zu demselben besondere Beziehungen haben.

1. Das Göttliche.

[Göthes Werke in 3 Bdn. I, S. 70.]

1. Edel sei der Mensch[1])
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

2. Heil[2]) den unbekannten,
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;[3])
Sein Beispiel lehr' uns,
Jene glauben.

2. Denn unfühlend[4])
Ist die Natur;
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

4. Wind, und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorübereilend,
Einen um den andern.

5. Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

6. Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

7. Nur allein[5]) der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

---

*) In diesem und dem folgenden Gedichte tritt uns z. B. der daktylische Rhythmus deutlich entgegen.

**) Das Göttliche ist keine reine Hymne. Warum nicht?

[1]) Edel d. h. hilfreich (wohlthätig) und gut (sittlich.) (Düntzer.)

[2]) In diesem einen Worte liegt die Verehrung der höheren Wesen ausgesprochen.

[3]) Dieser echte Vers ist durch ein Versehen in den Ausgaben seit 1788 weggelassen worden, aber notwendig für den Zusammenhang. Ihnen gleiche der Mensch, d. h. ihnen werde er immer mehr ähnlich, damit er, in welchem die Gottheit gewissermaßen Gestalt gewonnen, auch andere zum Glauben an die Gottheit führe.

[4]) Ursprünglich unfühlbar. Die jetzige Form entspricht dem Gedanken: Die Naturwesen sind blind, ohne Unterscheidung. Als solche werden Sonne, Mond, Sterne, Wind, Ströme, Donner, Hagel, Glück (d. i. Schicksal, Todesbote) aufgeführt.

[5]) Nur der Mensch, obgleich auch ein Naturwesen, unterscheidet sich von den andern

8. Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.[6])

9. Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.[7])

10. Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild[8])
Jener geahneten Wesen.

2. Die Frühlingsfeier.

(Von Friedrich Gottlieb Klopstock.)
[Geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, † 14. März 1803 zu Hamburg.]
[Klopstocks Oden. I. Bd. Leipzig, Göschen 1798. S. 158.]

1. Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

2. Nur um den Tropfen am Eimer,[1])
Um die Erde nur will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

3. Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen!
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

4. Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde!
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

---

durch sein Unterscheidungsvermögen, er kann wählen, er kann andere Thaten beurteilen, er kann in kurzem Leben durch seine Thaten sich ein ewiges Leben (Andenken und Nachwirken) sichern.

[6]) Er vollbringt sittlich gute Thaten an anderen und für die Menschheit, wenn er das in Str. 8 Gesagte thut.

[7]) D. h.: Unsere Vorstellung von den Göttern ist wesentlich eine anthropomorphische und anthropopathische; denn wir übertragen uns sittlich gut erscheinende Thaten und Eigenschaften der Menschen auf Gott und stellen uns Gottes Thaten und Eigenschaften ebenso, nur größer als die menschlichen, vor.

[8]) Der Mensch ist nach der Schrift Gottes Abbild: Göthe ahnt die Unsterblichen als sittlich gute, edle Wesen, aber noch ahnt er sie nur und trägt kein Bild von ihnen im Herzen, sieht jedoch ein Vorbild des Urbildes vor sich im edlen Menschen.

[1]) Vgl. Jes. 40, 1. Siehe die Heiden sind geachtet wie ein Tropfen, so am Eimer bleibet ꝛc.

5. Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?[2])
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

6. Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht
Ach! nicht unsterblich!

7. Ich bin ausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird![4])

8. Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird![5]) Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.[6])

9. Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais[7]), so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

10. Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,[8])
Preise den Herrn!

11. Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! ich singe dem Herrn![9])
Hier steh ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! und Wunder alles!

---

[2]) Im Vergleich zu dieser Menge ich Einzelner, im Vergleich zu dieser Größe der Erde (des Tropfens) wie klein! Und doch bin ich größer als die Erde; denn ich bin unsterblich.

[3]) Ein unerwarteter, unnötiger Seitenblick auf ein noch kleineres Geschöpf als der Mensch, welches wahrscheinlich vergänglich, weil seelenlos, sei. Die Strophe ist unpoetisch und überflüssig, wie überhaupt die wiederholte Erwähnung des Glühwurms im Folgenden. (Vgl. Kurz III, S. 48.)

[4]) = Dem Ewigen, eine Anspielung auf die Deutung des Namens Jehova. 2. Mos. 3, 14.

[5]) Vgl. Ps. 23, 4.

[6]) Nämlich das Str. 6,1 genannte Frühlingswürmchen.

[7]) Wir nennen diesen Leuchtwurm gewöhnlich Johanniswürmchen. Doch nennt auch Rückert ihn Frühlingswürmchen und verherrlicht ihn durch ein gleichnamiges Gedicht.

[8]) Vgl. Ps. 57, 9. Wache auf, Psalter und Harfe. — Ps. 108, 3. Wohlauf, Psalter und Harfen!

[9]) Vgl. Ps. 13, 6.

12. Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser,[10]) du!
Schufest sie!

13. Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!

14. Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.[11])
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar[12]) ist, der kommt, der Ewige!

15. Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,[13])
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

16. Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig![14])
Du Naher! Erbarme dich meiner!

17. Zürnest du, Herr,[15])
Weil[16]) Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde,
Vater,[17]) du zürnest nicht.

18. Sie[18]) kommt, Erfrischung auszuschütten,
Über den stärkenden[19]) Halm!
Über die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht.

---

[10]) Alle Gottesnamen bezeichnen nur eine Seite, einen Strahl des göttlichen Wesens, nicht die Gottheit selbst.

[11]) Personifikation.

[12]) = offenbar. Im Gewitter das Kommen Gottes, im Donner seine Stimme zu sehen, das ist eine durchaus dem alten Testamente entsprechende Anschauungsweise. Vgl. Ps. 29, 3 ff.

[13]) Soweit Gott sich den Menschen sichtbar machen kann, macht er sich im Gewitter sichtbar.

[14]) Vgl. 2. Mos. 34, 6.

[15]) Der Name Herr deutet auf die Macht und Heiligkeit, wecket unsere Furcht vor Gott und vor unserer Strafe.

[16]) Sollte etwa dein schwarzes Gewand das Zeichen deines Zornes sein?

[17]) Im Gegensatze zu dem Namen Herr zeigt der Vatername Gottes Liebe gegen die Menschen, sein Erbarmen und seine Gnade. (Vgl. Str. 16, 3.)

[18]) Nämlich die Nacht des Gewitters.

[19]) Stärkend heißt der Halm, weil er den Menschen ernährt, während die Taube das Herz des Menschen erfreut.

19. Alles ist still vor dir, du Naher!
Ringsumher ist alles still!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

20. Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste,[20] zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

21. Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovah's Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

22. Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

23. Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

24. Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in den Wolken den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft!

25. Aber nicht unsere Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn![21]

26. Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erde erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

27. Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,[22]
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens![23]

[Litteratur: *Kurz III, S. 50. 224. 297. Anm. 2. — *Götzinger I, S. 612. — *Düntzer III, S. 335. — Viehoff II, S. 99.]

---

[20] Vgl. Ps. 42, 3; 63, 2.

[21] Wer denkt nicht hier an den Würgengel, welcher die Erstgeburt Ägyptens schlug, aber die Erstgebornen der Kinder Israels verschonte, an der blutbestrichenen Thüre der Ebräer vorübergehend? Vgl. 2. Mos. 12, 23.

[22] Vgl. des Elias Geschichte: 2. Kön. 19, 12.

[23] Der Regenbogen als Friedens- und Bundeszeichen seit Noah. 1. Mos. 9, 12ff. Genaueres über Ode und Hymnus vgl. unter Klopstocks Oden.

43. Karl August von Weimar.

[Epigramme aus Venedig. 1790. Nr. 35.]
[Göthes Werke in 3 Bdn. I, S. 52.]

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
 Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
 Jeder; da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
5 Doch was preisest du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
 Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
 Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
10 Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
 Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen;
 England! freundlichst empfingst du den zerrütteten Gast.
15 Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
 Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotte auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
 Um mich bekümmert, und er war mir August und Mäcen.

1. Dichtgattung. Form und Inhalt lassen es erkennen, daß wir es nicht mit einer der gewöhnlichen episch-lyrischen Dichtungen zu thun haben; es ist das vorstehende Gedicht weder Ballade noch Romanze, noch einfache poetische Erzählung, sondern ein Epigramm. Unter einem Epigramm versteht man zunächst eine Auf- oder Inschrift auf irgend einem Denkmal*), und es war Aufgabe der Dichter solcher Epigramme, in wenigen Worten, aber mit scharfen Zügen die Bedeutung des betreffenden Denkmales hervorzuheben. Kürze und Schärfe sind also die beiden Eigenschaften eines guten Epigrammes von jeher gewesen. Der Eindruck eines solchen Epigrammes muß ein wirksamer, überraschender, ergreifender sein. Diese Eigenschaft hat das neuere Epigramm auch noch zu zeigen, obgleich die alte Bedeutung: „Aufschrift auf Denkmälern" längst geschwunden ist und man heutzutage unter einem Epigramme ein kleines, formvollendetes Gedicht versteht, welches an irgend einem allgemein bekannten Gegenstande einen tieferen Gedanken so nachweist und vorführt, daß derselbe durch die Art der Darstellung überraschend und ergreifend wirkt. So hat Scharfsinn und Witz in dieser Dichtgattung sich besonders zu zeigen, und das gute Gedicht dieser Art zerfällt in zwei Teile, in die Erwar-

*) So war das oben (II, S. 176) mitgeteilte Gedicht: „Herzog Leopold von Braunschweig", welches ebenfalls den Epigrammen zuzuzählen ist, als Aufschrift für das Denkmal des Herzogs bestimmt. Dessen Denkmal trägt übrigens gar keine Aufschrift.

tung und den Aufschluß, wie Lessing es genannt hat, und deshalb, weil der Aufschluß erst in den letzten Worten des Gedichtes gegeben wird, muß das ganze Epigramm auf den Schluß hin sich zuspitzen. Es ruht darum der Schwerpunkt des ganzen Gedichtes auf dem Schlusse, welcher zugleich die Spitze (Pointe), den überraschenden Punkt, den aufschließenden Gedanken enthält.

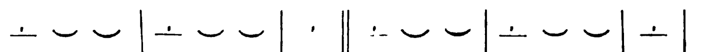
Naturgemäß haben sich zwei Arten von Epigrammen entwickelt, die ernsten, welche gleichwohl scharfsinnig sein müssen, um Lob zu verdienen, und die witzig-satirischen. Unter den Epigrammen letzterer Art spielen Schillers und Göthes Xenien (eigentlich Gastgeschenke, „Küchenpräsente," in Wahrheit aber sehr gepfefferte,) eine hervorragende Rolle, kleine Gedichte, durch welche jene ihren Spott und ihre Satire über viele damals lebende Autoren ausgossen und eine ungeheure Aufregung hervorriefen, auch vielfach bittere Feindschaft sich erweckten.

Bedeutende Epigrammatiker sind: Opitz, Logau, Klopstock, Lessing, Kästner, Herder, Bürger, Göthe, Schiller, Haug, W. Müller, Rückert und Platen.

Die Form ist eigentlich willkürlich. Wir haben viele kleine gereimte Gedichte dieser Art. Am häufigsten freilich hat man sich an die alte Form der griechischen Epigramme (von den Griechen haben wir diese Dichtgattung entlehnt) angeschlossen, und diese ist eben das Distichon.

2. **Form**. Wir nehmen hier Veranlassung, auf den Pentameter und das Distichon näher einzugehen, während wir den Hexameter gelegentlich der Erläuterungen von Schlegels; „Der Hexameter" genauer besprechen werden. Jedes Distichon besteht aus einem Hexameter und einem Pentameter.

Der Pentameter (Fünfmaß) hat folgende Gestalt:



Dieser Vers besteht sonach aus zwei vollständig gleichen Hälften, von denen jede $2^1/_2$ Daktylen, oder zwei Daktylen und eine lange Silbe (einen halben Spondäus) hat. Diese Vershälften sind durch eine ständige Cäsur geschieden. Hieraus erklärt sich der Name Fünfmaß zum Unterschiede von dem Sechsmaß (Hexameter.)

Von dem Hexameter unterscheidet sich somit der Pentameter dadurch, daß der 3. Fuß des Pentameter seine Senkungssilben verloren hat und daß auch der sechste Fuß des Pentameter um die letzte Senkung, welche der Hexameter sich noch erhielt, gekommen ist. Immerhin hat der P. noch seine sechs Hebungen (freilich nur 4 Senkungen), und aus diesem Grunde haben manche Metriker an dem Namen Pentameter mit Recht Anstoß genommen.

Jene oben angegebene Gestalt ist übrigens nur die regelmäßige. Veränderungen sind gestattet, aber nur in der ersten Hälfte. Es dürfen nämlich statt der ersten zwei Daktylen auch Spondäen (— —) und statt

des ersten sogar ausnahmsweise ein Trochäus (— ◡) stehen. Die zweite Vershälfte ist unveränderlich.

Demnach kann der Pentameter auch folgende Formen seiner ersten Vershälfte haben:

1.	—́ —	—́ ◡ ◡	—́ ‖
2.	—́ —	—́ —	—́ ‖
3.	—́ ◡ ◡	—́ —	—́ ‖
4.	—́ ◡	—́ ◡ ◡	—́ ‖
5.	—́ ◡	—́ —	—́ ‖

Bei den alten Dichtern (also auch in der antiken Metrik der Griechen und Römer), tritt der Pentameter nie selbständig auf, und nur ganz ausnahmsweise hat man neuerdings ihn selbständig zu verwenden und gar durch Reime zu verbinden gesucht; z. B.:

Als ich ein Knabe noch war, seufzt' ich: „O wär' ich ein Mann!"
Ach, und mich deuchte, die Zeit führe mit Schneckengespann.
Jetzt, da zum Mann ich gereift, seufz' ich: „O wär' ich noch jung!"
Ach, und die Räder der Zeit rollen im raschesten Schwung.
Bald wohl steh' ich — wie bald? — schauernd am dunkelsten Thor; —
Gott, zu erneueter Fahrt ruf' aus der Gruft mich hervor!

(Vorhofklänge.)

Von dieser Ausnahme abgesehen wird der Pentameter fast nur mit dem Hexameter verbunden, welchem derselbe nachgesetzt wird. Eine solche Verbindung führt den Namen **Distichon** oder Doppelzeile.

Auch dieses Distichon hat man mit dem Reime neuerdings beschenkt, und zwar in der Weise, daß man in dem Hexameter Reime am Ende und in der Mitte an beliebigen Orten anbrachte, dagegen im Pentameter die durch den starken Verseinschnitt getrennten Hälften durch den Reim wieder verband.

1. Glauben verwandelt sich dort in Schauen oder in Grauen,
Aber die Liebe sie bleibt Lieb' ins Unendliche fort.

Hier ist nur ein Reim in der zweiten Hälfte des Hexameters, der Pentameter ist reimlos.

2. Wäre so schön deiner Liebe Getön, als spräch sie ein Engel;
Ohn' ein liebendes Herz wärst du ein klingendes Erz.

Hier ist im Hexameter die erste Hälfte durch Reim geziert, und zugleich der Pentameter an der einzig passenden Stelle gereimt.

3. Herr, als du sprachest: „Es werde!" — Da wurden Himmel und Erde;
Alles, was wurde, versinkt — so, wie dein Finger nur winkt!

Hier sind in beiden Versen die Vershälften durch Reim getrennt und verbunden.

Das Distichon hat eine sehr große Verbreitung in unserer deutschen

Litteratur gefunden; und es muß anerkannt werden, daß diese Versverbindung etwas sehr Ansprechendes hat. Sehr schön charakterisiert Schillers **„Distichon"** das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Die hauptsächlichste Verwendung des Distichons ist eine zweifache, und zu beiden Arten des Gebrauchs ist das Distichon sehr geeignet.

1. Kleine Sinngedichte (Epigramme) oder Spottgedichte (wie Göthes und Schillers Xenien) bestehen aus einem oder wenigen Distichen.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger König so viele Bettler in Nahrung
Setzt; wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.
(Schiller.)

Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.
(Schiller.)

Die Spartanerin.

Als die spartanische Mutter den Sohn entflohen dem Treffen
Waffenberaubet sah, stieß sie das Schwert ihm ins Herz;
Sprach: „Ich habe dich nicht, dich hat nicht Sparta geboren!
Lieber söhneberaubt, als den Entflohnen zum Sohn."
(Herder.)

2. Noch häufiger ist die längere Verbindung beider Verse; solche längere in Distichen geschriebene Gedichte haben entweder einen lehrhaften, schildernden oder einen wehmütigen, schmerzlichen Charakter.

Vgl. Hölderlins Heimkehr; Schillers Spaziergang u. v. a.

Das Distichon hat von dieser doppelten Verwendung die Namen: epigrammatisches und elegisches Versmaß erhalten.

3. **Erläuterungen.** V. 3. Der Herzog hatte, wie Düntzer mitteilt, auch nach außen sich bemüht und zur Gründung eines festeren deutschen Bundes große Anstrengungen gemacht.

V. 4. „Da wär' es ein Fest d. h. eine Lust, ein Vergnügen.

V. 8. Die ursprüngliche Form des Verses war:

„Stand, Vertrauen, Gewalt, Garten und Wohnung und Geld."

In dieser Fassung bezieht sich Stand wohl auf den Adel und auf die ganze äußere Stellung, Vertrauen auf das persönliche Freundschaftsverhältnis zum Fürsten, Gewalt auf den nach seiner äußeren amtlichen Stellung, sowie in Folge des großen Vertrauens, welches er bei dem Fürsten genoß, bedeutenden Einfluß; Garten und Wohnung bezieht sich auf Göthes Gartenwohnung, ein Geschenk seines Herzogs, das Geld auf die außerordentlichen

Geschenke, sowie auf das regelmäßige Einkommen. — In der heutigen Fassung umfaßt der Ausdruck Neigung zweierlei: 1) Zuneigung des Fürsten und 2) Schaffenslust des Dichters; des Fürsten Neigung gibt zugleich der Schaffenslust des Dichters die nötige Muße zur Arbeit; und das Vertrauen ist ebensowohl eine Folge der Neigung des Fürsten, wie der Bewährung des Dichters.. Die Felder und Gärten sollen sich wohl auf Göthes Garten- und das Haus auf seine Stadtwohnung beziehen.

V. 10. erinnert an Schillers Teilung der Erde, zu welcher der Poet zu spät kam. Der hungrige Poet begegnet uns auch in Schillers: Pegasus im Joche: V. 3.

V. 11. 12. Diese Verse sind dem Martial nachgebildet, welcher XI, 3 sagt, seine Gedichte würden bei den Geten und Britanen eifrig gelesen, aber sein Beutel wisse nichts davon. Martial, jener berühmte römische Epigrammatiker fügte hinzu: Welche anderen Gedichte würden ihm gelingen, wenn er einen Augustus und einen Mäcenas hätte. Auch spricht Göthe sich ähnlich im 47. Epigramme aus:

> Dichten ist ein lustig Metier: nur find ich es teuer;
> Wie dies Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

(Nur bezog sich dieses Epigramm zunächst auf sein teures, in Folge seines Umgangs mit der Gauklerin Bettina besonders kostspieliges Leben zu Venedig.)

V. 14. Der „zerrüttete Gast“, welcher bei Franzosen und Engländern freundlich aufgenommen wurde, ist „Werthers Leiden“. Ja selbst in China war das Buch nicht völlig fremd geblieben; wenigstens brachte im J. 1779 ein ostindischer Kauffahrer, welcher bei Glückstadt landete, chinesische Glasbilder, welche Scenen aus Werthers Leiden darstellten. (Vgl. Düntzer III, S. 174.)

V. 18. Karl August ist mir Augustus und Mäcenas zugleich, d. h. er hat für mich die Bedeutung eines Kaisers, welcher die Sänger ehrt, und eines Mäcenas, welcher die Kunst kennt, hegt und fördert und die Dichter mit Rat und That, mit Lob und Gold unterstützt. [August bildet mit Augustus ein Wortspiel.]

Cajus Cilnius Mäcenas, ein Etrurier von Geburt, leistete dem Augustus die größten diplomatischen Dienste und war seit des Augustus Alleinherrschaft sein steter Ratgeber, ohne Eitelkeit und Neid, der Freund und Gönner der Dichter Vergil und Ovid. Er starb 8 v. Chr.

4. Geschichtliches. Dies Epigramm gehört zu der sehr zahlreichen Sammlung venetianischer Epigramme, welche 1790 entstanden, als der Dichter seiner Herzogin Amalie, welche aus Italien zurückerwartet wurde, bis Venedig entgegenreiste, und von welchen 104 in die gesammelten Werke aufgenommen worden sind, nachdem sie in den späteren Jahren einer mannigfachen Sichtung und Feile unterworfen worden waren. Die venetianischen Epigramme sind keineswegs eines ungeteilten Lobes würdig. Der Dichter befand sich, als er diese Verse schrieb, so ziemlich gegen alles verstimmt, mit Gott und der Welt im Streite, so daß die Epigramme mit ihren unverblümten Angriffen auf Religion und Moral, Sitte und Gesetz, mit ihren Angriffen auf die Politik und Naturwissen-

schaft, mit ihrer zur Schau getragenen reinsinnlichen, epikuräischen Lebensanschauung dem Dichter vielfach gerechten Tadel zugezogen haben, sein Lob nicht eben zu erhöhen geeignet waren.

Fröhlich ist dem Dichter gar nicht in jenen Tagen zu mute gewesen, wie er uns doch durch das Motto der Epigramme glauben machen will, welches, aus dem Jahre 1814 rührend, lautet:

Wie man Geld und Zeit verthan,
Zeigt dies Büchlein lustig an.

Während Göthe im ersten Musenalmanach Schillers eine Auswahl von Epigrammen veröffentlichte, ließ er doch dieses, auf seinen Herzog bezügliche, hinweg, offenbar, weil ihm die Gesellschaft der anderen für dieses schöne, der aufrichtigsten Anerkennung volle Gedicht nicht geeignet erschien.

[Litteratur: *Düntzer III, S. 173. — *Viehoff I, S. 371 ff.]

---

44. Sonett.

[Göthes Werke in 3 Bdn. I, S. 99.]

Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben,
Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannst dich auch, wie wir, bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeschrieben.

Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Zum Verständnisse. Göthe hatte anfänglich einige Abneigung gegen das Sonett, über dessen Form und Wesen wir später bei Betrachtung von A. W. von Schlegels Gedicht: Das Sonett ausführlich reden werden, weil ihm diese Dichtform zu kunstreich vorkam und den freien Erguß der Gefühle und Gedanken zu erschweren, zu hemmen schien. Offenbar dachte er an Schlegels Gedicht, als er das seinige dichtete; dasselbe ist vor 1800 entstanden und lautet:

Das Sonett.

[Originalaufl. Gedichte. 1800 S. 190. Cotta, Tübingen.]

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, geteilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Gränzen,
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Wenn man nun annehmen müßte, daß Göthe unmittelbar auf dieses Sonett Schlegels das seinige als eine Art Antwort gedichtet habe, so hätte man die Entstehung des Göthe'schen Gedichtes in das Jahr 1800 oder noch früher zu setzen (da das Schlegelsche Sonett dem Dichter auch schon 1799 bekannt geworden sein kann). Nach 1802 mag ich es überhaupt nicht setzen (Düntzer nimmt das Jahr 1806 an), sondern um des folgenden Gedichtes „Natur und Kunst“ willen, welches 1802 entstand, in dieselbe oder eine frühere Zeit.

Man hatte es offenbar dem großen Dichter verdacht, daß er so selten diese neuerdings sehr beliebte Form der Gedichte anwandte, und Göthe läßt sich in den ersten 8 Zeilen seines Sonettes von den Freunden des Sonettes anreden, ja gewissermaßen die Leviten lesen, an seine heilige Pflicht erinnern. Auch ihm dürfe diese festausgeprägte Form nicht zu schwer, zu unbequem sein, und grade die Beschränkung habe ihren Reiz für den Dichter, in welchem der größte Gedankenreichtum sich finde, dann, wenn er die munteren „Geister“ zur Ruhe gebracht und in einem engen Hause gut untergebracht habe und das Werk selbst zuletzt ein gelungenes sei.*) — Göthe antwortet darauf (V. 9—14), er möchte ja ganz gerne auch künstliche Sonette bauen, den Stolz der Sprachgewandtheit in sich nähren und dem schönsten Gefühle diese kunstvollste Form geben; allein dann zeige sich doch die Unbequemlichkeit des Maßes zu oft, und er müsse mitunter, statt aus ganzem Holze seine Bolzen zu schneiden, was er am liebsten thue, leimen und flicken, um nur die Reimform zu erfüllen.

*) Mit Recht macht Düntzer darauf aufmerksam, daß man statt des Ausdruckes: ist doch vollendet blieben etwas anderes erwartet, nämlich „das Werk zuletzt doch vollendet wird“ (D.) oder „vollendet dasteht.“ Nur scheint mir dieser Reim wirklich absichtlich gewählt zu sein, anzudeuten, daß selbst die Verehrer der Kunstform zuweilen mit halbgeschickter Wendung des Gedankens sich begnügen müssen.

J. H. Voß, jener eifrige Gegner der Sonette und der Romantiker, glaubte im J. 1808 seinen Angriff auf diese Dichtungsform mit Berufung auf die Autorität Göthes verstärken zu können und zog dieses Gedicht heran als Beweis, daß Göthe das Sonett auch verworfen habe. Er übersah, daß Göthe 1) nur in leichtem Scherz über diese Dichtform sich ausgesprochen hatte, und daß man über etwas einmal in einer launigen Stunde spotten und scherzen kann, ohne es ernsthaft zu verachten und zu verwerfen, sowie 2) daß Göthe sich über den Reimzwang der Sonette anderwärts mit ganz anderen, durchaus anerkennenden Worten ausspricht, auch nachmals eine ganze Reihe trefflicher Sonette gedichtet hat.

Platen antwortet grade auf dieses Sonett Göthes mit einem andern:

Das Sonett an Göthe.

[Ges. Werke. Bd. II. Stuttgart 1853. S. 88.]

Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Gunst erfahren.

Denn wer durchdrungen ist vom innig Wahren,
Dem muß die Form sich unbewußt vereinen,
Und was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
Das muß den Meister göttlich offenbaren.

Wem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,
Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren Reimen.

Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist von ganzem Holze.

Übrigens besitzen wir von Göthe auch ein Sonett, worin er seine Bedenken gegen diese Form in launiger Weise ausspricht:

Mädchen und Dichter.

[Werke in 3 Bdn. I, S. 61.]

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernst verschränkter Zeilen.
Zwar lausch' ich gern bei deinen Silberspielen;
Allein mir scheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein süßer Freund, das soll man nicht befeilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerstes von Grund aus umzuwühlen;
Doch seine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefsten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, hin! Wie geht's dem Feuerwerker?
Drauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettert,
Irrgänglich=klug miniert er seine Grüfte;
Allein die Macht des Elements ist stärker,
Und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert
Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

Dem Mädchen kommen Zweifel, ob die künstliche Verschränkung der Zeilen, welche das Sonett erfordere, ob die Silbenspielereien, die Feile, welche hier nicht zu entbehren seien, dem Ernste der Gefühle den wahren weil unmittelbaren Ausdruck ermögliche, und Befürchtungen, es möge der Dichter, um nicht durch Wiederholung der schon gebrauchten Reime Langeweile zu erwecken, sich nach neuen Reimen und Worten umsehen und deshalb gewissermaßen sein Innerstes umwühlen; bei solcher Gedankenarbeit aber müßten die Wunden gekühlt und sogar geheilt werden, so daß der Liebeskranke schon über der Sonettendichtung halb von seiner Krankheit, der Liebe, genesen müsse, und das sei der Grund, weshalb die Liebende bei aller Anerkennung der Dichterkünste dennoch diese Form für Liebesergüsse nicht möge. Ihr weht daraus eine abgekühlte, halb erstorbene Liebe entgegen.

Dagegen meint der Dichter, es könne ihm auch bei dem Dichten von Liebessonetten, wie dem Feuerwerker gehen, welcher, wohlvertraut mit all den Künsten des „nach Maßen=Wetterns“ doch durch irgend eine kleine Unvorsichtigkeit eine Explosion hervorrufe, in welcher er mit allen seinen Künsten und Maßen in die Luft fliege. Auch der Dichter spiele geschickt und kunstvoll mit dem Feuer, und doch ergreife ihn oft die Liebe so sehr und so plötzlich, daß sie alle Maße durchbreche und den Dichter mitverzehre.*)

[Litteratur: *Kurz III, S. 388. — *Düntzer III, S. 575. — *Viehoff II. S. 266.]

---

45. Natur und Kunst.

[Göthes Werke. W. o. S. 99.]

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

---

*) Vgl. Viehoff II, S. 25 und Düntzer III, S. 265, mit deren Erläuterungen ich mich aber durchaus nicht völlig in Übereinstimmung weiß.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir einst in abgemeßnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

1. **Gedankengang des Gedichtes.** Natur und Kunst scheinen auf den ersten Augenblick Gegensätze, Feinde zu sein, und doch sollten sie Freunde sein. Mancher, den die Natur mit reichen Gaben beschenkt hat, meint der Kunst entraten zu können. So ging es auch mir in einer früheren Lebensperiode, während ich jetzt anders urteile und beide, Natur und Kunst, gleich hoch stelle. Es bedarf auch der reichbegabte Dichter oder Künstler einer ernsten Schule, einer strengen Bildung; erst dann, wenn er mit den Forderungen der Kunst innigst bekannt und vertraut ist, darf er die Naturkraft seines Herzens ausbrechen lassen. Sie wird auch dann unbewußt in den Regeln der Kunst sich bewegen. Diejenigen Geister aber, welche sich an kein Gesetz binden wollen und die Kunst verachten, werden vergebens nach der Palme streben, welche nur wirklich Vollendetem gereicht wird. Großes erlangt nur der, welcher sich zu sammeln und zu beschränken versteht und welcher unter dem Gesetze steht; „denn nur das Gesetz kann uns Freiheit geben."

2. **Bedeutung des Gedichtes.** Im Gegensatz gegen das zuletzt besprochene Gedicht muß dies als eine Lobrede auf das Sonett angesehen werden; denn hier eignet sich der Dichter die von ihm früher nicht völlig anerkannten Worte an:

Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

Und mit diesem Wechsel des Urteils über das Sonett würden auch andere Gedichte stimmen, so z. B. das Sonett:

Die Zweifelnden und die Liebenden.

[Göthes Werke in 3 Bdn. I, S. 61.]

Die Zweifelnden.

Ihr liebt und schreibt Sonette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, sich zu offenbaren,
Soll Reime suchen, sie zusammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden spricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus: sie mag sich gern bewahren;
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren;
Dann wieder senken sich zu Nacht und Stille.

Was quält ihr euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den läst'gen Stein zu wälzen[1]),
Der rückwärts lastet, immer neu zu mühen[2])?

Die Liebenden.

Im Gegenteil, wir sind auf rechtem Wege!
Das Allerstarrste freudig aufzuschmelzen,
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen[3]).

Der Dichter hat aber durch dies Gedicht eine viel allgemeinere Wahrheit aussprechen wollen, als diese, auf das Sonett bezügliche; dafür bürgt uns die erste Verwendung des Sonettes.

Im neunzehnten Auftritt des Vorspieles: „Was wir bringen", mit welchem im J. 1802 das neue Schauspielhaus zu Lauchstädt eröffnet wurde, flieht*) eine Nymphe vor einem Knaben, welcher sie mit einer Maske zu erschrecken und zu ängstigen sucht, und sucht Schutz bei Merkur. Dieser beruhigt die Nymphe und erklärt den Zuschauern, daß „dieses gute, holde Kind".

Das Liebliche, Natürliche**) bedeutet,
Das sich so redlich ausspricht, wie es ist,
Das ohne Rückhalt***) sein bedrängt Gefühl
Auf Bäume, Blüten, Wälder, Bäche, Felsen,
Auf alte Mauern wie auf Menschen überträgt.

Nunmehr bittet der „Knabe" den Merkur, daß er auch ihn dem Publikum vorstelle. Auf Merkurs Geheiß zeigt sich der Knabe erst in der komischen, dann in der tragischen Maske, und dann stellt in ihm Merkur die Kunst vor, berührt sie beide mit seinem Stabe und versöhnt sie durch diese Berührung. So belehrt, tritt die Nymphe Natur zutraulich zu dem Kleinen und leitet mit folgenden Worten:

Im Sinne schwebt mir eines Dichters alter Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verstehe, weil er mich beglückt.

---

[1]) Man denke an die Qual des Sisyphus.
[2]) = um euch immer von neuem die alte Mühe aufzuerlegen.
[3]) Das Feuer der Liebe überwindet alle Hindernisse, und darum ist keine Form ihr zu künstlich, sie gießt sich gern in dieselbe.
*) Dadurch empfängt die Anfangszeile des Sonettes ihr volles Licht und Verständnis.
**) Also die Natur.
***) Die Nymphe hatte sich vorher im Übermaß ihrer Gefühle dem Merkur um den Hals geworfen!

das Sonett, welches wir kennen, ein. Nachdem sie das Sonett vorgetragen, geht sie Hand in Hand mit dem Knaben ab.

Das Gedicht erleidet aber seine Anwendung auf alle Verhältnisse, nicht nur auf die Poesie oder eine der darstellenden Künste, und diese verallgemeinerte Form des Grundgedankens unseres Sonettes ist: Nicht die ungebildete, ungezügelte Naturkraft erreicht die höchsten Ziele, sondern eine durch das Gesetz gereinigte, gemäßigte, verschönte, zur wahren Freiheit geführte Natur.*)

Die drei letzten Verse sind einzeln und vereint in den Citatenschatz des deutschen Gebildeten übergegangen.

Durch kein Wort aber hat der Dichter selbst stärker die erste Periode seines dichterischen Schaffens, die der zügellosen Kraft, die des Sturmes und Dranges, als die geringere bezeichnet und verurteilt, als durch diese drei Schlußzeilen unseres Sonettes. Sie enthalten in trefflicher Form, in geistvollstem Inhalte die Lösung der Frage, warum so viele hochbegabte Geister, jene Leisewitz, Lenz, Klinger &c., die Kraftgenies, untergegangen sind, ohne bleibende Spuren ihres Lebens der Nachwelt zu hinterlassen, sowie die Anerkennung, daß Göthe die schönsten seiner Werke erst dann habe schaffen können, als seine Naturkraft in der Schule der Kunst sich selbst zu beschränken und zu formen gelernt hatte.

[Litteratur: *Kurz III, S. 257. 388. — *Düntzer III, S. 577. — *Viehoff II, S. 268. — Reuter. S. 299.]

46. Epilog zu Schillers Glocke.

Am 10. Aug. 1805.

Wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10. Mai 1815.

[Göthes Werke. W. o. I, S. 336.]

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

1. Und so geschah's! dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, im lebensregen Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

2. Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt,
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?

*) Einen ähnlichen Gedanken spricht auch Horaz aus (Ars poetica 409—411).

Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! Was zerstört ein solcher Riß den Seinen?
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

3. Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rat und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

4. Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

5. Nun schmückt' er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt' er die Zeiten wundersam,
Begegnet' so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

6. Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

7. Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

8. Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Wert der Kunst, des Künstlers Wert erhöht,
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

9. Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er, atemlos, in unsrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

10. Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

11. Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut:
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

12. Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben. —

13. So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet verschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

1. Erläuterungen. Epilog d. h. Nachwort heißt diese Dichtung, weil sie am 10. August 1805, grade drei Monate nach dem Tode Schillers, auf dem Theater in Lauchstedt vorgetragen wurde, nachdem vorher eine dramatische Aufführung des Liedes von der Glocke von Schiller veranstaltet worden war. —

Str. 1. 1. „Und so geschahs." Das Lied von der Glocke schließt mit den Worten:

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

An diese eben gehörten Worte knüpft der Dichter seinen Nachruf an. Als Schiller im Jahre 1800 seine Glocke beendete, drohte ganz Europa eine Zeit des Krieges und der Trauer; Schiller schließt darum mit einem Wunsche nach Frieden und Freude. Und es schien, als sollte der Klang der Glocke Schillers Frieden und Freude wenigstens für das nächste Vaterland, für Thüringen und Weimar bedeuten. Denn der Friede hielt an, Sachsen-Weimar lebte noch einige Jahre in ungetrübter, segensreicher Ruhe.

Ja ein neues Glück erschien, als im November 1804 Marie Paulowna, die russische Großfürstin und Gemahlin des Erbprinzen von Weimar, ihren Einzug in die Stadt hielt. Außerordentliche Anstrengungen waren gemacht worden, um dieser Tochter des russischen Kaisers Paul einen würdigen Empfang zu bereiten. Bälle, Feuerwerk, Illumination und Festjubel hielt die Bevölkerung Weimars zehn Tage in Aufregung. Nur das Theater hatte an einen besondereu Empfang nicht gedacht, Göthe „sich überraschen lassen". Ja Göthe vermochte nichts zu arbeiten und nötigte den Freund zur Abfassung eines Festspieles, und Schiller schrieb in 4 Tagen die Huldigung der Künste, welche am 12. Nov. 1804 aufgeführt wurde und deren Aufführung die Mühe des kranken Dichters reich lohnte. Am stärksten war der Ausbruch der Empfindungen der Rührung und Verehrung bei den Worten:

Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo du beglückst, bist du im Vaterlande.

Die junge Fürstin weinte, vor freudiger Rührung. —

Von da an aber ist Schiller mehr krank als gesund. Auf dem Volksfeste hatte er sich aufs neue seine schon zerrüttete Gesundheit schwer geschädigt. Am Neujahrstage gratuliert Göthe, von den stärksten Ahnungen getrieben, dem kranken Freunde schriftlich. Unwillkürlich schreibt er auf der Karte: „der letzte Neujahrstag". Er zerreißt das Blatt und schreibt eine neue Karte, muß sich

aber an der verhängnisvollen Stelle gradezu zwingen, das Wort letzte nicht zu setzen; es floß ihm schon zum zweiten Male in die Feder.

Ende Januar erkrankt Schiller, welcher inzwischen die Phädra vollendet hatte, aufs neue an einem katarrhalischen Fieber, welches allmählich seine Kräfte verzehrte. Auch Göthe litt heftig an Nierenkolik. Doch genasen beide noch einmal. Schiller besucht seinen kranken Freund zuerst. Sprachlos stürzen beide Freunde sich um den Hals, und mit einem langen Kusse besiegeln sie ihre Freude und Freundschaft. Fortan übergab sich der Dichter neuen Studien, besonders der Ausarbeitung des Demetrius. Am 24. April schreibt Schiller noch an Göthe: Leben Sie wohl und immer besser. Am 28. April war er bei Hofe. Am 29. besuchte ihn Göthe, welcher nach längerem Leiden den ersten Ausgang machte, und fand den Freund im Begriffe, ins Theater zu gehen, wo „Klara von Hoheneichen“ gegeben werden sollte. Vor Schillers Hausthür drückten sich die beiden Freunde die Hand, zum letzten Male. Schon während der Vorstellung überfiel Schiller ein arger Fieberschauer. Heinrich Voß geleitete den Kranken heim. Am folgenden Tage nahm die Krankheit zu. Der Arzt des Hauses war mit dem Hofe nach Leipzig abgereist, auch Schillers Schwager Wolzogen befand sich dort. Die Frauen, Schillers Lotte und deren Schwester, Frau von Wolzogen, sorgten sich um den Kranken, welcher am siebten Krankheitstage zu phantasieren begann und zwar besonders mit dem Demetrius sich beschäftigte. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai rief er mehremale Gott an, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Am Morgen ward er besinnungslos. Nachmittags trat der Sterbekrampf ein. Noch einmal erkannte er sein teures Weib, küßte es, und dann entschlummerte er. „Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge, sein Haupt sank zurück, die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz, seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.“ (Palleske II, S. 411.) Ein Nervenschlag hatte sein Leben am 9. Mai Abends 6 Uhr geendet. Außer dem Diener war niemand zugegen, als Schillers Gattin und deren Schwester.

Str. 2. Göthe war krank, als Schiller starb. Meyer wurde aus Göthes Krankenzimmer gerufen und kam nicht wieder. Die Unruhe der Hausgenossen konnte Göthe nicht entgehen. „Ich merke es“, sagte er, „Schiller muß sehr krank sein“. Man antwortete nicht. Am folgenden Morgen fragte er seine Freundin: „Nicht wahr, Schiller ist gestern sehr krank gewesen?“ Der angeredeten Freundin Weinen sagte ihm mehr. „Er ist tot?“ fragte er. „Sie haben es selbst ausgesprochen“, war ihre Antwort. „Er ist tot?“ wiederholte Göthe nochmals und barg das Gesicht in den Händen. — An dem armseligen Leichenbegängnisse*) konnte er sich nicht beteiligen. Auch sonst zeigte er äußerlich keine Teilnahme für die Familie des entschlafenen Freundes, aber — was er innerlich litt, wie tief dieser Verlust des einzigen Freundes, welchen der große Mann in Weimar gehabt hatte, in das Leben des Dichters einschnitt, das bezeugt die Folge. Göthe ist durch diesen Verlust zu einem Greise geworden. Mit diesem Ereignisse war seine Mannesarbeit abgeschlossen.

*) Hiervon wird unter: Schillers Biographie geredet werden.

Schiller wurde Nachts zwischen zwölf und ein Uhr am 12. Mai begraben.

Einen treuen Familienvater hatten die Seinen an Schiller verloren, ein großer Geist voller Entwürfe und Kraft war aus der zerbrochenen Hülle entflohen, einen unersetzlichen Freund voll Anregung, voll Verständnis hatte Göthe nicht mehr.

Str. 3. „Denn er war unser.“ Mit diesem Worte spricht Göthe die ganze Größe des eignen Verlustes, sowie desjenigen aus, welchen die Stadt Weimar erlitten habe; sie haben die hohen gesellschaftlichen Tugenden, welche Schiller zum Lieblinge aller machten, sie haben sein zum Ernste wie zur Freude gleich bereites Gemüt, seine lebhafte, geistreiche Unterhaltung, die Sicherheit seines Auftretens, welche ihm eignete, die Fähigkeit, aus dem Scherze zu dem vollsten, tiefsten Ernste der Unterhaltung überzugehen, die Lebensweisheit, welche seine Worte enthielten und die an Thaten so fruchtbar war, sie haben das alles an Schiller gekannt und immer mehr zu schätzen gewußt.

Str. 4. Bei uns, in unserm Lande, ist Schiller das geworden, was wir an ihm jetzt rühmen. Er hat die wilde Sturm- und Drangperiode bei uns abgelegt, und sein Geist ist in jeder Beziehung fortan gewachsen, immer weiter vorgeschritten in allen drei Gebieten des Wissens, Fühlens und Wollens. Er ist in sittlicher Beziehung immer mehr gewachsen, so daß die Versuchungen, von denen Göthe sich noch immer gebändigt weiß, ihm nichts mehr anhaben konnten.

Str. 5. Seine schönste Lebensperiode begann damals, als Schiller das Gartenhaus in Jena bewohnte, von wo er die prächtigste Aussicht auf das Saalthal hatte und zu all den Studien in Sage und Geschichte sich ganz besonders angeregt fühlte. Dort hat er bis tief in die Nacht gearbeitet, die Nacht zum Tage gemacht und ist in den Stunden mit den edelsten, würdigsten Arbeiten beschäftigt, in welchen sich Göthe so oft als schwachen Sklaven der Sinnenlust gezeigt hat.

Str. 6. Der Fleiß, welchen Schiller aufwandte, die Lücken seines Wissens auszufüllen und auch in dem ihm durch die Umstände von außen aufgenötigten Berufe eines Geschichtslehrers Tüchtiges zu leisten, trug seine reichen Früchte. Unermüdlich war er im Studium der Geschichtsquellen, ohne daß er sich vom Lobe derselben oder von dem Tadel der früheren Geschichtsschreiber berauschen und voreinnehmen ließ; mit großem politischem Scharfblicke deutete er die Ereignisse früherer Epochen, die Thaten großer, bewunderter oder gehaßter, Männer und suchte den Zeiten und den Geistern derselben nach allen Seiten hin gerecht zu werden. So studierte er oft bis zum Anbruch des neuen Tages.

Bedenkt man, unter welchen Voraussetzungen Schiller seine Geschichte des 30jährigen Krieges bis zur Schlacht bei Breitenfelde innerhalb eines halben Jahres hat schreiben können, so wird man an diesem Lobe Göthes auch keine Spur von Übertreibung mehr finden. Und doch ist diese Periode seines Schaffens weit geringer als die folgende, wie der Schein des Mondes dem Glanz des Tages und der Sonne weichen muß.

Str. 7. soll von dieser inneren Umwandlung des geschiedenen Dichters reden, wie solche in die Zeit seiner ernsten philosophischen Studien fällt. Die Kantische Philosophie, deren eifriger Jünger Schiller wurde, hat auf seinen Geist diesen verjüngenden und belebenden Einfluß gehabt, diese ganze Schule strenger Arbeit hat dem Arbeiter Mut und Siegesgewißheit eingeflößt, daß schließlich der Mut zum Glauben an den endlichen Sieg des Wahren, Guten und Schönen wurde.

Str. 8. So durch die Geschichtsstudien äußerlich, durch die Philosophie innerlich vorbereitet und reicher an Lebenserfahrung hat er sich dem bretternen Gerüste d. h. der dramatischen Poesie wieder zugewandt, und jetzt zeigte sich die innere Reife des Dichters. Welch ein Abstand zwischen Don Karlos, dem letzten Drama der vorigen Periode, und allen den großen Dramen dieser Zeit! Ja er hat fortan an das Drama, das Bild des Lebens, die Kraft seines Lebens gewandt.

Str. 9. Und ein Riesengeist gehörte dazu, das zu schaffen, was Schillers Geist in jenen Jahren geschaffen hat, wo sein Leib bereits ein zerrütteter, zerbrochener war, den die Kraft des Geistes allein noch aufrecht erhielt. Wie viele Leidenstage hat Schiller in den letzten 14 Jahren durchlebt, und doch arbeitete auch im kranken, gebrechlichen Leibe der Geist unermüdet weiter. Niemand hat es so genau erfahren, als Göthe, wie viel Schmerzen Schiller in jenen letzten zehn Lebensjahren ausgestanden hat; denn seit jener Zeit datiert Göthes und Schillers Freundschaftsverhältnis, seit jener Zeit konnte Göthe von Schiller sagen: „Denn er war unser"! Der große Briefwechsel zwischen den beiden Dichterheroen ist der Beweis dafür, wie klar und tief jeder den andern in sein Leben blicken ließ. So waren denn für Göthe jene Jahre der Freundschaft eine schöne und doch traurige Zeit, eine Zeit innigsten Zusammenlebens, Leidens und Tragens.

Str. 10. In jenen Zeiten hat auch Göthe auf Schiller tröstend, ermutigend, erheiternd eingewirkt, und er darf sich dieses Erfolgs heute in erster Linie rühmen, während allerdings die Stadt Weimar auch ihren Anteil hat an der tröstenden, erheiternden Einwirkung auf den oft schmerzgebeugten, einem frühen Tode entgegenreifenden Dichter. — Der „Abend vor den letzten Sonnen" war der 29. April. Vgl. Erl. II³, S. 260.

Str. 11. Mit dem Leiden ist er früh vertraut geworden, mit dem Tode hat er sich frühe vertraut gemacht; der Tod hat ihn nicht schrecken können; und jetzt hat er ihn schon geschmeckt und überwunden, während uns noch vor diesem Schreckenskönige graut.

Str. 12 und 13 sind erst im Jahre 1815 für die zweite Aufführung des Epilogs hinzugedichtet worden; die 11. Strophe hatte anfänglich folgenden Schluß:

> Doch jetzt empfindet sein verklärtes Wesen
> Nur Einen Wunsch, wenn er herniederschaut.
> O möge doch den heil'gen, letzten Willen
> Das Vaterland vernehmen und erfüllen.

Es scheint, als habe der Dichter damit Deutschland an seine Pflicht er-

innern wollen, den Hinterbliebenen des Entschlafenen den Dank abzutragen, welchen es dem großen Toten schuldig sei.

Str. 12 kann ebenso als die jetzigen vier Schlußzeilen der **11. Str.** der freudigen Genugthuung Ausdruck geben, daß eine gerechte Würdigung der Verdienste des Toten immer mehr durchdringe und so dem großen Dichter ein immer dankbareres Andenken sichere.

Den Dank, welchen Göthe selbst seinem frühvollendeten Freunde schuldet, spricht er auch deutlich genug jedem Leser dieser Schlußstrophen aus.

2. **Form.** Über die Stanze oder Oktave vgl. Geibels: Der Rhein. Erl. II³, S. 35.

3 **Zur Vergleichung**, mehr noch zur Ergänzung dieses Gedichtes und der in demselben dargebotenen Charakteristik sei an G. Schwabs: der Riese von Marbach erinnert, welches Gedicht später erläutert werden wird.

[Die Erklärung von Göthes: Hermann und Dorothea, Egmont, Götz von Berlichingen, Iphigenie und Torquato Tasso wird in einem späteren Bande nachgeholt werden.]

[Litteratur: *Götzinger, I. S. 688. — *Gude II, S. 188. — *Kurz III, S. 295. 287. Anm. 396.]

Biographie Göthes.

Vorbemerkung: Es ist unmöglich, ein nur einigermaßen genügendes Bild des Lebens Göthes in so engen Rahmen zu fassen, als es die Aufgabe und der Umfang dieses Buches fordert. Je größer der Dichter ist, um so schwerer wird es, nur summarisch seine Lebensumstände, Werke und Bedeutung darzustellen. Am allerschwersten aber wird für uns eine solche biographische Skizze Schillers und Göthes, der beiden größten Heroen unserer Litteratur, sein. Aus diesem Grunde ist es am rätlichsten erschienen, gerade diese beiden Lebensbilder so darzustellen, daß sie für den Standpunkt der Schüler mittlerer Klassen höherer Lehranstalten, allenfalls für Sekunda, ausreichen, im Übrigen aber den Lehrer auf größere Litteraturwerke zu verweisen.

Johann Wolfgang Göthe wurde am 28. August 1749 in der alten freien Reichsstadt Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater Johann Kaspar, der Sohn eines Schneiders und späteren Gastwirts, war als Kaiserlicher Rat und Dr. der Rechte ein Patrizier der Stadt geworden und hatte die Tochter des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor (Weber) zu Frankfurt a. M., Katharina Elisabeth, am 20. August 1748 geheiratet. Ein öffentliches Amt hat Göthes Vater, der „Herr Rat“ nie angenommen, aber der Erziehung seiner Kinder hat er sich mit dem redlichsten Eifer gewidmet und doch bei dem Sohne selbst nicht die volle Anerkennung gefunden, welche der vielseitig gebildete, allerdings etwas bedächtige und pedantische, übrigens seinen Kindern in inniger Liebe zugethane, Vater verdiente. Von dem Vater wurde Wolfgang in den alten und neuen Sprachen unterwiesen, nur im Hebräischen hatte der

talentvolle Knabe den alten Rektor der Frankfurter Gelehrtenschule zum Lehrer. Der Vater, ein großer Freund der Kunst und Poesie, der Künstler und Dichter, selbst Besitzer großer Kunstschätze und einer schönen Bibliothek, konnte somit den Kindern Wolfgang und Cornelia mancherlei Anregung geben. Aber Vater und Sohn verstanden sich schon frühzeitig wenig, und der Sohn schloß sich viel inniger an die Mutter an. Während des siebenjährigen Krieges sympathisierte der Vater mit Friedrich II., der Sohn aber mit der französischen Einquartierung, besonders mit dem Grafen Thorane aus Grasse bei Antibes, dem Königslieutenant, welcher das ganze Haus tyrannisierte, wovon Göthe aber entweder nichts gemerkt oder nichts behalten hat. Damals las Göthe die ersten französischen Theaterstücke und versuchte sich auch in Nachahmungen. Aber dem Wunsche seines Vaters gemäß sollte der Knabe zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten herangebildet werden. — Seine Mutter war eine geistvolle, phantasiereiche Frau, welche besonders durch ihr außerordentliches Erzählertalent die Kinder anregte und in dem Knaben die poetische Gestaltungslust geweckt und gefördert hat. Göthe hält das elterliche geistige Erbe so auseinander:

> Vom Vater hab ich die Statur,
> Des Lebens ernstes Führen,
> Vom Mütterchen die Frohnatur,
> Die Lust zu fabulieren.

Der junge Göthe trieb in frühester Jugend Zeichnen, Musik, Sprachkunde, später Malerei und Französisch. Den 16jährigen Sohn sandte der Vater nach Leipzig zur Universität, damit er dort die Rechte studiere. Aber der Sohn hatte sich heimlich vorgenommen, der Philologie oder den schönen Wissenschaften sich zu widmen. Doch die Kollegien der Philologen ward er ebenso schnell müde, als die juristischen. Gellert zog ihn nur kurze Zeit an, der Dichter Clodius stieß ihn sogar bald gänzlich ab, ja er verspottete diesen Mann, wo und wie er konnte. Beim Weinhändler Schönkopf aß er zu Tisch und fand dort eine ganze Reihe mehr oder minder anregender Studenten; dort fanden auch dilettantische Theaterdarstellungen statt, an welchen Göthe sich eifrig beteiligte; ebenso verkehrte er in den Häusern der Buchhändler Breitkopf und Reich. In musikalische und künstlerische Kreise hineingeführt, lebte und genoß er die Freuden der Hochschule, bis er im August 1768 während der Nacht von einem heftigen Blutsturze befallen wurde, welcher ihn an den Rand des Grabes brachte. Die sorgfältigste Pflege wurde ihm von seinen zahlreichen Freunden zu Teil. Noch schwach von dieser Krankheit reiste er am 28. August 1768 in die Heimat; er glaubte, daß er bald an der Lungensucht sterben müsse. Seine Krankheit besserte sich jedoch unter der schonenden Pflege der Eltern zusehends. Aber am 7. Dez., dem Geburtstage seiner Schwester, ward er aufs neue schwer an Kolik krank. Auch kehrte diese Krankheit im Winter mehrfach wieder; doch gewann er

seine gute Laune immer wieder zurück und dichtete sogar Lustspiele (Die Mitschuldigen, die Laune des Verliebten). Nach einem Jahre häuslichen Stilllebens, der Erholung und der Beschäftigung mit poetischen Versuchen und künstlerischen Liebhabereien, auch des Studiums der herrnhutischen und anderer, mystisch-kabbalistischer, Schriften (die Freundin seiner Mutter, Katharina von Klettenberg, suchte ihn für die christliche Lebensanschauung der Herrnhuter zu gewinnen. Vgl. Prometheus!) wurde er vom Vater nach Straßburg geschickt, damit er dort die juristischen Studien mit Ernst wieder aufnehme und zum Abschlusse bringe. Er erwarb dort auch die Rechte des Licentiaten der Jurisprudenz, welchen Titel er später in Frankfurt mit dem gewöhnlicheren eines Dr. vertauschte, ohne jedoch je eigentlicher Dr. jur. geworden zu sein. Anfänglich hatte sich Göthe in Straßburg den frommen Kreisen angeschlossen, und in seinen Briefen jener Zeit redet er viel von Gott und seinem lieben Heilande. Aber diese religiöse Stimmung hielt nicht an und schlug später in das Gegenteil um. Von seinen Tischgenossen verdienen Salzmann, Jung-Stilling, Lenz und Lerse (im Götz verherrlicht!) besonders erwähnt zu werden; sehr anregend wirkte auf Göthe der Einfluß Herders, als dieser, der Begleiter des Prinzen von Eutin, nach Straßburg kam. In die Zeit des Straßburger Aufenthaltes fällt auch Göthes tiefe und wahre Liebe zu Friederike Brion*), der Pfarrerstochter zu Sessenheim (Sesenheim), von welcher sich nachmals losgemacht zu haben der Dichter auch in den spätesten Jahren sich nicht vergeben konnte. Die zartesten und schönsten Liebeslieder Göthes entstammen jener Zeit.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde er „zum Advokaten aufgeschworen", und als Advokat der Stadt Frankfurt hat er bis zum J. 1792 figuriert. Allein die Advokatur machte ihm wenig Sorge. Was etwa zu thun war, besorgte meist der Vater mit Hülfe einiger Schreiber. Am liebsten beschäftigte er sich mit der Poesie; auch sagte ihm der Umgang mit litterarischen Freunden am meisten zu. Damals trat er zu Schlosser, seinem späteren Schwager, sowie zum Kriegsrat Merk in Darmstadt in ein näheres Verhältnis. Grade der Einfluß des letztgenannten älteren Freundes war außerordentlich wohlthätig. Von großem Verstande und praktischem Blicke, vermochte Merk dem jungen Freunde ein trefflicher Führer zu sein, da er den jungen Dichter durch Tadel ernüchterte und zugleich anspornte, mit dem Lobe aber recht sparsam war. In Merks Hause, wo wir seitdem Göthe oft finden, wohnte auch Herders Braut Caroline Flachsland, mit welcher Göthe nachmals nahe befreundet blieb.

Seit 1772 erschienen in Frankfurt die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", unter Herders und Göthes Mitwirkung von Merk und Schlosser herausgegeben. Der Vater Göthe aber behielt noch immer

*) Das vielfach verleumdete Mädchen starb (unverheiratet geblieben) im April 1813 Vgl. Phil. Ferd. Lucius', Pfr. von Sessenheim, Schrift: Friederike Brion von Sessenheim.

die juristische Laufbahn für seinen Sohn im Auge und sandte den Sohn im Mai 1772 nach Wetzlar, damit er am Reichskammergerichte sich im Reichsprozesse übe, und dort hat Göthe als Praktikant ein halbes Jahr zugebracht. Aber die Frucht seines dortigen Aufenthaltes waren die Leiden des jungen Werther, ein Roman, in welchem er das tragische Ende Jerusalems (Selbstmord), eines Bekannten, und seine eigene Neigung zur Lotte (Charlotte Buff), der (heimlichen) Braut seines Freundes Kästner, zusammenwebte. Dieser Roman, 1774 erschienen, begründete mit dem 1773 veröffentlichten Götz von Berlichingen den Weltruf des jungen Dichters.

Von dem „Werther" gilt insbesondere, was Göthe von allen seinen Dichtungen urteilt: Er ist das Bruchstück einer großen Konfession; Göthe schrieb sich die Liebe zur Lotte, welche ihm ein ähnliches Ende hätte bringen können, als das Jerusalems, mit diesem Romane aus dem Herzen. Der Roman machte ungemeines Aufsehen. Es gab fortan Wertherfieber, Werthers Tracht &c. Ja das Buch wirkte auf viele verkommene Jünglinge gradezu ansteckend. Sie suchten den Tod, wie der schuldige Held dieses Romans, und man fand sie tot und neben sich Werthers Leiden, ihre letzte Lektüre (vgl. auch oben Erl. zu Göthes Gedichten: An den Mond! Der Fischer). Zugleich veranlaßte dieses Buch eine ganze Litteratur von empfindsamen Romanen.

Göthes Bekanntenkreis mehrte sich. Mit Fritz Jakobi, einem in jener Zeit berühmten Philosophen, schloß er einen engen Freundschaftsbund, mit Klopstock ward er persönlich bekannt, mit dem Major von Knebel enger befreundet. Letzterer kam mit dem Erbprinzen Karl August und dem Prinzen Konstantin von Sachsen-Weimar im Dezember 1774 nach Frankfurt, Göthe begleitete die Prinzen nach Mainz, fand aber heimgekehrt seine Freundin Katharina von Klettenberg tot, ja schon begraben.

In den Winter des Jahres 1774 fällt die später wieder aufgelöste Verlobung mit der Frankfurter Banquierstochter Elisabeth (Lili) Schönemann.

Einer mehrmaligen Einladung des Herzogs Karl August in Weimar leistete endlich Göthe Folge, und am 7. Nov. 1775 traf er in Weimar ein, wo man ihn allseitig mit großer Auszeichnung empfing. Er hat sich nie wieder von diesem Fürstenhause getrennt. Der Mittelpunkt des Kreises war die Herzogin-Witwe Amalia, die 36jährige Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, Schwägerin Friedrich des Großen, voller Lebenslust und Frohsinn, eine eifrige Förderin der Musik, des Gesanges und der Litteratur. Im jungen Herzog, den Wieland erzogen hatte, war „der Geist der Sturm- und Drangperiode auf den Thron gestiegen". Fürst und Dichter traten sich nahe, daß sie in vertrauterem Zusammensein sich des Du bedienten. Ersterer fesselte den Dichter, indem er ihn im Juni 1876 zum Geheim. Legationsrate mit 1200 Tlrn. Gehalt ernannte; im J. 1782 bewirkte er es, daß Göthe vom Kaiser Joseph II. geadelt wurde. Gleichzeitig machte ihn sein Her-

zog zum Kammerpräsidenten. Seinem neuen Berufe gab Göthe sich mit großer Gewissenhaftigkeit und ernster Pflichttreue hin; daneben fesselte ihn allerdings auch das Band glühender Verehrung zur Frau Charlotte von Stein, der Gattin des Oberstallmeisters, einer 35jährigen geistreichen Frau, über zehn Jahre; ja noch bis in das Alter hinein lebte der Dichter mit ihr in dem Verhältnisse einer rücksichtsvollen Neigung und Freundschaft. Es ist dieses Jahrzehnt übrigens zugleich die Zeit der inneren Beruhigung und Ausreifung des Dichters und auch für den Dichter nicht ganz so unfruchtbar, als es ihm selbst bisweilen vorkam. Im September 1782 reiste er ganz heimlich nach Italien, dem Lande seiner steten Sehnsucht, und als „Herr Möller" verlebte er dort fast zwei Jahre. Die „Iphigenie auf Tauris" in der metrischen Form, in welcher wir sie jetzt fast allein kennen, ist die Frucht dieser Reise, desgleichen die klassisch geschriebene „italienische Reise". Auch Egmont ward hier vollendet, der Faust ward fortgesetzt (so ist die Hexenküche in Rom entstanden). Seine Sehnsucht nach Italien spricht der Dichter, heimgekehrt, am deutlichsten in den „Römischen Elegieen" aus, und der Liebe zu dem schönen Lande verdankt auch Torquato Tasso seine Entstehung und Vollendung.

Die folgenden Jahre brachten ihm in Folge der Verbindung, welche er am 13. Juli 1788 mit Christine Vulpius geschlossen hatte, welcher er aber erst im Jahre 1806 einige Tage nach der Schlacht von Jena die kirchliche Weihe geben ließ, viel Verdruß, Verstimmung, Vereinsamung.

Im Jahre 1782 folgte er seinem Herzog erst nach Schlesien ins preußische Herr, dann an den Rhein, wo er an dem Kampf Preußens gegen die Franzosen teilnahm („Campagne in Frankreich"). Und nun kamen die Greuel der französischen Revolution, die Hinrichtung des Ludwig XVI. Alles das verdüsterte ihn noch mehr, und nur, um sich von den Welthändeln abzulenken, bearbeitete er das alte niederdeutsche Epos: Reineke Fuchs. Sonst blieb er vereinsamt. Herder und Wieland mieden ihn. Schiller fühlte sich eher von Göthe abgestoßen, als angezogen.

Erst im Frühjahre 1795 trat in Schillers und Göthes Leben dadurch, daß sich beide fanden, jener großartige Wendepunkt ein, der für beide Männer von außerordentlichen Folgen begleitet sein sollte. Die Freundschaft, welche sich spät, aber dann fest zwischen diesen beiden größten Geistern der Nation schloß, währte ungestört bis zum Grabe, — und über das Grab hinaus blieb der überlebende Göthe dem dahingeschiedenen Schiller fest verbunden. Göthe ward noch einmal jung im Zusammenarbeiten mit dem um zehn Jahre jüngeren Schiller.

Das Werk, welches beide Männer zusammenführte, war die Zeitschrift der Horen, welche Schiller redigierte.

Die Horen, an welche Schiller selbst die größten Erwartungen geknüpft hatte, fanden aber nicht die erwartete Unterstützuug. Göthe selbst arbeitete nur wenig für diese Zeitschrift und ließ den unter dem

steten Beirate Schillers entstandenen Roman: „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ als selbständiges Buch erscheinen, ein Werk, für welches sich Schiller ebenso begeisterte, als es Herder und viele andere abstieß. Dagegen fand der Musenalmanach Schillers vom J. 1796 sehr vielen Anklang. Auch Göthe hatte vieles darin geschrieben. Berühmter wurde der 2. Jahrgang dieses Almanachs durch die Xenien, jene kleinen Spottgedichte, von welchen bereits Erl. II³. S. 246 die Rede war und noch später (vgl. Schillers Mädchen aus der Fremde) die Rede sein wird. Veranlaßt waren dieselben durch die Mißerfolge Schillers in der Redaktion der Horen, Göthes in Bezug auf seine neuesten Werke, welche das Publikum nur kühl aufgenommen (Iphigenie, Tasso) oder gar mit herbem Tadel zurückgewiesen hatte (Wilhelm Meisters Lehrjahre), und diese Xenien, diese „poetische Teufelei“, zu welcher die beiden Dichter sich verbanden, waren ein Angriff zweier auf nahezu alle übrigen, in der Litteratur thätigen, wirklichen und scheinbaren Größen. Meist mit Gift geschrieben, haben dieselben die beiden Dichterfürsten zunächst nur in ihrem eigenen Ansehen geschädigt. Sie sind der stärkste Ausdruck von Selbstgefühl, welcher je in der Litteratur zu Tage getreten ist. Die Gegenschriften, welche die Xenien hervorriefen, die Gegengeschenke Mansos an die Sudelköche zu Weimar und Jena, die Ochsiade, der Mücken-, der Furienalmanach, waren durchaus nicht unverdient, wenigstens nicht ungerechter, als die Xenien selbst; aber nur wenige kamen ihnen an Witz nahe, die meisten waren grob, ja unflätig-gemein. Auf die beiden Xeniendichter aber wirkte der ganze Kampf doch schließlich wohlthätig, und so hat auch die Litteraturgeschichte selbst einen letzten günstigen Erfolg zu verzeichnen. Göthe war es, welcher von aller Fortsetzung der Xenien und Erwiderung auf die Antixenien abriet und statt dessen Schiller schrieb, sie wollten „sich fortan blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur zur Beschämung aller Geger in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln“. Und das haben beide Männer ehrlich gehalten. Die späteren Balladen, das Lied von der Glocke (1799) und die großen Meisterdramen: Wallenstein (1798–99), Maria Stuart (1800), Jungfrau von Orleans (1801), Braut von Messina (1803), Tell (1804), sind die Früchte des großen Fleißes Schillers in jenen Jahren, in welchen sein Leib immer mehr der Raub schleichender Krankheit wurde. Göthes Balladen, vor allem aber sein Epos: Hermann und Dorothea (1797) und die natürliche Tochter (1803), und ganz besonders sein Faust I. Teil (1808) zeigen, daß Göthe auch seinerseits bemüht war, seinen Vorsatz zur That werden zu lassen. Schillers Tod war für Göthe ein furchtbarer Schlag. Göthe „gedachte sich selbst zu verlieren“ (er war schwer krank) „und verlor nun einen Freund und in demselben die Hälfte seines Daseins.“ Anfangs wollte Göthe das Schillersche Drama Demetrius, welches Fragment geblieben war, vollenden, er gab diesen Plan auf. Darauf beendete er seine Farbenlehre, sein Werk über Winkelmann. Die Schlacht von Jena und Auerstedt brachte den Dichter in großen

Schrecken, ja in unmittelbare Lebensgefahr durch trunkene Soldaten, in welcher Not ihn die Enschlossenheit der Christine Vulpius rettete. Zum Dank dafür ließ er sich am 19. Okt. 1806 kirchlich mit seiner „Freundin" trauen. Im Jahre 1807 starb die alte Herzogin Amalie, am 13. Sept. 1808 Göthes heißgeliebte, 78jährige Mutter. Bald darauf fand die Unterredung Napoleons und Göthes in Erfurt statt. Beide haben auf einander den größten Eindruck gemacht. Göthe bewunderte den großen Korsen und hielt ihn auch in der Folge für unbesieglich, ja er glaubte auch im J. 1813 noch an die Unbesieglichkeit dieses Mannes und äußerte kühl, als Deutschlands Jugend zu den Waffen eilte, um das verhaßte Joch des fremden Unterdrückers abzuwerfen: „Schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen". Göthe nahm an der Politik keinen Anteil, hatte auch für dieselbe kein Verständnis. Seine einsamen Studien ertrugen manche Frucht: Die Wahlverwandtschaften (1809), die Selbstbiographie: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit (1811), den weströstlichen Divan (1814—15). Im Jahre 1816 starb seine Frau, von ihm selbst aufrichtig und nachhaltig betrauert. Ein Ersatz war seines Sohnes Familie, welche in seinem Hause zur Freude des Greises erblühte. Aber auch der Sohn starb im November 1830, und fortan fühlte sich der Dichter doppelt vereinsamt, obgleich ihn eine treue Schwiegertochter nach Kräften zu pflegen und zu erheitern suchte.

Der öffentlichen Wirksamkeit als Minister hatte er schon seit 1792 entsagt, war aber mit der Leitung des Hoftheaters bis zum Jahre 1817 betraut geblieben. Nunmehr legte er dieses letzte Amt, die Theaterintendantur, nieder, aufgebracht darüber, daß der Schauspieler Karsten einen gelehrigen Pudel im Melodrama: Der Hund des Aubry auf dem Theater hatte spielen lassen. Daß der Hund auf das Theater gekommen war, galt Göthe gleichbedeutend mit dem umgekehrten Satze, daß das Theater auf den Hund gekommen sei, und er hat seit 1817 das Theater nicht mehr betreten. Mit seinem Großherzog blieb er nach wie vor befreundet. Aber dieser starb 1828, seine Gemahlin 1830; die Frau von Stein war schon seit dem Januar 1827 nicht mehr unter den Lebenden. Es wurde Abend für den greisen Dichter, und er fühlte es und war unermüdlich in dem Abschlusse seiner unvollendeten Arbeiten (Wilhelm Meisters Wanderjahre, Fausts zweiter Teil) und der Redaktion der Gesamtausgabe seiner Werke. Am 22. März 1832 starb Göthe, nachdem er kurz vorher dem Diener zugerufen: „Macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme".

Seine Leiche wurde am 26. März mit großem Trauergefolge auf den neuen Friedhof gebracht und dort in der Fürstengruft der großherzoglichen Familie neben den Gebeinen Karl Augusts und Schillers beigesetzt.

Göthe war von der Natur so reich begabt, wie wenige Menschen, und ein wahres Füllhorn von Segen schüttete das Glück über seinen

ganzen Lebensweg aus. So hat er denn während seines fast 83jährigen Lebens nicht nur alle Gebiete der Dichtkunst durchwandert, sondern er ist für alle epochemachend geworden. In seinem inneren Entwickelungsgange aber lassen sich drei Stadien nachweisen: Die Sturm- und Drangperiode (bis 1786, köstliche Lieder, Götz, Werther); die klassische Periode bis zum Tode Schillers (1805) (Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Hermann und Dorothea); die Periode der Weltlitteratur bis zum Lebensende: Faust I, Dichtung und Wahrheit. Westöstlicher Divan. Wilh. Meisters Wanderjahre. Faust II.

Geistige Gesundheit, Schönheit und Wahrheit, das sind die Eigenschaften, welche aus allen Werken Göthes hervorleuchten; Unnatürliches, Geschraubtes war ihm fremd; er gab nur wirklich Erlebtes in seinen Dichtungen; Wahrheit liegt in jedem seiner Worte, auch wenn die Wirklichkeit in vielen Beziehungen von der Schilderung abweichen sollte. Harmonisch ist der Geist Göthes, und diese innere Ruhe und Klarheit stellen ihn hoch über alle seine Vorgänger und Nachfolger. Er war der Vertraute der Natur und der Menschheit; er ist aller Späteren unvergleichliches Vorbild und unerreichbarer Lehrer, wenigstens auf vielen Gebieten. In einzelnen Zweigen ist er wohl von anderen erreicht worden oder kann es noch werden, den ganzen Göthe wird schwerlich ein Dichter unseres Volkes je überragen.

Schriften Göthes.

Vorbemerkung: Selbstverständlich ist es unmöglich, sämtliche Ausgaben der Werke Göthes hier nach ihrem Inhalte aufzuführen. Ich beschränke mich auf die Gesamtausgaben, sowie auf die für den Jugendunterricht geeigneten Werke. Auch die Mitteilung der Schriften über Göthe wird aus demselben Grunde beschränkt werden müssen.

1. Gesamtausgaben.

Göthens, D., Schriften. 2 Teile mit Kupfern. 8°. 1775. Berlin, Himburg. 10 *M.* 3. Teil. 1776. 2. Aufl. 1777. 3. Aufl. (4 Bde.) 1779.

Göthe, J. W. von, Schriften, 8 Bde. Mit Kupfern von Chodowiecki und Lips und Vignetten. 8°. Leipzig 1789—90. 24 *M.* 2. Ausg. 4 Bde. 1787—91 (11 *M.*)

Göthe, neue Schriften, 7 Tle. Berlin, Unger. 1792—1800.—Neue Aufl. 8°. Leipzig, Brockhaus. 1822. (15 *M.*)

„ Werke 13 Bde, gr. 8. Tübingen, Cotta. 1806—1810 (48, 64, 77, 93,50 — 114 *M.*) — 20 Bde. 1816—1818. Cotta, Tübingen. (50, 75, 102, 139 *M.*)

Göthe, Werke. 25 Bde. 12. 1816—1819 Wien. (72,50 *M.* —90,50 *M.*)

„ „ Vollst. Ausg. letzter Hand. Taschenausg. Mit Nachlaß 55 Bde. 1827—33. 5 Bde Supplement 1842. Tübingen (47,50 *M.* 12°; Oktavausg. 113 *M.*) Velinpapier teurer.

Göthe, poetische und pros. Schriften. Prachtausgabe. 1836—37. 2 Bde. 42 M. Ebd.

Göthe, sämtliche Werke. 40 Bde. 63 M. Ebd. 1840.

Weitere Auflagen erschienen in Stuttgart 1845—47. 3 Bde. (pros. und poet. Wke.) 60 M. — Sämtl. Werke. 20 Bde. 1850—51. (72 M.) Suppl. Elberfeld, Bädeker 1852. 4,50 M. — 40 Bde. 1853—58 Stuttg. 40 M. — 1857—58. 30 Bde. (72 M.) — 6 Bde. 1863. Lex. 8° 36 M. — 1866 desgl. (Ausgew. Werke.) — Mit Einl. von Goedecke 36 Bde. (sämtl. Werke) 1866—1868. 54 M. — Miniatur-Ausg. 36 Bde 9 M. 1868. 16°. — Werke (Hsg. von Heinr. Kurz) 11 Bde. Hildburghausen. 1868—69. Bibl. Instit.

Eine Auswahl veröffentlichte Prochaska in Teschen 1869 1 Bd. (6,60 M.), sämtl. Werke in 3 Bd. (10,50 M.) — Vollständige Ausg. mit 10 Stahlstichen. 6 Bde. Stuttgart 1869. 12 M. — 45 Bde. Leipzig, Reclam jun. 11 M. Theater in 9 Bd. Stuttgart. 1869. Cotta.

Andre Ausgaben von Göpel in Stuttgart 1860—70. 36 M. 12 Bde. — 22,60 M. 36 Bde. —

Von Cotta: 40 Bde. (11,25 M.) 1869 u. 1870. — 3 Bde. 1869 (9 M.). Von Reclam jun. in Leipzig 1870. 6 M. (Ausw. 16 Bde.) — Grote in Berlin: 20 Bde. (17,50 M.) — 6 Bde. 1870 1873. Teschen, Prochaska. (9 M.) — Cotta, Stuttgart: 1871. 6 Bde. (18 M.) — 40 Bde. 1871. 14 M. — 20 Doppelb. (14 M.) — 1872. (Karl Goedecke) 15 M. (15 Bde.) — 40 Bde. 16. 1873. 11,25 M. — 12 Bde. 8°. (Auswahl) 13 M., geb. 21 M. — Illustr. Ausgabe 40 Stahlstiche 19, geb. 28 M. 10 Bde. 1875 (15 M.) Illustr. (19 M.) — 15 Bde. 8°. 1876. 24 M. — Berlin, Hempel, 36 Tle. In c. 180 Lieferungen à 25 ₰ 1878 vollendet. — Illustriert von den ersten deutschen Künstlern, hsg. v. Düntzer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 85 Lff. à 50 ₰. 2. Aufl. 1883.

2. Einzelausgaben.

Egmont. Leipzig 1788, Göschen. 1,50 M. — 1843. Cotta. 2,60 M. — 1847—51. 1,20 M. 1853 — 1855. — Zum Übersetzen ins Englische mit Anmerkungen u. Wörterbuch. (Charles Dickens.) Leipzig, 1855. Voigt u. Günther 1,50 M. — 2. Aufl. Dresden, Ehlermann, 1875. 1,20 M. — Zum Übersetzen ins Franz. (de Castres) Hamburg, 1856 Perthes 75 ₰. —2. Aufl. Dresden, Ehlermann 1875. 1,20 M. — Für die Bühne. 1857. Stuttgart 1 M. — Miniaturausg. 1,80 M. Ebd. 1859. — 1867. 50 ₰ — 1868: 20 ₰, 70 ₰. — Diamantausg. 32°. 1,60 M. — 1868 Berlin, Grote. 2. Aufl. 1869 — Oktavausg. Ebd. 80 ₰. — Reclamsche Ausg.: 20 ₰. 1868. — Freya-Exp., Stuttg. 1868. 30 ₰. — Schulausgabe (Dr. J. W. Schaefer.) Stuttgart, Cotta 1873. 80 ₰. — Berlin, Hempel (Strehlke) 1879. 60 ₰. — Elberfeld, E. Rolls Nachf. 20 ₰. — Leipzig, Goldhausen 1881. 20 ₰.

Gedichte: 2 Tle. Tübingen, Cotta **1812.** 1815. 1821. 1822. 1829. **1838.** 1842. 1845. (2 Aufl.) (Preis schwankt zwischen 6 und 12 M.) **Berlin,** Hempel (Strehlke) 1879. 7 M. — Lyr. Gedichte (Ebd.) 4,50 M. Auswahl f. Schule und Haus von Dr. J. W. Schaefer. **1846.** Stuttg. — 1854. 1856. 1857. 1861. 1863. 1866. 2,70 M. — Ausgew. Gedichte von Dr. Schaefer Ebd. 1866. 80 ₰. — Außerdem eine Erläuterung der lyrischen Gedichte von H. Düntzer. Elberfeld, Friderichs 1858. 6 M. — Eine kritische Ausg. von H. Kurz 2 Bde. Hildburghausen 1869. 4,50 M. — Eine Erläuterungsschrift von H. Viehoff. Stuttg., Conradi. 2. Aufl. 2 Bde. 6 M.

Götz von Berlichingen. Hamburg **1773.** 2. Aufl. Frankfurt 1774 3. Aufl. Leipz. 1787, Göschen. 1,75 M. Quartausgabe 1845, Stuttg. (illustr.) 14 M. — 8°. Ebd. 1847. 1849. 1851. 1,20 M. 1866. 70 ₰. 1868. 20 ₰. — Reclam, Leipzig 10 ₰. 1868. — Freyaexped., Stuttgart. 1868. 30 ₰. — Grote, Berlin 80 ₰. — Schulausgabe von Dr. Wustmann: 1,80 M. Leipzig, 1871. Seemann. — Schulausg. von Schaefer. Stuttg. 1873, Cotta. 80 ₰. — Herausgeg. von G. Wendt. Karlsruhe, Bielefeld. 1879. 3,50 M. — Berlin, Hempel 1879, 60 ₰. — Leipzig, Goldhausen. 1881. 20 ₰. — Ebd., Peter 30 ₰. — In 3facher Gestalt hsg. v. Baechtold. Freiburg i. Br., Mohr. 5,60 M.

Hermann und Dorothea. **1798.** 12°. Berlin, Vieweg der Ältere, 4 M. 1799. 8°, Braunschweig, Vieweg 1 M. — 1803. 1806. 1807. 1808. 1813. 1814 (Cotta und Vieweg.) 1817 (Cotta) 1820 (Vieweg) 1822 (V.) 1823. 1826. 1829 (V.) 1829 (C.) 1829 (V.) 1830 (V.) 1833 (V.) 1833 (V. 12°) 1840 (C.) 1844 (V.) 1845 (V.) 1847 (C.) 1849 (V.) 1850 (V.) 1851 (C.) (Schwankt zwischen 1 und 3 M.) [Ins Französische 1801, ins Italienische 1804 übersetzt, ins Griechische und Lateinische (1. Gesang) 1825, Lateinische 1822, 1825, 1828. ins Englische 1859] 1852 (C.) 1853 (C.) 1853 (V.) 1855 (V.) 1855 (C. zwei Aufl.) 1860 (V.) 1861 (V.) 1866 (V.) 1867 (C. 2 Ausg.) 1867 (Reclam) 1866 (Keller, Frankf. a. M.) 1868. (Grote, vier Aufl.) 1868 (Dyk, Leipzig) 1868 (C. 2 Aufl.) (20 ₰.—13,50 M.) 1869 (C.) 1869 (V.) 1869 (Grote 2. Aufl.) 1870 (Quandt & Händel in Leipzig.) 1870 (Wigand, Leipzig.) 1870 (Nienburg a. W.) 1871. (Leipzig. Hartknoch) 1871. (Berlin, Bruckmann.) — 1871 (Amelang in Leipzig) 1872 (Leipzig) 1871. (Teschen, Prochaska) 1872. Kaulbach u. Hofmanns Illustr. Kabinetausg. 24 M. (München, Bruckmann) 1873. — Berlin, Grote (8 Photogr. v. Rambergs Gemälden) 68 M. — 1876: 20 M. 1874 Berlin, Grote 1,60 M. In stenogr. Schrift autogrophiert v. Petzendorfer 1875. 2. Aufl. 1879. (Augsburg, Lampart) 1 M. — 1875 (V.) 5 M. — Schulausgabe 1866. (Prof. Denzel.) Stuttgart, Cotta 30 ₰. — 1879 (Dr. Funke), Paderborn, Schöning. 90 ₰. — 2. Aufl. 1881. 1 M. — Berlin, Hempel, 60 ₰. — Leipzig, Sigismund & Volkening. (Lundehn) 1880. 60 ₰. — Elberfeld, Loll. 50 ₰. — Leipzig, Peter. 30 ₰. — Mit 8 Bildern. Berlin, Grote. 1882. 12 M.

Iphigenie auf Tauris. 1787, Leipzig Göschen. 1 M. — 1790. 1822 (Cotta) 1825. 1846. 1848. 1851. 1853. 1853. 1856. 1865. (Schulausgabe: Denzel, Prof.) 1865. 1867. 1868. (20 ₰.) 1868 (Reclam, 20 ₰.) 1868. (Freyaexp., 30 ₰.) 1868. (Herder in Freiburg; mit Herm. und Dorothea: 75 ₰.) 1870 illustr. (Grote 80 ₰.), 1871 (Dyk, 20 ₰.), 1873 (illustr.; Grote) 1,80 M. (Außerdem englische, griechische, französische Übersetzungen. — Berlin, Hempel 1879. 60. ₰. — Münster, Aschendorff. (1879) 30 ₰. — Elberfeld, Loll, 50 ₰. 1880. — (Bockeradt) Paderborn, Schöningh. 1,50 M. — Leipzig, Peter 30 ₰. 1880. — In 4facher Gestalt hsg. von Baechtold. Freiburg i. Br., Mohr. 1883. 4 M.

Torquato Tasso. 1790. Leipzig, Göschen 2 M. 1816. 1819, 1847 (Cotta) 1,20 M. — 3,60 M. 1851 (1,20 M.; Cotta.) 1854. (2 Aufl.) 1863. 1865. 1867. 1868 (20 ₰.) 1868 (Reclam, 20 ₰.) 1868 (Freyaexp., 30 ₰.) 1869 (Grote, 60 ₰.) Illustr. 1869. (Grote) 1,75 M. Schulausgabe (Schaefer; Cotta) 1873. 80 ₰. (Außerdem eine italienische Übersetzung 1830. Zürich, Orelli 2,50 M.) — Berlin, Hempel (Strehlke.) 1879. 60 ₰. — Paderborn, Schöningh. 1880. 30 ₰. — Elberfeld, Lolls Nachf. 1880. 60 ₰.

Über Göthe.*)

a. Biographieen. Charakteristiken.

Abeken, Göthe in den Jahren 1771—1775. Hannover 1861. (Rümpler) 7 M. 2. Aufl. 1865. 4,50 M.

Aus Göthes Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. (W. C.) 1849. Leipzig, Hartung 1,50 M.

Döring. Göthes Leben. Weimar 1828. 1833. (Jena, Mauke) 2 M. Und viele Abdrücke in Göthes Ausgaben.

Düntzer, Heinr. Göthes Leben. Mit 54 Illustr. Leipzig, Fues. 8 M. 1880.

Falk, Johannes, Göthe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. 1832. Leipzig, Brockhaus. — 2. Aufl. 1836. 4,50 M. — 3. Aufl. 1856. —

Goedecke, Karl, Göthe und Schiller. 2. Aufl. 1859. Ehlermann, Hannover. 2,80 M.

Goedecke, Göthes Leben und Schriften. Stuttgart 1874. Cotta. 6 M.

Göthe, der junge. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit Einleitung von Bernays. 3 Tle. 1875. Leipzig. Hirzel. 10 M.

Göthes Selbstcharakteristik. Nach des Dichters Briefen entworfen von Dr. H. Döring. 1847. Pierer, Altenburg. 3 M.

Hettner, H., Göthe und Schiller. 2. Abt. 1870. Vieweg und Sohn, Braunschweig 14,50 M. 3. Aufl. 1876.

Lewes, G. H. Göthes Leben und Schriften. Übers. v. Dr. Jul. Frese. 2 Bde. 1857. Besser, Berlin. 12 M. — 2. Aufl. 1857—58. 6 M. —

*) Vgl. die Vorbemerkung. Ich beschränke mich auf das Wesentliche.

5. Aufl. 1870 12 M. — 8. Aufl. Berlin, Dunker. 3 M. 1872. — 10. Aufl. 3 M. — 11 Aufl. Stuttgart, Krabbe. 5 M 1877.

Müller, K. W., Göthes letzte litterarische Thätigkeit. Verhältnis z. Auslande und Scheiden. Jena 1832, Frommann. 2 M.

Neumann, W., Johann Wolfgang Göthe. Eine Biographie. 2 Tle. 1854. Cassel, Balde. 3 M.

Otto, Franz, Göthe und Schiller. Lebensbilder für Jugend und Volk. In einem größerem Werke: Unsere Klassiker rc. 1877. Leipzig. Spamer. 2 M.

Prutz, Rob., Goethe. Eine biogr. Schilderung. 1856. Brockhaus, Leipzig. 50 ₰. — 1860. 1,20 M.

Rehfues, Göthe und sein Jahrhundert. Jena, Bran. 1835. 1. M.

Riemer, Fr. W. Mitteilungen über Göthe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. 2 Bde. 1841. Berlin, Duncker und Humblot 15 M.

Schäfer, Dr. J. W., Göthes Leben. 2 Bde. Bremen, Schünemann 9 M. 1851. 3. Aufl. 1877. Leipz., Brandstetter. 8 M.

Schmidt, Ferd., Göthes Jugend und Jünglingszeit. Ein Lebensbild für Jung und Alt. 2. Aufl. Berlin, Kästner. 1874. 75 ₰.

Viana, Schillers und Göthes Leben, nebst kritischer Würdigung ihrer Schriften. 2 Bde. Dinkelsbühl, Walther. 1827. 4 M.

Viehoff, H. Göthes Leben. 3 Tle. Stuttgart 1847—1859. Becher 9 M.— 2. Ausg. 1853. 7,20 M. — 3. Aufl. 1859. 11 M. — 4. Aufl. 1877. 8 M.

Yrem, Fr., Über Göthes Charakter. Berlin, Reimer 1831.

b. Erläuterungen der lyrischen Gedichte Göthes.*)

Biedermann, Wold. Zu Göthes Gedichten. Leipzig 1870 (Serbe) 1 M.

Düntzer, H. Göthes Lyrische Gedichte erläutert 1874. Leipzig, Wartig. Bdch. 17—19. 61—67. 2. verb. Aufl. 13 Bdch. 1876. à Bdch. 1 M.

Goethe, J. W. v., Gedichte. Erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese. Von Viehoff. Düsseldorf, Bötticher 1846—1847. 8,25 M. — 3. Tl. 1854. 4,25 M. — 2. Aufl. 2 Bde. Stuttgart, Konradi 1870. 6 M. — 3. Aufl. 1876. 6 M.

Gruppe, O., Leben und Werke deutscher Dichter. 4 Bde. Leipzig 1870. 3. Bd.

Kannegießer, K. L., über Göthes Harzreise im Winter, als Probe einer Erklärung auserlesener deutscher Gedichte. Prenzlau 1820, Kalbersberg (Programm) 50 ₰.

— Vorträge über eine Auswahl von lyrischen Gedichten, geh. an der Univ. zu Breslau. 1835. Breslau, Richter 4 M.

---

*) Die Erläuterungsschriften zu Götz, Hermann und Dorothea, Egmont, Iphigenie und Tasso werden später mitgeteilt werden, und zwar am Schlusse der betr. Erläuterung des Dramas bezw. Epos. Im Übrigen verweise ich auf Ludw. Unflad: Die Göthe-Litteratur in Deutschland. München 1878. 1,80 M.

Koberstein, Prof. A., zu und über Göthes Gedicht: Hans Sachsens poetische Sendung. Naumburg 1847, Cursch. 50 ₰.
Masing, Dr. Wold., über ein Göthesches Lied. Vortrag. 1872. Leipzig, Bidder. 60 ₰.
Saupe, E. J. Göthes und Schillers Balladen und Romanzen erläutert. Leipzig, Fr. Fleischer. 1853. 4 ℳ.
Schwenk, Konr., Göthes Werke, Erklärungen. Frankfurt a. M. 1845. Sauerländer 2,25 ℳ.
Simonson, Prof. L., deutsches Balladenbuch. Mit Lebensskizzen, (Göthe, Schiller, Bürger u. a.), Einleitungen, grammat. u. sonstigen Anmerkungen. Boston 1865. Philadelphia 1868. (Schäfer & Koradi) 5 ℳ.
Spann, W., Göthe als Lyriker beleuchtet. Wien 1821.
Strube, K. L., 2 Balladen von Göthe, verglichen mit den griechischen Quellen, woraus sie geschöpft sind. Vorlesung. Leipzig. Wienbrock. 1,25 ℳ. 1826.

Anastasius Grün.

47. Im Saalgewölb' des Urwalds.

[Schutt, 13. Aufl. Berlin, Grote 1877. III. Cincinnatus, 13. S. 116.]

1. Im Saalgewölb des Urwalds ruhn im Kreis
Viel kräft'ge Männer, manch ein ernster Greis,
Der Weißen Abgesandte friedlich bei
Indianern, Waldessöhnen, stark und frei.

2. Die Friedenspfeife kreist nach altem Brauch.
Der Männer Friedenswort' verhüllt ihr Rauch,
Wie über Frühlings schönstem Rosenbeet
In stillem Flug ein Morgenwölkchen steht.

3. Zum Bund des Friedens sind sie hier vereint.
Schon rann genug des Blutes ja, schon scheint
Belegt des grünen Saales Boden fast
Mit roten Prunktapeten von Damast.

4. Ein Häuptling sprach: „Nach Vätersitte macht
Aus Erd' und Laub das Grab dem Beil der Schlacht,
Das manchen unsrer weißen Brüder traf!
Drin schlaf' es, ungeweckt, nun ew'gen Schlaf!"

5. Ein andrer drauf: „Das Laub verträgt der Wind,
Die Erd' aufwühlt des Waldes Tier geschwind!
Drum soll des Kampfes Beil geborgen sein,
Grabt's unter Wurzeln einer Ceder ein!“

6. Ein andrer drauf: „An Wurzeln nagt der Wurm,
Zu Boden schleudert Cedern selbst der Sturm!
Drum, soll zu Tag des Unheils Beil nicht mehr,
Wälzt jenen Berg als Grabstein drüberher!“

7. Ein andrer drauf: „Sogar des Berges Bauch
Durchwühlt der Schacht des weißen Bergmanns auch!
Drum, soll fortan es ew'ger Friede sein,
Senkt in den Strom des Hasses Beil hinein!“

8. Ein andrer drauf: „Aus tiefster Stromesnacht
Wird's von des Fischers Netz zu Tag gebracht!
Drum, daß es weltverheerend nie ersteh',
Senkt's mitten in des Weltmeers großen See!“

9. Ein Greis darauf: „Dies Beil von Holz und Erz,
O laßt's am Tag! doch greift in euer Herz!
Drin liegt das Schlachtbeil, das vielleicht schon jetzt
Von euch manch einer frisch zum Kampfe wetzt!

10. Das Herz ist tiefer als Gebirg' und See'n,
Und doch wird draus das Beil zu Tag erstehn!
Bis eine Hand voll Erd' einst, drauf gestreut,
Es besser birgt als Meer und Berge heut!“ —

11. So sprachen sie, indeß im Waldesraum
Still über ihren Häuptern jeder Baum
In rauhen, braunen Armen, windumspielt,
Den grünen Zweig des ew'gen Friedens hielt.

1. Form: Elf Strophen zu 4 Versen (Zeilen); jeder Vers besteht aus fünf Jamben. Reim: gepaart (aa bb).

2. Disposition:

I. Str. 1—3: Einleitung. Die Friedensversammlung.
   a. Ort: Str. 1, 1.
   b. Versammelte: Str. 1, 2—4.
   c. Friedenspfeife und friedliche Unterhaltung: Str. 2.
   d. Zweck der Versammlung: Str. 3.

II. Rat der Häuptlinge betreffs des Schlachtbeils. Hauptteil: Str. 4—10.
   a. Erster Rat: Str. 4.
   Das Schlachtbeil soll in Erde und Laub vergraben werden nach Vätersitte.

b. Zweiter Rat: Str. 5.
Es soll unter die Cederwurzel gebracht werden, weil Laub und Erde von Wind und Waldtier verweht und aufgewühlt werden können, der Friede aber zwischen Roten und Weißen immer dauern soll.

c. Dritter Rat: Str. 6.
Es soll ein Berg über das Schlachtbeil gewälzt werden. (Gründe.)

d. Vierter Rat: Str. 7.
Es soll in den Strom geworfen werden. (Gründe.)

e. Fünfter Rat: Str. 8.
Es mag in dem Weltmeer für immer versenkt sein. (Gründe.)

f. Sechster entscheidender Rat: Str. 9. 10.
α. Laßt das Schlachtbeil am Tag!
β. Bessert euer Herz!
Gründe:
α. Das Herz birgt das Schlachtbeil;
β. Drin liegt's tiefer als im Meer und unter Bergen, und doch nicht tief genug, so lange das Herz schlägt.
γ. Mit dem Herzen wird auch das Schlachtbeil für immer begraben werden.

III. Schluß: Str. 11.
In der Natur selbst, über den Beratenden ist es still, wie wenn der ewige Friede bereits eingekehrt wäre.

3. **Grundgedanke:** Es wird eine Zeit anbrechen, wo in dauerndem Frieden die Weißen und die Farbigen sich vereinigen — das ist die Zeit, wo in den Herzen die wahre Liebe eingekehrt ist; daß sie bald kommen werde, war vielleicht damals des Dichters Wunsch und Traum, aber beide scheinen sich nicht sobald erfüllen zu sollen. In totalem Gegensatz steht übrigens dieses Gedicht zu den drei Indianern von Lenau; das eine mit seiner optimistischen Weltanschauung ist das Kind der Phantasie eines sanguinischen Dichters, jenes mit seinem Pessimismus das Bild, welches ein melancholisches Gemüt, wie es Lenau besaß, sich entwirft.

4. **Erläuterungen:**

Str. 1. Saalgewölb' des Urwaldes = Metapher. Zugleich ist Saalgewölb' eine von den Dichtern so sehr geliebte Zusammensetzung. Diese poetische Wortverbindung kommt in unserem Gedichte noch öfters vor; vergl. Waldessöhne, Friedenswort, Rosenbeet, Morgenwölkchen, Prunktapeten, Stromesnacht, Waldesraum. — Die Sitte der Indianer, bei Friedensverhandlungen und anderen wichtigen Beratungen sich in einen Kreis zu setzen und in demselben die Friedenspfeife wandern zu lassen, ist bekannt.

Es sind hier nur Häuptlinge mit den Gesandten der Weißen, wie die Europäer von den eingeborenen Indianern stets genannt werden, vereinigt.

V. 3. Bei — Indianern. An und für sich ist die Präposition bei

nicht geeignet als Reimträger, weil diese Vorwörter leichter gesprochen werden, als frei ꝛc., und hier doppelt mißlich, weil das Vorwort durch das Versende und den Reim von dem logisch engverbundenen Worte (Indianern) getrennt wird.

Str. 2. 1. kreist = wird im Kreise herumgereicht.

V. 2. enthält eine Metonymie. Vgl. Erl. II³, S. 147.

Hier finden wir eine Metonymie der dort unter 1 angeführten Art, der Wirkung statt der Ursache (Urheber). Wir lesen nämlich: Der Männer Friedenswort' umhüllt ihr Rauch. — Offenbar werden die Worte nicht von dem Rauche eingehüllt, sondern die Sprecher. Der Rauch der Friedenspfeife hüllt die Männer ein, welche Friedensworte sprechen. Es steht also die Wirkung, das Bewirkte, statt des Urhebers. — Die folgenden beiden Verse enthalten ein Gleichnis: die friedlich versammelten Männer werden einem sehr schönen Rosenbeet zur Frühlingszeit, der aus der Friedenspfeife emporsteigende und über den Häuptern der Versammelten teilweise aufsteigende und teilweise ruhende Rauch wird dem Morgenwölkchen verglichen. — Der Rauch und der Morgennebel ziehen lautlos empor und erneuen sich immer wieder.

Str. 3. Schon — schon: Anaphora.

Das Schlachtfeld wird ein Saal, der grüne Grasboden ein Saalesboden, das Blut auf demselben rote Damastprunktapeten genannt; eine dreifache Metapher. Damastprunktapeten — die auf dem Boden als Teppiche liegen.

Str. 4. Die Indianer sind bekannt als treffliche Redner; in ihren Reden vereinigt sich Bilderreichtum mit Kürze und Klarheit. Jeder der sprechenden Häuptlinge hält eine kurze Rede, welche zunächst (mit Ausnahme der ersten Rede) den Vorschlag des Vorredners kritisiert, ihre Mängel nachweist, um dann einen neuen Vorschlag au die Stelle des alten zu setzen. „Brüder" werden die Weißen genannt, seit sie den Frieden zu schließen gekommen sind. — „Drin schlaf' es, ungeweckt, nun ew'gen Schlaf!" Diese Art der Metapher ist die Personifikation. Statt der prosaischen Worte: Wir wollen einen ewigen Frieden schließen, sagt der Indianer in bilderreicher Rede: das Schlachtbeil soll schlafen, ewig schlafen, nimmer aufgeweckt werden. Sehr schön ist die in diesen Strophen (Str. 5. 6. 7.) liegende Steigerung (Klimax), indem das Beil erst Kampfesbeil, dann Beil des Unheils, endlich Beil des Hasses genannt wird.

Str. 6. 7. Wurzeln und **Wurm**; starke Allitteration und Assonanz.

Grabstein = Fortsetzung der obigen Personifikation; eine neue: Berges Bauch (oder bloß Metapher, da das Bild auch von einem Tierbauch entlehnt und übertragen sein kann). Stromesnacht = des Stromes Undurchsichtigkeit wird Nacht genannt (Metapher).

Str. 8. Daß es weltverheerend nie ersteh' (auferstehe aus dem Grabe) = ein Vorgreifen in der Darstellung (statt „um die Welt zu verheeren") d. i. eine Prolepsis. — See (masc.), sonst ein Land- und Binnensee, ist hier = Wassermenge überhaupt genommen und von dem Ocean zu verstehen. Vgl. unser: **die** (hohe) See.

Str. 9. Das Schlachtbeil im Herzen ist der Haß. — Das Herz ist unergründlich (Str. 10), und doch kann es die verborgensten Gedanken leicht an die Oberfläche bringen, so lange es noch schlägt. Erst mit dem Herzen wird der Haß begraben. Dieser letzte Rat giebt den Ausschlag; er findet allgemeine Zustimmung. Deshalb wird mit Absicht ein Greis als Urheber desselben genannt.

Str. 11. Die Arme der Bäume sind die Äste derselben (Metapher). Daß dieselben rauh und braun genannt werden, geschieht, um damit auf die rauhen, rotbraunen Indianer anzuspielen, welche unter diesen Bäumen lagern. „Windumspielt" ist ein weiteres Epitheton ornans zu Armen. Jeder Ast (Arm) hält einen grünen Zweig; jeder grüne Zweig ist ein Zeichen des Friedens, des ewigen Friedens. Dieser letzte Vers wäre somit eine Ausdrucksweise, durch welche eine Mischung von Gleichnis und Metonymie eingetreten wäre, und zwar eine Metonymie der früher unter 2 angeführten Art, indem das Zeichen für die bezeichnete Sache gesetzt und dann dieses Zeichen, um jede Unklarheit zu zerstören, welcher Sache Zeichen es sein sollte, durch den zugesetzten Genitiv, welcher die bezeichnete Sache enthält, erläutert wird.

Die Natur zeigt an und für sich die Wahrzeichen des Friedens; der Unfriede ist erst durch der Menschen Sünde in dieselbe hineingetragen.*)

5. Schriftliche Aufgabe: Die Ratsversammlung der Indianer im Urwald.

---

48. Die Leiche von St. Just.

[Anast. Grüns Gedichte. 14. Aufl. 1869. S. 276. — 15. Aufl. 1877. S. 259.]
Vor 1837.

1. Aus Sankt Justi Klosterhallen
Tönt ein träges Totenlied,
Glocken summen von den Türmen
Für den Mönch, der heut' verschied.

2. Seht den Toten! wie von welkem Blute
Schlingt ein roter Reif sich um sein Haupt;
Ob einst drauf zur Buß ein Dornkranz ruhte?
Nein, die Krone lag auf diesem Haupt!

3. Die Kapuze zieht ein Mönch ihm
Tief jetzt übers Auge zu,
Daß die böse Spur der Krone,
Drin verhüllt, verborgen ruh'.

4. Einst das Zepter hielt sein Arm erhoben;
Rüttelte gleich dran die halbe Welt,
Er hielt fest und höher es nach oben,
Wie ein Fels, der eine Tanne hält.

5. Diese Arme beugt dem Toten
Jetzt ein Frater zu Sankt Just,

---

*) Die Harmonie zwischen den Menschen und der Natur bringen auch die Balladen Uhlands: das Schloß am Meer, des Sängers Fluch, sowie Lenaus: die drei Indianer zur wirkungsreichen Darstellung.

Drückt ein Kreuz darein, und beugt sie,
Ach, so leicht! verschränkt zur Brust.

6. Wie des Regenbogens Himmelsstiege
Glomm der Tag, der ihm das Licht beschied;
Kön'ge schaukelten da seine Wiege,
Königinnen sangen ihm das Lied.

7. Doch ein Mönchchor singt das Grablied
Jetzt in alter Melodei,
Wie er singt, ob Grabeslegung
Oder Auferstehung sei.

8. Seht, die Sonne sinkt, die aus den Reichen
Dieses Toten nie den Ausgang fand:
Dieses Abendrot im Gau der Eichen
Ist ein Morgenrot dem Palmenland.

9. Und die Glocken leiser klingen:
Schöne Thäler, lebet wohl!
Und die Mönche heiser singen:
Schnöde Welt, o fahre wohl!

10. Einmal noch durchs Kirchenfenster nieder
Blickt zum Sarg der Sonne mildes Rot,
Was sie hier sieht, dort zu künden wieder:
Wie der Herrscher beider Welten tot!

11. Hirt und Hirtin doch im Thale,
Wie da Glocke klingt und Lied,
Beten still, entblößten Hauptes,
Für den frommen Mönch, der schied.

Über das Lebensende Karls V. im Kloster zu St. Just vgl. die Erläuterung von Platens Gedicht: Der Pilgrim von St. Just. (Erl. 1. Aufl. I S. 180 ff. — 2. Aufl. im 3. Bde.)

Gedankengang:

Dieses Gedicht schildert den Tag und die Feier des Begräbnisses. Von besonderer Wirkung ist in demselben der Gegensatz zwischen Sonst und Jetzt, welcher in der Platen'schen Ballade: der Pilgrim vor St. Just in ganz anderer Weise zum Ausdruck gelangt. Platen stellt den Einzug in das, Grün den Auszug aus dem Kloster dar. Damals zog einer ein, der für die Welt schon gestorben war, ehe er starb: jetzt trägt man einen Toten hinaus zur letzten Ruhe, von dessen Tod erst die Mitwelt erfuhr, als die Leiche längst in die Grabeswohnung eingeführt war. Aber der Gegensatz ist doch da — einst ein Kaiser, jetzt nichts mehr als ein Mönchsbruder!

Das Totenlied klingt gerade so träge, wie immer, wenn ein Mönch, ein ganz gewöhnlicher, unbekannter Insasse eines Klosters die stille Zelle mit einer noch stilleren vertauscht. Die Glocken klingen heute um nichts lauter, um nichts feierlicher, als sonst. (Str. 1.)

Treten wir an die Bahre heran, den Toten zu betrachten! Etwas fällt uns auf an seinem starren Antlitze — ein roter Streifen zieht sich um seine Stirne. War der Entschlafene ein besonders eifriger Büßer, der durch Dornenkränze sich außerordentliche Qualen bereitete? Nein — so belehrt uns der Dichter — das ist die Spur vergangener Herrlichkeit, einer Kaiserkrone, welche lange, bange Jahre dieses Haupt nicht blos gezieret, sondern auch belastet hat. (Str. 2.)

Ein Mönch zieht ihm jetzt die Kapuze tief übers Gesicht, und der Blutreif verschwindet. (Str. 3.)

Unsere Erinnerung ist noch nicht verbannt. Unsere Augen beschauen die bleichen Arme, und wir gedenken der Zeiten, da diese Arme das Zepter mit großer Kraft hielten. (Str. 4.)

Auch diese Erinnerung sucht ein Bruder (ein Frater des Klosters) zu verwischen, indem er ein Kreuz dem Toten in die Hand drückt und die kraft- und willenlosen Arme auf der Brust wie zum Gebete kreuzt. (Str. 5.)

Darauf führt uns des Dichters Geist rückwärts und verweilt an dem Tage der Geburt eines Prinzen, in welchem Könige und Königinnen den Erben mehrerer Throne begrüßten. Str. 6.)

Aus solchen Betrachtungen weckt der Dichter das einförmige, kunstlose Grablied der Mönche. Der Grabgesang ist diesem Toten nicht angepaßt. So klingt er immer, wenn ein Mönch zu begraben ist, und heute nicht anders; denn in der Mönche Augen starb nicht ein Kaiser, sondern nur ein Mönch, ein Weltflüchtiger, ein Lebenssatter. (Str. 7.)

So blickt denn der Dichter auf; — es ist Abend. — Die Sonne bereitet sich zum Scheiden. Aber auch die Sonne weckt in des Dichters Geiste Erinnerungen an die frühere Zeit, wo dieser Mann, dessen Staub jetzt dem Grabe anvertraut werden soll, ein Reich beherrschte, in welchem die Sonne nicht unterging. (Str. 8.)

Die Feier naht dem Ende. Die Glocken klingen leiser, die Grabeslieder sind auch fast zu Ende gesungen, wie man aus dem heiseren Klang der mönchischen Stimmen schließen kann. (Str. 9.)

Noch einen Abschiedsgruß wirft die Sonne — mit dem letzten Strahle — durchs Kirchenfenster dem Toten zu, dann eilt sie weiter, die Todesbotschaft des ehemaligen Herrschers in der alten und neuen Welt letzterer zu überbringen. (Str. 10.)

Zwei Ohrenzeugen des Grabgeläutes und Grabgesanges sind noch vorhanden, fern, unten im Thale. Sie wissen nicht, wer gestorben und begraben ist, aber ein Mönch ists gewesen, und jedenfalls ein frommer Mönch; in ihrem kindlichen Glauben sind alle Mönche fromm —; ein ernstes Gefühl ergreift sie, und mit entblößten Haupte beten sie ein stilles Gebet für die Seele des Ungekannten, ernster, feierlicher, inbrünstiger vielleicht, als aller Mönche gewohnheitsmäßiges Singen und Beten gewesen war. (Str. 11.) —

---

49. Der treue Gefährte.

[Gedichte. 15. Aufl. Berlin, Grote. 1877. S. 91.]

1. Ich hatt' einst einen Genossen treu,
Wo ich war, war er auch dabei;
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.

2. Er trank aus einem Glas mit mir,

Er schlief in einem Bett mit mir,
Wir trugen die Kleider nach einem Schnitt,
Ja selbst zum Liebchen nahm ich ihn mit.

3. Und als mich's jüngst zu den Bergen zog,
Und Stab und Bündel im Arm ich wog,
Da sprach der treue Geselle gleich:
Mit Gunsten, Freund, ich geh' mit euch!

4. Wir wallen still hinaus zum Thor,
Die Bäume streben frisch empor,
Die Lüfte bringen uns warmen Gruß,
Da schüttelt der Freund den Kopf mit Verdruß.

5. Im Äther jauchzt ein Lerchenchor,
Da hält er zugepreßt sein Ohr;
Süß duftet dort das Rosengesträuch,
Da wird er schwindlig und totenbleich.

6. Und als wir stiegen den Berg hinan,
Verlor den Atem der arme Mann;
Ich wallt' empor mit leuchtendem Blick,
Doch er blieb keuchend unten zurück.

7. Ich aber stand jauchzend ganz allein
Am Bergesgipfel im Sonnenschein!
Rings grüne Triften und Blumenduft!
Sings wirbelnde Lerchen und Bergesluft!

8. Und als ich wieder zu Thal gewallt,
Da stieß ich auf eine Leiche bald:
O weh, er ist's! Tot liegt er hier,
Der einst der treu'ste Gefährte mir!

9. Da ließ ich graben ein tiefes Grab
Und senkte die Leiche still hinab,
Drauf setzt' ich einen Leichenstein
Und grub die Wort' als Inschrift drein;

10. „Hier ruht mein treu'ster Genoß im Land,
Herr Hypochonder zubenannt:
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft!

11. Sonst wünsch ich ihm alles Glück und Heil,
Die ewige Ruh' werd' ihm zu teil,
Nur wahr' mich Gott vor'm Wiedersehn
Und seinem fröhlichen Auferstehn!"

Zum Verständnisse. Dies Gedicht beginnt die Reihe der „Lieder aus dem Gebirge", wie das folgende diesen Lieder-Cyklus beschließt. In demselben wird die wohlthätige Wirkung des Fußreisens in gemütvoller, humoristischer Weise beschrieben. Die Hypochondrie oder der „Herr Hypochonder" war der treuste Gefährte des Dichters, so lange derselbe an die Stadtluft und die Mühseligkeiten des Berufes gebannt ist. Er wird die Krankheit des Leibes und der Seele nicht los, welche ihm jede Lebensfreude entzieht oder trübt. Da entschließt er sich zur Gebirgswanderung, und auf der Reise ins und im Gebirge wird ihm immer wohler, während in demselben Grade der Geist der Krankheit weicht. An frischer Bergesluft, an Lerchenschlag und Rosenduft stirbt der Herr Hypochonder und wird von dem glücklichen Dichter mit Ehren begraben. Besonders ernsthaft freilich ist dem Dichter nicht bei diesem Todesfalle zu mute, er wünscht dem Toten von Herzen ewige Ruhe, sich aber, daß der Freund, dessen Treue er wohl anerkannt, den er aber nie geliebt hat, niemals auferstehe und ihm wieder vor das Angesicht komme. Nun wir könnens ihm nicht verdenken!

50. Zwei Heimgekehrte.

[Gedichte 15. Aufl. Berlin, Grote. 1877. S. 137.]

1. Zwei Wandrer zogen hinaus zum Thor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

2. Und als daheim nun wieder die Zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelts von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? Erzählt einmal!"

3. Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

4. Der andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

1. **Erläuterungen: St. 2.** „Sippe". Unter Sippe (fem.) versteht man die gesamte Verwandtschaft durch Familienband. Der Sippe ist der einzelne Verwandte. Das Wort ist etwas altertümlich und wird selten gebraucht, in der Zusammensetzung Sippschaft hat es sogar einen stark verächtlichen Beigeschmack. — „Herbeirücken" = Die Sippe rückt gewissermaßen die Stühle zum Kreise um die beiden Reisenden und wünscht dann einen ausführlichen Reisebericht.

2. **Grundgedanke.** Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Es können zwei Leute dieselbe Reise machen, und dem einen geht das Herz auf vor Freude auf der Reise und wenn er an die Reise zurückdenkt, dem andern aber geht der Mund auf — zum Gähnen. Der eine hat einen köstlichen Genuß gehabt, der andre eine schreckliche Langeweile. — Noch mehr! Es können zwei Reiseberichte wörtlich übereinstimmen und doch grundverschieden sein; es kommt auf die Simmung an, aus welchem die Berichte fließen, auf den Ton, in welchem sie gegeben werden; und der Gelangweilte wird langweilen, der Begeisterte muß begeistern. — Noch eins! Es gehört auch zum Reisen Lust, Empfänglichkeit, Freude an der Natur, Sinn für die Schönheiten der Welt: leider reisen aber viele Menschen heutzutage aus Mode, um zu reisen. Gelangweilt ziehen sie fort, blasiert kommen sie wieder; satt waren sie, als sie gingen, und unbefriedigt kehren sie nach Hause zurück.

---

51. Der letzte Dichter.

[Gedichte. 15. Aufl. 1877. S. 181.]

1. „Wann werdet ihr, Poeten,
Des Dichtens einmal müd'?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

2. Ist nicht schon längst zur Neige
Des Überflusses Horn?
Gepflückt nicht jede Blume,
Erschöpft nicht jeder Born?"

3. So lang der Sonnenwagen,
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur Ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

4. So lang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

5. So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

6. So lang die Nacht den Äther
Mit Sternensaat besät,
Und noch Ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht:

7. So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;

8. So lang noch Lenze grünen,
Und Rosenlauben blühn,
So lang noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühn;

9. So lang noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran,
So lang Ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

10. So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

11. Und singend einst und jubelnd,
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

12. Noch hält der Herr in Händen
Die Schöpfung, ungeknickt,
Wie eine frische Blume,
Auf die er lächelnd blickt.

13. Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blütenstaub versprüht:

14. Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte ew'ge Lied?

1. **Erläuterungen.** Str. 14. lautet in der ersten Auflage:

Erst dann fragt, wenn des Fragens
Bis dahin ihr nicht müd',
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

Man kann allerdings die Verbesserung nicht sehr glücklich finden. Daß sie um des unreinen Reimes willen beliebt sei, läßt sich nicht wohl mit Karl Grün (Anast. Grün. Augsb. Allg. Zeitung, Beil. Nr. 324. 19. Nov. 1876. Sp. 4.) annehmen, da A. Grün in Str. 1 den unreinen Reim müd' und Lied schon gebraucht und auch später unbeanstandet gelassen hat. Die Wendung: Die Lust zu tragen mied euch (statt verging euch) ist eben nicht sehr geschickt. Ohne Zweifel hatte der Dichter Bedenken, den Ausdruck: müde werden, welchen er Str. 1 mit dem Genitiv „des Dichtens" ergänzt hatte, noch einmal auf die Fragen anzuwenden und mit dem Genitiv des Fragens zu verbinden. Allein grade in dieser Verbindung konnte man ein geschicktes Wortspiel finden und einen glücklichen, auf die Anfangsstrophe zurückblickenden und den Gedanken derselben umbildenden und auf die Frager selbst anwenden-

den Abschluß erkennen. Allerdings es ist die Ellipse: „geworden seid“ nach dem 2. Verse der 14. Strophe etwas hart, und das mag den Dichter zur Änderung mit veranlaßt haben.

2. Gedankengang. Wann werdet ihr Poeten endlich einmal zu dichten aufhören? Die Poesie, welche schon so lange gesungen hat, muß doch endlich auch einmal verstummen. Wir haben so viele Gedichte schon gehört und gelesen, sollte nicht endlich euer Stoff erschöpft sein? (Str. 1. 2.) Auf diese Fragen antwortet der Dichter: Die Poesie wird so lange bestehen, als noch die Gegenstände gibt, welche fühlende Menschen bislang besungen haben, und noch einen Menschen, auf welchen diese Dinge Eindruck machen; als solche Gegenstände nennt der Dichter den „Sonnenwagen im Azurgleis“, also die Sonne, welche an dem azurblauen Himmel ihre regelmäßige Bahn entlang zieht, Sturm und Gewitter, Regenbogen, die Sternenpracht, des Mondes Leuchten, den rauschenden Wald, den Lenz und seine Rosen, den Kirchhof und seine Cypressen. So lange Ein Mensch sein Auge noch zu dem Himmel emporhebt, oder bei der Stimme Gottes im Unwetter bebt und seiner Sünde bewußt wird, um dann in dem Regenbogen das Bild des Gottesfriedens und der Sündenvergebung zu schauen und mit Jubel zu begrüßen, so lange Ein Mensch noch die Flammenschrift der Sternennacht zu lesen im Stande ist und von dem Mondesglanz ein Herz zur Sehnsucht nach der Ewigkeit geführt wird, so lange noch ein Müder im Waldesschatten Erquickung findet und der Lenz mit Blumen die Gefilde und mit Liebe und Hoffnung die Herzen schmückt, so lange noch Schmerz und Verlust Klage- und Trostworte erwecken: So lange lebt auf Erden noch die Poesie und ein glücklicher Dichter. Der letzte Mensch wird auch der letzte Dichter der Erde sein. (Str. 3—11.) — Vorläufig sei also an ein Aufhören der Poesie nicht zu denken, zumal die Schöpfung des Herrn noch immer eine ungeknickte Blume sei, deren Abblühen und Verwelken noch nicht zu erwarten stehe. Erst am Ende der Welt wird die Poesie zu Ende gehen, bis dahin spart euere Frage auf oder — vergeßt sie auch. — (Str. 12—14.)*)

3. Grundgedanke. Es scheint, als habe den Dichter der häufig ausgesprochene Zweifel an der „ferneren Entwicklungskraft und dem Fortbestand der Poesie“ zu diesem Gedichte gereizt. In den dreißiger Jahren hielten viele die deutsche Nationallitteratur für im Niedergange begriffen, die noch lebenden und emporsteigenden Dichter verachtete man als Epigonen, als schwache, verspätete Nachblüten der großen Zeit und wollte ein baldiges Ersterben der gesamten Poesie prophezeien, weil eben Göthe, Schiller, Herder und Lessing tot waren. Das ist, so führt unser Dichter aus, ein Grundirrtum. Dichten heißt die Sprache Gottes in der Natur und im Menschenleben verstehen, auf sich wirken lassen und aussprechen, und solche Menschen, welche

*) Diese drei Strophen werden in dem meisten Anthologien ausgelassen.

in dieser Weise Gottes Stimme hören, fühlen, verkünden, wird es geben, so lange die Erde stehen und Menschen tragen wird. Erst wenn diese Wirkung der Welt auf das Menschenherz nicht mehr möglich ist, wird der letzte Dichter sterben. Wenn, wie der Dichter hier deutlich ausführt, die Poesie mit der menschlichen Natur eng verbunden, gewissermaßen ein Lebensbedürfnis derselben ist, dann kann auch die Poesie nicht untergehen, sondern nur in gewissen Kreisen und zeitweilig unterdrückt werden. Nicht die Erfindungen der Neuzeit töten die Poesie, sondern der Materialismus, der ungeistliche und geistlose Sinn, welcher die Sternenschrift nicht lesen kann trotz aller Vervollkommnung der Fernrohre, Gottes Stimme nicht mehr hört trotz der Telephone und Mikrophone, welcher den Wald mit Holzhändleraugen, den Garten mit dem Kennerblicke des Küchenmädchens betrachtet, das Meer mit Gedanken an die Austern anschnalzt und die Menschen nach dem Gewicht des Geldsackes beurteilt. Aber so wird der Unkrautsame des Materialismus nie den Idealismus überwuchern, daß nicht noch Seelen sich selbst fühlen und ihre Gefühle in Dichtungen ausströmen könnten.

4. Das Gedicht hat sehr viele Anerkennung und auch mannigfache Nachahmung gefunden. Zur **Vergleichung** teile ich hier das Lied Adolf Stöbers mit, welches ohne alle Frage als eine Umbildung unseres schönen Liedes, und zwar als eine dem Originale nicht nachstehende, anzusehen ist.

Der letzte Christ.

(Von Ludwig Adolf Stöber.)

[Geb. 7. Juli 1810 in Straßburg, seit 1840 Pfarrer und Oberschulrat in Mühlhausen i. E.]

1. „Die alte Christuslehre
Hat ihre Zeit verlebt;
Die reifgewordne Menschheit
Nach hellem Lichte strebt.

2. Das Kreuz, schon halb verfallen,
Wann sinkt es ganz und gar?
Wann schwindet von der Erde
Der letzte Christaltar?“

3. So lang im Sünderherzen
Noch ein Gewissen schlägt,
Nach Frieden und Versöhnung
Ein heiß Verlangen trägt;

4. So lang ein Schwerbelad'ner,
Dem jede Stütze bricht,
Sehnsüchtig droben suchet
Ein tröstend Hoffnungslicht; —

5. So lang noch ein Verwais'ter
Um seine Lieben weint,
Und nach dem Lande seufzet,
Das die Geschiednen eint; —

6. So lang ein Mensch gedenket:
„Ich bin des Todes Kind!
Wer hilft, daß ich die Schrecken
Des Grabes überwind'?“

7. So lang im Menschenherzen
Ein Gottesfunke sprüht,
So lang des heil'gen Feuers
Nicht alles ausgeglüht:

8. So lange steht auf Erden
Die Kirche Christi fest,
Und schließt in ihre Hallen
Der Menschheit bessern Rest.

9. Und wer da sucht zu retten
Sein künftig Himmelslos,
Wird für und für sich flüchten
In ihren Mutterschoß.

10. Und stirbt dereinst die Menschheit
Dem alten Erdkreis ab,
So geht im letzten Menschen
Der letzte Christ zu Grab.

11. Und fällt am Tag des Zornes
Zu Asche Sonn' und Stern,
So schwingt sich aus den Trümmern
Das ew'ge Wort des Herrn.*)

---

52. Botenart.

[Gedichte. 15. Aufl. 1877. S. 258.]

1. Der Graf kehrt heim vom Festturnei,
Da wallt an ihm sein Knecht vorbei.

2. Hallo, woher des Wegs, sag an!
Wohin, mein Knecht, geht deine Bahn?

3. „Ich wandle, daß der Leib gedeih',
Ein Wohnhaus such' ich mir nebenbei."

4. Ein Wohnhaus? Nun, sprich' grad' heraus,
Was ist geschehn bei uns zu Haus?

5. „Nichts Sonderlich's! Nur todeswund
Liegt euer kleiner weißer Hund."

6. Mein treues Hündchen todeswund!
Sprich, wie begab sich's mit dem Hund?

7. „Im Schreck eu'r Leibroß auf ihn sprang,
Drauf lief's in den Strom, der es verschlang."

8. Mein schönes Roß, des Stalles Zier!
Wovon erschrak das arme Tier?

9. „Besinn ich recht mich, erschrak's davon,
Als von dem Fenster stürzt eu'r Sohn."

10. Mein Sohn? Doch blieb er unverletzt?
Wohl pflegt mein süßes Weib ihn jetzt?

11. „Die Gräfin rührte stracks der Schlag,
Als vor ihr des Herrleins Leichnam lag."

12. Warum, bei solchem Jammer und Graus,
Du Schlingel, hütest du nicht das Haus?

13. „Das Haus? Ei, welches meint ihr wohl?
Das eure liegt in Asch' und Kohl'!

---

*) Himmel und Erde werden vergehen, aber Christi Worte vergehen nicht. Wo aber das Wort des Herrn ist, da ist die Kirche, und diese hat die Verheißung, daß die Pforten der Hölle dieselbe nicht überwältigen sollen. — Der Grundgedanke des Gedichtes ist übrigens in Str. 8 enthalten.

14. Die Leichenfrau schlief ein an der Bahr',
Und Feuer fing ihr Kleid und Haar.

15. Und Schloß und Stall verlodert im Wind,
Dazu das ganze Hausgesind!

16. Nur mich hat das Schicksal aufgespart,
Euch's vorzubringen auf gute Art."

1. **Form**. Vierfüßige Jamben; je zwei Verse sind durch den Reim zu Reimpaaren verbunden.

2. **Erläuterungen. Str. 1**. „Fest turnei" ist die seltene, etwas altertümliche Nebenform von Festturnier (Wettkampf). Sie ist seit dem 2. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts aus dem Mittelhochdeutschen „der Turnei oder Turnoi" erneut worden. Das Wort findet sich in allen romanischen Sprachen, es stammt von tourner (frzs.), tornare (ital.) = umwenden (nach dem Umwenden der Rosse benannt). Aus demselben Stammworte ist unser turnen (ein von Jahn eingebürgerter Ausdruck) herzuleiten.

V. 2. wallen ist eigentlich ein Ausdruck für in frommer Andacht in die Ferne gehen (vgl. Waller, Wallfahrt,) und scheint deshalb hier nicht vollkommen zutreffend zu sein; doch mag der Dichter die Art des Gehens dieses Knechtes mit dem Ausdruck haben malen und also sagen wollen: der Knecht ging an dem Herrn vorüber, als wenn er ihn nicht sähe und, weil er gedankenvoll, nachdenkend gewesen, nicht habe sehen können; der Knecht ahmte dem andächtigen Wallfahrer nach, um sich von dem verwunderten Grafen ausfragen zu lassen. —

Str. 3. Ich wandle, daß der Leib gedeih' = zu meinem Vergnügen, zu meiner Gesundheit. Das Nebenbei ist charakteristisch; denn eigentlich sagt der kluge Bote jede Hauptsache nebenbei, hinterdrein.

Str. 11. „stracks" = sofort, in demselben Augenblicke, auf der Stelle. — „Herrlein" = der junge Grafensohn wurde junger Herr oder Herrlein von dem Gesinde genannt.

Str. 13. „liegt in Asch und Kohl'!" „Kohl'" ist keinenfalls eine glückliche Form, da sie mißverständlich lautet und Kohl' = Kohle bedeuten soll, während der Hörer zunächst an Kohl (crambe) denkt.

3. **Grundgedanke**. Hiobsposten zu bringen ist keine leichte Aufgabe. Die Trauerboten halten es für sehr geschickt, wenn sie die Botschaften allmählich dem Beteiligten nahebringen und so den letzteren auf die schwerere Nachricht, welche sie bis zuletzt aufsparen, vorbereiten können. Hier zeigt sich aber das Thörichte dieser Botenart. Der Bote hofft durch die Steigerung der Unglücksbotschaft den Schrecken des Grafen mildern zu können, aber die Wirkung ist durchaus umgekehrt, der Schrecken wächst von Nachricht zu Nachricht, und es kann auch nichts Erschütternderes geben, als nach fröhlich durchlebten Tagen, wo das hoffnungsvolle Herz sich nach Hause, zu dem

lieben Weibe, zu dem teuren Sohne sehnt, völlig unerwartet, stückweise und doch in wenig Augenblicken zu erfahren, daß man keinen Sohn, kein Weib, keine Heimat mehr hat.

---

53. Deutscher Brauch.

[Der letzte Ritter. 4. Aufl. Leipzig 1845. S. 114. — 8. Aufl. 1860. S. 113.]
(1495 n. Chr.)

1. Zur Gruft sank Kaiser Friedrich; Gott geb' ihm sanfte Ruh!
Max faßt sein gülden Zepter; ei, Sonnenaar, Glück zu!
Zu Worms nun hielt er Reichstag: auf, Fürstenschar, herbei,
Zu raten und zu fördern, daß Recht und Licht gedeih'!

2. Einst in den dumpfen Ratsaal sprang Max empor in Hast;
Der Staub der Pergamente nahm ihm den Odem fast,
Die spitzen, klugen Reden, die machten toll ihn schier,
Da rief er seinem Narren: „Freund Kunze, komm mit mir!"

3. Den Treuen liebt' er vor allen, wohl einem Gärtner gleich,
Der jeden Baum mit Liebe pflegt in dem Gartenreich,
Doch einen sich erkoren, in dessen Schattenhut
Nach schwüler Tagesmüh er am liebsten Abends ruht.

4. Es wallten nun die beiden die Straßen ein und aus,
Dort auf dem großen Marktplatz sahn sie ein stattlich Haus;
Da rief der Kunz: „Mein König, schließt eure Augen schnell,
Denn traun, schon las manch einer sich blind an dieser Stell'!

5. „Französisch ist's; ihr wißt ja, wie's Frankreich Söhne treiben,
Die anders schreiben als sprechen, und anders lesen als schreiben,
Und anders sprechen als denken, und anders setzen als singen,
Die groß in allen kleinen und klein in großen Dingen."

6. Ein Rittersmann aus Frankreich wohnt in dem stolzen Haus,
Sein Wappenschild, hell glänzend, hängt hoch zur Pfort' heraus;
Mit Schnörkelzügen zierlich in blankem Goldesschein
Schrieb rings er diese Worte ums bunte Wappen ein:

7. „Erst Gott zum Gruß, wer's lieset! — Auf, Deutscher, kühn und wert,
Hier harrt ein Schild des deinen, wenn kampfesfroh dein Schwert,
Und magst du mich bezwingen nach Ritterbrauch und Recht,
Will ich mir dir verdingen als letzter Rüdenknecht."

8. Stumm schritt der König fürder; doch an des Ritters Schild
Hängt bald ein Edelknappe der Habsburg Wappenbild;
Und mit dem Frührot harrend auf sand'gem Kampfesrund
Der König gegenüber dem fränk'schen Ritter stund.

9. Und säng' ich, wie er geschwungen das Schwert, sein breites, treues,
Wie flink gelenkt den Kampfspeer, so säng' ich euch nichts Neues;
Und sagt' ich, wie nimmermüde er Hieb und Stoß gesellt,
Ihr wißt ja, wie's der Deutsche genüber dem Franzmann hält.

10. Und höher stieg die Sonne, der Franzmann lag im Sand,
Das Siegesschwert hell leuchtend ragt hoch in Maxens Hand;
„So schlägt ein deutscher Ritter!“ er sprach's und stand verklärt,
Wie Sankt Michael der Sieger mit seinem Flammenschwert.

11. „Ihr habt euch mir ergeben als letzten Rüdenknecht,
Wohlan, ihr sollt erfahren nun meines Amtes Recht!“
Sein Schwert nun schwang er dreimal: „Steht auf, mein Ritter wert!
So schlägt ein deutscher König, — seid brav, wie euer Schwert!“

12. Singt's allem Land, ihr Sänger, des Fürsten That und Wort,
Neigt euer Schwert, ihr Ritter vor eures Kreises Hort,
Bekränzt des Siegers Schläfe, ihr schönsten deutschen Fraun,
Jauchzt auf, ihr deutschen Herzen in allen deutschen Gaun! —

13. Viel saft'ge Trauben schwellen ringsher um Worms am Rhein,
„Milch unsrer lieben Frauen“, so heißt dort jener Wein;
Saugt jene Milch, ihr Greise, sie macht euch wieder zum Kind,
O Herr, gieb unserm Lande viel Milch so süß und lind!

14. Aus Goldgefäßen quoll sie an Maxens Abendtisch,
Gleichwie aus goldnen Eutern, so labend, klar und frisch;
Wie zecht' an Maxens Seite der fränkische Rittersmann!
Wie wärmend da der Glühborn durch Kunzens Kehle rann!

15. Der Franzmann hob den Becher, begeisternd flammt sein Blut:
„Heil Max dir, edler Deutscher, so tapfer und so gut!“
„Hoho!“ rief Kunz halb grimmig, „jetzt bindet mit mir an,
Wer auf dies Wohl herzinn'ger und besser trinken kann!“

16. Und säng' ich, wie er das Kelchglas geschwungen, sein tiefes, treues,
Wie flink die Krüg' entsiegelt, so säng' ich euch nichts Neues;
Und sagt' ich, wie nimmermüde er Glas auf Glas gesellt,
Ihr wißt ja, wie's der Deutsche genüber dem Becher hält.

17. Wie Schilder klangen die Humpen zusammen hell mit Macht,
Die Blicke blitzten genüber, wie Lanzen in der Schlacht.
Wer fiel, wer stand im Wettkampf? wohl kam es nie ans Licht;
Frug man am Morgen die beiden, sie wußten's selber nicht.

1. **Erläuterungen.** **Str. 1.** Kaiser Friedrich III., der letzte deutsche Kaiser, welcher zu Rom mit der römischen Kaiserkrone gekrönt worden ist, starb nach einer 54jährigen Regierung am 19. Aug. 1493, im 78. Lebensjahre. Kein deutscher König hat so lange regiert als er, und keiner ist so thatenlos und schwach

wie er gewesen. Das Wort des Dichters: Gott' geb ihm sanfte Ruh! deutet auf die vielen Mühsale, welche der Kaiser hatte erdulden müssen und in welchen er meist eine traurige Rolle gespielt hat, zugleich aber deutet der Dichter, mit leiser satirischer Färbung, das Freudengefühl an, welches die Nachricht von Friedrich III. Tode und Maximilians Regierungsantritt erweckte. Auf letzteren sah das deutsche Volk mit den größten Hoffnungen (vgl. des Dichters Wort: „ei, Sonnenaar, Glück zu!")

V. 3. Dieser Reichstag zu Worms (im J. 1495) war zusammenberufen, damit auf demselben der ewige Landfrieden festgesetzt und das Reichskammergericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten zwischen den Reichsunmittelbaren eingesetzt werde. Am 7. August wurde der ewige Landfrieden verkündet, am 31. Okt. das Reichskammergericht von Max in Person zu Frankfurt eröffnet. Letzteres kam später nach Speyer und 1693 nach Wetzlar.

Str. 2. Die widerwilligen Fürsten und anderen Stände machten da Max das Leben anfangs recht sauer, wie sie auch nachmals dem wohlgesinnten, aber machtlosen Kaiser mehr hemmend in den Weg getreten sind, als sie seine großartigen, heilsamen Reformpläne gefördert haben.

Str. 4. Der Lieblingsausdruck Grüns: wallen ist uns schon im vorigen Gedichte begegnet; hier hat derselbe gar nichts von seiner ursprünglichen Bedeutung behalten. Vgl. auch Grüns: Zwei Heimgekehrte und der treue Gefährte!

Str. 5, 3. Max selbst pflegte zu sagen: „Die Franzosen singen höher, denn genotieret ist."

Str. 7. „Rüdenknecht" d. h. der Knecht, welcher die großen Hetzhunde zur Jagd zu führen hat.

Str. 8, 1. 2. „Stumm". Für den Augenblick sprach der Kaiser nichts, aber sein Entschluß war gefaßt. — Der Ritter, von dessen Körperstärke die Historiker nicht genug zu rühmen wissen, hieß Claude de Barre. Nach Anast. Grün hat der Kaiser durch Anheftung des habsburgischen Wappenschildes seine Bereitwilligkeit zum Kampfe öffentlich ausgesprochen und somit seinen Namen nicht verheimlicht. Schöner und wirkungsvoller, übrigens auch von Historikern so berichtet, erscheint uns die poetische Auffassung von Mühlers und Griebels, welche aus dem Namen ein Geheimnis machen, und nach dem Sieg den Siegesjubel durch die Öffnung des Visires und das Sichzuerkennengeben des Kaisers erhöht werden lassen.

Str. 9. Der Dichter, welcher uns vorher den Namen des Kämpfers verraten hat, übergeht mit Absicht die Einzelheiten des Kampfes, übrigens in einer sehr geschickten Form des Übergangs (der Praeteritio). Er lenkt uns nicht nur ab von dem Kampfe, in welchem wir ja nur den letzten Ritter Max thätig sehen, den Kaiser Maximilian übersehen und vergessen sollen, sondern er behandelt den Sieg bei diesem Manne als etwas Selbstverständliches, und er flicht sehr schön seinen eigenen deutschen Patriotismus ein, indem er schließt:

„Ihr wißt's ja, wie's der Deutsche genüber dem Franzmann hält."

Str. 10. Dagegen zeigt uns der Dichter klar den Eindruck, welchen der siegreiche Kaiser auf die Zuschauer macht. Verklärt erscheint der Sieger, wie jener heilige Engel, nachdem er die Lügenbrut, den Satan und sein Reich, mit seinem Flammenschwert überwältigt hat. (Off. 12, 7—9.)

Str. 13. Liebfrauenmilch heißt eigentlich nur der Wein, welcher rings um die Kirche des Liebfrauenstifts zu Worms wächst; jetzt nennt man so alle Wormser Weine. „Unserer lieben Frauen" (Notre Dame) ist selbstverständlich der Genitiv des Singular von Frau; gemeint ist die heil. Jungfrau Maria.

Str. 17. Humpen nennt man die großen, weiten Trinkgeschirre.

2. **Form**. Wir finden hier (und im ganzen „letzten Ritter") die neuere Nibelungenstrophe angewandt, welche uns in dem Uhlandschen Rhapsodiencyklus: „Graf Eberhard der Greiner" und auch sonst wieder begegnen wird.

Die alte Nibelungenstrophe, welche in dem berühmten deutschen Volksepos Nibelungenlied (der Nibelungen Not und Klage) sich angewendet findet, besteht aus vier Langzeilen. Diese Langzeilen sind Accentverse. Die ganze ältere deutsche Dichtung war eine accentuierende, d. h. es kam in derselben nicht auf das Raum- und Zeitmaß einer Silbe (die Quantität), wie bei der altgriechischen Dichtung, sondern auf die Tonstärke (die Qualität) der Silben an. Die Silben, auf ihre Quantität angesehen, scheidet man in lange (—) und kurze (◡), ihrer Qualität nach jedoch in betonte und unbetonte (schwere und leichte) Silben. Die betonten scheidet man auch wohl wieder in hochtonige (6gradige), tieftonige (5gradige), mitteltonige (4 und 3gradige), schwachtonige (2gradige) und unbetonte (1gradige).

Beispiele:	Verskunst: 6. 5.	Harfenspiel: 6. 1. 5.
	König 6. 2.	Wässerlein: 6. 1. 3.
	schöner: 6. 1.	stürzenden: 6. 2. 1.
	Gefangner: 1. 6. 1.	Zufriedenen: 2. 6. 1. 2.
	Nachtigall: 6. 1. 4.	Schweizerland: 6. 1. 4.

Die hochtonigen Silben nennt man in einem Verse Hebungen und begreift in dem Namen Senkungen alle anderen 1—5gradigen Silben. In den älteren deutschen Dichtungen wurden nun die Hebungen sorgfältig gezählt, während die Zahl der Senkungen eine ziemlich willkürliche, wenn auch nicht schrankenlose, war.

Kehren wir zur alten Nibelungenstrophe zurück, so finden wir dort, wie oben bemerkt, vier Langzeilen, deren erste drei 6 Hebungen haben, während die vierte deren 7 aufweist. Beispiele:

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
von helden lobebaeren, von grôzer kuonheit,
von fröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

2. Ez wuohs in Burgonden	ein schoene magedîn,
daz in allen landen	niht schoeners mohte sîn;
Kriemhild was si geheizen	und waz ein schoene wîp,
dar umbe muosen degene	vil verliesen den lîp.*)

Die Accente deuten die Hebungen an. Während nun in der Prosa in einem einzelnen Worte nur eine Silbe den Hochton haben kann, können in dem Verse zwei Hebungen in einem Worte vorkommen, wofür eben mehrere Beispiele gegeben sind.

Außerdem ist zu bemerken, daß diese vier Langzeilen durch einen Einschnitt in der Mitte in 8 Kurzzeilen zerlegt werden. Der Reim findet sich mit Sicherheit nur am Ende der vier Langzeilen, bezw. der graden Kurzzeilen (2 4 6 8), während die ungraden Kurzzeilen nur ausnahmsweise einen Reim haben. (In letzterem Falle heißt das Metrum Hildebrandston.)

Diese alte Nibelungenstrophe hat in der Folgezeit mehrfache Veränderungen erfahren:

1. In der Gudrunstrophe (dem Metrum des Gudrun- oder Kudrunliedes) hat die letzte Kurzzeile gar 5 statt 4 Hebungen, z. B.:

Ein helt der was erwahsen	in Tenelant,
ze Sturme in einer marke:	daz ist not erkant:
dâ sâzen sîne mâge,	die zugen in nâch êre.
im diende ouch Ortlant:	jâ was er vil gewaltec unde hêre.
	1. 2. 3. 4. 5.

Wie in der alten Nibelungenstrophe, so findet sich auch in der Gudrunstrophe eine ziemlich große Willkür bei Anhäufung oder Auslassung der Senkungssilben; auch kommen oft Hebungen von sehr geringem Tone (vgl. verliesen den lîp und in Tenelant) vor. Diese für unser Ohr unangenehm klingenden Härten beseitigt und statt der 7 (8) Hebungen der vierten Langzeile führt nur 6 Hebungen, also mehr Ebenmaß, ein

2. Die neuere Nibelungenstrophe:

In dieser herrscht im allgemeinen der sogenannte jambische Rhythmus vor, d. h. der dem trochäischen*) gegenüberstehende. Jambus nennt man den zweisilbigen Versfuß, in welchem eine kurze Silbe einer langen (◡ —), oder, wie es in der deutschen Metrik, welche das Qualitätsprinzip allein gelten läßt, thatsächlich allein heißen dürfte, eine un- oder schwachbetonte einer hochtonigen Silbe vorausgeht.

Die acht Kurzzeilen haben also gewöhnlich drei Hebungen und drei vorausgehende Senkungen, und die Langzeile hat folgende Gestalt erhalten:

◡ — ◡ — ◡ — ◡̄ ‖ ◡ — ◡ — ◡ —

---

*) Zl. 1. geseit = gesagt; 3. von hochzeitlichen Freuden; 4. möget; 5. mägdlein; 6. war sie — weib; 8. darum mussten der degen viele den leib (leben) verlieren.

Der Einschnitt in der Mitte ist durch eine überschüssige, vor dem Einschnitt eingeschobene Senkung verstärkt. Doch hat auch diese neuere Nibelungenstrophe mehrere Unterarten:

A. Rücksichtlich des Reimes.

a. Es sind nur die Langzeilen, bezw. die graden Kurzzeilen gereimt:

	O König, schöner König,		Wie Renos Welle schallet
2	Mit deinem goldnen Haar,	6	Dein Lied so lustig und frei;
	Mit deinen blauen Augen,		In Kerker und in Banden
4	Gefangner, stolzer Aar!	8	Bricht nicht dein Herz entzwei?

(Zimmermanns: König Enzios Tod. Str. 1.)

b. Es haben die Langzeilen auch einen Mittelreim, bezw. alle, auch die ungraden Kurzzeilen sind gereimt. (Diese Strophe entspricht dem alten Hildebrandston.)

I. 1.	Zu Limburg auf der Feste	Da wohnt ein edler Graf,	2.
II. 3.	Den keiner seiner Gäste	Jemals zu Hause traf;	4.
III. 5.	Es trieb ihn allerwegen	Gebirg und Wald entlang;	6.
IV. 7.	Kein Sturm und auch kein Regen	Verleidet ihm den Gang.	8.

B. Rücksichtlich der Senkungen.

a. Viele Dichter, neue Nibelungenstrophen anwendend, lassen Senkung und Hebung regelmäßig abwechseln; nur daß in der Mitte der Langzeile oder am Ende der ungraden Kurzzeile eine überzählige Kürze (Senkung) bleibt, z. B. Uhlands Überfall im Wildbad, Str.;

◡ — ◡ — ◡ — ◡ || ◡ — ◡ — ◡

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held gar stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

b. Öfters finden sich jedoch auch statt einer Senkung zwei eingefügt, und dann scheint der „jambische" Vers Anapäste,*) oder es finden sich in der Senkung tieftonige, also doch schwere Silben, und dann scheint der jambische Vers steigende Spondäen**) aufgenommen zu haben:

Manche Erklärer, sprechen in solchen Fällen von „jambisch-anapästischen Versen" — ein wenig glücklicher Ausdruck. —

Beispiele: vgl. oben Zl. 6 der Strophe Zimmermanns: Dein Lied so lústig und frér.
— ◡ ◡ —

*) = dreifüßige Versfüße dieser Gestalt: ◡ ◡ ⏊

**) Ein Spondäus besteht aus zwei langen Silben (— —): Vollblut, Herzlieb, Hanswurst; ein steigender Spondäus hat zwei lange Silben, von welchen die zweite den Hochton hat (= Hanswurst), die erste in der Senkung (Thesis), die zweite in der (Arsis) Hebung steht (— ⏊). Mitgift (⏊ —) dagegen ist ein fallender und: „Gift? Nein" ein schwebender (⏊ ⏊) Spondäus. Vgl. König Enzios Tod: Str. 10, 4:

— ⏊ | — ⏊ | — ⏊ |
Dein Herz- lieb ist nicht mehr:

Ferner, aus Zimmermann, König Enzios Tod;

Str. 2, 2. Blieb Luſt und Hoffen mir treu,
3. Und ob ſie den Leib umwanden
4. Mit Ketten, die Seele blieb frei.

◡ — ◡ ◡ — ◡ — —

3. **Würdigung**. Tapferkeit und Edelmut ſind die beiden Grundzüge des Bildes, welches in dieſer Dichtung vom Kaiſer Max entworfen wird. Auf franzöſiſcher Seite zeigt ſich rohe Kraft und unedles Prahlen; der Kaiſer redet nicht, ehe er gehandelt hat, aber dann hebt er den Gegner, welchen er mit ſeiner ritterlichen Kraft in den Sand geworfen hatte, mit ritterlichem Worte wieder auf und zu Ehren. Das alles veranſchaulicht der Dichter aufs beſte. Aber er thut mehr: Der „deutſche Brauch“ erfordert, daß man nicht nur am Tage tapfer iſt in Wort und That, ſondern daß man auch die Siege beim Becher Abends feiert. Und ſo geſchieht es auch hier. Am Morgen tobte ein Kampf, wie auf Leben und Tod, am Abend wird der ſoeben zum deutſchen Ritter geſchlagene Franzmann in den „deutſchen Brauch“ eingeführt, und Freund und Feind ſitzen vergnügt zuſammen und befeſtigen durch Wein den jüngſt geſchloſſenen Frieden. — Das iſt „deutſcher Brauch“, und dieſen zu ſchildern verſteht der Dichter meiſterlich. Dazu verwendet er ſeine ſchöne humoriſtiſche Gabe und thut noch etwas ſatiriſches Surrogat hinzu, um die Wirkung zu verſtärken. — Endlich iſt uns der Dichter ſchuldig, nachdem er uns zuerſt einen Blick in die innige Freundſchaft zwiſchen Max und ſeinem Hofnarren, der aber kein Narr war, dem treuen Kunz von Roſen, vergönnt hat, dieſen Kunz von Roſen nach dem Siege nochmals vorzuführen, und wie konnte der Dichter das in launigerer, ſchönerer Weiſe thun, als, indem er den Hofnarren auf den neuen Gaſt und Freund, auch Gefolgsmann des Kaiſers, deſſen Mund vom Lobe des Kaiſers überſtrömt, eiferſüchtig werden und ihm ſeinerſeits eine Fehde ankündigen und mit ihm ausfechten läßt, in welcher der Hofnarr es mit dem fremden, welſchen Ritter erfolgreich aufnimmt! Daß Kunz den Franzmann ſchon als Franzmann nicht leiden kann, das geht aus ſeiner Charakteriſtik des welſchen Weſens deutlich hervor, um ſo freudiger begrüßt er den Anlaß, ſich an dem welſchen Ritter zu reiben. Aber in dieſem Kampfe ſind die Schilde mächtige Becher, die Lanzen ſind die herausfordernden Blicke der Zechenden. Und nun welch ein trefflicher Parallelismus zwiſchen dem breiten, treuen Schwerte, welches Max, und dem tiefen, treuen Kelchglas, welches Kunz ſchwang (Str. 9 und 16)*), zwiſchen den Hieben und Stößen, welche Max zu einander geſellt hat,

*) Str. 9 und 16 hat Gude aus mir unerklärlichen Gründen ausgelaſſen.

und den Gläsern, welche Kunz jetzt zu einander „gesellt“; dort regnets Hiebe, wie sie eben ein Deutscher, einem Franzmann gegenüberstehend, austeilt; Kunz aber aber kämpft — auch echt deutsch — mit dem Becher einen ähnlich erbitterten Kampf und sucht zugleich den Franzmann niederzutrinken. Ob Kunz auch, wie sein kaiserlicher Gönner, den Fremden völlig besiegt habe, will uns der Dichter nicht verraten. Der Abschluß wirkt viel komischer so wie er lautet:

Frug man am Morgen die beiden, sie wußtens selber nicht.

Vielleicht hatte Kunz den Franzosen besiegt; sicher hatte der Wein auch den Kunz besiegt.

Noch ist auf zwei Eigentümlichkeiten des Gedichtes, bzw. des Dichters, hinzuweisen:

1. Der Dichter verwendet mit besonderer Vorliebe das Gleichnis oder die einfache Vergleichung. Die letztere entsteht dann, wenn neben einen Gegenstand ein demselben in mehrfacher Beziehung ähnlicher gestellt wird und die Ähnlichkeiten dann näher ausgeführt werden oder auch, falls sie sich von selbst ergeben, unausgeführt bleiben. So wird hier in Str. 3. Max einem Gärtner verglichen, welcher alle Bäume seines Gartens mit Liebe pflegt, einen Lieblingsbaum (Kunz) aber habe, dem er seine Liebe in besonderem Grade zuwende; so steht Max in Str. 10. verklärt wie Skt. Michael, da er mit dem Flammenschwert den Satan besiegt hatte; verklärt erscheint hier das Antlitz des Kaisers, da es in Siegesfreude und Majestät strahlt. Die goldnen Becher, welche die Liebfrauenmilch enthalten, vergleicht der Dichter goldnen Eutern (ein minder glücklicher Vergleich!) in Str. 14.

2. Das vorliegende Gedicht ist ein Teil eines modernen Epos. Episch ist auch der Grundzug der Darstellung; dennoch ist das Moderne daran unverkennbar, und dies ist ein unepisches, ein mehr lyrisches Element. Wir gestatten im allgemeinen dem epischen Dichter das Ausruhen in der Erzählung und das Ausfüllen der Pausen in der Erzählung mit Betrachtungen, wie sie Str. 3. 5. 9. 12. 13. 16. vorkommen, aber wir verkennen doch den subjektiven Ton in einem Teile dieser Parenthesen nicht. Eben dieser subjektive Ton, dies Vordrängen der Person des Erzählers in die Erzählung ist im allgemeinen das Zeichen des Kunstepos, aber, wenn es zu stark auftritt, auch ein Verstoß gegen die Grundbedingung des Epos überhaupt. Darum nennen auch die meisten Litterarhistoriker Grüns: „letzten Ritter“ einen Romanzen- oder Rhapsodienkranz.

4. **Zur Vergleichung** teile ich im Nachfolgenden zwei Gedichte*) mit, welche nur den Wettkampf selbst und zwar mit dramatischer Lebendigkeit darstellen (am meisten muß dies von dem Mühlerschen Gedichte gesagt werden, während der Kehrreim in dem Griebelschen Gedichte, so glücklich, ja künstlich die Veränderung desselben auch ist, mich nicht besonders anspricht).

*) Sowie den Nachweis eines dritten, welches hier mitzuteilen der Raum mir verbietet.

1. Das Turnier zu Worms.

Von Griebel.

[Colshorn, des Mägdleins Dichterwald. Hannover. 7. Aufl. 1875. S. 324.]

1. Zu Worms, der alten Stadt am Rhein,
Da wimmelt es lustig aus und ein,
Viel kühne Ritter, jung und alt,
Auf stattlichen Rossen mannigfalt.
Die Rosse muß ich loben!

2. Es hält der Kaiser ein groß Turnei[1]),
Drum zogen die Ritter all' herbei,
Wohl ausgerüstet nach Ritterbrauch,
Mit Lanzen und blanken Schwertern auch.[2])
Die Schwerter muß ich loben!

3. Und in der Herberg' linker Hand
Logiert ein Herr aus Frankenland,
Und oben an des Hauses Thür,
Da hing des Ritters Schild herfür.
Das Schild, das muß ich loben!

4. „Ihr Ritter alle wohlbewehrt!
Ich lad' euch vor mein gutes Schwert;
Ich steh' euch allen Mann für Mann;
Ist wer, der mir obsiegen kann,
Den Recken will ich loben!“

5. Die Degen solches baß verdroß;
Sie lugten treulich[3]) von dem Roß,
Und mancher brave Muttersohn[4])
Gedacht' bei sich: „Den faß' ich schon!“
Den Zorn, den muß ich loben!

6. Sie zogen rüstig vor den Plan,
Mit Helm und Binden angethan,
Drin jeder einen Heldenspruch
Und seiner Dame Farbe trug.
Den Brauch, den muß ich loben!

7. Und hoch im Silberpanzer strahlt
Des Welschen dräuende Gewalt[5]),
Vom eisenblauen Helme wehn
Die gelben Federn schrecklich schön.
Das Zeug, das muß ich loben!

8. Da schließen sich die Schranken auf,
Da sprengt hervor ein ganzer Hauf;
Ein jeder brennt zu kämpfen schier,
Doch einer tritt zuerst herfür,
Und diesen muß ich loben!

9. Doch weh! der fremde Rittersmann
Sieht diesen kaum zur Seiten an,
Und schon beim zehnten, zwölften Streich
Da liegt der andre starr und bleich.
Den Hieb, den muß ich loben!

10. So ging's dem armen zweiten Gauch[6])
Und gar noch fünf, sechs andern auch.
Trüb' schaun die Damen von Balkon;
Viel Ritter zogen still davon.[7])
Den Sieg, den muß ich loben!

---

[1]) Vgl. Grüns: Botenart. Erl. II, S. 288. —

[2]) Dies nachklappende, den Reim tragende „auch“ stört den Leser.

[3]) = sie schauten mit Trotz.

[4]) Muttersöhne sind hier wohl die jungen Ritter genannt, welche sich ihre ersten Sporen verdienen wollten und darum besonders kampf=, weil ruhmbegierig sind.

[5]) Der Reim strahlt und Gewalt ist sehr übelklingend; derselbe unreine Reim begegnet uns in Str. 17, 3. 4. strahlt — Gestalt. Zu dieser Ausdrucksweise in Str. 7. vgl. man Schillers: Graf von Habsburg I, 3. „Saß König Rudolfs heilige Macht.“

[6]) Gauch steht hier in der scherzhaften Bedeutung von: Schelm. Ursprünglich haben Schelm und Gauch eine schlimme Bedeutung, nämlich Schelm = Ehrloser, Gauch = Narr.

[7]) Von dem Haufen, welche Str. 8 erwähnt werden, haben sechs oder sieben den unglücklichen Kampfesversuch gemacht, da verzichten die andern auf den Kampf und verlassen den Kampfplatz.

11. Als dies der stolze Held gewahrt,
Da streicht er höhnisch sich den Bart;
„Ist keiner mehr, der mich begehrt?
So seid ihr keines Pfennigs wert!“
Die Rede muß ich loben!

12. So ruft er's viermal rund herum;
Und alle Ritter bleiben stumm —
Doch nein! Es reitet lobesan
Ein schwarzer Kämpfer auf die Bahn.
Den Schwarzen muß ich loben!

13. Schwarz war sein Panzer, schwarz sein Schild,
Drin war kein Spruch und kein Gebild;
Schwarz war sein Helmbusch, schwarz die Mähr',
Schwarz war der Griff am Degen schwer.
Die Farbe muß ich loben!

14. Hei! wie sie ringen Faust an Faust!
Hei! wie die scharfe Klinge saust!
Zerhauen der Stahl, zerspalten der Schild;
Du welscher Ritter! Es gilt, es gilt![8])
Den Gegner muß ich loben!

15. Zwo Stunden wogte schier der Kampf;
Weit flogen Splitter, hoch stob der Dampf;
Da haut der Schwarze noch einmal drein —
„Halt, oder stirb! der Sieg ist mein!“ —
Den Helden muß ich loben!

16. „Der deutschen Ritter Mut und Ehr'
Ist nun an dir gerochen schwer!
Steh auf und prahle ferner nicht
Und laß dich heilen, armer Wicht!“
Den Rat, den muß ich loben!

17. Da läuft es durch der Schönen Reih'n:
„Wer mag der schwarze Ritter sein?—
Da sinkt der Helm, und freudig strahlt
Des jungen Kaisers Hochgestalt![9])
Den Kaiser muß ich loben![10])

[Litteratur: *J. Grimm, deutsche Mythologie. 3. Ausg. Bd. II, S. 756—759. — *Gude IV. S. 341.]

---

2. Das Festturnier zu Worms.

Von Heinr. von Mühler.

[Geb. 4. Nov. 1812 in Brieg, † als Preuß. Kultusminister a. D. 2. April 1874 zu Potsdam.]

1. Es waren viel Fürsten und Ritter zumal
Gen Worms zu dem Reichstag gezogen;
Es dehnt sich am Rheine, im grünen Thal
Das Lager, ein glänzender Bogen;
Aus dem kräftigen Deutschland der Ritterschaft Kern,
Aus Wälschland[1]), aus Frankreich viel edele Herrn,

---

[8]) Es wird ernsthaft, und es gilt die äußerste Kraftanstrengung, wenn du siegen willst.

[9]) Vgl. die Anm. 5.

[10]) Über den Refrain oder Kehrreim vgl. Erläuterungen I³, S. 93. Chamissos: „Die Sonne bringt es an den Tag.“

[1]) Hier ist unter Wälschland Italien zu verstehen. Vgl. Erl. I³, S. 34.

Ja selbst aus Hispanien kamen sie fern,
Den stattlichen Kaiser zu schauen.[2])

2 Und draußen im Lager begonnen hat frisch
Ein lustiges Leben zur Stunde;
Es klappern die Würfel, das Geld auf dem Tisch,
Und der Becher kreist in die Runde;
Turnier und Stechen[3]) und Schwerterklang
Und Harfen und Geigen und froher Gesang
Und Tanzen und Springen die Nacht entlang
Und überall Freude und Jubel.[4])

3. Doch drin in der Stadt, in dem alten Saal,
Da saß der Kaiser im Leide;
Wohl um ihn die Fürsten und Herren all,
Doch nimmer vereinten sich beide.
Es lag dem Kaiser am Herzen so sehr,
Daß ewiger Frieden[5]) im Lande wär',
Daß nicht mehr sich selber mit eigenem Speer
Das herrliche Deutschland verwunde.

4. Da nahet ein Ritter aus Frankenland,
Ein Riese an Größe zu schauen,
An Mut und an Kraft kein ihm Gleicher bekannt,
Bewundert von Männern und Frauen;
Der hängte zum Hohne der Deutschen an
Seinen mächtigen Schild mit der Inschrift dran:
Ob nirgend es wage ein deutscher Mann,
Mit ihm eine Lanze zu brechen?[6])

5. Man sah manch wackeren Ritter vorbei
Dem höhnenden Schilde wohl reiten;
Doch es gingen vorüber der Tage drei,
Und zum Kampf will sich keiner bereiten;
Doch am vierten Morgen geheftet stand
Ein Eisenhandschuh von mächtiger Hand
Am Schilde des Ritters von Frankenland —
Die Inschrift heruntergerissen!

6. Zum Kampfplatz drängen in endloser Zahl
Sich das Volk, die Fürsten, die Ritter;
Es hält der Franke, gewaffnet in Stahl,
An der Schranke hemmendem Gitter;
Es tönt die Trompete mit neckendem Hohn
Zum ersten, zum zweiten, zum drittenmal schon:
Da klinget von drüben mit hellem Ton
Die mutige Antwort entgegen.

7. Und ein Ritter reitet den Kreis hinein
In schwarzem, eisernem Kleide,
Wohl um Haupteslänge dem Gegner zu klein,
Kein Zeichen in Schild noch Geschmeide;
Doch von nervichtem Wuchs und an Schultern breit,
Er tummelt sein Roß wie zum Tanz in den Streit,
Ein König an Anstand und Herrlichkeit,
Daß die Menge ihn jauchzend begrüßet.

---

[2]) Das Reimbild ababcccd unterscheidet sich von dem des Hochzeitsliedes Göthes nur dadurch, daß hier eine Zeile weniger ist, als im Götheschen Liede (ababcccdd). Auch sonst erinnert der anapästische Rhythmus stark an jene Ballade.

[3]) Stechen = das Ringstechen ist wohl gemeint, ein beliebtes Reiterkunststück.

[4]) Die Polysyndese erinnert lebhaft an Göthes Hochzeitslied, Str. 8. Vgl. Erl. II, S. 152.

[5]) Vgl. über den ewigen Landfrieden das oben Gesagte.

[6]) Das Urbild dieser Beschreibung ist offenbar der Philisterriese Goliath, vgl. das Hohnsprechen an drei aufeinander folgenden Tagen (Str. 5, 3.)

8. Und mahnenden Klangs die Trompete tönt,
Und es fliegen die Kämpfer zusammen,
Laut, wie der krachende Donner dröhnt,
Wie des Blitzes geflügelte Flammen.
Und der deutsche Ritter mit kräftiger Hand
Aus dem Sattel hob er den Franken gewandt
Und warf ihn klingend hinab in den Sand,
Daß die Sinne ihm schwindend vergehen.

9. Wie ein tobender Strom aus dem Felsen bricht
Der Menge Jubel dem Sieger,
Da schlägt zurück von dem Angesicht
Den Helm der mutige Krieger;
Und den Kaiser das staunende Volk erblickt,
Der für Deutschlands Ehre das Schwert gezückt
Und den höhnenden Franken hat heimgeschickt,
Mit Schimpf und Schande beladen.

10. Und wie die Fürsten den Helden schau'n,
Von dem Volk auf den Händen getragen,
Da faßt sie alle ein mächtig Grau'n,
Den Strauß mit dem Kaiser zu wagen.
Sie sind ihm willig und sind bereit,
Zu enden den innern, verderblichen Streit,
Und jubelnd verkündet nach kurzer Zeit
Wird ewiger Frieden[7]) im Lande.

---

3. Kaiser Maximilians Zweikampf.

(Von Karoline Pichler, geb. v. Greiner.)
[Geb. 7. Sept. 1769, † 9. Juli 1843 in Wien.]

Der Text findet sich in Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter 1853. 3. Aufl. S. 122.

Schriftliche Aufgaben: 1. Deutscher Brauch. Erzählung (auf Grundlage des Grünschen Gedichtes). — 2. Vergleichung der drei (bzw. vier) Dichtungen unter einander.

[Litteratur: *Gude IV, S. 347 ff.]

---

[7]) Vgl. Schillers: Graf von Habsburg Str. 2. und Schlußstrophe, in jener die Verse:

Denn geendet nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden;

in dieser die Schlußworte:

Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

54. Die Reiherbeize.

[Der letzte Ritter. 4. Aufl. Leipzig 1845. S. 58. — 8. Aufl. 1860. S. 58.]

1. Als Lenz die Erde wieder im ersten Kuß umschloß,
Da ritt aus Brügge's Thoren ein bunter Jägertroß;
Viel schmucke Falkoniere sah man zu Rosse ziehn
Und an des Gatten Seite die schöne Herzogin.

2. Am Arm saß ihr ein Falke. Ob seinem weißen Gewand
Ward er bei Hofe scherzweis der Dominikaner genannt;
Ein schwarzes Käppchen bedeckt' ihn, er trug ein silbern Kollar,
Darauf das Wörtlein „Aufwärts!" in Gold zu lesen war.

3. Weit dehnt sich eine Heide, da grünt kein schatt'ger Baum,
Nur Dorngestrüppe wuchert zerstreut im öden Raum;
Zur Linken liegt ein Weiher, des Reihervolkes Bad,
Da wäscht es sein Gefieder sich selber zum Verrat.

4. Jetzt rauscht es in den Wellen, es kreischt aus dem Schilf hervor,
Und rechts- und linkshin fliegen verscheuchte Reiher empor.
Vom Arm der Jäger steigen die mut'gen Falken hinan;
Gleich Wünschen der Menschenseele so schweben sie himmelan.

5. Und jedes Jägers Auge will mit dem Falken ziehn;
Wie die in Lüften stoßend zur Rechten und Linken fliehn,
So sprengen flink da unten die Reiter kreuz und quer,
Es dröhnt die bebende Heide, Staub wirbelt drüber her.

6. Doch sieh! mit flatternder Mähne läuft dort ein lediges Roß.
Wie's schnaubt, wie scheu es blicket! Nun sprengts durch den wirren Troß;
„Halt an, erfaßt den Zügel! Wo sank der Reiter hin?
O Gott, dort liegt im Blute die edle Herzogin!"

7. Es lehnt ihr bleiches Antlitz sanft in des Gatten Schoß,
So blaß wie Abendwolken, wenn Spätrot längst zerfloß.
Ach, wie in roter Strömung der Lebensquell versprüht!
Wie reich die blutge Rose ihr aus dem Herzen blüht!

8. Ein Kinderpaar an der Leiche, das weinenden Engeln glich,
Beugt zärtlich über die bleiche, entseelte Mutter sich:
So wiegen zwei Rosenknospen, an einem Stamm erglüht,
Sich über die Mutterrose, die sturmentblättert verblüht.

9. Mit traurig gesenktem Köpfchen, in buntgetünchtem Gras,
Als Tröster ihr zur Seite der Dominikaner saß;
Wollt ihr sein Sprüchlein wissen? sie selbst hat's ihn gelehrt;
„Aufwärts!" so heißt's und glänzet in Goldschrift unversehrt.

1. Erläuterungen. Str. 1, V. 1. Dieses Gedicht besingt ein früheres Ereignis, als das vorausgehende. Der Tod der Maria von Burgund fällt in das Jahr 1482.

V. 3. „Falkonier" heißt eigentlich Falkenier und ist von dem mittellateinischen falconarius abgeleitet. Die deutsche Wortform ist Falkner (mhd. valkenaere), d. h. der Jäger, welcher mit Hilfe abgerichteter Falken auf Reiher Jagd machte. Die Jagd mit Hilfe abgerichteter Raubvögel nannte man Beize. In Deutschland ist die Beize seit diesem Jahrhundert außer Gebrauch gekommen, noch nicht völlig in England und Holland, sehr üblich ist sie noch in Asien und in der Wüste Sahara.

V. 4. Maria von Burgund, die einzige Tochter Karls des Kühnen und dessen reiche Erbin, der Abgott der Niederländer, hatte aus inniger Liebe dem Herzoge Maximilian ihre Hand gereicht und war seit 1477 glücklich mit ihm verheiratet.

Str. 2, 2. Die Dominikaner trugen ein weißes Ordenskleid mit schwarzem Mantel und schwarzer, spitziger Kapuze (vgl. hier das „schwarze Käppchen") — „Kollar" = collarium oder collare, Halsband.

Str. 4, 4. Der Vergleich erscheint gesucht. Man erwartet wohl, daß die Wünsche der Menschenseele mit Falken, aber nicht, daß das Konkretum Falke mit dem Abstraktum Wunsch verglichen werde. Der Dichter will offenbar auf die Schlußzeile: „Aufwärts! so heißts" ꝛc. vorbereiten und in der Devise mehr als die nächstliegende Beziehung, nämlich die Sehnsucht der Maria nach dem Himmel, lesen.

Str. 5. will = der Jäger brennt vor Kampfeseifer und bedauert, mit den Falken nicht emporfliegen zu können, verfolgt aber seinen Falken mit den Blicken unverwandt; daher spiegelt sich unten auf der Ebene im Hin- und Herreiten der Jäger das Kampfgewoge in der Luft ab.

Str. 7. Zwei Bilder lösen sich ab, um die Bläſſe des Antlitzes und das Verströmen des Lebens im Blute zu malen.

Str. 8. Philipp (geb. 1478), der nachmalige Gemahl der Johanna (der Wahnsinnigen), der Erbin von Arragonien und Kastilien, und der Vater Karl V., des Nachfolgers Maxens, († in Burgos 25. Sept. 1506) und Margaretha, (geb. 10. Jan. 1480) die nachmalige Gemahlin des Infanten Johann von Spanien (seit 1497, noch in demselben Jahre verwitwet), später des Herzog Philibert von Savoyen Frau (seit 1501, verwitwet 1504) und zuletzt Statthalterin der Niederlande, als welche sie am 1. Dez. 1530 in Mecheln starb. (Sie ist von ihrer „Groß-Nichte" Margaretha von Parma, der Tochter Karl V., wohl zu unterscheiden!) Aus den oben angegebenen Zahlen ergiebt sich, daß die Kinder weder sich über die Leiche der Mutter haben beugen, noch an der Jagd teilnehmen können. — Auch diese Str. enthält eine Vergleichung und ein Gleichnis.

Str. 9. Es fehlt ein Geistlicher, der Maria in ihrer Sterbestunde mit dem Troste der christlichen Hoffnung beizustehen; da tritt der „Dominikaner" als Tröster an die Stelle des Priesters. Seine Trauer thut der Sterbenden

wohl, und „Aufwärts," die Inschrift seines Halsbandes, wirkt wie ein letztes mahnendes Wort aus Priestermund, ja wie ein Trosteswort aus Gottes Munde. Die Seele reißt sich los von dem zerbrochenen Leibe und schwingt sich aufwärts.

Des Dichters Leben.

Anastasius Grün ist der angenommene Name des Dichters Anton Alexander Maria, Graf von Auersperg; dieser wurde am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Er entstammt aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Östreichs und, was mehr sagen will, aus einem der verdientesten. Fast an allen Kreuzzügen haben Auersperge, welche schon seit dem 9. Jahrhundert in Krain ansässig waren, teilgenommen. In den Türkenkriegen haben dieselben Hervorragendes geleistet. Krain war mehrere Jahrhunderte hindurch ein großes Feldlager und mußte wie eine große Vorpostenwacht in jedem Augenblick marsch- und kampffertig sein.*) In jenen Zeiten der Not des Reiches von den Türken haben zwei Auerspergs ihr Leben im Kampfe gelassen, zwei andere durch hervorragende Kriegsthaten ihren Namen berühmt gemacht. Ebenso waren des Dichters Vorfahren der Lehre Luthers aufrichtig zugethan und haben länger, als irgend wer in ihrem Stammlande, der Gegenreformation widerstanden, auch allezeit den Segen der evangelischen Freiheit in späteren Zeiten erkannt und zu verbreiten gesucht. Auch unser Dichter verrät in jedem Verse, welchen er über Luther singt, wenigstens daß er jener alten Familientradition nicht untreu geworden ist, obgleich er ein volles Verständnis der evangelischen Wahrheit nicht besaß. Im vorigen Jahrhundert wurde ein Zweig der Familie in den Fürstenstand erhoben, und dem gefürsteten Zweige entstammt jener Fürst Carlos Auersperg, welcher bis vor wenigen Jahren k. k. Ministerpräsident gewesen ist.

Unser Dichter verlebte seine früheste Jugend in dem romantischen Schlosse Thurn am Hart, unweit der Save, in dem an Naturschönheiten so reichen Krainer Lande. Sein erster Lehrer war ein Exfranziskaner. Den siebenjährigen Knaben vertraute der Vater dem Theresianum in Wien an, aber schon nach 2 Jahren erklärten ihn die Pädagogen der Ritterakademie für unverbesserlich, und der Knabe ward in die Militär-Ingenieur-Akademie aufgenommen, weil sein Vater ihn für den Soldatenstand bestimmt hatte. Allein der Vater † schon 1818 und hinterließ seinem Sohne ein großes Majoratserbe, die Herrschaft Gurkfeld und die Grafschaft Thurn am Hart, zwei in Krain belegene Besitzungen. Doch der junge Majoratsherr lernte weiter und zwar seit dem 15. Juni 1819 als Zögling des Klinckowströmischen Institutes zu Wien, wo die Obervormundschaftsbehörde den einzigen Sohn des Familienzweiges unterbrachte, mit hervorragendem Erfolge, so daß er in allen Fächern

*) Vgl. Anastasius Grüns Vorwort zu den Volksliedern aus Krain.

im Abgangszeugnis die Note primam eminenter (die erste Note mit Auszeichnung) erhielt. Das Institut war hyperkatholisch, aber der in denselben waltende Geist stieß den jungen Menschen nur ab, ohne seinen Geist zu beeinflussen.

Auf der Hochschule zu Graz studierte Graf Anton anfangs Jurisprudenz (seit Okt. 1824) und zwar zwei Jahre hindurch. In jener Zeit veröffentlichte er seine ersten poetischen Versuche in der „Theater-Zeitung.“ Von 1826—28 setzte er sein Studium in Wien fort. Dann kehrte er auf seine Güter zurück, wo er studierte und dichtete und von wo er zeitweilig größere Reisen unternahm, auch in Wien öfters länger in dem Kreise der Dichter und Künstler weilte, welcher im silbernen Kaffeehause bei Neuner in der Plankengasse sich versammelte. Auf seinen Reisen hat er Italien mehrmals besucht, aber auch Frankreich, Belgien und England durchwandert. — Am 11. Juli 1839 verheiratete er sich mit der Reichsgräfin Maria von Attems, einer Tochter des k. k. Geh. Rats, Oberst-Erb-Kämmerers und Landeshauptmanns in Steiermark.

Im Jahre 1830 gab er seine Liedersammlung heraus: „Lieder der Liebe,“ welche aber in der aufgeregten Zeit des Revolutionsjahres unbeachtet blieben. Der „letzte Ritter,“ ebenfalls 1830 erschienen, gewann dem Dichter schon mehr Beachtung. Ein moderner „Teuerdank“ ist dieser Romanzencyklus wohl genannt worden, d. h. eine Reproduktion jenes Buches, welches Maximilian selbst verfaßt und in dem er seine Brautwerbung und einige seiner Thaten und Erlebnisse, mit allegorischem Beiwerk reichlich verunziert, erzählt. Das Buch entsprach zwar nicht den höchsten Anforderungen an ein Kunstepos, immerhin war die Sprache so bilderreich, so anziehend, der Humor, welcher durch das Büchlein sich hindurchzog, so anmutig, die Wahrheitsliebe und der Freiheitsdrang des Dichters, welche hie und da durchbrachen und immer durchschienen, so ansprechend, daß das Werk nur aus dem Gegenstande selbst den Mangel eines durchschlagenden und bleibenden Erfolges herleiten kann. Maximilian war zwar eine ritterliche, aber keine kaiserliche, keine dem Volksgeiste durchaus nahe stehende, sympathische Persönlichkeit, vielmehr ein Sonderling, ein Mann, welcher mehr tollkühn als mutig war und in dem Volke sich kein bleibendes Gedächtnis gestiftet hat. Übrigens hatte der Dichter seine dichterischen Produkte unter dem Pseudonym Anastasius Grün und im Auslande (Stuttgart) erscheinen lassen, um den Scherereien der östreichischen Censur zu entgehen.

Völlig anonym erschienen im J. 1831 in Hamburg bei Hoffmann und Kampe seine: „Spaziergänge eines Wiener Poeten,“ gewidmet dem Dichter Ludwig Uhland, dem Helden der Freiheit und des Rechtes, und diese Gedichte, in achtfüßigen Trochäen abgefaßt, mit politisch freisinnigem Tone, schneidendem Witze und voll von kräftigen Angriffen gegen die Metternichsche Regierungspolitik, Censurwirtschaft 2c., machten in jener politisch aufgeregten Zeit ungeheures Aufsehen. Das

Herz dieses Dichters schlug mit seinem Volke, und der Mund forderte Freiheit der Bewegung, des Wortes, des Glaubens. Dennoch hatten auch diese Gedichte nur den Erfolg politischen Dichtungen, — man pries sie heute in den Himmel, um sie morgen zu — vergessen. Populär sind diese Gedichte nicht geworden. Eins derselben will ich hier mitteilen:

Gastrecht.

[Spaziergänge eines Wiener Poeten. 6. Aufl. 1861. Berlin, Weidmann. S. 86.]

1. Alexander Ypsilanti*) stürzt vom Schlachtfeld kampferhitzt.
Wo die Freiheit ihres Blutes letzten Tropfen hat verspritzt,
Wo er einen hohen Orden sich gewonnen, unbewußt,
Eine schöne Heldenwunde, klaffend vorn an seiner Brust.

2. So mit stolzer Purpurrose seinen Busen ausgeschmückt,
In der Hand den Stumpf des Schwertes, kampfzerbrochen und zerstückt,
Tritt der Held auf Östreichs Boden, — o beträt' er ihn doch nicht!
Beut vertrauend uns die Hände, tritt an unsern Herd und spricht:

3. „Wenig ist's, darum ich flehe! Gebt mir Linnen zum Verband,
Laßt an eurer Luft mich laben, und erfreun an eurem Land!"
Mächt'ger als der Mund des Gastes spricht sein rinnend Heldenblut!
Und sie heißen ihn willkommen, und zu bleiben wohlgemut:

4. „„Munkats ist ein hübsches Schlößlein, Luft und Aussicht schön und rein!
Nur beschränkt euch noch einstweilen auf ein einz'ges Fensterlein;
An Verband soll's auch nicht fehlen, der wohl fest und gut euch paßt,
Scheint er auch zu sein von Eisen, gleicht er auch den Ketten fast"". —

5. Durch sein Gitterfenster nieder blickt der Griechenheld auf's Land,
Das in schwelgerischer Fülle zaubervollen Lenzes stand:
„O wie können Rosen duften, Saat und Frucht noch schwellen dicht,
Saft'ge Reben lockend winken, wo des Gastes Recht man bricht? — —"

6. Sieben lange Jahr' in Ketten dort der Leu aus Hellas lag,
Sieh, nun löst man sie, daß wieder frei mit uns er wandeln mag!
Aber kaum nach sieben Tagen brach der Tod sein Herz entzwei!
Traun, mich dünkt, daß er gestorben wohl an unsrer Freiheit sei!

Im Jahre 1835 trat der Dichter, diesmal wieder Anastasius Grün sich nennend, mit einer neuen Sammlung von Gedichten hervor, welcher er den Namen: „Schutt" gegeben hatte. So wie die beiden letzten Sammlungen gezündet hatten, zündete diese nun nicht. Im Gegenteil. Viele erwarteten wieder demokratische Lieder und waren enttäuscht, als sie tiefsinnige Reflexionen ohne persönliche oder politische Spitzen fanden. Diese Sammlung war geradezu unpolitisch im engeren Sinne, von Östreich findet sich erst recht keine Spur. Auf Italiens Boden sehen wir zunächst den „Turm am Strande", in welchem ein freiheitliebender Dichter Venedigs seinen Freiheitsdrang büßt. Ein trauriges, schauriges Kerkerleben zeigt uns der Dichter, und als es endet, als der

*) Vgl. Wilh. Müllers: Alexander Ypsilanti auf Munkacs, wo wir auf obiges Gedicht zurückkommen werden.

Kerker dem Dichter geöffnet wird, da sind alle seine Freunde tot, und gebrochenen Herzens kehrt der alte Dichter in seinen Kerker freiwillig zurück. „Eine Fensterscheibe" ist die Überschrift einer zweiten Abteilung, in welcher Klosterscenen mancher Art an unserm Auge vorübergeführt werden. Wir sehen eine Messe, einen fluchenden greisen Mönch, das üppige Gelage der Mönche, eine Beichte, die Reihe der Äbte, ein im Kloster endendes verfehltes Leben eines ehemaligen fröhlichen Studenten 2c. Es fehlt nicht an Anspielungen auf die Verkehrtheit dieses selbstgewählten Gottesdienstes und nicht die Hoffnung, daß die Zeit des Klosterlebens wohl vorüber sei.

Im „Cincinnatus", dem dritten Teile dieses Büchleins, begleiten wir ein Schiff jenes Namens in die neue Welt, das Land der Freiheit. Hier träumt sich denn der Optimismus des Dichters jenen ewigen Frieden zwischen Weißen und Roten, ein neues Paradies. Er vergaß nur, daß die Menschen die Sünde noch nicht abgelegt haben, welche sie aus dem alten Paradiese vertrieben hat.

Das vierte und letzte Stück dieser Schrift ist: „Fünf Ostern" betitelt. Christus soll nach der Sage in jeder hl. Osternacht früh Morgens auf dem Ölberge wallen und auf die Stätte seines früheren Wirkens niederschauen. Was sieht er da? Zuerst ein durch die Römer zerstörtes Jerusalem, dann den Gottfried von Bouillon, welcher mitten unter den blutbefleckten, wilden Kreuzfahrern kniet, darauf wieder Jerusalem in den Händen der Muhamedaner, die Dome verödet, die Kirchlein zerbröckelnd, endlich die Stadt, welche den Weltverheerer Napoleon erwartet und doch nicht sieht, da dieser an der Stadt des Friedefürsten vorüberzieht. Noch ein Ostern bleibt übrig, das ist des Dichters Traum für die Zukunft. Er glaubt an und hofft auf eine Zeit, wo die Völker in ungetrübtem Glücke unter den Rosen wohnen und völlig die Zeit des Kreuzes vergessen haben. Eines schönen Tages wird ein Liebespaar auf Golgatha ein formlos eisern Ding finden, aber niemand wird den Halbmond kennen, auch der älteste Greis nicht; auch ein steinernes Kreuz wird man aufgraben, aber nicht zu deuten wissen. Man stellts im Garten auf: und Rosen und andre Blumen ranken sich an diesem Kreuze empor, und nun schließt das Lied:

> So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
> Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
> Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
> Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Ein sonderbarer Schwärmer, Idealist und Optimist! Zu solchen Träumen kommt, wer die Menschheit liebt, aber nicht kennt, an die Vollkommenheit der Menschennatur glaubt, Gottes Offenbarung in Christo nach ihrem Segen, ihrer Realität, ihrer ewigen Kraft nicht kennt und darum für der Vervollkommnung und Vergänglichkeit fähig hält.

Im Jahre 1837 erschienen Grüns Gedichte, welche zum Teil

früher veröffentlichte Gedichte, wie die „Lieder der Liebe“, in gefeilter Form und mit sehr strenger Auswahl enthielten, außerdem aber eine große Anzahl neue, meist vortrefflichen Inhalts und tüchtiger Form (das Blatt im Buche, Mannestreue, Göthes Heimgang, der letzte Dichter, der Ring, die Baumpredigt, der alte Komödiant &c.)

Die im J. 1839 geschlossene Ehe blieb zwanzig Jahre hindurch kinderlos, dann erst wurde den glücklichen Eltern ein Sohn geschenkt, der jetzige Majoratsherr Graf Theodor Ignaz Anton Alexander von Auersperg.

Zwei spätere Werke sind die humoristischen: „Nibelungen im Frack“ (1843) und „Der Pfaff von Kahlenberg“ (1850.) Jenes besingt einen verrückten Musiknarren, den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg, welcher der Marotte anhing und nachging, einen Musikus zu finden, so groß, daß er die Baßgeige wie eine Violine spielte, und einen anderen, so klein, daß er die Violine wie eine Baßgeige zwischen den Knieen festhielt und so bearbeitete. Der wackere Herzog sah endlich seinen Lebenswunsch erfüllt und fand jenen Riesen und diesen Zwerg! Der Glückliche!

Aber diese echt-humoristische Schrift entsprach doch den Erwartungen und zwar um deswillen nicht, weil der Inhalt bis auf eine kleine Stelle unpolitisch war. Diese Stelle lautete:

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer trotz sondrer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein:
Der Knecht will Unterknechte, — der Freiheit selbst kein Sklav' ich sein!

Diese Stelle aber war veranlaßt durch einen heftigen Angriff Georg Herweghs, (1817—1875) in dessen Gedichten eines Lebendigen (I, S. 88, 3. Aufl. 1842. Zürich) wir folgendes lesen:

Anastasius Grün.

(Wien, 13 Febr. 1840. Anastasius Grün befindet sich seit einigen Tagen hier, um sich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben, da seine Frau, geborne Gräfin Artems, Sternkreuzordensdame wurde und doch nicht allein zu Hofe gehen kann. Der Graf soll dem Poeten gänzlich entsagt haben. Leipz. Allg. Z.)

[1840.]

1. Ein heiß Gebet, befremdend wohl und neu,
Sei, Todesengel, heut' an dich gerichtet:
Tritt in die Hütte, an die harte Streu,
In den Palast, und horch, wo Einer dichtet!
So lang er sich und seinem Schmerze treu,
Bei seinem schönsten Lied werd' er vernichtet!
Für tausend Tote will ich Thränen haben;
Doch Lebende lernt' ich noch nicht begraben![1])

---

[1]) Der Sinn dieser Verse ist: Der Todesengel solle jeden Dichter mitten aus seiner Laufbahn, aber zu einer Zeit abrufen, wo er seiner Gesinnung noch treu sei. Der Dichter Herwegh wolle gern jeden Toten beweinen, aber schrecklich sei ihm, Lebende begraben, als Abgefallene (Apostaten) ansehen zu müssen.

2. Ein Fähndrich[2]) warf das Banner hin und floh,
Und hat sein Heer, halb siegreich schon, verlassen.
Ich aber frage angsterfüllet: Wo,
Wo darf ich ferner lieben oder hassen?
Ein Lied, begeistert, traurig oder froh —
Am Ende wirds ein Spottlied auf den Gassen!
Das wie ein Held gepanzert vorwärts drang,
Dein Lied, auch deines, wär' der Lüge Klang?

3. O, sage! Nein: O, sage jenen Flachen,
Daß ewig deiner Seele sie nicht wert!
Die Freiheit träumte jüngst noch vom Erwachen,
Als du ein „neues Ostern“ uns bescheert[3]).
Behalt' das Ruder, steure fort den Nachen,
Blitz' durch die Finsternis mit deinem Schwert!
Du wolltest in dem Rat der Spötter stehen?[4])
Ich will dich lieber auf dem Munkatsch[5]) sehen!

4. Was giebt es wohl, das unverdorben bliebe,
Wo eine schwere Luft des Dünkels weht?
Zum Hasse wird im Herzen dort die Liebe,
Vergiftet auf der Lippe das Gebet!
Kein Stern so schön, daß er nicht bald zerstiebe,
Wenn er am Ordenssternenhimmel geht!
Und alles um ein Weib? Soll ich es glauben?
Ein Weib darf Dich Dir selbst, — doch uns nicht rauben!

5. Darf man den Tempel um ein Weib entweih'n?
Mit einem Weib um goldne Götzen tanzen?
Du willst nicht mehr so frei sein, frei zu sein?
Dein Schwert als Kreuzlein auf die Brust dir pflanzen?
Ich such' den Dichter nur in unsern Reihn[6]) —
Leb' wohl! Leb' wohl! Ich laß dich deinen Schranzen!
Schon hör' ich dich: „Herz, Herz — nicht mehr so warm!
Wir geh'n zu Hofe — Gräfin — Ihren Arm!“[7])

Anastasius Grün hat sich in folgendem Gedichte gegen Herwegh verteidigt:

Apostasie.

[Gedichte, 15. Aufl. 1877. S. 202.]

1. Hie Welf! Hie Waiblinger! Laß sehn!
Nur schwanke nicht hin und her!
Du kannst, ein Ehrenmann, auch stehn
Gegenüber in Feindesheer.[1])

---

[2]) Der Träger des Banners der Freiheit ist Grün.

[3]) Anspielungen auf das fünfte Gedicht in dem Ostercyklus. Vgl. Schutt, 4. Abt. —

[4]) Wir denken unwillkürlich an Ps. 1, 1. Aber Herwegh versteht unter dem Spötterrat die Versammlung Metternichscher Kreaturen, welche über die Freiheitsapostel spotten.

[5]) Vgl. das Gedicht Grüns in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“: Gastrecht.

[6]) Ja in den Reihen der wahren Freiheit soll sich der Dichter nicht umsonst suchen lassen. Aber die gottgewollte Freiheit baut keine Barrikaden, zertrümmert weder Thron noch Altar, lästert weder irdische noch himmlische Majestäten. Grün und Herwegh hatten, obgleich sie beide Freiheitsapostel hießen, einen durchweg andern Geist.

[7]) Diese beiden letzten Verse sind ein furchtbarer Hohn auf das Hofceremoniel, welches Wärme der Liebe in kalte, steife Etikette verwandele.

[1]) Das hatte Herwegh oben Str. 5. geleugnet. —

2. Magst Bär im Geklüft, magst Falk' im Licht,
Nur Fledermaus nicht sein;
Sei Palme oder Eiche, nur nicht
Das Schlingkraut zwischen den Zwei'n.[2])

3. Ob Wahn, ob Wahrheit dein Panier!
Wer löst's, wem glaube dein Herz?[3])
Am Feuer der Treue läut're dir
Zu Gold unechtes Erz!

4. Wer trommelnd, trompetend mit uns geht,
Der bessere Held ist's nicht,
Doch der, so fest zur Fahne steht,
Wenn er kein Wort auch spricht.

5. Doch schmäht nicht den Mann, der, drüben itzt,
Bei unsrer Fahn' einst stund!
Sein Blut, schon einst für uns verspritzt,
Ein Siegel ist's meinem Mund.[4])

6. Ich sah auch Locken, braun und lang,
Zu dünnem Schnee verwehn,
Manch nervigen Arm, der das Schwert einst schwang,
Betkügelchen zitternd drehn.

7. Ich sah's, wie Fieber des Weisen Wort
In Unsinns Gräuel zerbrach,
Ich hörte den Thoren im Irrsinn dort,
Der Perlen der Weisheit sprach.

8. Ich sah den Raufbold friedlich gemacht,
Verwittert der Jugend Rot,
Den Schwätzer zu ewigem Schweigen gebracht!
Wer kann für Krankheit und Tod?

9. Will's Gott, so lang ich gesund, erspäht
Bei diesen Fahnen ihr mich!
Wahr's Gott, wenn ihr je mich drüben fäht,
Dann krank oder tot wär' ich.[5])

10. Denkt mein wie eines Toten dann;
Es mag wohl bitter sein,
Vorbeizugehn als lebend'ger Mann
Am eignen Leichenstein.[6])

Ein anderes Erlebnis hatte der Dichter noch im Jahre 1843. Ein „Dichter" und „Adliger," — Braun von Braunthal verriet der Polizei, welcher östreichische Dichter sich unter dem Namen Anastasius Grün berge, und Graf Auersperg zahlte 25 Dukaten, weil er — Schriften im Auslande hatte drucken lassen! Im übrigen war die Ehrenhaftigkeit des Mannes und seine unabhängige Stellung für den Gefährdeten hinreichender Schild. Überrascht war auch niemand, da es lange offenes Geheimnis war, daß Graf Anton Auersperg — und Anastasius Grün identisch seien.

Im Jahre 1848 erwachten in dem Dichter wieder seine alten Hoffnungen, aber die Enttäuschungen blieben nicht aus. Zunächst gab Kaiser Ferdinand in Wien die feierliche Zusage einer konstitutionellen Verfassung. Mit dieser Botschaft reiste der Dichter in seine Heimat; überall weckte die Nachricht Jubel.*)

---

[2]) Der Dichter will ganze Charaktere, überzeugungstreue Männer, er haßt die Halben, die Manteldreher. —

[3]) Ein etwas dunkler Ausdruck statt: Wer beantwortet die Frage, wem dein Herz Glauben schenke, ob dem Wahne oder der Wahrheit?

[4]) Das früher für die gute Sache verspritzte Blut schließt nun dem Dankbaren den Mund, daß er nicht richten oder spotten kann. —

[5]) In solchen Fällen, wo einer von der guten Sache abfällt, nehmt an, daß er entweder krank oder tot sei. — „Wahr's Gott" — Gott bewahre mich davor! aber wenn es doch geschähe, dann wäre ich 2c. —

[6]) Anspielung auf Herwegh's „Begraben der Lebendigen." (Str. 2, 8. oben!)

*) Ein alter Bauer, welchem der Graf selbst diese Nachricht mitteilte, sagte dem Grafen: „Das verdanken wir zumeist dem Anastasius Grün!" Wer Grün sei, daß er vor ihm stehe, ahnte der schlichte Bauer nicht. Aber er hatte nicht so unrecht.

Die Stände und Schriftsteller wählten den Grafen ins Vorparlament, der Laibacher Kreis ihn ins Parlament. Er stimmte manchmal mit der Linken, nahm sich der polnischen Sache warm an, kehrte nach der Krisis des 17. und 18. September heim; von der republikanischen Linken sagte er sich später offen los. Er sei kein Parteimann und stehe als Poet mit Freiligrath „auf einer höheren Warte," welche dieser leider verlassen habe. Zu der Disziplin einer geschlossenen Partei passe er nicht. Er leugnet, daß die Revolution einen Rechtsboden habe. —

Fortan lebte der Dichter und Graf, welcher sich bislang noch nicht untreu geworden war, aber mancher Stürmer Erwartungen unerfüllt gelassen hatte, in der Einsamkeit seines Schlosses Thurn am Hart, wo er 1850 die „Volkslieder aus Krain" und den „Pfaff vom Kahlenberg" herausgab. Beide Werke waren die Frucht langer Studien. Das letztere ist ein spezifisch östreichisches Geschichts-, Natur- und Kulturbild. Zum Verständnisse dieser lyrisch-epischen Dichtung, welche der Dichter bescheiden ein „ländliches Gedicht" nennt, diene folgendes: Das Ganze dreht sich wesentlich um drei Personen, den Herzog Otto von Kärnthen den Fröhlichen, den 6. Sohn Albrecht I, sodann den Minnesänger Nithart, einen derben Schalk und argen Bauernfeind, und endlich den Pfaff Wigand vom Kahlenberg, wohnhaft im Kahlenberger Dorfe am Fuße des Kahlen und des Leopoldberges, der beiden Warttürme Wiens, ebenfalls „eine herrliche Gestalt, halb Philosoph, halb Schäker, von unendlicher Gemütstiefe, frei mitten im Symbol und ein erhabener Politiker." Unter allerlei Schimpf (Scherz) und Ernst durchwandern diese drei das Land Österreich, erleben allerlei, leiden und handeln. Bald sind es landschaftliche Schönheiten, welche geschildert, bald ländliche Feste, bald ein historisches oder ein Kultur-Bild, welches der Dichter uns vorführt. Mahnende Worte für Östreichs Gegenwart, weissagende für die Zukunft werden dem Pfaffen in den Mund gelegt, wie denn der Dichter selbst mit Vorliebe seine Anschauungen dem Pfaffen Wigand unterschiebt.

Im Jahre 1860 trat Graf Auersperg ins Herrenhaus als „zeitliches" Mitglied. Auch jetzt noch kämpfte er gegen die kirchliche Reaktion und nannte einmal das Konkordat ein geschriebenes Kanossa.

Im Jahre 1863 ward der Graf zum Geheimen Rat mit dem Titel Excellenz ernannt.*) Im folgenden Jahre gab Anastasius Grün sein letztes Werk: Robin Hood, einen Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern heraus. Eine sehr anregend geschriebene, gründliche, ausführliche Einleitung geht den Gedichten voraus, welche übrigens nicht Übersetzungen, ja nicht einmal Umdichtungen englischer Originale, sondern vielmehr nahezu selbständige Dichtungen sind.**)

---

*) Daß er im Jahre 1840 oder je Kammerherr geworden sei oder habe werden wollen, ist Irrtum oder Verleumdung.

**) Jener sagenumwobene Robin Hood (Robert Fitzod) war ein frommer, tapferer „Räuberhauptmann," welcher sich Jahrzehnte hindurch in den Wäldern gegen den König

Der Graf wurde bald lebenslängliches Herrenhausmitglied, ja später sogar Staats-Minister. Als solcher hat er sich hervorragende Verdienste um Östreich erworben.

Während der letzten Lebensmonde sammelte der 70jährige Greis an einer Nachlese von Dichtungen, welche unter dem Titel: „In der Veranda" nach seinem Tode erschienen sind.

Ein herrliches Zeugnis der Liebe und Verehrung, welche der greise Dichter in seinem engeren und weiteren Vaterlande genoß, legte der 11. April 1876, der 70jährige Geburtstag des Dichters, ab. Deputationen über Deputationen kamen zur persönlichen Beglückwünschung; an dem einen Tage liefen 200 Telegramme und Briefe und 108 Adressen ein. Und diese Huldigungen dauerten noch fort und wirkten noch nach, so daß der Dichter eine Ahnung von der Zukunft hatte, wenn er sagte: „Diese Ovationen machen mich glücklich, aber sie bringen mich um." Ähnlich klingt die Stelle eines Briefes: „Ich bin fast halbtot; seit circa drei Wochen lebe ich eigentlich nicht mehr, ich bin nur eine Art Mechanismus, eine Species von Spieldose, welche das große Grundthema „Dank" in hunderterlei Variationen zu modulieren hat." Daß er jeden Brief und Glückwunsch selbst zu beantworten für seine Pflicht hielt, zeugt von der Bescheidenheit seines Wesens.

Im Herbste holte er seine Gemahlin und Tochter von München ab, schon leidend. In Graz traf ihn in der Nacht der Gehirnblutschlag, welcher ihn auf der rechten Seite lähmte. Mehremale sprach er: „Ich möchte leben!" — „Nicht fertig, nicht fertig!" Er dachte offenbar an die Herausgabe der Sammlung „In der Veranda." Auch war er noch mit einem humoristischen Romanzencyklus: „Friedrich mit der leeren Tasche und Johann XXIII." beschäftigt. In der Nacht vom 10. auf den 11. September rief er: „Tod, Tod, nein, nein, nein, o nein!" Am 12. September Nachm. 4 Uhr starb er.

Sein Testament vermachte alle für seine Werke eingegangenen Honorare der Wissenschaft. Die Bestimmung des Erblassers lautete: „Die Zinsen von 30,000 fl. Konventionsmünze werden zu 4 Stipendien für arme hoffnungsvolle Jünglinge, zwei aus Krain, zwei aus Steiermark, verwendet. Auch was noch ferner für meine Schriften an Honorar einkommt, erhält dieselbe Bestimmung, immer ein Stipendium für Krain, das folgende für Steiermark. Meine Lieder dem Volke, der Ertrag dem Talent!"

Graf Auersperg besaß ein reiches dichterisches Talent und einen durchaus ehrenwerten Charakter. Seine humoristisch-satirische Begabung hat ihm viele Freunde und Verehrer erworben, zumal in dem politischen Liede, dessen Vater er eigentlich genannt werden kann. Wuchtig waren

---

und seine Heere hielt. So urteilt das Volk. Dem gelehrten Forscher aber ergiebt sich als Resultat der Untersuchungen über diesen Robert Hood, daß er der letzte Repräsentant des bewaffneten Widerstandes der durch die normännische Invasion (Wilhelm der Eroberer, Schlacht von Hastings 1066. 14. Okt.) besiegten Angelsachsen gewesen sei.

die Hiebe, scharf seine Pfeile gegen die östreichische Politik in der Metternichschen Zeit, und sein Wirken war in dieser Hinsicht nicht vergeblich. Seine kirchliche und religiöse Stellung war nicht dem Dogma feindlich oder der wahren Frömmigkeit entgegen, doch aber von Zukunftsphantasien beeinflußt, in welchen er nach unserer Ansicht wenig dem Christentume gerecht wird; seine Hoffnungen sind nicht die unseren: Unsere Hoffnung gründet sich auf die ewige Dauer der Kreuzesreligion. Sein Ausdruck zeigt oftmals eine Überladung von Gleichnissen und Tropen und — ein Zeichen, daß Grün mehr Dichter der Reflexion, als der Empfindung, des Gefühles ist — ein Vordrängen von scharfsinnigen Gegensätzen, welche wohl treffend sind, aber nicht das Herz erquicken, sondern nur den Verstand erfreuen. Immerhin ist sein Optimismus, auch wo er irrt, viel wohlthuender, als der Pessimismus des östreichischen Landsmannes und Freundes, des unglücklichen Lenau, dessen Kehrseite und Ergänzung Grün ist. Den Adel seines Namens konnte der Dichter zeitweilig verleugnen, aber den Adel seiner Seele verleugnete er niemals.

Schriften Anastasius Grüns.

Blätter der Liebe. Stuttgart 1830. (Nicht wieder vom Dichter herausgegeben!)

Der letzte Ritter. Romanzenkranz. Stuttgart 1830. 4. Aufl. 1847. — 8. Aufl. Berlin, Weidmann 1856. 6 M. 9. Aufl. 1881. Berlin, Grote. Geb. 3,50 M.

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831. — 6. Aufl. Berlin, Weidmann 1861. 3 M. 7. Aufl. Berlin, Grote 1876. 9. Aufl. 1877.

Schutt. Dichtungen. Leipzig. 1835. 3,50 M. 13. Aufl. 1877. Berlin, Grote. 4 M.

Gedichte. Leipzig 1837. — 15. Aufl. 1877. Berlin, Grote 5 M.

Nibelungen im Frack. Ein Capriccio. 1843. Wien (Braumüller). 2. Aufl. 16. 1853, jetzt Grote in Berlin. 2 M, geb. 3 M.

Volkslieder aus Krain, übersetzt 1850. Berlin, Weidmann 3 M.

Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht. Stultgart (Cotta.) 1850. 3. Aufl. 1877. Berlin, Grote 5 M.

Nic. Lenaus dichterischer Nachlaß. Ebd. 1851. Volksbibl. 1858. Bdch. 133. —

Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern. Stuttgart, Cotta. 1864. 2,70 M.

In der Veranda. Eine Nachlese. Berlin, Grote. 1876. 3 M. Jetzt Verlag von Grote, Berlin. 2. Aufl. 1877. 3 M.

Gesammelte Werke, hrsg. v. L. A. Frankl. Ebd. 1877. 18 M. 5 Bde. Berlin, Grote.

Serbenlieder. Mitgeteilt von P. v. Radics. Leipzig 1879. Webel. 60 ₰.

Über Anastasius Grün.

Barthel, Deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 9. Aufl. 1878. S. 640—658.

Hub, Ignaz, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. 3. Aufl. 1853.

Karlsruhe. S. 713—714. (Eine sehr wertvolle, von den Späteren meist wörtlich entlehnte Kritik und Biographie!)
Minckwitz, Neuhochdeutscher Parnaß. S. 19. ff.
Schatzmayr, Dr. E., Anastasius Grüns Dichtungen. Eine Vorlesung. Elberfeld, Bädeker 1865.
P. v. Radics, Anastasius Grün und seine Heimat. 3,50 M. Stuttgart. Cotta, 1865. — 2. Ausg. Festschrift zum 70jähr. Jubiläum des Dichters. 1876. 2,50 M. Geb. 3,50 M.
Grün, Karl, Graf Anton Auersperg. Augsb. Allg. Zeitung. 1876. Nr. 321. 324. 336.
König, Robert, Deutsche Litteraturgeschichte 1878. S. 588—589.
Rogge, Walter, Graf Anton Auersperg. (Anastasius Grün.) (Unsere Zeit. 1876. S. 721. ff.)
Richter, H. M., Graf Anton Auersperg. (Gegenwart. 1876. S. 229.)
Hamerling, Robert. Anastasius Grün. (Gegenwart, 1876. S. 260.)

Heinrich Heine.

55. Belsazar.

[Buch der Lieder. 5. Aufl. S. 68. Hamburg, 1844. — 37. Aufl. 1874. S. 63.]

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh lag Babylon.

2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

3. Dort oben in dem Königssaal,
Belsazar hielt sein Königsmahl.

4. Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

8. Und er brüstet sich frech und er lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9. Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

11. Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand'.

12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

13. „Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!“

*) Heine schreibt Belsatzar.

14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh! und sieh! An weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand;

17. Und schrieb, und schrieb an weißer Wand,
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knieen und totenblaß.

19. Die Knechteschar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

20. Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

1. Die **Grundlage** dieser Erzählung (Ballade)*) ist das 5. Kap. des Propheten Daniel. Doch ist in mehrfacher Beziehung diese Ausführung Heines von der Erzählung Daniels abweichend.

Heine läßt das königliche Gelage spät am Abend gehalten werden; das ist eine Zeit, welche sicher für das zu Erlebende die wirksamste war; nur berichtet davon Daniel nichts. Dieser erzählt vielmehr V. 1, daß Belsazar ein Mahl 1000 seiner Gewaltigen und Hauptleute gegeben habe. Dann habe der König in der Trunkenheit die heiligen Gefäße, welche sein Vater Nebukadnezar aus dem Tempel zu Jerusalem geraubt hatte, holen lassen, damit er und seine Gäste, aber auch seine herbeigeführten Weiber und Nebenweiber, daraus tränken.

Aus dem Munde der Zechenden erscholl das Lob ihrer Götzen; aber das Lob des wahren Gottes Jehovah unterblieb; ja der Mißbrauch seiner heiligen, früher nur zum Gottesdienste benutzten Gefäße, war eine indirekte Lästerung. Da schreibt die gespenstische Menschenhand an der Wand die Wort auf: Mene, mene, tekel upharsin.

Diese Worte kann keiner der herbeigerufenen chaldäischen Wahrsager lesen oder deuten, wohl aber der zuletzt herbeigeholte Daniel, ein bei Belsazars Vater sehr hochstehender junger Mann, ein Prophet. Hoher Lohn wird ihm in Aussicht gestellt; allein er verweigert die Annahme und will auch ohne Lohn die Deutung geben. Mene, mene: Gott hat dein Königreich gezählt und vollendet (dieser letzte Begriff wird aus dem zweiten Mene herausgedeutet = zu Ende gezählt); tekel = Man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht gefunden; (eig. nur: gewogen; aber aus dem folgenden Worte geht hervor, daß der Gewogene zu leicht gefunden worden ist; darum kommt eben die Strafe:)

*) Näheres über die Ballade vergl. in den Erläuterungen zu Göthes Erlkönig. (Erl. II³, S. 163.)

upharsin = zerteilt, kann aber auch heißen: gepersert und soll hier in dem doppelten Sinne aufgefaßt werden: Dein Königreich ist zerteilt und den Medern und Persern gegeben worden.

Zwar ließ Belsazar den Daniel, wie er versprochen hatte, in Purpur kleiden, mit goldenen Ketten behängen und gab ihm die dritte Stelle nach dem König; er hoffte dadurch den Zorn des Gottes Jehovah noch abzuwenden. Allein vergeblich. In der folgenden Nacht ward Belsazar ermordet.

Belsazar ist der Sohn und Nachfolger Nebukadnezars, in der Profangeschichte Evil-Merodach genannt, ein üppiger, verschwenderischer König, dessen Ermordung auch die heidnischen Geschichtsschreiber, wie Berosus, erzählen. Sein Nachfolger, Darius der Meder, wie ihn die Bibel nennt, hat in der Profangeschichte den Namen Cyaxares II. Belsazar ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, um die Glaubwürdigkeit des Buches Daniel zu verdächtigen, Nabonned, welcher zwar der letzte babylonische König, aber nur ein Emporkömmling, am wenigsten ein Sohn Nebukadnezars war. Dieser Nabonned (Labynedus) ward von Cyrus ermordet, der sich durch das trockene Bett des abgeleiteten Euphrat in die Stadt einschlich. Belsazar heißt wahrscheinlich Fürst des Bel (Baal).*)

2. Grundgedanke: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten. (Gal. 6, 7. 8.)

3. Disposition:

I. Belsazar giebt seinen Hofbeamten und Heerführern ein prächtiges, nächtliches Gelage auf der Königsburg zu Babylon: Str. 1—5.

II. Unter dem Beifallbrüllen seiner Gäste lästert der König selbst, vom Weine trunken, Jehovah, den wahren Gott, mit Wort und That. Str. 14—31.

III. Der Lästerung folgt das Gottesgericht, zunächst im Wort, dann in der That: Str. 6—13.

4. Erläuterungen: Str. 2. Troß und Knechte sind die höchsten Staats-, Hof- und Militärbeamten des Reichs, welche einem orientalischen Despoten gegenüber oft eine unwürdig-demütige Stellung einnahmen. — Der Gegensatz zwischen der stummen Ruhe in der Stadt Babylon, die wir auch zu dieser Nachtzeit uns dunkel denken müssen, und dem hellerleuchteten, lärmdurchbrausten Königsschlosse ist sehr schön.

Str. 3. Königsmahl = ein großes, vom König selbst veranstaltetes Mahl. An die Krönungsfeierlichkeit ist dabei nicht zu denken.

Str. 4. schimmernde Reihn: ein Hinweis auf die kostbaren Kleider, bzw. glänzenden Rüstungen.

*) Der chaldäische Name Daniels Beltsazar bedeutet wohl dasselbe (Beli princeps).

Str. 5. störrig: widerspenstig, für guten Rat und Warnung unempfänglich.

Str. 6. Glut (2c.) leuchten. In der griech. Sprache kommt es besonders vor, ist aber auch in der deutschen nicht selten, daß zu einem intransitiven Zeitworte ein Akkusativ tritt, ein Objekt, welches entweder gleichen Stamm und gleiche Bedeutung oder wenigstens eine der Bedeutung des Zeitwortes ähnliche Bedeutung hat. Den letzten Fall haben wir hier. — Der in Str. 6 ausgesprochene Gedanke ist entlehnt aus oder nahe verwandt mit Spr. Sal. 20, 1. Der Wein macht lose Leute (genauer: ist ein Gottesspötter), und starkes Getränke macht wild (Met ist ein Lärmmacher); wer dazu Lust hat (eig. wer darin herumwankt), wird nicht weise werden.

Str. 7. Mut = Herz, Gemüt. Vgl. Schlegels Arion, Schlußzeile:
„Nie labe Schönes euren Mut!"

Str. 8. Heine schreibt Knechteschar hier und in Str. 18, eine unrichtige Wortverbindung.

Str. 9. Die knappe Fassung der Gedanken in dieser Strophe erinnert an die 1. Strophe des Sängers von Göthe, welche freilich die unsere noch übertrifft, vielleicht aber Heine vorgeschwebt hat:

Der König sprach, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten.

Str. 10. Nebukadnezar, der Vater Belsazars, hatte den später zerstörten Tempel vorher ausplündern und seine Schätze nach Babylon bringen lassen. — Daß der trunkene König diese heiligen Gefäße, welche nur zu gottesdienstlichem Gebrauche bestimmt waren, jetzt so entweiht, ist eine schwere thatsächliche Verhöhnung Jehovahs, und es bedurfte der höhnenden Worte nicht mehr, welche Heine dem trunkenen König in den Mund legt und von welchen die Bibel nichts meldet, um Gottes Strafgericht auf den Frevler herabzuziehen. Einer Übertreibung hat sich aber Heine doch nicht schuldig gemacht; denn des Königs That liegen die Str. 13 ausgesprochenen Lästergedanken jedenfalls zu grunde, wenn sie auch des Königs Mund nicht ausgesprochen hat.

Str. 13. enthält eine ewige Verhöhnung und Kriegserklärung Belsazars an den wahren Gott der Juden. Diese kann Jehovah nicht unangenommen, nicht unbeantwortet lassen. Es ahnt auch dem König und seinem Troß, daß eine schwere Strafe folgen werde. Diese Ahnung wird Str. 14 und 15 angedeutet, und sie ist der Grund, daß auf das gellende Lachen die Totenstille folgt. —

Str. 16. Und sieh' und sieh'. Diese Wiederholung ist von außerordentlicher Wirkung; ebenso in

Str. 17. und schrieb und schrieb. Die unmittelbare Wiederholung eines und desselben Wortes oder mehrerer hinter einander heißt Epizeuxis [ἐπίζευξις] z. B.:

Kopisch, Psaumis und Puras, V. 8.

Nimm das ganze Schiff mir, nimm es, nimm es,
Nimm's und trag es deinem Weib ins Haus hin.

Grillparzers Ahnfrau 2:

Ich will dir die Flügel binden,
Binden, binden, Trotzger, binden,
Daß kein Gott sie lösen soll.

Überdies findet sich in Str. 16 und 17 ein Polysyndeton, d. h. eine überreiche Verbindung, ein Überfluß an Bindewörtern [πολυσύνδετον,] ein von den Dichtern häufig angewandtes Mittel, um jede einzelne der vielen Handlungen und Bilder nachdrücklich hervorzuheben und einzeln wirken zu lassen. Vgl. Schillers Taucher.*)

Und es wallet und siedet und brauset und zischt 2c.

Str. 18. stier = unbeweglich und geistlos, erstarrt in Folge der Angst. — Nodnagel (II, S. 225.) meint, nur der König habe die Schrift bemerkt; allein dem steht der Inhalt von Str. 19 entgegen, welcher jedenfalls eine Wirkung des Gesichtes ist. — Der Genitiv: „stieren Blicks", welcher die Weise der Thätigkeit angiebt, ist bei unseren modernen Dichtern sehr häufig: vgl. Freiligraths: Wüstenkönig:

Knieend schlürft sie langen Halses 2c.

Str. 19. kalt durchgraut = von einem kalten Grauen erfaßt und durchdrungen.

Str. 20. Die Magier kamen = die babylon. Weisen, Sterndeuter und Wahrsager. — Der Dichter verschweigt, daß der König sie eilends hat rufen lassen, er übergeht auch die Deutung, welche der wahre Prophet Daniel für die Worte hat, er teilt ferner die geheimnisvollen Worte nicht mit, weil die allein erwähnten Magier sie nicht lesen noch lösen konnten; der Dichter eilt dem Ende zu, dem schrecklichen Ende eines Gottesspötters. Ja, Heine verlegt den Tod des Belsazar in dieselbe Nacht, in welcher die Flammenschrift sichtbar geworden war, und dies aus keinem andern Grunde, als um die Wirkung des Gedichtes zu erhöhen. Der lästernde Mensch schickt ein ohnmächtiges Wort Gott zu, und sofort antwortet Gott mit der Strafe des Verbrechers.

Str. 21. „Seine Knechte" sind wohl nicht die Gäste des Königs, sondern es ist Darius der Meder, sein früherer Unterthan, der sich jetzt empörte und, unterstützt von seinem Anhang, auf den Thron schwang.

5. **Die Form** des Gedichtes:

Altdeutsche Reimpaare mit vier Hebungen und einer freieren Anzahl von Senkungen haben wir vor uns.

Die Mítternacht zog náher schón,
In stúmmer Rúh lag Bábylón.

Silben, welche bei richtigem Vortrage sich hervorheben, werden Hebungen genannt, während im Vergleich zu den gehobenen der Ton bei den andern sich senkt; letztere heißen Senkungen. Die Hebungen bestehen nur aus einer, im Hochton oder Tiefton stehenden Silbe,

*) Auf andere Beispiele des Polysyndetons ist früher hingewiesen worden.

die Senkungen werden meist mit einer, oft auch mit zwei, selten mit mehreren schwächer- oder nichtbetonten Silben ausgefüllt.

Die erste deutsche Reimpoesie war die der Reimpaare, d. h. je zwei aufeinanderfolgende Zeilen oder Verse waren durch den Reim verbunden.

Da in diesem Gedicht jeder Vers mit einer Senkung beginnt, auf welchen eine Hebung folgt, so ist der Rhythmus ein steigender.

In der Verslehre der Römer, welche nicht nach der Betonung (Qualität), sondern nach der Quantität der Silbe, nach ihrer Länge und Kürze fragte, giebt es auch einen steigenden Rhythmus, wenn auf eine oder zwei kurze Silben ein Länge folgt. Im letzten Falle entsteht der Anapäst (⏑⏑—), im ersten der Jambus (⏑—).

Unser Gedicht: Belsazar hat einen Rhythmus, verwandt dem jambischer Verse, in welche Anapäste eingestreut sind. Daher kommt es, daß manche Erklärer hier irrtümlich jambisch-anapästische Verse annehmen.

6. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Umwandlung in Prosa. — 2. Vergleichung der Ballade mit Daniel c. 5. — 3. Gedankengang der Ballade. — 4. Würdigung des Gedichtes, bzw. der Veränderungen, welche Heine mit dem historischen Stoffe vorgenommen hat. — 5. Vergleichung mit Uhlands: Glück von Edenhall.*)

[Litteratur: *Heinze Anleitung S. 352. — *Nodnagel II, S. — *Kriebitzsch. Siebensachen S. 10. — *Musterstücke S. 48. — *Gude IV, S. 221.

---

56. Fichte und Palme.**)

(Sehnen, Sehnsucht, Heimweh.)

[Buch der Lieder. 3. Aufl. Hamburg 1839. S. 131. — 5. Aufl. 1844. S. 131. — 37. Aufl. 1874. S. 105.]

Wohl. 1821.

1. Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

2. Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Zum Verständnisse. In diesem kleinen, lieblichen Gedichte stellt der Dichter zunächst wohl das Unbefriedigtsein zweier Herzen dar, welche

---

*) S. die Erläuterung im 4. Band.

**) Die „Lieder“ Heines führen keine Überschriften, daher begegnen uns in den verschiedenen Anthologien die obigen verschiedenen Namen, von welchen „Heimweh“ mir am wenigsten passend erscheint.

sich angehören sollten, aber für immer von einander getrennt sind und in ihrer Einsamkeit vertrauern. Der Fichtenbaum (die männliche Form des Wortes ist nicht nur um des Wohllauts willen, sondern auch aus einem andern naheliegenden Grunde dem Femininum: „die Fichte“ vorgezogen) steht im Norden, auf kahler Höhe, von Eis und Schnee wie mit weißer Decke umhüllt, der Frost und die Sehnsucht machen ihn schläfrig. Aber im Traume sieht er sich mit dem Gegenstande seiner Sehnsucht vereint, freilich nur im Traume, nie in Wirklichkeit. Ob die Palme, welche im heißen Morgenlande auf einer brennenden Felsenwand steht, schweigend und trauernd, auch sich nach der Tanne herübersehnt, ohne ihr Sehnen erfüllt zu sehen, das ist nicht ausgesprochen, wenn auch nicht ausgeschlossen. Jedenfalls ist die Seele, welche der Palme Schicksal hat, wenn auch äußerlich glücklicher, so doch nicht innerlich befriedigt. Das Gefühl der Einsamkeit hat sie auch, traurig ist sie auch, aber sie schweigt.

Es ist allerdings die Objektivität dieses Liedchens eine vollkommene; aber doch sollte es keinem Zweifel unterliegen, daß diese Verse einer Liebe gelten, welche Heine selbst erlebt, verloren, aber nie vergessen hat. Nun wissen wir und dürfen es um Heines willen nie vergessen, daß die bittere Stimmung des späteren Heine, die Frivolität und der verletzende Spott allmählich in den Dichter hineingezogen ist, und zwar großenteils als die Folge dieser unglücklichen Liebe, teilweise auch in Folge ungezügelten Hochmutes, dem die Anerkennung nicht genügend, die Angriffe ungerecht erschienen. In der ersten Zeit seiner unglücklichen, übrigens auch auf dem Totenbette noch nicht überwundenen Jugendliebe haben wir noch viele schöne, wehmütig-ernste, tief durchdachte Lieder von ihm erhalten, wahre Perlen des Buches der Lieder, wie das obige.

Der Gegenstand dieser Liebe war eine Hamburger Cousine des Dichters, welche im J. 1821 einem andern jungen Manne die Hand reichte. Ob sie nicht glücklich geworden ist, oder ob sie sich der Dichter nur unglücklich dachte — das ist nicht ausgemacht. Jedenfalls hat der Dichter in seinen „wilden Liedern“ die Jugendgeliebte als elend, total unglücklich, auch als seiner nie vergessend dargestellt. Daß ich aber mit dieser Deutung das Rechte getroffen habe, das ergiebt sich aus den verschiedensten Liedern (z. B. Lieder VIII.):

Anfangs wollt ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen, —
Aber fragt mich nur nicht, wie?

(Buch der Lieder, Seite 45.)

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlor'nes Lieb! ich grolle nicht,
Wie Du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

(Buch der Lieder, S. 119, Str. 1.)

— Wir haben am Ende aus kindischer Lust,
„Verstecken gespielt in Wäldern und Gründen,
Und haben uns so zu verstecken gewußt,
Daß wir uns nimmermehr wiederfinden.
(Schluß aus Buch der Lieder, Intermezzo XXVI. S. 125.)

Unter diesen Liedern im lyrischen Intermezzo steht mitteninne (Nr. XXXIII.) unser „Sehnen," ja rings umgeben von Liedern unglücklicher Liebe. Man lese noch das Lied XL.

Hör ich das Liedchen klingen,
Das einst die Liebste sang,
So will mir die Brust zerspringen,
Vor wildem Schmerzensdrang.

Es treibt mich ein dunkles Sehnen
Hinauf zur Waldeshöh',
Dort löst' sich auf in Thränen
Mein übergroßes Weh'.

Ebenso XXIII (Schlußstrophe):

Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh ich oft im Traum,
Doch, kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

Allerdings so schön und traurig klingen nicht alle Lieder. Es bricht oft und je später, desto häufiger der Heinesche Spott durch, der verletzte, frivole, das Zeichen eines zerbrochenen Herzens. Daher die vergifteten Lieder Heines (LI. S. 149.), daher die Dichtung „Ratcliff" (Buch der Lieder S. 254), wo er im Traum mit der glänzend verheirateten, aber todunglücklichen „Maria" zusammentrifft,*) und hundert andere Traumvariationen unter den Liedern.

Unter solchen Umständen deute ich den Aufenthalt in Berlin als das „Stehen auf kahler Höhe im Norden" zu einer Zeit, wo Heine, von Göttingen konsiliirt und zu dem fatalen Umzug nach Berlin gezwungen, noch die ihn niederschmetternde Nachricht von der Verheiratung seiner Geliebten erhalten hatte, welche der Dichter sich im schönen lieblichen Heimatlande (Morgenlande) trotz der Ehe einsam und unglücklich denkt.

Wer aber diese Auslegung, welche selbstverständlich für die Schule, wenigstens für die Mittelklassen unserer höheren Lehranstalten, nicht geeignet ist, nicht billigen sollte, dem wollen wir die Auslegung von Kriebitzsch nicht vorenthalten:

„Die Überschrift deutet schon die Idee des Gedichtes an. Alles Leben besteht in Gegensätzen, die sich suchen oder abstoßen, die sich versöhnen oder

*) Da fragt ihn Maria:
„Wie wußtest du, daß ich so elend bin?
Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern."

vernichten, die für oder wider einander wirken. Dise polarischeen Gegensätze in der Natur sind es, welche das Lied in diesen wundervollen Bildern darstellt; die polarischen Gegensätze im Geistesleben sind es, welche unter diesen Bildern veranschaulicht werden. Das sind die Gegensätze in den Nationen — die glühende Leidenschaft der tropischen Länder und das öde, verkümmerte, nur vegetierende Dasein in den kalten Zonen —, die Gegensätze in Einer Nation, wo die Einen auf leuchtenden, glühenden Höhen wandeln, die Andern in kümmerlicher, rauher Öde leben, aber beide einsam, unbefriedigt, in stiller Zeit wohl voll Traums und Sehnens, die Gegensätze der Charaktere und Temperamente, die einen glühend im Ringen nach hohen Idealen, voll Thatenlust und Kraftgefühl, die andern sehnsüchtig und in schwermütigem Verzweifeln dahinwelkend, — die Gegensätze ferner der Alter und Geschlechter durch den Widerspruch zwischen dem glühenden Sehnen und Verlangen und Drängen des jugendlichen Alters und dem kahlen, öden, leeren Gemütsleben einer in sich selbst verschlossenen, fremden Leiden und Freuden abgestorbenen Seele früheren oder späteren Alters — endlich der Widerspruch in Einer Menschenseele, die polarischen Gegensätze, welche in Einer Menschenbrust wider einander hin- und herwogen und immer in unversöhntem Kampfe stehen mit einander, wie ein Gott des Lichts und der Finsternis. Alle diese allgemeinen Gegensätze sind unter diesen erhabenen, edlen Bildern begriffen. Die Erfahrung setzt diese Gegensätze, wie die Natur in dem natürlichen Leben: sie sind einmal da. Die Poesie kann sie nicht aufheben, aber sie schlägt wenigstens eine Irisbrücke von einem zum andern, indem sie durch einen geistigen Zug der Sehnsucht sie verbindet. Das ist des Gedichtes Schönheit. Diese ewige Zweiheit, welche nimmer zu einer Einheit wird, ist es, welche der Dichter ausdrückt." — — —

Ich halte, wie schon bemerkt, diese Auslegung für durchaus unrichtig. Die Gegensätze, welche hier von Kriebitzsch zusammengestellt werden, bestehen allerdings, aber diese Pole sehnen sich doch nicht zu einander, sie fühlen sich nicht — oder doch nur höchst einseitig — unbefriedigt und finden am allerwenigsten in der Annäherung ihre Befriedigung; endlich können alle Teile dieser Gegensätze keineswegs als dauernd unglückliche und sich selbst im Sehnen verzehrende bezeichnet werden.

Um ein Übriges zu thun, will ich auch eine Disposition aus Cholevius II, 5. Aufl. S. 354 hier mitteilen:

Fichtenbaum und Palme.

Einleitung: Sie sind in einem kleinen Gedichte von H. Heine als Symbole zusammengestellt, die der Erklärung einen weiten Spielraum lassen.

Thema: Versuch, das Bild zu deuten.

A. Südasien und Nordeuropa nach ihren allgemeinen Gegensätzen.

1. Das südliche Asien.

a. Die reiche, durch Sagen verherrlichte Natur des Morgenlandes.

b. Die Wiege der Menschheit. Entfaltung der ältesten Kultur, namentlich der Religion und Poesie.

2. Der Norden.

a. Die Erde bietet uns nichts freiwillig dar; der Mensch muß ihr ihre Schätze alle abringen.

b. Selbst unsere höhere geistige Kultur ist keine Gabe der Natur, sondern ein mühsames, künstliches Werk. (Vgl. Herder, „Phil. u. Gesch." VII, 45.)

B. Besondere Beziehungen.

1. So sehnen sich die in alle Welt und auch nach dem Norden versprengten Juden nach dem Lande ihrer Väter,

2. Die Christen nach denselben Gegenden, wo der Heiland gewandelt, gelehrt und gelitten; die Pilgerfahrten, die Kreuzzüge.

3. Die Romantiker nach der Heimat der indischen Weisheit und Poesie rc.

Freilich ist es nicht das heutige, sondern das vormalige Asien mit den glücklichen Gegenden, wo unser Leben angefangen, nach dem so viele Bewohner des Nordens mit Sehnsucht blicken. Denn das Herrliche ist dort nur in der Erinnerung vorhanden, und die Palme steht jetzt trauernd und der Erlösung harrend auf brennender Felsenwand.

Schluß. Schönheit solcher Gedichte, die ein bedeutsames Leben in ein ahnungsvolles Symbol kleiden, den Geist und die Phantasie anregen, das Bild weiter auszuführen.*)

[Litteratur: *Kurz III, 435. — *Nodnagel II, S. 256. — *Kriebitzsch, Musterstücke S. 60.]

---

57. Die Lorelei.

[Buch der Lieder. 3. Aufl. Hamburg 1839. S. 170. — 5. Aufl. 1844. S. 170. — 37. Aufl. 1874. S. 129.]

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

2. Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließet der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

3. Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

4. Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame
Gewaltige Melodei.

*) Selbstverständlich übernehme ich für diese Disposition keinerlei Verantwortung. Ich halte sie für teilweise recht mangelhaft. Dem unter B 1. 2 ausgeführten Gedanken kann ich allenfalls zustimmen und doch nur mit Einschränkung und Umdeutung. Den Versuch, das Bild zu deuten, halte ich nicht für gelungen.

5. Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreifts mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh.

6. Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

1. **Erläuterungen:** Str. 1. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten." Wir finden hier einen Nebensatz in der Form des Hauptsatzes. — Die traurige Stimmung rührt von der Sage her, welche des Dichters Sinn bewegt, ohne daß sich derselbe seiner Gedanken sogleich völlig bewußt wird.

V. 3. „Ein Märchen." Dies Wort hat eine weitere und eine engere Bedeutung. Im weiteren Sinne steht es im Sinne von Gerücht, Nachricht 2c. überhaupt, im engeren ist es die Erzählung eines erdichteten, der Vorzeit angehörigen, Natürliches mit Wunderbarem mischenden, von jeglicher speziellen Angabe einer Zeit, Örtlichkeit oder historischen Person freien Ereignisses. Hier ist Märchen im weiteren Sinne als etwas, was der Dichter einmal gehört hat, bzw. als gleichbedeutend mit Sage, aufzufassen.

Str. 3, 3. Geschmeide = das Schmiedewerk, die Schmiedearbeit, der Schmuck. — blitzen = ein zuckendes Funkeln, ähnlich dem Scheine des Blitzstrahles.

Str. 4, 4. Die Endung **ei** hat sich in einzelnen Wörtern noch ausschießlich erhalten, in andern in dem letzten Jahrhundert in **ie** verwandelt. Bisweilen wird die altertümliche Form auch jetzt noch aus besonderen Gründen vorgezogen.

Str. 5, 3. Riff ist eine schmale Sandbank (oder Klippenbank im Meere).

Str. 6, 4. In dem Lorleifelsen bei St. Goarshausen wohne, so erzählt die Sage,*) eine Wasserfee, welche sich oft in der Dämmerung oder in mondheller Nacht auf einen Stein setze und dann mit ihrem verführerischen Sange junge, sehnsüchtige Schiffer anlocke; das näher kommende Schiff werde darauf von den Wellen verschlungen. (Vgl. Kehrein a. a. O.)

2. **Wer ist die Lorelei?** Henneberger sagt: „Der Schluß ist tragisch genug: das Ende des Singens ist für den Schiffer der Untergang, und die Geliebte ists, die ihn herbeiführt. Aber gerade in diesem Gegensatze liegt auch die Versöhnung und der mild wehmütige Eindruck, den wir mit hinwegnehmen. Er stirbt für seine Liebe und durch dieselbe, und das heiße Sehnen ist gestillt." Dagegen sagt Teipel: „Die schönste Jungfrau ist uns die den Sinn des Jünglings bethörende sinnliche Liebe, und hierauf deutet die wundersame, gewaltige Melodie. Indem der Schiffer nun ist, „wie einer, der mitten im Meere schläft, wie ein Steuermann, der eingeschlafen ist und die Ruder verloren hat" (Sprichw. Sal. 23, 34.), geht er zu grunde, anderen zur Warnung. Ist die Hennebergsche Erklärung die richtige, so machen die Strophen keinen mild wehmütigen, sondern einen das moralische Gefühl, das doch

*) Wir werden uns diese „Sage" weiter unten besehen.



mit dem ästhetischen eine Einheit bildet, insofern es derselben Seelenkraft angehört, verletzenden Eindruck." Teipel findet also als die Schuld des Jünglings, als das Tragische, daß der Schiffer sich von der sinnlichen Liebe bethören läßt und als die Sühne, daß er von ihrem Strudel erfaßt, anderen zur Warnung untergeht. — Nodnagel (II, S. 258) sagt: „In der That, ich selbst weiß nicht, warum gerade diese Sage an Ort und Stelle mich immer so traurig gestimmt. Als ich neulich noch, in herzlieber Gesellschaft, an der Seite zwei mir innig befreundete Dichter (Freiligrath und Schücking?), dem Lurleifelsen gegenüber stand, und der alte Kriegsmann das Echo mit seinem Horne weckte, als die neckische Zauberin sanft verhallend nachrief, da war es nur Wehmut, die ich auf allen Gesichtern zu lesen glaubte; selbst der donnernde Widerhall, den die kleinen, nachher auf dem Dampfboot abgefeuerten Kanonen heraufbeschworen, er klang nicht wie am Tage der Schlacht, sondern traurig und trübe. Ist die Lurlei wirklich die Poesie? Fragen wollte ich sie nicht, denn ihre Antwort würde wie eine Bestätigung lauten — und doch nicht befriedigen." —

Nun ist es keine Frage, daß die Lorelei auch schon als die Poesie, selbst von Dichtern, gedeutet worden ist, und als Zeuge hierfür könnte der sonst sagenkundige Simrock gelten, dessen Lied die Lorelei zur Muse des Rheinlandes macht:

Ballate*) von der Lorelei.

(Von Karl Simmrock.)

[Geb. 18. Aug. 1802 in Bonn, † 18. Juli 1876 daselbst.]

[Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart 1863. S. 249.]

1. Wer singet dort so holde Melodei?
Das Schifflein säumt und gleitet sacht vorbei.
Mein Nachbar sprach: Es ist die Lorelei.

2. Da droben thront sie auf des Felsens Spitze,
Strählt in den Rhein ihr goldnes Lockenhaar,
Und Geisterchöre tönen wunderbar
Im Rebenlaub an ihrem Herrschersitze;
Doch wie der Strahl durch trüber Wolken Ritze,
So dringt hindurch der Wunderton der Fei.

3. Ihr Singen regt beglückten Erdensöhnen
Die höchste Lust und alle süße Pein;
Wer sie vernimmt, muß ihr ergeben sein,
Und kann sein Herz des Wohllauts nicht entwöhnen:
Gefesselt huldigt er der Macht des Schönen
Und lebt und stirbt im Dienst der Lorelei.

4. Noch hat sie nie sich einem Mann ergeben,
Ob sie auch vielen gnädiger geblickt:

*) So schreibt Simrock das Wort.

Ein Ritter einst, von Sangeslust bestrickt,
Sann mit Gewalt zu fahn ihr junges Leben:
Das Hifthorn tönt, die frechen Knechte streben
Schon berghinan zur Jagd der Lorelei.

5. Sie klimmt empor die höchsten Felsenstellen,
Der Frevler folgt, schon faßt er ihr Gewand;
Da schwingt sie sich hinab vom Bergesrand,
Und unten hört man sein Gebein zerschellen.
Sie aber singt lustwandelnd auf den Wellen:
„Mich zwingst du nicht, denn meine Gunst ist frei.

6. „Den nach der Hand der Lorelei gelüstet,
Umschwebe Wohllaut schon im Mutterschoß:
Früh ringt das Lied sich seinem Busen los,
Frei von der Lüge, die sich Wahrheit brüstet:
Er naht dereinst, mit Sängerkraft gerüstet,
Und Bräutigam begrüßt ihn Lorelei."

7. Und als er kam auf stolzem Schiff gezogen
Den Strom hinab vom goldbeglänzten Main,*)
Da wandelt sie zum bräutlichen Verein
Dem Freund entgegen auf des Rheines Wogen;
Da kommt ein Wind von Osten hergeflogen,
Entführt das Schiff, und trauernd steht die Fei.

8. „Er war mein wert, und konnt' er mich verschmähen?
So welke, Kranz, der höchsten Ehren Lohn,
Nein, grüne fort, denn einem treuern Sohn
Hat dich zum Schmuck der Himmel ausersehen:
Zwar werden noch Jahrzehende vergehen,
Doch treu des Lieblings harrt die Lorelei."

9. Ballate, sag den Unberufnen frei,
Daß Musengunst nicht zu erzwingen sei:
Komm Liebling bald der schönen Lorelei!

Andererseits hat der Dichter Geibel in der Lorelei eine unglücklich Liebende, eine treulos Verlassene dargestellt, deren Herz zu Stein geworden sei. Am Schlusse seines Singspieles (Die Loreley, 1861. 2. Aufl. Rümpler, Hannover, S. 115.) läßt Geibel die Lenore sagen:

Wer hinfort mir naht, und die Treue verriet,
Ihn reißt mit Gewalt in den Strudel mein Lied,
Daß er Tod und Verderben erjage.
Denn bei Tag, denn bei Nacht wohl über dem Rhein
Will ich rufen im Fels, will ich klagen im Stein
Von verlorener Liebe die Klage.

*) Offenbar ist mit dieser Allegorie Göthe gemeint.

Das Charakteristtische dieser Lorelei ist, daß sie zur Rächerin des Bruches der Treue eingesetzt ist und daß, wen sie verdirbt, diesen Lohn seiner Untreue verdient hat.

Bei Clemens Brentano (die Lore Lay in Godwi: Bremen 1802. S. 392.) ist es ein treulos verlassenes Mädchen, dessen Reize alle Männer bestricken, ja schließlich sie selbst, so daß sie um den Feuertod den Bischof bittet, weil sie alle Welt verzaubere, nur nicht den Gegenstand ihrer eignen Neigung. Der Bischof, selbst von Liebe zu ihr entzündet, kann sie nicht verdammen, läßt sie aber in ein Kloster bringen. Unterwegs bittet sie die drei sie begleitenden Ritter, noch einmal auf einen Felsen steigen und sich das Schloß ihres früheren Geliebten ansehen zu dürfen. Sie steht dort oben, sieht ein Schiff und, angeblich in der Ahnung, daß dort ihr Geliebter komme, stürzt sie sich selbst hinunter in den Rhein. Die Ritter aber gehen auf dem Felsen zu grunde „ohne Priester und ohne Grab". Seitdem hören die Schiffer im Vorbeifahren von dem „Dreiritztersteine" oft den dreifachen Ruf: Lorelen.

Aber damit sind wir der Deutung des Heineschen Gedichtes noch nicht nahe gekommen. Und doch ist das Gedicht hier wesentlich anders zu deuten.

Das Lied steht am Anfange der Reisebilder, als das erste Bild nach dem einleitenden und steht im Zusammenhange mit allen den folgenden. Das vorausgehende ist folgendes:

Reisebilder. I.
(3. Aufl. 1840. Hamburg. S. 5.)

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einst ein süßes Bild;
Nun das süße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder sind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüt,
Und um ihre Angst zu bannen,
Singen sie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich singe
Jetzo in der Dunkelheit;
Klingt das Lied auch nicht ergötzlich,
Hat's mich doch von Angst befreit.

Heine erinnert sich in der Fremde seiner Heimat, des schönen Rheinlandes und gedenkt dabei der in der Heimat wohnenden ehemaligen Geliebten, welche ihn hinwiederum an die Lorelei erinnert. So fließen Lorelei und Geliebte in ein Bild zusammen, und er sieht sich als den Schiffer, welcher von der Liebe zu dem holden Wesen umstrickt ist. Er ist nicht untergegangen, sondern er fürchtet noch unterzugehen. Heine fühlt sich un-

widerstehlich zu dieser holden Frau hingezogen, obgleich sie ihn nicht lieben darf, nicht erhören wird; und er fürchtet, durch diese seine unglückliche Liebe werde sein Lebensschifflein zerscheitert werden, er glaubt an dieser Liebe zu grunde gehen zu müssen.*)

Somit ist es nicht die Strafe der Treulosigkeit, noch die Macht der Sinnlichkeit, noch die Macht der Liebe an sich, sondern allein die Macht der unglücklichen, unerwiderten Liebe, an welcher der Lebensschiffer zu grunde zu gehen fürchtet.

3. **Zur Würdigung.** An dem Gedicht ist zunächst der wehmütige Ton, welcher über dem ganzen Gedichte ruht, zu beachten. Der Dichter ist selbst traurig, ehe er erzählt, was ihn traurig macht, und ehe er sein Lied an das alte Märchen anschließt, es ist das Heimweh im allgemeinen und das Liebesweh insonderheit, was ihn traurig stimmt. — Sodann sind die Gegensätze zwischen dem Schiffer dort unten und der Jungfrau hier oben wunderschön ausgeführt. Die Luft ist kühl, sein Leben ist ja fortan ohne Freude, ohne Wärme; es dunkelt (vgl. oben I, Str. 1, 1. In mein gar zu dunkles Leben, Str. 2, 1. im Dunkeln, Str. 3, 2. jetzo in der Dunkelheit), d. h. es fehlt seinem Leben die Sonne, seitdem seine Liebe ihm fehlt. Auch die Ruhe des Rheines, das langsame, einförmige Dahinfließen seines Lebens drückt ihn nieder. Dagegen sieht er den für ihn unerreichbaren Gipfel im Abendsonnenglanze funkeln. Ein andrer ist glücklich im Besitze der schönen Jungfrau, welche er liebt. Ihr Antlitz, ihr Schmuck, ihre Reize, ihr Reichtum, ihr Gesang — alles so wunderbar schön und doch so fern, dabei aber trotz alledem so ergreifend, daß der Schiffer dort unten, in ihren Anblick versunken und verloren, nicht merkt, wie der Rhein nunmehr braust und die Wellen am Kahn emporschlagen und Felsenriffe dem Schifflein Verderben drohen. So mag leicht, wenn der Schiffer nicht zuletzt noch die Gefahr sieht und seine Gedanken von dem verführerischem Reize des Unerreichbaren abwendet, an der gescheiterten Liebe sein Leben zerscheitern.

Er hat recht geahnt: Heines Leben ist — allerdings durch seine Schuld — an dieser Liebe zerschellt. Nicht die Loreley hats gethan, sondern er selbst, welcher die Schmerzen nicht zu dämmen und zu überwinden versucht und darum nicht vermocht hat.

Noch sei mitgeteilt, daß diese Romanze bezw. Ballade von F. Grimme und Silcher komponiert worden ist.

4. **Historisches** über die Lorelei-Dichtungen. Lurlei heißt Lurschiefer, ist also erst zum Namen einer Jungfrau gemacht worden, und zwar erst in diesem Jahrhundert durch Clemens Brentano, über dessen Ballade oben kurz referiert worden ist. Brentano hat jedoch den Stoff vollständig frei erfunden. Aber Nikolaus Vogt, der Rheinsagensammler, fabrizierte aus Brentanos Gedicht ohne wesentliche Zusätze

---

*) Zum Beweise der Richtigkeit dieser Gedanken vgl. man Reisebilder I Nr. 3 4. 6.

(während Strodtmann das Gegenteil behauptet) im J. 1811 eine neue Rheinsage. Diese Selbstmörderin von Bacharach verwandelte der Dichter Graf Otto Heinrich von Loeben (geb. 18. Aug. 1786 zu Dresden, † daselbst 3. April 1825.) in folgendem Gedichte in eine Stromnixe:

Lorelei, eine Sage vom Rhein.

[Erzählungen Bd. II, S. 197. Dresden 1824. — Ignaz Hub, I, S. 359.]

1. Da, wo der Mondschein blitzet
Ums höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

2. Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehen vorüber, —
Lieb' Knabe, sieh nicht auf!

3. Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat dir's angethan.

4. Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir.
Glaub's nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr!

5. So blickt sie wohl nach allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läßt her die Locken wallen,
Im wilden goldnen Tanz.

6. Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel.
Drum scheu die Wassertücke,
Denn Flut bleibt falsch und kühl.

Daß Heine dieses Lied gekannt und gewissermaßen umgedichtet, das ergibt sich schon aus dem Versmaß und einzelnen Ähnlichkeiten besonderer Art; aber daß er ein wesentlich, ja unendlich schöneres Lied geschaffen hat, liegt auf der Hand. — Eichendorff hat eine Waldhexe aus der Stromnixe gemacht, Herm. Hersch eine fünfaktige Tragödie geschrieben, Wolfgang Müller von Königswinter, Caroline M. Sawyer in Nordamerika und manche andere haben seitdem die Lorelei angesungen. Ja „der Herzog Adolf von Nassau wollte der Rheinnixe anfangs der fünfziger Jahre gar auf dem Lurleifelsen, als der Stätte des uralten Lohra-Kultus," ein riesiges Standbild errichten. Das Modell hatte Prof. Hopfgarten schon fertig, da kam die Kritik darüber her und deckte den uralten Kultus gründlich auf. Seitdem verwittert das Modell im Schloßpark zu Biebrich, während Heines Lied mit immer neuer Lust weiter gesungen wird und von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt.

5. Als **schriftliche Aufgabe** läßt sich in oberen Klassen, in welchen dies Gedicht allein in der oben angedeuteten Weise behandelt werden kann, 1. eine Vergleichung der dargebotenen Dichtungen in Bezug auf die Heldin derselben aufgeben, sodann 2. eine Würdigung des Heineschen Liedes, welches an Einfachheit der Sprache und Objektivität der Darstellung mit den besten Volksliedern verglichen werden kann.

[Litteratur: *Gude IV, S. 208. — Henneberger in Herrigs und Viehoffs Archiv. III, S. 365. — *Nodnagel II, S. 258. — *Kehrein S. 208. — *Kurz III, S. 371. — A. Seyberth im Wiesbadener Gymnasialprogramm. 1863. (die Lorleisagen.) — *Strodtmann, Heines Leben I, S. 314. ff. — *Leimbach, Die Lorelei. Die Loreleidichtungen mit besonderer Rücksicht auf die Ballade von Heinr. Heine. Wolfenbüttel, Zwißler, 1879. 60 ₰.]

58. Die Grenadiere.

[Buch der Lieder. 5 Aufl. 1844. S. 56. — 37. Aufl. 1874. S. 54.]

1. Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

2. Da hörten sie beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

3. Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

4. Der andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

5. Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit beſſ'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

6. Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

7. Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

8. So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Rosse Getrabe.

9. Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

1. **Erläuterungen. Str.** 1, 2. Sie waren in Rußland gefangen [gewesen] und ließen die Köpfe hangen, als sie nach Deutschland kamen,

weil sie sich ihrer traurigen Verfassung bewußt waren und nun vor den Deutschen schämten, welche sie jetzt um Quartier demütig bitten mußten, während sie auf dem Hinzuge nach Rußland die Deutschen ihren Hochmut so recht hatten fühlen lassen. Dazu kam noch die traurige Nachricht der

Str. 2., daß Frankreich verloren gegangen sei, d. h. das große Weltreich Frankreich vom J. 1812, während jetzt Frankreich wieder so klein war, wie vor 1789. Das große Heer Napoleons war zerschlagen.

V. 4. Der Kaiser, der Kaiser = Epizeuxis. Vgl. oben Heine: Belsazar. Erl. II³. S, 316.

Str. 4. „Das Lied ist aus" = unsere Hoffnungen auf Frankreichs Größe sind für immer zerbrochen, und nun habe ich auch keine Lust zu leben mehr.

Str. 5. 2. Ich trage weit bess'res Verlangen: Viel mehr als nach Weib und Kind sehne ich mich nach meinem Kaiser.

Str. 7. Der Grenadier war Ritter der französischen Ehrenlegion. - Wo soll aber der Gefangene die Flinte für den Kameraden hernehmen? Er hat weder Degen noch Flinte mehr. —

2. Form. Altdeusche Verse mit vier Hebungen in den ungeraden, drei Hebungen in den geraden Zeilen. Die Zahl der Senkungen ist willkührlich. Heine denkt nicht daran, jambisch-anapästische Verse zu bilden, wie Nodnagel und andere annehmen.

3. Entstehung. Das Gedicht hat Heine im 16. Lebensjahre verfaßt. Von seiner Begeisterung für Napoleon haben wir verschiedene Zeugnisse aus den Knabenjahren. Er selbst sagt über den Augenblick, da er Napoleon (im J. 1811.) zuerst sah, später: „Wie ward mir, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser. Es war in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf" ꝛc. (Heines Werke I, S 251 ff.) Später nennt er den Napoleon auf St. Helena den leidenden weltlichen Heiland, der unter Hudson Lowe gelitten, wie es in den Evangelisten Lascases. Omeara und Automarchi ꝛc. geschrieben stehe. Das Lästern verstand ja Heine aus dem Fundamente. — Übrigens ist Heine großenteils die Veranlassung des in Frankreich erst später aufgekommenen Napoleonkultus, einer der widerlichsten Erscheinungen der Verherrlichung eines Tyrannen ohne menschliche Tugenden, eines Länderverwüsters und Menschenschlächters.

Übrigens ist dies Gedicht von unangenehmen Mißtönen frei; man kann sich immerhin an der einfachen, echt populären Darstellung und der raschen Entwicklung des Gedichtes lebhaft erfreuen und der wirkungsvollen Komposition Creuzers, welche übrigens dem Marschall Soult gewidmet war und dem Dichter Heine das Kreuz der Ehrenlegion eintrug, alles Lob zollen. Endlich ist die Vaterlandsliebe des sterbenden Grenadiers beachtenswert.

Auch enthält die Darstellung fast nichts Unwahrscheinliches. Daß die Soldaten, besonders die Grenadiere, an Napoleon mit solchem Enthusi-

asmus hingen, ist eine Thatsache und erklärt sich aus den außerordentlichen Feldherrn- und Regenteneigenschaften, welche dem Cäsar eigneten, sowie aus den königlichen Belohnungen der Tapferkeit und des Mutes, welche der große Emporkömmling nach allen Seiten hin unter seine Getreuen ausstreute.

4. Grundgedanke: Die begeisterte Anhänglichkeit der Soldaten an den großen Feldherrn läßt alle anderen Neigungen (an Weib und Kind ꝛc.) zurücktreten, ja sie hält auch im Grabe noch an, so daß, gemäß der Volksvorstellung, die toten Soldaten im Grabe keine Ruhe haben und nur auf den Augenblick der Wiederherstellung napoleonischer Macht harren, um dann aus dem Grabe zu neuem Krieg und Sieg hervorzugehen.

Vgl. hiermit v. Zedlitz: die nächtliche Heerschau.

[Litteratur: *Rodnagel II, S. 251. – *Gude IV, S. 242. —]

---

59. Frieden.

[Buch der Lieder. 5. Aufl. 1844. S. 330. — 37. Aufl. 1874. S. 237.]

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
5 Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
10 Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer.
Und als ein Herz in der Brust
15 Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne,
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
20 Erleuchtend und wärmend
Über Land und Meer.
Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
An Rosenbändern das gleitende Schiff,
25 Und zogen es spielend an's grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen in hochgetürmter,
Ragender Stadt.
O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
30 Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo sich zwei begegneten,
35 Sahn sie sich an, verständnisinnig,
Und schauernd, in Lieb' und süßer Entsagung,
Küßten sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,

40 Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,

Und dreimalselig sprachen sie:
Gelobt sei Jesus Christ!

1. **Erläuterungen.** V. 10. 13. 21. begegnen uns am Schlusse dreier aufeinanderfolgender Sätze dieselben Worte: „Über Land und Meer". Man nennt diese Art der Wiederholung: Epiphora (im Gegensatz zur Anaphora). Prächtige „schmückende Beiwörter", wie liebselig (V. 19.), gleitend (V. 24.), hochgetürmt, ragend (V. 26. 27.), schwatzend, schwül (V. 30.), hallend (V. 31.), welche zum Teil durch ihre Neuheit überraschen, finden wir in der ganzen Dichtung zerstreut, ebenso die „poetischen Zusammensetzungen": Sonnenherz, Gnadenstrahl, Rosenband, Friedenswunder, verständnisinnig mit großem Geschick verwandt, nicht minder die Lautmalerei in Allitteration und Assonanz: Hoch am Himmel — von weißen Wolken umwogt — in wallend weißem Gewande wandelt (zugleich Annomination), — Haupt in den Himmel, die Hände — Goß seine Gnadenstrahlen —, liebseliges Licht (Assonanz und Allitteration) — schwatzenden, schwülen Gewerbe — hallenden Straßen — weißgekleidete Palmzweig-tragende, und wo sich zwei begegneten*) ꝛc. ꝛc. Dazu kommen die verschiedenen Formen der Epizeuxis (V. 45 sinnend — V. 15. 16. 17. Sonne, rote, flammende; V. 22. 23. 25: zogen), wirksame Vergleiche („wie Schwäne am Rosenbande" V. 23.), Metaphern: wogende Wolken (V. 2), ziehende Glockenklänge (V. 22.), schwatzende Gewerbe (V. 30.) ꝛc. Und mit dieser sprachlichen Malerei, mit welcher uns der Dichter aus dem reichen Füllhorne seiner Begabung gradezu überschüttet, steht der Inhalt in vollem Einklang. Nichts, gar nichts stört diesen Frieden.

2. **Gedankengang.** In einer Vision schaut der Dichter Christum, der Welt Heiland, und die Segnungen, welche der Heiland der Menschen gebracht hat. Frieden hat der Dichter seinen Hymnus genannt, im Frieden lag die ganze Natur, als der Dichter dieses Bild des Friedefürsten schaute: Sonne, Wolken, Meer, Schiff — alles ist ganz still, und nur in sanft gleitender Bewegung sehen wir das Schiff, und in ernster, majestätischer Ruhe wandelt der Heiland über Land und Meer, Segen spendend nach allen Seiten, Gnade ausstrahlend auf die Länder und Meere, Liebe ausströmend in seinem für die Menschheit ausgegossenen Blute, und feierlich und friedlich zieht das Schiff und mit ihm der Dichter in die stille friedliche Stadt, das Bild der Friedenswohnungen. Dort begegnen sich die Menschen, Palmen in den Händen tragend, glücklich, aber ernst, durchdrungen von der beseligenden Gnade ihres Heilandes, voll Liebe, aber voll Keuschheit, und gleichzeitig alle erfüllt von Dank gegen den Einen, dessen Heilands-Liebe sie als Barmherzigkeit und Gnade, als Liebe bis in den Tod, als Freude und Frieden weckende Güte erkannt haben, und ihr einziges, aus höchster, reinster, vollster Ge-

*) Der Vokal ei malt das Feierliche.

ligkeit gesprochenes Wort ist: Gelobt sei Jesus Christus! Gelobt sei Jesus Christus, der den Seinen seinen Frieden verhieß und gibt.

3. **Zur Würdigung.** So schrieb Heine im J. 1826. Fühlte er nicht so? — Ich weiß es nicht, ich glaube es auch nicht.*) — Jedenfalls fühlte er nicht immer so. Derselbe Heine schreibt in den Nachträgen zu den Reisebildern (die Stadt Lukka): „Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den Göttertisch, daß die goldenen Pokale zitterten und die Götter verstummten und erbleichten, und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen. Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazarett, wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost, es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion." So lästert Heine im J. 1831.

Der in dem „Frieden" zur Andacht, wenn auch nur in seiner Phantasie, sich erheben konnte und uns noch erhebt — wie tief ist er nachmals gesunken! Daß ihm die Schöne des Christusbildes nie nahegetreten sei, das kann niemand behaupten. Daß er an die Segnungen des Christentums geglaubt habe, ist nicht sehr wahrscheinlich. Und dann ist sein Gedicht eine Lüge! Ist seine Lästerung die Wahrheit? Der Ausfluß seiner innersten Überzeugung? Die Antwort müssen wir in der Biographie H. Heines geben, also im 3. Bande.

4. **Schluß.** Die Juden pflegten die öffentliche Lektüre derjenigen alttestamentlichen Bücher, welche mit einem ernsten, etwa einem Worte göttlicher Fluchandrohung schließen, nicht mit diesem schrecklichen Schlußverse, sondern mit dem nächst vorhergehenden, versöhnlich klingenden Verse abzuschließen, so daß sie diesen vorletzten Vers zweimal lasen. Ich schließe diese Erläuterung des schönen Heineschen Liedes vom Frieden, sowie die Erläuterungen des zweiten Bandes nicht gern mit dem Hinweis auf Heines Lästerungen ab, sondern schließe mit dem Gruße der Gläubigen auf Erden und der Seligen in der Friedensstadt; Gelobt sei Jesus Christus!

[Litteratur *Nodnagel II. S. 277.]

Die Biographie Heines findet sich im dritten Bande!

---

*) Man vergl. den schaurigen Schluß des Gedichtes „Frieden" in Heines Gedichten (Sämtl. Werke 1876. 15. Bd. S. 239.) und die Biographie im 3. Bd. der Erl. (2. Aufl.) S. 5. 6.



Inhaltsverzeichnis.

[Die mit * bezeichneten Gedichte sind in der dritten Auflage neu aufgenommen und zuerst erläutert.]

Erster Band.

Ernst Moritz Arndt.

Luise Karoline Brachmann.

Clemens Brentano.

Gottfried August Bürger.

Adelbert von Chamisso.

Matthias Claudius.

Zweiter Band.

Anastasius Grün.

Heinrich Heine.

Buchdruckerei von Arnold Weichelt, Hannover.

Urteile der Presse über den ersten Teil der zweiten Auflage

der

Gedichtserläuterungen.

Beim Erscheinen dieser zweiten Auflage des vorgenannten Werkes könnten wir uns begnügen, auf unsere früheren sehr günstigen Beurteilungen desselben zu verweisen; allein wir würden dem Verf. damit nicht gerecht werden, der in dem vorliegenden Buche im Vergleich zur ersten Auflage fast ein ganz neues, erweitertes Werk geliefert hat. Der Umfang des Ganzen (einschließlich des 2. und 3.*) Teiles) wird noch einmal so stark, die Zahl der erläuterten Dichtungen wird sich auf mindestens 200**) (früher 97) belaufen, die Zahl der Dichter ist wesentlich vermehrt, die Reihenfolge derselben ist zur besseren Übersichtlichkeit die alphabetische geworden, die Erläuterungen in der früher von uns gerühmten eingehenden, verständnisinnigen und aus reichem litterarischen Wissen geschöpften Weise sind von dem Verfasser mit Sorgfalt nochmals durchgearbeitet und, wo es nötig schien, verbessert. Jedem Lehrer, der die Aufgabe hat, in die Schätze unserer Litteratur einzuführen, wird hier eine reiche Fundgrube aufgethan, jedem Freunde der Litteratur ein Führer angeboten, dem er dankbar die Hand drücken wird, so oft er sich von ihm leiten läßt. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

(Haus und Schule, Hannover.)

Dieses vor 2 Jahren zuerst in 2 Bänden erschienene Werk wurde von der pädagogischen und belletristischen Kritik so günstig aufgenommen und allgemein so brauchbar gefunden, daß nach kurzer Zeit schon eine 2. Auflage desselben nötig wurde. Der für eine solche Arbeit sehr berufene Verfasser hat sich durch diesen glänzenden Erfolg seines Unternehmens bewogen gefunden, das Werk so umzuarbeiten und zu vermehren, daß es jetzt aus drei Bänden bestehen*) und mindestens 200**) Dichtungen (statt der bisherigen 97) erläutern wird. Der vorliegende 1. Teil enthält

---

*) Es ist das Werk in 4 Bd. vorläufig abgeschlossen.
**) Die Zahl der behandelten Gedichte beträgt fast 400.

deren 72, welche folgenden Dichtern angehören: Luise Brachmann, Cl. Brentano, Bürger, Chamisso, Dingelstedt, Dreves, Ebert, Eichendorff, Freiligrath, E. Fröhlich und E. Geibel. Jedem Dichter ist die Biographie und das Verzeichnis seiner Schriften beigegeben. — — —

Jeder Freund unserer reichen deutschen Poesie wird dieses mit Wärme und praktischem Geschicke geschriebene Werk mit Vergnügen lesen, jeder Lehrer wird für seinen Unterricht im Deutschen einen reichen Schatz von Kenntnissen nicht bloß der erläuterten Gedichte, sondern auch der Litteratur überhaupt, der Poetik und Metrik, sowie der charakteristischen Unterschiede der Dichtungsarten aus demselben schöpfen können. Alle vorhandenen ähnlichen Werke sind vor Abfassung dieses Kommentars gründlich studiert, aber keiner der vorhergehenden kann sich einer so praktischen Verwendbarkeit, eines so gemütvollen, das innerste Seelenleben sympathisch berührenden Tones rühmen, wie dieses. Wie die erste Auflage mit ungeteilter Anerkennung aufgenommen wurde, so wird diese Umarbeitung noch viel mehr sich Freunde und Lob erwerben, um so mehr, als auch die äußere Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt und der Preis desselben ein mäßiger genannt werden muß.

(Hessisches Wochenblatt. Nr. 13. 1878.)

Wir sind gar nicht unbedingt Freunde solcher Anleitungen, sintemalen wir wohl wissen, daß man bei Behandlung von Gedichten in der Schule sich sehr in acht zu nehmen hat, daß man damit nicht mehr schade als nütze. Die Gefahr liegt nicht sehr abseits. Besser, kein näheres Eingehen in ein gelesenes oder vorgetragenes Gedicht, als ein verfehltes. In dem vorliegenden Werke aber tritt uns eine durchaus gesunde, den Totaleindruck nicht abschwächende, zerstörende, sondern bei gehöriger Gewecktheit des Schülers klärende, in lichte Höhe hebende Behandlung entgegen. Die Auswahl der Gedichte ist möglichst eine allseitige, sichtlich nicht nur auf Beibringung poetisch-litterarischer Kenntnisse, sondern auch auf Weckung sittlicher, religiöser, patriotischer und überhaupt menschlich edler Gefühle hinzielende, anderweiter in manchen ausgewählten Stücken enthaltener Bildungselemente nicht zu gedenken. So enthält Chamissos ergreifendes Gedicht Salas y Gomez gewissermaßen ein Charakterbild aus dem stillen Ozean. Die zur Übung in schriftlicher Darstellung ausgesetzten Aufgaben dürften jedem Lehrer willkommen sein, ebenso die kernig und ungeschminkt gegebenen Biographieen der Dichter und die Aufzählung ihrer Werke, die uns einen wertvollen Teil der Litteraturgeschichte liefern. Das Ganze ist durchweht von einer fast religiösen, bürgerlich achtbaren Gesinnung, was unserer heutigen Jugend gegenüber jedem Lehrer besonders zu wünschen ist. So sei denn dieses Werk, dessen äußere Ausstattung ganz dem trefflichen Inhalte entspricht, jedem Lehrer und jedem Litteraturfreunde bestens empfohlen.

(Neue deutsche Dichterhalle. 1878. S. 182.)

